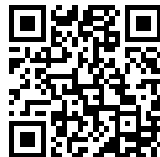


---

This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

<https://books.google.com>





## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Princeton University Library



32101 055984270

Library of



Princeton University.

PRESENTED BY  
JACOB VINER











**Bibliothek**  
der  
**Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft.**

Begründet von **F. Stöpel.**  
Fortgeführt von **Robert Prager.**

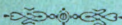
---

Neue Grundsätze  
der  
**Politischen Ökonomie.**

Von  
**J. C. L. Simonde de Sismondi.**

I.

Nach der zweiten Ausgabe des französischen Originals.



**Berlin**  
**Verlag von R. L. Prager**  
1901.



**Bibliothek**  
der  
**Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft.**

Begründet von **F. Stöpel.**

Fortgeführt von **Robert Prager.**

Von dieser Bibliothek, welche sich zum Ziel gesetzt hat, die **hervorragendsten Werke der nationalökonomischen und socialen Schriftsteller aller Nationen in billigen und schönen Ausgaben und in guten Uebersetzungen** zu veröffentlichen, sind bisher die folgenden Bände erschienen:

- Carey, H. C. Die Einheit des Gesetzes**, nachgewiesen in den Beziehungen der Natur-, Sozial-, Geistes- und Moralwissenschaft. Nach d. amerik. Orig. v. F. Stöpel. (XX, 434 S.) 8. 1878. br. M. 5; eleg. Halbfrzbd. M. 6,—.
- Malthus, T. R. Versuch über das Bevölkerungsgesetz**. Nach d. 7. Ausg. d. engl. Orig. übers. v. F. Stöpel. Zweite Aufl., durchgesehen und verbessert von R. Prager. (XVI, 866 S.) 8. 1900. br. M. 10; eleg. Halbfrzbd. M. 11,25.
- Smith, Adam. Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes**, Deutsch v. F. Stöpel. 4 Bde. (1263 S.) 8. 1878. br. M. 7; in eleg. Halbfrzbdn. M. 9,—.
- Smith, E. Peshine. Handbuch der politischen Oekonomie**. Nach d. amerik. Orig. v. F. Stöpel. (XVI, 398 S.) 8. 1878. br. M. 5; eleg. Halbfrzbd. M. 6,—.
- Blanc, Louis. Organisation der Arbeit**. Nach der neunten, umgearb. und durch ein Kapitel vermehrten Ausgabe des Originals übersetzt von Robert Prager. (X, 332 S.) 8. 1899. br. M. 5; in eleg. Halbfrzbd. M. 6,—.
- Sismondi, J. C. L. Simonde de. Neue Grundsätze der politischen Oekonomie**. Nach der 2. Ausg. (1827) übers. von R. Prager. In 2 Bdn. Bd. I (XXVIII, 359 S.) 8. 1901. br. M. 5; eleg. Halbfranzband M. 6,—.
- Kowalewsky, Maxime. Die ökonomische Entwicklung Europas bis zum Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsform**. Mit Genehmigung des Verf. aus dem Russ. übersetzt von L. Motzkin. In 6 Bdn. Bd. I: Röm. u. German. Elemente in der Entwicklung der mittelalterlichen Gutsherrschaft und der Dorfgemeinde. (VIII, 539 S.) 8. 1901. br. M. 7,50; eleg. Halbfrzbd. M. 8,75.

In Vorbereitung sind:

**Proudhon**, Philosophie der Staatsökonomie oder Notwendigkeit des Elends.  
**Godwin**, Ueber die politische Gerechtigkeit.

— Bevölkerung.

**Malthus**, Grundsätze der politischen Oekonomie.

**Steuart, James**, Untersuchung über die Grundlage der politischen Oekonomie.

Bis zur Fertigstellung der Werke besteht ein ermässiger Subscriptionspreis, welcher nach Erscheinen erlischt.

Subscriptionen nehmen alle Buchhandlungen an, sowie die

**Verlagshandlung R. L. Prager in Berlin, NW. 7.**

311

**Bibliothek**  
der  
**Volkswirtschaftslehre**  
und  
**Gesellschaftswissenschaft.**

**Begründet von F. Stöpel.**

Fortgeführt  
von  
**Robert Prager.**

**IX.**

---

**Berlin**  
**Verlag von R. L. Prager**  
1901.

Neue Grundsätze  
der  
**Politischen Ökonomie**

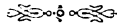
oder  
**Der Reichtum**  
in seinen Beziehungen zu der Bevölkerung

von  
**J. C. L. Simonde de Sismondi.**

Nach der zweiten Ausgabe von 1827 übertragen

von  
**Robert Prager.**

I.



**Berlin.**  
**Verlag von R. L. Prager**  
1901.

**(RECAP)**

HB163  
-S615  
V1-3



# Inhalt.

Lebensabriss . . . . .	VII
Vorbemerkung zu der zweiten Ausgabe . . . . .	XI
Vorbemerkung zu der ersten Ausgabe . . . . .	XXIV

## Erstes Buch.

### Gegenstand der politischen Oekonomie und Ursprung dieser Wissenschaft.

<b>Kapitel I:</b> Doppelter Zweck der Wissenschaft von der Regierung . . . . .	1
- II: Teilung der Wissenschaft von der Regierung. Hohe Politik und politische Ökonomie . . . . .	5
- III: Verwaltung des Nationalwohlstandes vor ihrer Erhebung zu einer Wissenschaft. . . . .	9
- IV: Erste Umwälzung in der politischen Ökonomie durch die Diener Karls V. . . . .	16
- V: Das Merkantilsystem . . . . .	20
- VI: Das Ackerbausystem der Ökonomen . . . . .	27
- VII: Adam Smith. Einteilung dieses Werkes . . . . .	35

## Zweites Buch.

### Bildung und Fortschreiten des Reichtums.

<b>Kapitel I:</b> Bildung des Reichtums für den Einzelmenschen . . . . .	44
- II: Bildung des Reichtums in der Gesellschaft durch Tausch . . . . .	50
- III: Vermehrung der menschlichen Bedürfnisse innerhalb der Gesellschaft und Grenzen der Produktion . . . . .	56
- IV: Wie das Einkommen aus dem Kapital entsteht . . . . .	63
- V: Teilung des Nationaleinkommens unter die verschiedenen Klassen der Bürger . . . . .	77
- VI: Wechselseitige Bestimmung der Produktion durch die Konsumtion und der Ausgaben durch das Einkommen . . . . .	87
- VII: Wie das Geld den Austausch der Reichtümer vereinfacht hat . . . . .	99
- VIII: Der Handel als Stütze der Produktion und Ersatz des Produktivkapitals . . . . .	103
- IX: Die Klassen, die arbeiten, ohne daß der Wert ihrer Arbeit in einem von ihnen hergestellten Produkt sich darstellt . . . . .	109

## Drittes Buch.

## Von dem Eigentum an Grund und Boden.

<b>Kapitel I:</b> Zweck der Gesetzgebung hinsichtlich des Reichtums an Grund und Boden . . . . .	116
- II: Einfluss der Regierung auf die Fortschritte der Landwirtschaft . . . . .	121
- III: Die patriarchalische Wirtschaft . . . . .	127
- IV: Der Betrieb durch Sklaven . . . . .	136
- V: Von der Halbbanerei oder der Bewirtschaftung zu geteiltem Ertrage . . . . .	145
- VI: Von der Frohnwirtschaft . . . . .	157
- VII: Über die Bewirtschaftung mit einer Kopfsteuer . . . . .	163
- VIII: Der Pachtkontrakt . . . . .	168
- IX: Die emphyteutische Pacht . . . . .	187
- X: Über den Getreidehandel . . . . .	191
- XI: Von dem Verkauf des Grundeigentums . . . . .	208
- XII: Über die Gesetze zur Erhaltung des Grundeigentums in den Familien . . . . .	215
- XIII: Ricardos Theorie über die Bodenrente . . . . .	232

## Viertes Buch.

## Von dem Handelsreichtum.

<b>Kapitel I:</b> Der Nationalwohlstand im Handelssystem . . . . .	243
- II: Von der Kenntnis des Marktes . . . . .	251
- III: Wie der Verkäufer seinen Absatz vergrößert . . . . .	261
- IV: Der kaufmännische Reichtum folgt dem Wachsen des Einkommens . . . . .	274
- V: Von den Löhnen . . . . .	287
- VI: Der Zins . . . . .	299
- VII: Von der Teilung der Arbeit und von den Maschinen . . . . .	303
- VIII: Ergebnisse des Kampfes zur Erzielung billiger Produktion . . . . .	310
- IX: Von den Monopolen . . . . .	317
- X: Gesetzliche Beschränkungen der Vermehrung der Produzenten . . . . .	326
- XI: Von den Zöllen . . . . .	335
- XII: Von dem Einfluss des Staates auf den Handelsreichtum . . . . .	347
<b>Zusatz zu Buch III. Kapitel X.</b> . . . . .	356

## Sismondi, Jean Charles Léonard Simonde de,

wurde am 9. Mai 1773 zu Genf geboren.\*) Sein Vater, ein protestantischer Geistlicher und seit 1782 Mitglied des großen Rates der Republik Genf, bestimmte seinen Sohn für den Kaufmannsstand. Nach Erlangung einer klassischen Schulbildung und dem Besuche der Universität Genf trat der junge Sismondi in ein Lyoner Handelshaus ein. 1792 durch die revolutionäre Erhebung Lyons gegen den Konvent von dort vertrieben, kehrte er nach Genf zurück, verließ jedoch auch diese Stadt infolge der dort ausbrechenden Revolution und begab sich mit seiner Familie zuerst nach England und von da nach Toskana, wo sich die Familie im Jahre 1795 bei Pescia, in der Nähe von Florenz niederließ. Im Jahre 1800 kehrte Sismondi nach Genf zurück und war dort kurze Zeit Handelskammersekretär des Departement du Léman. Einen Ruf an die Hochschule in Wilna als Professor der politischen Ökonomie schlug Sismondi aus. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Necker und dessen Tochter, Frau von Staël, führten ihn in den Kreis hervorragender Schriftsteller, die in Neckers Hause in Coppet bei Genf verkehrten und liessen ihn die Aufforderung der Frau von Staël, sie auf ihren wiederholten Reisen nach Deutschland und Italien zu begleiten, gern annehmen. Im Jahre 1813 wurde Sismondi Mitglied des großen Rats von Genf, im Jahre 1819 erhielt er eine Berufung nach Paris als Professor an der Sorbonne, die er jedoch ausschlug. Die Académie des sciences morales et politiques in Paris er-

---

\*) Ich folge in meiner Skizze wesentlich dem Aufsätze Lippert's im 5. Bande des „Handwörterbuchs der Staatswissenschaften“ 1. Auflage, sowie der Darstellung des Systems Sismondi's bei „Eisenhart, Geschichte der Nationalökonomik.“

nannte ihn im Jahre 1833 zu ihrem auswärtigen Mitgliede. Sismondi starb am 25. Juni 1842 in seinem Landhause in der Nähe von Genf.

Neben einer großen Anzahl von Zeitschriftenartikeln hat Sismondi seine Ansichten in einer Anzahl größerer Werke niedergelegt, von denen als die bedeutendsten wohl die „*Etudes sur l'Économie politique*“ und die hier in Übersetzung vorliegenden „*Nouveaux principes*“ zu nennen sind. Seine erste staatswirtschaftliche Schrift war das im Jahre 1801 veröffentlichte: „*Tableau de l'agriculture toscane*“, dem zwei Jahre später: „*De la richesse commerciale ou principes de l'économie politique, appliquée à la législation du commerce*“ folgte. Letzteres Werk machte ihn bald bekannt, da die in dem Werke durchgeführte harmonische Verbindung des Physiokratismus mit den Ansichten Adam Smiths sowohl die Ökonomen wie die Anhänger Adam Smiths befriedigte. Um so größerer Opposition in den leitenden Kreisen begegneten seine „*Neuen Grundsätze*“, die auch in späterer Zeit die verschiedenste, und man darf sagen, unrichtigste Beurteilung erfahren haben. Die ersten Angriffe erfolgten von seiten der herrschenden volkswirtschaftlichen Schule, die ihn nach Veröffentlichung seines „*De la richesse commerciale*“ als Anhänger begrüßt hatte und ihn nach Veröffentlichung seiner „*Neuen Grundsätze*“ als Renegaten betrachtete. Sehr mit Unrecht. Ebenso wie in seiner „*Richesse*“ erkennt Sismondi in seinen „*Neuen Grundsätzen*“ die Verdienste Adam Smiths unumwunden an und bekennt sich als seinen Schüler und Anhänger. Dies hindert ihn allerdings nicht, die Auswüchse dieses Systems, die den Schülern und Nachtretern Adam Smiths zur Last fallen, zu geißeln, den äußersten Individualismus, die schrankenlose Konkurrenz, die Ausschließung der wirtschaftlich Schwächeren von der Güterverteilung mit Wärme zu bekämpfen. Er steht auf dem Standpunkte Adam Smiths, indem er die Arbeit als die einzige Quelle des Reichtums anerkennt, und die Sparsamkeit als das einzige Mittel, ihn zu bewahren, er fügt aber hinzu, daß der Reichtum nicht Selbstzweck sei, sondern der Genuß der einzige Zweck seiner Aufhäufung, und daß ein Wachsen des Nationalreichtums ohne gleichzeitiges Wachsen der nationalen Genüsse ein nationales

Übel sei. Er tritt der öden Plusmacherei Ricardos ebenso entschieden entgegen, wie seinem „ehernen Lohngesetz“, bekämpft aber ebenso die Malthussche Annahme, daß die Bevölkerung sich jemals über das Maximum der Lebensmittel-erzeugung hinaus vermehren könne. So tritt Sismondi, von Adam Smith ausgehend, der liberal-individualistischen Anschauung entgegen, die den schrankenlosen Egoismus, die unbegrenzte Konkurrenz als Triebfeder der Volkswirtschaft ansah. Er fordert vom Staat, daß er die Regelung der Wirtschaft in die Hand nehme, die Schwachen schütze, für den Armen bei Krankheit und Altersschwäche Sorge. So konnte es nicht fehlen, daß Sismondi als Sozialist angesehen wurde. Blanqui nennt seine „Neuen Grundsätze“ „le plus éloquent manifeste de l'école radicale“, auch Hildebrand und Knies reihen ihn unter die Sozialisten ein. Eine Prüfung der „Neuen Grundsätze“ dürfte die Unrichtigkeit dieser Ansicht ergeben. Überall betont Sismondi die Achtung vor der persönlichen Freiheit wie vor dem Eigentum. Er verwirft jede gesetzliche Nötigung, jede anderweitige Verteilung der Früchte des Großbetriebs, Arbeitstaxen. Allerdings fordert er, daß der Arbeitgeber für die Erhaltung des Arbeitnehmers verantwortlich bleibe. Haben die Arbeitgeber diese Arbeiterklasse ins Leben gerufen, so bleiben sie auch für die Lage derselben verhaftet, doch soll dies lediglich eine Art Solidarität zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern sein. Will man Sismondi klassifizieren, so dürfte man ihn wohl am ehesten als einen Vorgänger der sog. Kathedersozialisten ansprechen, ebenso darf man vielleicht sagen, daß die Arbeiterversicherung, die das Deutsche Reich eingeführt hat, ihm als Ideal vorgeschwebt habe. Hat Sismondi auch wesentlich in der Negation, in der Aufdeckung der Fehler des herrschenden Systems gewirkt und stehen seine positiven Vorschläge nicht auf gleicher Höhe, so mögen wir mit ihm nicht rechten, die wir ja auch die Lösung des Problems bis heute nicht gefunden haben. Aber schon dadurch, daß Sismondi den ethischen Gehalt der Volkswirtschaft betont hat, daß er das Glück und das Wohlbefinden der gesamten Bevölkerung als Ziel der Anhäufung des Reichtums hingestellt hat, hat er sich ein unvergängliches Verdienst erworben. Ich schliesse mit den Worten Eisenharts: „In



der Vollziehung dieser Aufgabe steht das Jahrhundert noch mitten inne, denn was in dieser Richtung bisher hervorgetreten ist, hat sich noch immer stärker in der Kritik als in der schöpferischen Neubildung erwiesen, man müßte denn die Improvisation sozialistischer Utopien für eine solche nehmen wollen. Und zwar gilt dieses sofort von demjenigen Systeme, auf welches die Reorganisation der Wissenschaft zurückgeführt werden muß, indem es zuerst die Diagnose der großen Sozialkrankheit gestellt hat, welche die liberale Periode über das Leben heraufgeführt hat und das sich mit Recht rühmt, die alte Orthodoxie erschüttert zu haben. Es sind die Nouveaux principes d'économie politique von Simonde de Sismondi mit seinem bezeichnenden Gegentitel: ou de la richesse dans ses rapports avec la population.“\*)

---

\*) Geschichte der Nationalökonomik 2. Aufl. 1891, S. 118. 1881, S. 101.

## Vorbemerkung zu der 2. Auflage.

Vor sieben Jahren habe ich das Werk veröffentlicht, dessen 2. Ausgabe ich heute dem Publikum vorlege. Ich verhehle mir nicht, daß das Werk nicht die Anerkennung der Männer gefunden hat, die man heute mit Recht als diejenigen betrachtet, die die Wissenschaften die erheblichsten Fortschritte haben machen lassen; ich muß selbst ihrem persönlichen Wohlwollen die Mäßigung zuschreiben, mit der sie mein Buch bekämpft haben. Es hat mich nicht in Erstaunen gesetzt, daß mein Buch einen tiefern Eindruck nicht hinterlassen hat; zweifellos habe ich Grundsätze wieder ans Licht gezogen, die man als abgethan betrachtete; ich habe eine Wissenschaft erschüttert, die durch ihre Einfachheit, durch die klare und methodische Entwicklung ihrer Gesetze eine der vornehmsten Schöpfungen des menschlichen Geistes schien; ich habe endlich die Orthodoxie angegriffen, was in der Philosophie ein ebenso gefährliches Unternehmen ist, wie in der Religion. Gleichzeitig war ich noch in anderer Weise im Nachteil; ich mußte mich von Freunden trennen, deren politische Meinung ich theile, ich zeigte die Gefahr von Neuerungen, die sie empfehlen, ich wies nach, daß gewisse Einrichtungen, die sie lange Zeit als Mißbräuche bekämpft hatten, wohlthätige Folgen gehabt haben, ich rief endlich bei mehr als einer Gelegenheit das Dazwischentreten des Staates behufs Regelung der Fortschritte des Reich-

tums an, anstatt die politische Ökonomie auf die einfachste und anscheinend liberalste Formel zurückzuführen, auf das thun lassen und das gehen lassen (*laisser faire et laisser passer*).

Ich hatte keine Ursache, mich zu beklagen; ich wartete, denn die Wahrheit ist stärker, als der Geist eines Systems. Hätte ich mich getäuscht, so hätten die Thatsachen nicht ermangelt, mir dies zu offenbaren; hätte ich dagegen neue Grundsätze entdeckt, welche aber selbst in meinen Augen nur erst anfangen, Wichtigkeit zu erlangen, so hätten die Thatsachen nicht gezögert, sie zu stützen, und ich hätte bei allem Respekt vor der Autorität der Hohenpriester der Wissenschaft mit Galilei sagen können: und sie bewegt sich doch.

Sieben Jahre sind verflossen und die Thatsachen scheinen siegreich für mich gekämpft zu haben. Sie haben besser, als ich es hätte thun können, bewiesen, daß die Gelehrten, von denen ich mich getrennt hatte, einer falschen Glückseligkeit nachgegangen waren, daß ihre Theorien, da wo sie praktisch ausgeübt wurden, wohl den materiellen Reichtum hatten vermehren können, daß sie aber zu gleicher Zeit die Masse der Genüsse, die jedem einzelnen zukommen, vermindert hatten, daß, wenn sie die Neigung hatten, den Reichen reicher zu machen, sie zugleich den Armen ärmer und abhängiger machten und schlechter für ihn sorgten. Gänzlich unerwartete Wechselfälle in der Handelswelt folgten sich auf dem Fusse; die Fortschritte der Industrie und der Wohlhabenheit konnten die Industriellen, die diese Wohlhabenheit geschaffen hatten, nicht vor unerhörten Leiden schützen; die Thatsachen haben weder der allgemeinen Erwartung noch den Vorhersagungen der Weisen entsprochen, und trotz des blinden Glaubens, den die Schüler der politischen Ökonomie den Lehren ihrer Meister entgegenbringen,

haben sie sich gezwungen gesehen, für Erscheinungen neue Erklärungen zu fordern, die sich so ganz von den Regeln entfernen, die sie als feststehend zu betrachten sich gewöhnt hatten.

Unter diesen Erklärungen sind die, die ich im Voraus gegeben habe, als vollständig den Ergebnissen entsprechend, befunden worden. Vielleicht ist dieser Übereinstimmung das schnelle Vergriffensein meines Werkes und das Verlangen nach einer neuen Ausgabe zuzuschreiben. In England war es, wo ich diese Aufgabe gelöst habe. England hat die berühmtesten Volkswirte hervorgebracht. Ihre Lehren werden dort heute noch mit einer verdoppelten Wärme vorge tragen. Staatsminister, die doch schon eingeweiht sind in die Lehre vom öffentlichen Wohle, kann man dort den Vorlesungen eines der tüchtigsten volkswirtschaftlichen Lehrer folgen sehen: stets hörte man sie sich auf seine Grundsätze im Parlament berufen. Der allgemeine Wettbewerb oder der Wunsch, immer mehr zu produzieren und zu immer billigerem Preise, ist seit langer Zeit das in England maßgebende System. Ich habe dieses System als gefährlich angegriffen, dies System, das Englands Industrie die ungeheuersten Fortschritte hat machen lassen, aber das in seinem Verlauf die Arbeiter in ein erschreckendes Elend gestürzt hat. Neben diese Zuckungen des Reichtums habe ich geglaubt, mich stellen zu sollen, um meine Ausführungen noch einmal zu überlegen und sie mit den Thatsachen zu vergleichen.

Das Studium Englands hat mich in meinen „neuen Grundsätzen“ befestigt. In diesem überraschenden Lande, das eine große Erfahrung zur Belehrung der übrigen Welt in sich zu bergen scheint, habe ich die Produktion zunehmen und die Genüsse abnehmen sehen. Die Masse der Bevölkerung scheint dort ebenso, wie die Philosophen, zu vergessen, daß das An-

wachsen der Reichtümer nicht der Zweck der politischen Ökonomie ist, sondern das Mittel, dessen sie sich bedient, um das Glück aller zu fördern. Ich habe dieses Glück in allen Klassen gesucht, es aber nirgends finden können. Thatsächlich ist die hohe englische Aristokratie bei einem Grad des Reichtums und des Luxus angelangt, der alles übersteigt, was man bei allen übrigen Völkern zu sehen bekommt. Indessen erfreut sie sich selbst nicht der Fülle, die sie auf Kosten der andern Klassen erworben zu haben scheint; es mangelt ihr die Sicherheit: Entbehrung macht sich in jeder Familie noch mehr bemerkbar, als der Überfluß. Wenn ich in diese Häuser eintrete, deren Pracht eine wahrhaft königliche ist, höre ich ihre Besitzer beteuern, daß durch die Aufhebung des Getreidemonopols, das sie ihren Mitbürgern gegenüber ausüben, ihr Vermögen vernichtet werden würde, denn ihre Ländereien, die sich über ganze Provinzen\*) ausdehnen, werden nicht mehr die Bebauungskosten einbringen. Um diese Besitzer sieht man eine Zahl von Kindern, die in andern Aristokratien ihresgleichen nicht findet. Einige haben 10, 12 und manchmal noch mehr Kinder, aber alle diese jüngeren Söhne, alle die Töchter werden der Eitelkeit des ältesten geopfert; ihre Abfindung in Kapital ist nicht einmal einer Jahresrente ihres Bruders gleich; ohne zu heiraten, müssen sie altern, und mit ihrer Abhängigkeit am Schlusse ihres Lebens müssen sie den Luxus ihrer ersten Jugendjahre sehr teuer bezahlen.

\*) An anderer Stelle habe ich von einem Besitz der Gräfin Sutherland gesprochen, der 400 000 Hektar umfaßt. Im allgemeinen kann man annehmen, daß auf jedes Tausend £ Einkommen eines englischen Großen ein Besitz von 2 geometrischen Meilen im Quadrat kommt; aber in Schottland, Irland und Wales setzt dasselbe Einkommen einen mehr als doppelten Umfang voraus. Das ungeheure Anwachsen des Grund- und Bodenreichtums in der letzten Zeit erklärt genugsam die Verminderung der Zahl der Eigentümer.



Unter dieser betitelten und nicht betitelten Aristokratie nimmt der Handel eine hervorragende Stellung ein; seine Unternehmungen umfassen die ganze Welt, seine Angestellten bieten dem Polareise und der Hitze des Äquators Trotz, während jeder der Chefs, die sich auf der Börse versammeln, über Millionen gebietet. Zu gleicher Zeit stellen in allen Strafsen Londons, so wie in denen der andern großen Städte Englands, die Läden Waren zur Schau, die dem Verbrauch des Weltalls genügen würden. Bringt aber der Reichtum dem englischen Händler die Art von Glück, die er zu gewähren imstande ist? Nein, in keinem Lande sind die Bankrotte so häufig. Nirgends werden diese ungeheuren Vermögen, von denen jedes für eine öffentliche Anleihe zur Erhaltung eines Reiches oder einer Republik ausreichen würde, mit solcher Schnelligkeit in alle Winde zerstreut. Alle beklagen sich, daß die Geschäfte nicht ausreichend, daß sie schwierig und wenig einträglich sind. Vor wenigen Jahren haben zwei schreckliche Krisen einen Teil der Banquiers zu Grunde gerichtet, und die Verheerung hat sich auf alle englischen Manufakturen erstreckt. Zu gleicher Zeit hat eine andere Krise die Pächter zu Grunde gerichtet, und hat ihre Rückwirkung den Kleinhandel fühlen lassen. Andererseits ist dieser Handel trotz seiner ungeheuren Ausdehnung nicht imstande, jungen Leuten einen Platz zu bieten; alle Stellen sind besetzt und in den oberen Schichten der Gesellschaft, wie in den niederen, bietet der größte Teil vergebens seine Arbeit an, ohne einen Lohn erhalten zu können.

Hat dieser nationale Wohlstand, dessen materielle Fortschritte alle Augen blenden, hat dieser endlich zum Vorteil des Armen gedient? Nichts weniger als das. In England hat das Volk ebenso wenig Behaglichkeit in der Gegenwart, wie Sicherheit für die Zukunft. Keine Bauern giebt es mehr auf dem Lande;

man hat sie gezwungen, Tagelöhnern Platz zu machen; fast keine Handwerker mehr in den Städten oder unabhängige Kleinindustrielle, sondern nur Fabrikarbeiter. Der Industrielle, um ein Wort anzuwenden, das dieses System selbst aufgebracht hat, weiß nicht mehr, was es heißt einen Beruf zu haben, er erhält einfach einen Lohn und da dieser Lohn ihm nicht gleichmäßig zu allen Zeiten genügen kann, ist er fast in jedem Jahr gezwungen, von der Börse der Armen ein Almosen zu erbitten.

Diese so reiche Nation hat es für vorteilhafter befunden, alles Gold und Silber, das sie besaß, zu verkaufen, zu Anweisungen überzugehen und ihren ganzen Umlauf mittelst Papier zu bewirken. Sie hat sich so freiwillig des bedeutendsten Vorteils des Zahlungsmittels beraubt, der Beständigkeit des Preises; die Inhaber von Anweisungen auf Provinzialbanken laufen täglich Gefahr, durch häufige und gewissermaßen epidemisch auftretende Bankrotte der Bankiers zu Grunde gerichtet zu werden, und der ganze Staat ist in allen seinen Vermögensbeziehungen den größten Zuckungen ausgesetzt, wenn ein feindlicher Einfall oder eine Revolution den Kredit der Nationalbank erschüttert. Die englische Nation hat es für sparsamer befunden, auf die Bodenbestellungsarten zu verzichten, die viel Handarbeit erfordern, und hat die Hälfte der Landbebauer, die seine Felder bewohnten, verabschiedet, ebenso wie die Handwerker in den Städten; die Weber machen Platz den „power looms“ (Dampfbetrieb) und unterliegen heute dem Hunger; sie hat es für sparsamer befunden, alle Arbeiter auf den niedrigsten Lohn zu setzen, mit dem sie leben können, so daß die Arbeiter, die nur noch Proletarier sind, keine Furcht hegen, sich in ein noch tieferes Elend zu stürzen, wenn sie immer zahlreichere Familien aufziehen; sie hat es für sparsamer befunden, die Irländer nur mit Kartoffeln

zu nähren und ihnen nur Lumpen zur Kleidung zu geben, und so bringt jedes Schiff täglich Legionen Ir-länder, die zu billigerem Preise arbeiten, als die Engländer, und diese aus allen Gewerben vertreiben. Was sind also die Früchte dieses ungeheuren angehäuften Reichtums? Haben sie eine andere Wirkung gehabt, als die Sorgen, die Entbehrungen, die Gefahr eines vollständigen Untergangs allen Klassen mitzuteilen? Hat England, als es die Menschen über den Dingen vergafs, nicht den Zweck den Mitteln geopfert?

Das Beispiel Englands ist um so packender, als es sich um eine freie, aufgeklärte, gut regierte Nation handelt und alle seine Leiden einzig und allein daraus hervorgehen, daß es eine falsche wirtschaftliche Richtung verfolgt hat. Ohne Zweifel ist der Fremde in England von den anmaßenden Ansprüchen der Aristokratie und von der Anhäufung der ohne Aufhören anwachsenden Reichtümer in denselben Händen betroffen. In keinem Lande indessen ist die Unabhängigkeit aller Klassen des Volks besser gewahrt, und der Arme bewahrt neben einer achtungsvollen Ehrerbietung, die uns in Erstaunen setzt, im Grunde seiner Seele das Bewußtsein seiner eigenen Würde. In keinem andern Lande durchdringt das Gefühl des Vertrauens in das Gesetz und der Achtung für dasselbe mehr alle Klassen; in keinem andern Lande ist das Gefühl des Mitleids allgemeiner, in keinem bemühen sich die Reichen mehr, allem Unglück Hilfe zu bringen, in keinem andern Lande ist die öffentliche Meinung mächtiger, in keinem die Regierung aufgeklärter, mehr bemüht, das allgemeine Wohl zu suchen und geschickter, es zu finden. Sollen also soviel Hilfsmittel, soviel Tüchtigkeit für die menschliche Gesellschaft von keinem Nutzen sein? Ja, wenn sie das Unglück haben, sich in einer falschen Richtung zu bethätigen. England, das aufgeklärter, freier und

mächtiger als die andern Völker ist, ist nur später zu dem Ziele gekommen, das ein Irrtum es verfolgen liefs. Seine Lebenskraft und die Talente seiner Staatsmänner werden ihm, wenn es den festen Willen dazu hat, behilflich sein, leichter als ein anderes Volk in den richtigen Weg einzulenken; aber die Wissenschaft hat ihre Vorurteile, die Völker haben ihre Gewohnheiten und noch heute in ihren Drangsalen treffen die Engländer lediglich Mafsnahmen, die geeignet sind, das Elend zu vergröfsern.

Ich habe in dem Buche, das ich hiermit von Neuem dem Publikum darbiete, zu begründen versucht, dafs der Fortschritt der Reichtümer, wenn sie dem Glücke aller dienen sollen, in Anbetracht, dafs sie alle materiellen Genüsse des Menschen in sich schliessen, mit dem Anwachsen der Bevölkerung in Übereinstimmung stehen müssen und dafs ihre Verteilung unter diese Bevölkerung ein Verhältnis aufweisen müsse, an dem man nicht ohne äufserste Gefahr rütteln darf. Ich habe mir vorgenommen, nachzuweisen, dafs es für das Glück aller notwendig sei, dafs das Einkommen mit dem Kapital wachse, dafs die Bevölkerung nicht das Einkommen überschreite, das ihr den Lebensunterhalt gewährt, dafs der Verbrauch mit der Bevölkerung wachse und dafs die Wiedererzeugung sowohl mit dem Kapital, das sie schafft, als mit der Bevölkerung, die sie verbraucht, in gleichem Verhältnisse stehe. Ich habe zu gleicher Zeit gezeigt, dafs jede dieser Beziehungen unabhängig von den andern gestört werden könne; dafs das Einkommen häufig nicht im Verhältnis zum Kapital wächst, dafs die Bevölkerung sich vermehren kann, ohne dafs sich das Einkommen vermehrt, dafs eine zwar zahlreichere, aber elendere Bevölkerung einen geringern Verbrauch haben kann, dafs endlich die Wiedererzeugung den Kapitalien, die sie beleben, ent-

sprechen kann, aber nicht dem Begehre der Bevölkerung: jedesmal aber, wenn eine oder die andere dieser Beziehungen gestört ist, bedeuten diese Störungen für die Gesellschaft einen leidenden Zustand.

Auf diesem Verhältnis sind meine „neuen Grundsätze“ begründet; in der Wichtigkeit, die ich diesem Verhältnis zuerkenne, unterscheide ich mich wesentlich von den Gelehrten, die in unserer Zeit in so glänzender Weise die ökonomischen Wissenschaften vorgetragen haben, wie Say, Ricardo, Malthus und Mac Culloch. Diese scheinen mir beständig von den Hindernissen abgesehen zu haben, welche sie in der Verkettung ihrer Gedanken hinderten, und zu falschen Schlüssen gekommen zu sein, weil sie nicht das unterschieden haben, was zu unterscheiden ihnen Mühe machte.

Alle neueren Volkswirte haben thatsächlich anerkannt, daß das öffentliche Vermögen, insofern es nur die Zusammenfassung der Privatvermögen ist, durch dieselben Vorgänge, wie das jedes Privatmannes entsteht, sich vermehrt, verteilt wird, zu Grunde geht. Alle wußten gar wohl, daß bei einem Privatvermögen der Teil, der ganz besonders beachtet werden muß, das Einkommen ist, daß nach dem Einkommen der Verbrauch oder die Ausgabe sich richten muß, wenn man nicht das Kapital zerstören will. Da aber in dem öffentlichen Vermögen aus dem Kapital des Einen das Einkommen des Andern wird, waren sie in Verlegenheit zu entscheiden, was Kapital ist und was Einkommen, und haben es deshalb für das Einfachste gehalten, das letztere vollständig bei ihren Berechnungen bei Seite zu lassen.

Durch die Unterlassung der Bestimmung einer so wesentlichen Menge sind Say und Ricardo zu dem Glauben gelangt, daß der Verbrauch eine unbegrenzte Macht sei, oder wenigstens, daß seine Grenzen lediglich

durch die Produktion bestimmt werden, während er doch thatsächlich durch das Einkommen begrenzt wird. Sie haben gemeint, daß jeder produzierte Reichtum stets Verbraucher finde, und sie haben die Produzenten zu dieser Überfüllung der Märkte ermutigt, die heute das Elend der gesitteten Welt ausmacht, anstatt daß sie die Produzenten hätten darauf hinweisen sollen, daß sie nur auf Verbraucher rechnen können, die ein Einkommen haben. Derselben Vergesslichkeit macht sich Malthus schuldig, wenn er die Gefahr eines ungeordneten Anwachsens der Bevölkerung aufzeigt, ihre Grenze aber nur in der Menge der Unterhaltsmittel sieht, die die Erde hervorbringen kann, eine Menge, die noch auf lange Zeit hinaus fähig ist, sich mit einer außerordentlichen Schnelligkeit zu vergrößern. Hätte er das Einkommen berücksichtigt, so hätte er bald gesehen, daß die Ursache aller Leiden der arbeitenden Bevölkerung in dem Mißverhältnis, das zwischen ihr und ihrem Einkommen besteht, zu suchen ist. Mac Culloch behauptet in einem kleinen Schriftchen, das zur Aufklärung des Volkes über die Lohnfrage bestimmt ist, daß der Lohn des Armen sich notwendig nach dem Verhältnis zwischen der Bevölkerung und dem Kapital bemisst, während der Lohn, eine Folge der Menge verlangter Arbeit, sich außerdem nach dem Verbrauch richten muß, der sich wieder nach dem Einkommen richtet. In derselben Schrift ermahnt er den Armen, bei der Vermehrung seiner Familie sich nach der Vermehrung des nationalen Kapitals zu richten, von deren Menge es ihm doch schlechterdings unmöglich ist, sich eine auch nur unklare Vorstellung zu machen, während er hätte sagen sollen, daß jeder Mensch, wenn er sich verheiratet und eine Familie begründet, stets verpflichtet ist, sich nach seinem eigenen Einkommen zu richten. Aus diesem ergibt sich leicht der Schluß,

dafs es für das Volk genügt, wenn alle Menschen sich nach dem Einkommen aller einrichten.

Ich veröffentliche also heute mit mehr Vertrauen meine „neuen Grundsätze der politischen Ökonomie.“ Dieser ein wenig unklare Titel könnte vermuten lassen, dafs dieses Buch nur ein neues Handbuch der Anfangsgründe der Wissenschaft ist. Meine Ansprüche gehen weiter: ich glaube die politische Ökonomie auf eine neue Grundlage gestellt zu haben, einmal durch die Bestimmung des Einkommens aller, das andere Mal durch Nachforschungen über die Verteilung dieses Einkommens, das bei weitem das grösste Glück über die Nationen ausschüttet und das am besten den Zweck der Wissenschaft erreicht.

Andere ebenso neue Grundsätze, aber von einer weniger allgemeinen Anwendung, leiten sich noch aus diesem ab. Ich habe gezeigt, dafs der Bodenreichtum um so viel produktiver sei, als dem Bebauer ein gröfserer Anteil an dem Eigentum des Bodens zustehe; dafs die Gesetze, die dazu bestimmt sind, den alten Familien ihr Erbteil zu erhalten, selbst den Untergang dieser Familien herbeiführen, dafs das Gleichgewicht zwischen den Gewinnen von Industrien, die miteinander in Wettbewerb stehen, auf das die neueren Volkswirte ihre Berechnungen begründet haben, nur durch die Zerstörung der feststehenden Kapitalien und durch das Hinsterven der in einer untergehenden Industrie beschäftigten Arbeiter erreicht werden kann; dafs, obgleich die Erfindung der Maschinen, die die Kräfte des Menschen vervielfacht, eine Wohlthat für die Menschen ist, die ungerechte Verteilung ihrer Wohlthaten sie in Geißeln der Armen verwandelt; dafs die Ausgaben für Metallgeld von den öffentlichen Ausgaben einer Nation die nützlichsten und für seine Stellung die verständigsten sind; dafs die öffentlichen

Fonds als ein eingebildetes Kapital, eine Anweisung auf das Einkommen sind, welches aus der Arbeit und der Industrie entstehen kann; daß die natürlichen Grenzen der Bevölkerung stets durch die geachtet werden, die etwas haben und stets durch die überschritten werden, die nichts haben. Man möge mir also nicht vorwerfen, daß ich die Wissenschaft habe Rückschritte machen lassen wollen, ich habe sie im Gegenteil einen Schritt vorwärts gebracht und sie auf eine neue Grundlage gestellt. Mit Inbrunst bitte ich deshalb, man wolle mir folgen, im Namen des Elends, das heute eine so große Zahl unserer Brüder bedrückt, und das die alte Wissenschaft uns weder verstehen, noch ihm vorzubeugen lehrt.

Die Beurteilungen, denen die erste Ausgabe meiner „neuen Grundsätze“ ausgesetzt gewesen ist, sind für mich nicht verloren gewesen; ich habe dieses Werk fast gänzlich umgearbeitet; häufig habe ich gesucht, was etwa dunkel geblieben sein könnte, klarer auszu drücken; indem ich die Aufmerksamkeit meiner Leser auf England richtete, wollte ich in der Krise, unter der dieses Land leidet, sowohl die Ursache unserer Leiden aufzeigen, da ja die verschiedenen Industrien des ganzen Weltalls mit einander in Verbindung stehen, als auch die Geschichte unserer eigenen Zukunft, wenn wir fortfahren, nach den Grundsätzen zu handeln, die England befolgt hat; ich habe aber auch einige Male den Beurteilungen, die mir gerecht zu sein schienen, durch Streichungen oder Änderungen meine Achtung bezeigt. Indessen glaube ich gegen die oft leichtfertige, oft falsche Art, in der ein Werk über die sozialen Wissenschaften in der Welt beurteilt wird, Verwahrung einlegen zu sollen. Die Streitfrage, die diese der Lösung unterbreiten, ist viel verwickelter, als alle Fragen der Naturwissenschaften, und wendet sich zu gleicher Zeit an das Herz wie an den Verstand.



Der Beobachter erkennt ungerechte Leiden, die dem Thun des Menschen entspringen, und deren Opfer der Mensch ist. Er darf sie nicht kaltsinnig betrachten und über sie hinweggehen, ohne ein Heilmittel zu suchen: diese Heilmittel werden häufig bei den Gefühlen oder den Vorurteilen der Leser Anstoß erregen, sie können auch zuweilen überflüssig oder unanwendbar sein. Dies sind ohne Zweifel recht viel Fehler, aber dies sind mehr Fehler in Bezug auf die Anwendung, als politisch ökonomische. Der Verfasser oder der Leser können sich über die Anwendung im Irrtum befinden, weil nicht alle Umstände, die die Grundlagen dieser Anwendung bilden, sich in dem Buche finden. Die Verkettung der Grundsätze kann indessen nicht durch etwa überflüssiges Beiwerk, die einem Widerspruch oder dem Übelwollen ausgesetzt sind, erschüttert werden. Wenn diese Grundsätze wahr sind, wenn sie neu, wenn sie fruchtbar sind, werden sie trotz einiger wirklicher oder vermeintlicher Irrtümer die soziale Wissenschaft vorwärts bringen, diese wichtigste der Wissenschaften, da sie ja die Wissenschaft vom Menschenglück ist.

In der politischen Ökonomie lehnt sich der polemische Teil notwendig an die Gegenwart an, stützt sich auf neue Verhältnisse und muß sich deshalb ändern, je nachdem diese Umstände sich ändern oder sich entwickeln. Jede neue Ausgabe eines solchen Werkes muß also notwendig in gewissem Sinne ein neues Werk sein; auch ist es unmöglich, den Erwerbern der früheren Ausgaben Nachträge mit diesen Änderungen zu liefern, wie man dies bei langathmigen historischen Werken leicht kann und auch muß.

Ich glaube am Schluß dieses Werkes gewissermaßen als einen Teil desselben zwei Abhandlungen abdrucken zu sollen, die in Zeitschriften veröffentlicht waren und die bestimmt sind, eingehender einige

wichtige Fragen der politischen Ökonomie zu behandeln, über die ich anderer Ansicht bin, als meine Vorgänger.

---

### Vorbemerkung zur ersten Ausgabe.

---

Das Werk, das ich heute dem Urtheil des Publikums unterbreite, kann in mancher Hinsicht als eine weitere Ausführung des Artikels „politische Ökonomie“, das ich in der Edinburger Encyclopädie veröffentlicht habe, betrachtet werden.

Als die Herausgeber dieser großen Sammlung, in der sich so viel Wissen mit so vornehmen Gesinnungen vereinigt findet, mir die Ehre anthaten, einen Artikel über diese Wissenschaft von mir zu verlangen, sagte ich gern zu, in der Meinung, nichts anderes nötig zu haben, als allgemein anerkannte Grundsätze auseinanderzusetzen, den Standpunkt aufzuzeigen, den eine Lehre, die ich als feststehend betrachtete, erreicht hat. Ich war thatsächlich überzeugt, daß es in der politischen Ökonomie nichts anderes zu thun gebe, als unter den Regierenden und unter der Volksmasse eine Lehre zu verbreiten, über die ich unter den Theoretikern allgemeine Übereinstimmung annahm. Ich hatte in verschiedenen Schriften, die ich selbst bei verschiedenen Gelegenheiten veröffentlicht habe, sei es über das Ganze der Wissenschaft oder über einzelne Teile derselben, nichts anderes gethan, ich habe mir wohl manchmal geschmeichelt, das System von Adam Smith dem Verständnis näher gebracht zu haben, aber ohne seinen Ansichten etwas hinzuzufügen, und es hat mir scheinen wollen, daß die Schriftsteller meiner Zeit nicht eifriger als ich oder in ihrem Eifer nicht glücklicher als ich waren.

Das Werk, das ich für die Encyclopädie zu schreiben plante, sollte klar und kurz sein. Ein Schriftsteller kann sich nur schmeicheln diese beiden Eigenschaften zu erreichen, wenn er dem eigenen Gange seiner Anschauungen folgt, anstatt sich denen irgend eines anderen zu unterwerfen. Ich ging zu den Grundsätzen zurück, ich zog aus ihnen nach meiner Art Folgerungen, und ich stellte eine Lehre auf, als ob nichts dergleichen vorhanden gewesen wäre. Ich verließ mich auf kein Buch, auf keinen Gegenstand, ob er auch noch so lange meine Gedanken beschäftigt hatte. Ich ging allein und suchte peinlich das, was ich in meinem Gedächtnis fand, von dem zu trennen, was das Ergebnis einer neuen Betrachtung war. So blieb ich, ohne eigentlich den Anspruch darauf zu machen, vollständig frei von jedem Einfluß eines Systems.

Es scheint mir, daß ich durch diese Methode eine größere Genauigkeit in der Auseinandersetzung der Grundsätze erreicht habe, die ich seit langer Zeit als feststehende betrachtet habe; aber am meisten setzte mich in Erstaunen, daß sie mich zu ganz neuen Ergebnissen führten. Seit 15 Jahren hatte ich über den kaufmännischen Reichtum geschrieben, hatte in dieser Zeit sehr wenig ökonomische Bücher gelesen, aber hatte mich stets bemüht, die Thatsachen zu studieren. Einige von diesen schienen mir den Grundsätzen zu widerstreiten, die ich auch die meinen nannte. Plötzlich schien es mir, als ob sie sich ordneten und durch die neue Entwicklung, die ich meiner Theorie gab, eine die andere erklärte. Je mehr ich vorschritt, um so mehr wurde ich von der Wichtigkeit und der Wahrheit der Änderungen, die ich an dem System von Adam Smith vornahm, überzeugt. Alles, was bis dahin in der Wissenschaft dunkel geblieben war, erhellte sich, wenn ich es von diesem neuen Standpunkt aus betrachtete,

Sismondî, Neue Grundsätze der politischen Ökonomie. I.

und meine Grundsätze gaben mir die Lösung von Schwierigkeiten, deren ich niemals geglaubt hatte, Herr werden zu können.

Ich beendigte meine kleine Schrift für die Encyclopädie, aber ich beschränkte mich in dieser nur ganz leicht auf das hinzudeuten, was mir neue Gesichtspunkte darzubieten schien. In derartigen Werken kann man nur die Thatsachen und die Grundsätze niederlegen, über die allgemein Übereinstimmung herrscht. Es ist ein Denkmal, das man der Wissenschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande errichtet und kein Gerüst, um an ihr weiter fortzubauen: Streitfragen sind dort nicht am richtigen Platz, und alles, was vom gegenwärtigen Augenblick seinen besonderen Preis erhält, wäre dort verloren.

Ich habe deshalb geglaubt, diese selbe Abhandlung neu bearbeiten zu sollen, um vorzugsweise das weiter auszuführen, was ich nur obenhin berührt hatte, um so sicher, als es mir nur möglich ist, das hinzustellen, an dem ich bisher nur mit Zagen mich versucht hatte. Ich war lebhaft von der Handelskrise bewegt worden, die Europa in den letzten Jahren durchschüttert hat, von den grausamen Leiden der Fabrikarbeiter, von denen ich in Italien, Frankreich und der Schweiz Zeuge gewesen war, und die nach allen Nachrichten sich ebenso in England, in Deutschland und in Belgien gezeigt haben. Ich war überzeugt, daß die Regierungen, ebenso wie die Völker, falsche Wege wandelten, und daß sie die Drangsale durch die angewendeten Heilmittel nur verschärften. Mit nicht geringerem Schmerz hatte ich die vereinten Anstrengungen der Eigentümer, der Gesetzgeber, der Schriftsteller betrachtet, die sich bemühten, die Wirtschaftssysteme zu ändern, die das meiste Glück über die Felder verbreitet haben und den Wohlstand der Bauern zu vernichten, in der Hoffnung, ein größeres Nettoprodukt zu gewinnen. Die Regie-

renden, wie die Schriftsteller, schienen mir in die Irre zu gehen bei ihrem Suchen nach dem, was am meisten den Reichtum vermehren könne, ebenso nach dem, was am meisten die Bevölkerung zu vermehren geeignet sei. Das eine und das andere sind, an sich betrachtet, nur Abstraktionen, und das wahre Problem des Staatsmanns besteht darin, die Verbindung und das Verhältnis von Bevölkerung und Reichtum zu finden, das imstande ist, das größtmögliche Glück der menschlichen Rasse auf einem gegebenen Raume zu gewährleisten. Überall glaubte ich gute Leute zu sehen, die das Böse thaten, Patrioten, die ihr Vaterland zu Grunde richteten, Mitleidige, die die Armut vervielfachten. Vielleicht wird man mich der Voreingepommenheit zeihen, wenn ich die Anschauungen so vieler Männer anklage, deren Geist und Charakter ich gleiche Achtung zolle; wenn es sich aber um die Wissenschaft des öffentlichen Wohles handelt, darf sich ein ehrenwerter Mann nicht durch irgend eine persönliche Wertschätzung beirren lassen.

Alles, was in meinem Artikel in der Encyclopädie nur angedeutet war, schien mir hier in helles Licht gerückt, und ich schmeichle mir, daß man mich ohne Mühe verstehen wird. Vielleicht werden gelehrtere Leser zuerst glauben, in einem ausgefahrenen Wege sich zu befinden, da die Grundsätze von Adam Smith mir stets zu Führern gedient haben, indessen werden sie sehen, wie aus diesen Grundsätzen, denen ich das hinzufügte, das ich für nötig erachtete, sich ganz verschiedene Folgerungen ergeben werden. Ich bitte sie also, sich nicht zurückschrecken zu lassen, wenn sie dem folgen sollen, was ihnen als die Darlegung bekannter Wahrheiten erscheint, ich bitte sie ferner, wenn ihnen unerwartete Folgerungen aufstossen, sie nicht ohne Prüfung abweisen zu wollen. Ich habe lange Zeit den Weg verfolgt, den sie noch heute gehen, und das

Publikum hat, nach der Veröffentlichung meines „richesse commerciale“, beurteilen können, dals, wenn ich nicht Entdeckungen gemacht hatte, ich ihn doch wenigstens gut erkannt habe. Die Beweggründe, welche mich veranlaßt haben, Meinungen aufzugeben, die ich mit Eifer verfochten habe, scheinen mir einige Aufmerksamkeit zu verdienen. Ich habe mir keine Gewissensbisse gemacht, in dieses Werk den größten Teil meines Artikels aus der Encyclopädie wörtlich aufzunehmen; er macht ungefähr den dritten Teil davon aus. Wo ich geglaubt habe, meinen Gedanken deutlich Ausdruck gegeben zu haben, wäre es kleinlich gewesen, neue Ausdrücke zu suchen, um dasselbe zu sagen: ohne Zweifel würde hierdurch auch die Deutlichkeit gelitten haben. Da dieses Werk ohnehin nur in englischer Sprache veröffentlicht ist, hatte ich durch den Wechsel der Sprache das Gefühl, mich selbst zu wiederholen. Aber obgleich diese kleine Schrift den Keim meiner Ideen enthält über die Bildung des Einkommens und über die Art und Weise, wie der Verbrauch und die Produktion zu begrenzen ist, über die Entwicklung, die dem Bodenreichtum zuträglich ist, über die Wirkungen eines unbegrenzten Wettbewerbs, über die der Fortschritte der Maschinen, endlich über die natürliche Beschränkung der Bevölkerung, die Malthus mir mißverstanden zu haben scheint, so habe ich doch nur hier gewagt, diesen Anschauungen die Entfaltung zu geben, deren sie mir fähig zu sein scheinen, und habe die wichtigen Anwendungen auf die Wissenschaft aufgezeigt, die sich mit der Überwachung des Glücks der menschlichen Rasse beschäftigt.

## Erstes Buch.

---

### Gegenstand der politischen Oekonomie und Ursprung dieser Wissenschaft.

---

#### Erstes Kapitel.

#### Doppelter Zweck der Wissenschaft von der Regierung.

Die Wissenschaft von der Regierung setzt sich zum Ziel oder soll sich setzen das Wohlergehen der in einer Gesellschaft vereinigten Menschen. Sie sucht nach den Mitteln, ihnen die grösste Glückseligkeit zu gewährleisten, welche ihrer Natur nach erreichbar ist, zugleich sucht sie die grösstmögliche Anzahl von Personen an dieser Glückseligkeit teilnehmen zu lassen. In der Wissenschaft der Politik darf man dieses doppelte Ziel, welches die Anstrengung des Gesetzgebers sich stellt, nie aus dem Auge verlieren; man muss besorgt sein zu gleicher Zeit für die Erreichung der höchsten Stufe des Glücks, welche die Gestaltung der Gesellschaft dem Menschen gewähren kann, wie für die gleichmässige Anteilnahme Aller an diesem Glück. Der Gesetzgeber hat sein Ziel nicht erreicht, wenn er, um gleiche Genüsse allen zu gewährleisten, einigen hervorragenden Personen die vollständige Entwicklung unmöglich macht, wenn er nicht jedem erlaubt, sich über

seines gleichen zu erheben, wenn er nicht einen oder den andern als einen Leitstern dem Menschengeschlecht bietet und als einen Führer zu den Entdeckungen, welche zum Wohle Aller dienen. Er hat sein Ziel noch weniger erreicht, wenn er nur die Ausbildung dieser bevorzugten Wesen erstrebt, wenn er eine kleine Anzahl über ihre Volksgenossen erhebt, um den Preis der Leiden und der Erniedrigung aller anderen. Ein Volk, in dem niemand leidet, aber auch niemand soviel Vergnügen und Annehmlichkeiten genießt, um lebhaft fühlen und verständlich denken zu können, ist nur halb gesittet, selbst wenn es seinen niederen Klassen ein verhältnismässiges Wohlleben bietet. Ein Volk, welches die grosse Masse seiner Bevölkerung steten Entbehrungen, grausamen Angriffen auf seine Existenz, allen dem aussetzt, was geeignet ist seinen Willen zu brechen, seine Sittlichkeit zu untergraben, seinen Charakter zu entmutigen, ist ein geknechtetes, mag es auch in seinen höheren Klassen Menschen zählen, die im höchsten Glück leben, deren Fähigkeiten allseitig ausgebildet, deren Rechte allseitig gewährleistet sind, denen alle Genüsse zu Gebote stehen.

Wenn der Gesetzgeber im Gegenteil ebenso sehr die Entwicklung des Einzelnen, wie das Glück Aller im Auge behält, wenn er es versteht, eine Gesellschaft zu schaffen, in der die Einzelnen zu der höchsten Geistes- und Gemütsausbildung gelangen können, wie zu den verfeinertsten Genüssen, aber in der zu gleicher Zeit alle Glieder einer Gesellschaft sicher sind, Schutz, Belehrung, sittlichen Halt und körperliches Behagen zu finden, dann kann er sagen, er habe sein Ziel erreicht, und es ist kein Zweifel, dass dieses Ziel das schönste ist, was der Mensch erreichen kann. Wenn die Wissenschaft der Gesetzgebung diesem Ziele nachstrebt, so ist sie die erhabenste Erscheinung des Wohlthuns. Sie sorgt für die Menschen als Volk wie als



Einzelwesen, sie gewährt Schutz demjenigen, welchen die Unvollkommenheit unserer Einrichtungen behindert, sich selbst zu beschützen, und die Ungleichheit, welche sie zulässt, hört auf eine Ungerechtigkeit zu sein; denn, wenn sie einzelne begünstigt, thut sie es nur, um aus ihnen neue Wohlthäter für alle zu gewinnen.

Aber in allen politischen Wissenschaften ist nichts häufiger als die Ausserachtlassung der einen oder der anderen Seite dieses Zieles. Die einen, leidenschaftliche Anhänger der Gleichheit, lehnen sich auf gegen jede Art von Unterscheidung; um die Glückseligkeit eines Volkes zu schätzen, vergleichen sie immer die Summe seines Reichtums, seiner Rechte, seiner Einsicht mit dem verhältnismässigen Anteil des Einzelnen, und die Unterschiede, die wir finden zwischen dem Mächtigen und dem Schwachen, zwischen dem Faulen und dem Thätigen, dem Gebildeten und dem Unwissenden, verführen sie zu dem Schlusse, dass die Mängel des Letzteren grausame Mängel der Staatsordnung seien. Die Anderen, welche immer nur abstrakt das Ziel der menschlichen Anstrengung betrachten, wenn sie sehen, dass gewisse Rechte gewährleistet sind und die Kraft, Widerstand zu leisten, vorhanden ist, wie in den Republiken des Altertums, nennen diese Ordnung der Dinge Freiheit, selbst wenn sie auf die Sklaverei der niederen Klssen begründet ist. Wenn sie unter den hervorragenden Männern eines Volkes Genies finden, tiefsinnige Betrachtungen, ein ins Innere der Dinge dringende Philosophie, eine glänzende Literatur, wie in Frankreich vor der Revolution, so sehen sie in dieser socialen Ordnung einen hohen Grad von Gesittung, selbst wenn vier Fünftel des Volkes nicht lesen können und alle Provinzen in einer tiefen Unwissenheit befangen sind. Finden sie eine ungeheure Anhäufung von Reichtum,

einen vortrefflich betriebenen Ackerbau, einen erfolgreichen Handel, Manufakturen, welche unaufhörlich alle Erzeugnisse menschlichen Fleisses verdoppeln und eine Regierung, welche über beinahe unerschöpfliche Schätze gebietet, wie in England, so nennen sie das Volk, welches alle diese Dinge besitzt, ein reiches, ohne sich mit einer Prüfung aufzuhalten, ob alle diejenigen, welche mit ihren Händen arbeiten, alle diejenigen, welchen diesen Reichtum schaffen, nicht auf das, was gerade zum Leben notwendig ist, beschränkt sind, ob der Zehnte von ihnen nicht jedes Jahr der öffentlichen Armenpflege anheim fällt und ob nicht drei Fünftel des ganzen Volkes, welches sie ein reiches nennen, grösseren Entbehrungen unterworfen ist, als eine ebensolche Anzahl Personen eines Volkes, das sie arm nennen.

Die Vereinigung der Menschen zu einer politischen Körperschaft hat sich weder früher vollziehen können, noch kann sie es heute, wenn sie nicht Vorteile aus dieser Vereinigung erwartet. Kein Recht hat sich zwischen ihnen aufstellen lassen, wenn es nicht auf dem Vertrauen beruht, welches sie einander entgegenbringen, dass sie Alle einem gleichen Ziele zustreben. Diese Ordnung beruht darauf, dass die ungeheure Mehrheit derer, welche diesem politischen Körper angehören, in dieser Ordnung seine Sicherheit erwartet, und die Regierung besteht nur zu dem Endzweck, diesen gemeinsamen Vorteil, den alle von ihr erwarten, im Namen Aller herbeizuführen.

So sind die verschiedenen Güter, welche ungleich in der Gesellschaft verteilt sind, durch diese Gesellschaft gewährleistet, weil gerade von ihrer Ungleichheit das Wohl Aller abhängt. Die Mittel, einige zu der höchstmöglichen Auszeichnung gelangen zu lassen, die Mittel, diese individuelle Auszeichnung zu grösstem

Vorteil Aller werden zu lassen, die Mittel, alle Bürger gleichmässig vor Leiden zu bewahren, und zu verhindern, dass jemand durch das Spiel der Leidenschaften oder durch Verfolgung der Interessen seitens seiner Genossen zu Schaden komme, alle diese verschiedenen Dinge sind ein Teil von der Wissenschaft von der Regierung; denn sie alle sind gleich unerlässlich zur Begründung der Glückseligkeit eines Volkes.

---

### Zweites Kapitel.

#### **Teilung der Wissenschaft von der Regierung. Hohe Politik und politische Ökonomie.**

Die Wissenschaft der Regierung gliedert sich nach zwei Seiten, nach den Mitteln, welche sie zur Erreichung der allgemeinen Wohlfahrt, der sie dienen soll, anwendet. Der Mensch ist ein Mischwesen, welches sittliche und natürliche Bedürfnisse hat und dessen Wohlbefinden ebenso von sittlichen wie natürlichen Bedingungen abhängt. Das sittliche Glück des Menschen, soweit es das Werk einer Regierung sein kann, ist innig mit seiner Vervollkommnung verknüpft und das Ziel der hohen Politik soll wesentlich darin bestehen, dass sie auf alle Klassen der Bevölkerung die wohlthätigen Einflüsse der Freiheit, der Aufklärung, der Tugenden und der Hoffnungsfreudigkeit wirken lässt. Die hohe Politik soll lehren den Völkern eine Verfassung zu verleihen, welche die Seele der Bürger durch die Freiheit erzieht und veredelt, ihr Herz der Tugend öffnet und ihren Geist für die Aufklärung fähig macht, und eine Religion, die ihnen die Hoffnung auf ein zukünftiges Leben eröffnet, um sie für die Leiden des gegenwärtigen zu entschädigen. Sie soll nicht erstreben, was einem Menschen oder

einer Klasse von Menschen frommt, sondern was geeignet ist, alle Menschen, die ihren Gesetzen unterworfen sind, glücklicher und dadurch besser zu machen.

Das körperliche Wohl des Menschen, soweit es das Werk einer Regierung sein kann, ist Gegenstand der politischen Ökonomie. Alle natürlichen menschlichen Bedürfnisse, welche ihn von seinen Nebenmenschen abhängig machen, finden ihre Befriedigung mittels des Reichtums. Der Reichtum ist der Herr der Arbeit, er sorgt für die Bedürfnisse und verschafft alles das, dessen der Mensch für seinen Gebrauch und für sein Vergnügen bedarf. Er behütet die Gesundheit, erhält das Leben, sorgt für die Bedürfnisse der Kinder und der Greise; Nahrung, Kleidung, Wohnung stellt er allen Menschen zur Verfügung. Somit darf der Reichtum als die Summe alles dessen angesehen werden, was ein Mensch dem andern für das leibliche Wohlergehen bieten kann; die Wissenschaft, welche die Regierung die richtige Verwaltung des Nationalreichtums lehrt, ist somit ein wichtiger Zweig der Wissenschaft des nationalen Wohls.

Die Regierung ist eingerichtet, als Mittel für die Wohlfahrt aller derer, die ihr unterworfen sind, sie muss also ohne Aufhören das Wohl Aller im Auge behalten. So muss die hohe Politik die Wohlthaten der Freiheit, der Tugend und der Aufklärung allen ihren Bürgern zu Teil werden lassen und ebenso mit Hilfe der politischen Ökonomie die Vorteile des Nationalwohlstandes allen zuwenden, sie muss eine Ordnung der Dinge herstellen, welche dem Armen wie dem Reichen einen Anteil an den Annehmlichkeiten und den Freuden des Lebens sichert, eine Ordnung, welche kein Glied des Volkes leiden lässt, keinen in Sorge lässt um den morgenden Tag, keinen in der Unmöglichkeit, sich durch seine Arbeit Nahrung, Kleidung,

Wohnung zu verschaffen, welche für ihn und seine Familie notwendig sind, damit das Leben eine Lust und keine Last sei. Nicht die Anhäufung von Reichtümern in einem Staate soll das Ziel der Regierung sein, sondern die Anteilnahme aller Bürger an den Genüssen des Daseins, welche der Reichtum ermöglicht. Der Inhaber der öffentlichen Macht ist berufen, das Werk der Vorsehung zu fördern, das Glück auf Erden zu vergrössern, zur Vermehrung der Menschen, welche unter seinen Gesetzen leben, ebenso zu ermutigen, wie zur Erhöhung ihres Wohlbefindens beizutragen.

Reichtum und Bevölkerung an sich sind keineswegs Zeichen der Wohlfahrt eines Staates, sondern nur wenn sie in einem richtigen Verhältnis zu einander stehen. Reichtum ist ein Gut, wenn es Wohlbefinden über alle Klassen verbreitet; Bevölkerung ist ein Vorteil, wenn jedermann sicher ist, durch seine Arbeit eine ausreichende Existenz zu finden. Aber ein Staat kann elend sein, auch wenn einige seiner Glieder ungeheure Reichtümer aufsammeln, wenn seine übrige Bevölkerung, wie in China, sich stärker vermehrt als die Unterhaltsmittel, wenn sie sich begnügen muss mit Nahrungsmitteln, welche das Tier verschmäht, wenn sie stets vom Hunger bedroht ist, — diese zahlreiche Bevölkerung ist, weit davon entfernt, ein Gegenstand des Neides oder eine Macht zu sein, lediglich als ein Unglück zu betrachten.

Ein vollkommener socialer Zustand ist im Allgemeinen für den Armen ebenso vorteilhaft, wie für den Reichen und die politische Ökonomie lehrt, diesen Zustand aufrecht erhalten, indem sie bessert, nicht zerstört. Eine wohlwollende Vorsehung hat für die menschliche Natur Bedürfnisse und Leiden vorgesehen: sie hat aus ihnen einen Sporn gemacht, welcher unsere Thatkraft erwecken und uns zur Entwicklung unsres

ganzen Wesens antreiben soll. Wenn es uns gelänge, den Schmerz aus dieser Welt zu verbannen, würden wir zugleich die Tugend ausschliessen, könnten wir die Bedürfnisse aus ihr entfernen, so würden wir zugleich mit ihnen die Betriebsamkeit austreiben. Nicht die Gleichheit der äusseren Lage, sondern Glück in allen Lagen soll der Gesetzgeber in's Auge fassen. Nicht durch die Teilung des Eigentums würde er dieses Glück bringen, er würde hierdurch vielmehr die Liebe zur Arbeit zerstören, welche allein Eigentum schaffen kann und welche gerade durch die Ungleichheit angestachelt wird, welche die Arbeit ohne Aufhören erneuert, aber damit zugleich jeder Arbeit ihren Lohn sichert, indem sie die Spannkraft des Geistes und die Hoffnung erhält, den Armen ebenso wie den Reichen eine gesicherte Stellung finden, ihn alle Süßigkeiten des Lebens in der Erfüllung seiner Aufgabe schmecken lässt.

Der Titel, welchen Adam Smith seinem unsterblichen Werk über diesen zweiten Zweig der Wissenschaft von der Regierung gegeben hat: „Von der Natur und der Ursache des Nationalwohlstandes“ ist zu gleicher Zeit die genaueste Erklärung hiervon. Er giebt eine eben so genaue Anschauung wie der seitdem gebräuchliche Name: „Politische Ökonomie.“ Man muss dieses Wort in der modernen Bedeutung „Ökonomie“ verstehen, gleichbedeutend mit Sparsamkeit und nicht in seinem eigentlichen Sinne von Hauswirtschaft. Man nennt heute Ökonomie die sorgsame und vorsichtige Verwaltung eines Vermögens, und so nennen wir in einer Art von Tautologie häusliche Ökonomie die Verwaltung eines Privatvermögens und politische Ökonomie die Verwaltung öffentlichen Vermögens.

### Drittes Kapitel.

#### **Verwaltung des Nationalwohlstandes vor ihrer Erhebung zu einer Wissenschaft.**

Sobald die Menschen sich zu socialen Körpern zusammengethan haben, haben sie sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, sich mit den gemeinsamen Interessen zu beschäftigen, zu welchen der Überschuss ihrer Arbeit Anlass gab. Ein Teil des öffentlichen Vermögens war, so lange es Gesellschaften giebt, für die öffentlichen Bedürfnisse bestimmt. Die Erhebung und Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, welche nicht jedem Einzelnen, sondern allen zugleich gehörten, wurde ein wesentlicher Teil des Studiums der Staatsmänner. Wir nennen dies Finanzwissenschaft.

Andererseits machte das Privatvermögen des einzelnen Bürgers seine Interessen verwickelt; sie wurden den Angriffen der Begehrlichkeit und des Truges ausgesetzt, wogegen die öffentlichen Gewalten sie behüten mussten dem grundlegenden Vertrage der Gesellschaften gemäss, nach welchem die Kräfte der Einzelnen geeint werden sollten, um den Einzelnen durch die Kraft Aller zu beschützen. Das Recht auf das Eigentum, seine Teilung, seine Übertragung wurden die wichtigsten Zweige der bürgerlichen Rechtspflege, und die Anwendung der Gerechtigkeit auf die Verteilung des Nationalvermögens wurde eine der wesentlichsten Befugnisse des Gesetzgebers.

Die Not war der Sporn des Fleisses; dieser schuf verschiedene Arten des Reichtums mittels einer durch die Übung sich bildenden Erfahrung. Je aufgeklärter die Menschen wurden, um so mehr dachten sie über die Thätigkeiten nach, welche zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dienlich waren, sie machten eine Wissenschaft daraus und sie läuterten ihre Theorien durch

ihre Beobachtungen über die allgemeinen Naturgesetze. Der Ackerbau hatte den ersten Bedürfnissen des Menschen lange gedient, bevor er eine Wissenschaft wurde, aber in derselben Zeit, in welcher er seine Schätze mit verschwenderischer Hand über die Bewohner von Griechenland und Italien ausschüttete, hatten geistreiche Männer die Mittel studiert, wie man diesen nationalen Reichtum vervielfältigen könne und ihre Erfahrungen in ein System gebracht. Die Handwerke, die Manufakturen wurden im Schoosse der Familien geboren; aber bald entliehen betriebsame Männer den Naturkundigen, den Physikern, den Mathematikern die Kenntnis der Eigenschaften der verschiedenen Körper und die Mittel, das, was die Natur hervorbringt, nachzuahmen; die Kenntnis der toten Kräfte, welche der Mensch beherrschen kann, sowie die Lehre von den Gesetzen der Bewegungen der Körper und die Industrie der Städte hatten ihre Wissenschaft wie die des Ackerbaues. Auch der Handel, dessen Aufgabe es ist, die Bedürfnisse und die Schätze der verschiedenen Völker zu vergleichen und durch nutzbringenden Tausch die letzteren allen zugänglich zu machen, hatte die seinige, sie war auf die verschiedensten Kenntnisse begründet, und sie hatte das zusammenfassende Studium der Thatsachen, der Zahlen, der Menschen und der Gesetze zur Voraussetzung.

Aber während jeder Teil des öffentlichen Reichtums eine Theorie hatte, hatte dieser Reichtum selbst keine. Die Alten hatten den öffentlichen Reichtum als eine Thatsache hingenommen, deren Natur oder Ursache zu erforschen ihnen niemals Sorge bereitet hatte. Sie hatten ihn gänzlich den Anstrengungen derer überlassen, welche sich damit beschäftigten, ihn zu schaffen, und während der Gesetzgeber sich berufen glaubte, diese auf irgend eine Weise zu begrenzen,



handelte er nur im Sinne persönlicher Interessen und richtete niemals sein Augenmerk auf das pekuniäre Interesse der Allgemeinheit. Die Wissenschaften, deren Gegenstand ein Zweig des Nationalreichtums war, lehnten sich nicht an einen gemeinsamen Stamm, sie waren keine Folgerungen aus einem gemeinsamen Wissen, sie wurden einzeln behandelt, als ob sie in sich selbst ihre eigenen Principien fänden. So betrachtete der Finanzmann, bei der Auflage der Abgaben, nur den grösseren oder geringeren Widerstand, den er bei dem Steuerpflichtigen zu erwarten hatte, die Gleichheit der Zuteilung, die Gewissheit des Einkommens, während er niemals untersuchte, welchen Einfluss die Art einer Steuer auf das Anwachsen oder die Verminderung des nationalen Vermögens üben könnte. Der Rechtsgelehrte erwog sorgsam, welche Bürgschaften er für das Eigentum schaffen könne, welche Mittel anzuwenden seien, um es der Familie zu erhalten, welche feststehenden Rechte zu erhalten oder wieder zu beleben seien, aber er dachte niemals daran, wenn er diese Hypotheken erfand, diese Einsetzung eines Nacherben, diese feinen Unterscheidungen zwischen dem Besitz einer Domäne und dem Niessbrauch an einer solchen, sich zu vergewissern, ob er dazu beitrage den Wert des nationalen Eigentums zu vermehren oder zu vermindern, ob es der Vermehrung des Reichthums günstig sei, dass das Interesse desjenigen, welcher sie verwertet, geteilt oder aufgehoben werde. Der landwirtschaftliche Gesetzgeber betrachtete die Landbestellung durch Sklaven stets nur aus dem Gesichtspunkt des Herrn, nicht aus dem des öffentlichen Interesses, und die landwirtschaftliche, industrielle, kaufmännische Gesetzgebung begründete sich niemals auf die Untersuchung, wie durch sie die grösste Entwicklung des öffentlichen Reichthums zu gewährleisten

sei. In der ungeheuren Sammlung der römischen Gesetze, in denen sich eine so grosse Folgerichtigkeit des Denkens, eine so grosse philosophische Feinheit findet und in denen die Beweggründe der Gesetzgebung mit eben solcher Sorgfalt auseinandergesetzt sind, wie ihre Vorschriften, giebt es nicht ein Gesetz, welches auf einen Grundsatz der Volkswirtschaft begründet ist, und dieser Mangel hat sich bis zum heutigen Tage in unseren Gesetzen erhalten. Die Philosophen des Altertums lehrten ihre Schüler, dass Reichtum zum Glück nicht nötig sei; und anstatt den Regierungen die Gesetze zu offenbaren, wie derselbe zu begünstigen sei, lehrten sie die, welche geeignet sind, seine Vermehrung zu hindern.

Der Forschergeist der Griechen hatte indessen sich das Ziel gesteckt, alles menschliche Wissen sich zu eigen zu machen. Wir besitzen eine kleine Zahl von Schriften ihrer Philosophen, welche sich mit wirtschaftlichen Fragen beschäftigt haben; es ist nur recht und billig, ihnen einige Aufmerksamkeit zu schenken, wäre es auch nur, um daraus zu lernen, bis zu welchem Grade die Grundsätze der Schaffung des Reichtums von Völkern vernachlässigt worden sind, welche sich trotzdem auf die höchste Stufe wirtschaftlicher Entwicklung geschwungen haben und welche für eine zahlreiche Bevölkerung alles, was das Leben süß machen, alles, was die Fähigkeiten des Menschen entwickeln und seinen Geist bilden kann, zusammenzubringen verstanden haben.

Xenophon hat in seiner *Oeconomica* die Wirtschaftslehre als die Kunst, sein Hauswesen zu verbessern, erklärt und hinzugefügt, dass er unter Haus den ganzen Besitz verstanden wissen wolle, alles was wir zu unserem Gebrauche um uns haben, aber er betrachtet diese Wirtschaftslehre viel mehr vom Standpunkte des Philo-

sophen aus, als von dem des Gesetzgebers. Er weist hin auf die Wichtigkeit der Ordnung bei der Zuteilung der Gegenstände, wie der Arbeiter, er beschäftigt sich mit der Bildung des Charakters der Frau, welche dieser häuslichen Ordnung vorstehen solle, er spricht von der Behandlung der Sklaven und empfiehlt, indem er hervorhebt, dass ihre Erziehung sie mehr den Tieren als den Menschen nähere, sie durch Milde, Erregung ihres Ehrgeizes, Belohnungen zu leiten. Er vergleicht dann die beiden Beschäftigungen, welche zu Vermögen führen können, die Handwerke und den Ackerbau, er rechtfertigt die damals allgemeine Missachtung der ersteren, weil sie den Körper schwächen, die Gesundheit untergraben, den Geist abstumpfen und den Mut vermindern, während er ein reizendes Gemälde vom Ackerbau entwirft, der eine Quelle des Glücks sei für die Familien, die ihn üben und der eine innige Verbindung zeige mit Stärke des Körpers, Mut, Gastlichkeit, Edelsinn, kurz mit allen Tugenden. Das Werk Xenophons athmet eine Liebe zum Schönen, Edlen, eine süsse Menschenliebe, eine herzliche und sanfte Frömmigkeit, welche es zum Lesen sehr anziehend machen, — aber die Wirtschaftslehre suchen wir vergebens.

Aristoteles hat in dem ersten Buche seiner „Republik“ vier oder fünf Kapitel (VIII—XIII) der uns beschäftigenden Wissenschaft gewidmet, er giebt ihr selbst einen viel bezeichnenderen Namen als der ist, welchen wir angenommen haben: Chremastike (*Χρημαστική*), die Wissenschaft vom Reichtum. Seine Erklärung des Reichtums: „der Überfluss an erarbeiteten häuslichen und öffentlichen Dingen“ ist ganz richtig, seine Auseinandersetzung von der Erfindung des Geldes ist es nicht weniger. Sein Geist, geschickt in Erklärung und Unterscheidung, legt genau die verschiedenen Arten

des Erwerbs durch Ackerbau, Handwerk und Kapitalzins dar. Wie die Alten überhaupt, bevorzugt er ganz besonders den Ackerbau: er trennt seine „Chremastik“ gänzlich von der Politik, diese sei der Stoff, auf den die Gesetze sich beziehen, aber nicht ihr Gegenstand.

Nach diesen Aussprüchen sollte man erwarten in seinen beiden Büchern über die Ökonomik genauere Aufschlüsse zu finden. Aber der griechische Text ist zum grössten Teile verloren gegangen und was uns erhalten ist, beruht fast gänzlich auf der zweifelhaften Glaubwürdigkeit einer lateinischen Übersetzung Leonhard Aretin's. Das erste Buch beschäftigt sich mit den Personen, aus denen die Familie sich zusammensetzt, das zweite mit den Sachen. Dies letztere beginnt mit einer Aufstellung der Verwaltungsgrundsätze von Königen, Statthaltern, Städten und Privatpersonen, welche interessante Aufschlüsse über den öffentlichen Wohlstand erwarten lassen, allein es bleibt bei einer ziellosen Herzählung aller möglichen Auskunftsmittel, deren sich Tyrannen, Regierungen oder einzelne Städte bedient haben, um sich Gelder in Zeiten des Mangels zu verschaffen. Augenscheinlich findet man in modernen Zeiten keine Steuererpressung, von der in diesem Buche ein Beispiel nicht gegeben wäre; das Seltsame aber ist, dass Aristoteles oder der ungenannte Verfasser sie einfach aufzählt, gute und schlechte bis zu den bedenklichsten und ungeheuerlichsten, ohne ein Wort des Tadels oder der Warnung für einzelne von ihnen zu haben.

Plato endlich setzt in dem zweiten Buche seiner Republik den Ursprung der Stadt oder der menschlichen Gesellschaft auseinander und entwickelt dabei mit einer Klarheit und Durchsichtigkeit sein ökonomisches System, welches kein Schüler Adam Smith's übertreffen möchte. Das gegenseitige Interesse, meint

er, nähert die Menschen einander und zwingt sie, ihre Anstrengungen zu vereinen. Plato zeigt, wie einzig und allein dieses Princip die Teilung der Arbeit herbeiführt, wie jeder besser arbeitet, als wenn er alles allein machen würde, und wie alle so vorteilhafter produzieren. Der Handel beruht nach ihm auf den Fortschritten der Handwerke und des Ackerbaues, und die beste Förderung, welche er für den Handel verlangt, ist die Freiheit. Er macht einen Unterschied zwischen diesem thatkräftigen und unternehmenden Handel und dem Krämer, der an der Scholle klebt und sich darauf beschränkt, die Güter, welche der Kaufmann zusammengebracht hat, zum Verkauf zu stellen. Aus dem Fortschritt der Gesellschaft ergibt sich einzig und allein das Wohlleben einzelner ihrer Glieder, welche sich dem Müsiggang, den Vergnügungen oder dem Studium ergeben können, gerade weil die Anderen arbeiten. Die Ungleichheit der Güter, die Verschiedenheit des Gesundheitszustandes, wie der der Rechtspflege und die wachsenden Bedürfnisse der verschiedenen in Wettbewerb stehenden Städte lassen ihn endlich das Vorhandensein einer Bevölkerung für nöthig halten, welche zum Schutze der übrigen dient, deshalb auf Kosten der übrigen erhalten werden muss und an dem Ertrage der Arbeit derselben Anteil haben soll.

Nicht ohne Erstaunen wird man sehen, wie ein Philosoph, welcher in seiner Republik die Gemeinsamkeit der Güter und die der Frauen einführen will, — ganz oder wenigstens für seine für den Schutz der übrigen bestimmte Bevölkerung — mit soviel Gerechtigkeitssinn den Ursprung der Geldinteressen und die Bildung der Gesellschaft klarlegt. Die Alten liessen sich häufig durch die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft hinreissen und waren sehr geneigt, an Stelle der Lehren,

welche nur die Erfahrung, die ihnen mangelte, giebt, Theorien und Speculationen zu setzen. Aber wenigstens behielten sie stets im Auge, dass der Reichtum nur dann einen Wert hat, wenn er zum Wohl des Ganzen beiträgt; und gerade, weil sie den Reichtum niemals nur an sich betrachteten, war ihr Gesichtspunkt häufig gerechter als der unsere.

Von den Römern sind uns einige Bücher über den Landbau überkommen, aber keines über die Wissenschaft, mit der wir uns beschäftigen.

Übrigens reicht das persönliche Interesse nicht soweit, die Philosophen zu veranlassen, eine Theorie des Reichtums vorzuzeichnen, anstatt sie zu suchen, und die Überbleibsel der antiken Gesittung der Griechen und Römer, welche bis zu uns gelangt sind, beweisen uns, dass es eine hohe Blüte des Wohlbefindens der Nationen geben kann, ohne eine Wissenschaft, welche sich mit der Entwicklung desselben beschäftigt.

---

#### Viertes Kapitel.

### **Erste Umwälzung in der politischen Ökonomie durch die Diener Karl's V.**

Wenn die Römer und die Griechen, auf der Höhe der Gesittung, nicht daran gedacht hatten, dass die politische Ökonomie Gegenstand der Wissenschaft sein könne, sie, deren erfinderischer Geist sich mit so vielen verschiedenen Gegenständen beschäftigt hat, welche sich Rechenschaft zu geben versucht hatten von allen Thatsachen, welche sie beobachteten, welche, im Genuss einer ausgiebigen Freiheit, sie zu einer Erforschung der Wissenschaft von der Regierung verwendet und diese Wissenschaft zu einer grossen Vollendung gebracht hatten, so kann man kaum erwarten, dass das Mittel-

alter diese Wissenschaft hervorgebracht haben sollte, dies Mittelalter, welches sich kaum erlaubte, eine Entdeckung zu machen auf einem Wege, welcher nicht von den Alten bereits vorgezeichnet war und welchem die Fähigkeit, Ideen zusammenzufassen, nahezu abhanden gekommen zu sein schien. Thatsächlich hat sich auch erst in einem uns viel näher liegenden Zeitalter die Aufmerksamkeit der Forscher auf den Völkerreichtum gerichtet, angeregt durch die Bedürfnisse der Staaten und die Armut der Völker.

Im 16. Jahrhundert erschütterte eine grosse Umwälzung in der allgemeinen europäischen Politik fast überall die öffentliche Freiheit; sie vernichtete die kleinen Staaten, schaffte die Vorrechte der Städte und der Provinzen ab und übertrug das Recht der Verfügung auf das öffentliche Vermögen auf wenige Herrscher, welche vollständig fremd der Industrie gegenüberstanden, die den Reichtum schafft und erhält. Bis zu Karl V. besass die eine Hälfte Europas, dem Feudalismus unterworfen, überhaupt keine Freiheit, keine Aufklärung und keine Finanzen, die andere Hälfte, bereits in einem hohen Zustande der Wohlfahrt, welche täglich ihren landwirtschaftlichen Reichtum, ihre Gewerbe und ihren Handel wachsen sah, wurde von Männern beherrscht, die sich mit dem Studium der Wirtschaft beschäftigt und erkannt hatten, während sie ihren eigenen Wohlstand erhöhten, was dem Staate zuträglich sei und die, Herrscher über ein freies Volk, dem sie verantwortlich waren, zu ihrer Richtschnur das Wohl des Ganzen nahmen, nicht ihren persönlichen Ehrgeiz. Im 15. Jahrhundert gab es Reichtum und Kredit nur in den italienischen Republiken, den Hansestädten, den kaiserlichen Städten Deutschlands, den freien Städten Belgiens und Spaniens und vielleicht noch in einigen französischen und eng-

lischen Städten, welche grosse städtische Vorrechte genossen. Die Magistrate aller dieser Städte waren durchaus geschäftserfahrene Männer, welche, ohne die Volkswirtschaft in ein System gebracht zu haben, ein instinktives Gefühl, ebenso wie die Erfahrung besaßen, welche sie befähigte, genau zu erkennen, was den Interessen ihrer Mitbürger nützlich oder schädlich sein konnte.

Die schrecklichen Kriege, welche das 16. Jahrhundert einleiteten, und die das ganze europäische Gleichgewicht über den Haufen warfen, verschafften drei oder vier allmächtigen Potentaten eine ausschliessliche Gewalt, welche sich in die Herrschaft der civilisierten Welt teilten. Karl V. vereinte unter seinem Szepter alle Länder, die bis dahin durch ihren Gewerbefleiss und ihren Reichtum berühmt gewesen waren: Spanien, fast ganz Italien, Flandern und Deutschland, aber er vereinte sie, nachdem er sie vernichtet hatte, und seine Verwaltung, welche alle ihre Vorrechte zerstörte, bildete ein Hindernis für ihre Wiederbelebung.

Die unumschränktesten Herrscher regieren selbst nicht mehr als die, deren Herrschaft durch Gesetze beschränkt ist. Sie übertragen ihre Macht auf Minister, welche sie sich einbilden, selbst zu wählen, anstatt die zu nehmen, welche das öffentliche Vertrauen ihnen bezeichnen. Aber sie nehmen sie aus einem anderen Kreise als freie Gemeinwesen. In ihren Augen ist die beste Empfehlung ein hoher Rang, damit sie sicher sind, dass ihre Schützlinge ihre Tage in einem edlen Nichtsthun verbracht haben oder doch wenigstens in einer vollständigen Unkenntnis der häuslichen Ökonomie. Sämmtliche Minister Karls V., soviel Talent sie auch für Unterhandlungen oder für Umtriebe haben mochten, waren sämtlich gleich unerfahren in Finanzangelegenheiten. Sie zerstörten die Staatsfinanzen,



den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel und alle Art von Gewerbfleiss von einem Ende der ungeheuren österreichischen Monarchie bis zum andern und sie brachten dem Volke den ganzen Unterschied zum Bewusstsein zwischen ihrer Unwissenheit und den praktischen Kenntnissen der Beamten der Republiken.

Karl V. und sein Nebenbuhler Franz I. und Heinrich VIII., welcher das Gleichgewicht zwischen ihnen herstellen wollte, hatten sich in Ausgaben gestürzt, welche weit über ihre Kräfte gingen. Der Ehrgeiz ihrer Nachfolger und die Hartnäckigkeit Österreichs, welches mehr als ein Jahrhundert lang fortfuhr, verderbliche Kriege zu führen, liessen diese Ausgaben immer weiter anwachsen, zur Vermehrung des staatlichen Elends. Je mehr aber die Leiden allgemein wurden, um so mehr fühlten die Bekenner der Humanität die ihnen obliegende Verpflichtung, die Verteidigung der Armut in die Hand zu nehmen. Aus der Wissenschaft der Finanzen entstand die Wissenschaft der politischen Ökonomie, gewissermassen im Gegensatz zu der natürlichen Entwicklung. Die Philosophen beabsichtigten, das Volk gegen die Beraubung durch die unumschränkte Gewalt zu schützen, sie sahen ein, dass sie, um sich Gehör zu verschaffen, den Fürsten von ihrem eigenen Interesse sprechen müssten und nicht von der Gerechtigkeit oder der Pflicht; sie suchten ihnen vor Augen zu führen die Natur und die Ursachen des Reichtums der Völker, um sie zu lehren, an ihnen Teil zu nehmen, ohne sie zu vernichten.

---

## Fünftes Kapitel.

### Das Merkantilssystem.

Im 16. und 17. Jahrhundert gab es zu wenig Freiheit in Europa, als dass die ersten Denker, welche sich mit der politischen Ökonomie beschäftigten, ihre Untersuchungen dem Volke hätten unterbreiten können, und die Finanzverwaltung war mit einem so dichten Geheimnis verhüllt, als dass die, die nicht in den Geschäften thätig waren, von den Thatsachen hätten Kenntnis nehmen und aus dieser allgemeine Regeln hätten ableiten können. So waren es die Ministerien, in denen die Beschäftigung mit der politischen Ökonomie ihren Anfang nahm, als dank einem glücklichen Zufall die Könige an die Spitze der Finanzen Männer stellten, welche Talent mit Rechtschaffenheit und mit der Liebe zum öffentlichen Wohl vereinten.

Zwei grosse französische Minister, Sully unter Heinrich IV. und Colbert unter Ludwig XIV., waren es, die zuerst einen Gegenstand beleuchteten, welcher bis dahin als ein Staatsgeheimnis betrachtet worden war, dessen Dunkel durch unerhörte Irrtümer genährt und gedeckt worden war. Trotz ihrer Befähigung und der ihnen gewährten Machtvollkommenheit ging es doch über ihre Kräfte, Ordnung, Klarheit und eine gewisse Gleichmässigkeit in die Finanzgebarung zu bringen. Dennoch ahnte der Eine und der Andere, nachdem er vorerst die erschrecklichen Diebereien der Steuerpächter unterdrückt hatte und dem Privatvermögen dadurch Schutz und einige Sicherheit gegeben hatte, die wahren Quellen des Volksvermögens, und versuchte, sie etwas reichlicher fliessen zu machen. Sully wandte vorzugsweise dem Ackerbau seinen Schutz zu, er schärfte ein, dass Viehzucht und Ackerbau die beiden Brüste des Staates seien. Colbert, der,

wie man versichert, einer Familie entstammte, welche sich mit Tuchhandel beschäftigte, einen Ursprung, den zu verleugnen der Hochmut des Hofes Ludwig XIV. ihn zwang, suchte vorzüglich den Aufschwung des Handwerks und des Handels zu fördern. Er umgab sich mit kaufmännischen Räten und befolgte stets ihre Weisungen. Beide legten Landstrassen und Kanäle an, um den Austausch zwischen den verschiedenen Arten von Reichtümern herbei zu führen, beide ermunterten den Unternehmungsgeist und belohnten den Gewerbefleiss, welcher ihrem Lande zum Wohlstand verhalf.

Colbert, der jüngere der beiden Minister, war lange Zeit der erste der Schriftsteller, welche die politische Ökonomie als Wissenschaft behandelt haben und welche ein System aufgestellt haben. Ein System des Nationalwohlstandes fand er indessen vor, er bedurfte aber eines, das die ganze Thätigkeit in Einklang brachte und welches das, was er wollte, klar vor Augen stellte; dieses System wurde ihm wahrscheinlich durch die Kaufleute, die seine Ratgeber waren, vermittelt, es ist dieses das System, welches man als Merkantilsystem oder als das Colbertinische bezeichnet; nicht als ob Colbert sein Urheber gewesen wäre, oder als ob er dasselbe in einem Werke niedergelegt hätte, sondern weil er ohne Frage der berühmteste ist von denen, welche es angewendet haben, weil er trotz der Irrtümer der Theorie, aus ihr die nützlichen Anwendungen gezogen hat und weil unter den zahlreichen Schriftstellern, welche die nämliche Meinung verfochten haben, es Niemanden giebt, welcher soviel Talent gezeigt hätte, um seinen Namen dem Gedächtnis der Leser einzuprägen.\*)

\*) Das Merkantilsystem findet sich bei verschiedenen Schriftstellern entwickelt; von Davenant 1699, 1700; bei Melon,

Es entspricht indessen der Gerechtigkeit, das Merkantilsystem von dem Namen Colberts vollständig zu trennen. Es war dies ein System, welches Kaufleute erfunden hatten in einem Lande, in dem sie Unterthanen, aber nicht Staatsbürger waren, in dem man sie von den Staatsgeschäften fern hielt, während man lediglich ihren Rat einholte, wo man sie beschuldigte, nur ihre eigenen Interessen zu kennen, während man sie doch die der andern zu beurteilen aufforderte. Auch wurde dies System von allen Ministern unumschränkter Regierungen angenommen, sobald sie sich die Mühe gaben, über die Finanzen nachzudenken, und Colbert hat daran keinen anderen Anteil, als dass er es angewendet hat, ohne es umzuformen.

Nachdem man den Handel lange mit einem stolzen Misstrauen behandelt hatte, hatten die Regierungen endlich in ihm eine der ausgiebigsten Quellen des Nationalwohlstandes erkannt. Alle grossen Vermögen in den Staaten gehörten zwar nicht den Kaufleuten; wenn aber die Könige plötzliche Bedürfnisse hatten, wenn sie auf ein Mal ansehnliche Summen erheben wollten, waren es einzig und allein die Kaufleute, welche ein solches Verlangen zu befriedigen im Stande waren. Die Landeigentümer hatten oft ausserordentlich hohe Einkommen, die Besitzer von Manufakturen liessen erhebliche Arbeiten ausführen, aber die Einen wie die Anderen hatten nur ihre Renten, wie ihre jährlichen Einkünfte zur Verfügung; einzig und allein die Kaufleute boten im Notfalle ihr ganzes Vermögen dem Staate an. Da ihr Kapital sich in Waaren, die

---

*Essai politique sur le commerce* 1734; in James Steuart, *Inquiry into the principles of political economy*. 4 vols. Lond. 1763; und bei A. Genovesi, *Lezioni di commercio, ossia d'economia civ.* 2 vol. Mil. 1768.

stetig zum Verkauf bereit waren, darstellte, in Gegenständen zum unmittelbaren Gebrauch des Marktes bestimmt, nach welchem dieseben gesandt wurden, so konnten sie von einer Stunde zur andern verkaufen und mit weniger Verlust als irgend ein anderer Bürger die Summen bereitstellen, deren man bedurfte. Die Handelsleute hatten also ein Mittel, sich Gehör zu verschaffen, weil sie über das ganze Geld des Staates verfügten und zu gleicher Zeit fast garnicht von der Staatsgewalt abhängig waren; weil sie häufig im Stande waren, ein Vermögen, welches unbekannt blieb, dem Zugriff des Despotismus zu entziehen und es von einem Augenblick zum andern, mit ihrer Person, nach einem anderen Lande überzuführen.

Die Regierungen würden ja zur Vermehrung der Gewinne der Kaufleute bereit gewesen sein, unter der Bedingung, mit ihnen teilen zu können. Sie glaubten, dass es sich nur darum handele, sich zu verständigen. Sie boten den Kaufleuten die Macht zur Stützung des Gewerbfleisses, und da ihr Nutzen darauf beruhte, teuer zu verkaufen und wohlfeil einzukaufen, so glaubten sie den Handel dadurch wirksam zu unterstützen, dass sie ihn befähigten, noch teurer zu verkaufen und noch billiger einzukaufen. Die Kaufleute, welche sie befragten, ergriffen gierig die ihnen dargebotene Hand: so entstand das Merkantilsystem. Antonio de Leyva, Fernando Gonzaga, der Herzog von Toledo, diese habgierigen Vicekönige Karls V. und seiner Nachfolger, die Erfinder so zahlreicher Monopole, hatten keine andere Kenntnis politischer Ökonomie. Sobald man indessen diese methodische Beraubung der Verzehrer in ein System bringen wollte, sobald man die gesetzgebenden Versammlungen damit befasste und Colbert die Korporationen darüber befragte, als endlich das Volk anfang, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen,

musste man für diese Beziehungen eine ehrenvollere Grundlage suchen, man musste sich mit dem Vorteil nicht nur des Finanzmanns und des Kaufmanns, sondern auch mit dem des Volkes beschäftigen; denn die Rechnung des nackten Egoismus scheut das Tageslicht, und die erste Wohlthat der Öffentlichkeit besteht darin, dass sie lasterhafte Wünsche zum Schweigen bringt.

Das Merkantilssystem trat somit mit einer gewissen Berechtigung auf und hat in Folge dessen bis zum heutigen Tage den grössten Teil der Staatsmänner, Finanziere und Geschäftsleute in seinem Bann gehalten. Der Reichtum, sagen diese ausgezeichneten Volkswirte, ist das Geld. Diese beiden Worte werden fast gleichlautend gebraucht und niemand dachte daran, eine Identität des Geldes und des Reichtums zu leugnen. Das Geld, fügten sie hinzu, verfügt über die Arbeit des Menschen und über alle seine Früchte, das Geld lässt sie entstehen, da es sie bezahlt, es erhält die Industrie, jeder Mensch dankt ihm seinen Unterhalt und sein Leben. Das Geld ist eine Notwendigkeit in den Beziehungen der einzelnen Völker zu einander, es macht die Stärke der Heere und verbürgt im Kriege den Sieg, das Volk, das es besitzt, beherrscht das Volk, dem es mangelt. Die ganze Wissenschaft der Nationalökonomie muss also nur ein Ziel haben, dem Volke soviel Geld als möglich zu verschaffen. Aber die Masse des Geldes, welche eine Macht besitzt, kann nur dadurch vermehrt werden, dass man neues aus dem Boden zieht oder dass man es von auswärts einführt. Man muss also mit Eifer die Silberminen bearbeiten, wenn man solche besitzt oder sich durch den auswärtigen Handel dasjenige Geld anzueignen suchen, das andere Völker aus ihren Minen erarbeitet haben.

In der That, fügen die Verfechter dieses Systems hinzu, sind alle Geschäfte, die in einem bestimmten Lande gemacht werden, alle Verkäufe, alle Käufe, welche beispielsweise die Engländer unter einander abschliessen, nicht im Stande, dem Gelde der Engländer auch nur einen Sou hinzuzufügen; folglich sind alle Gewinne, welche einem Innenhandel oder einer solchen Industrie entspiessen, nur eine Täuschung. Die Einzelnen bereichern sich wohl, aber nur auf Kosten anderer, welche sie berauben: was der Eine gewinnt, verliert der Andere, und das Volk besitzt am Ende der Dinge genau so viel Thaler wie vorher, ist nicht reicher, nicht ärmer geworden, wie gross auch immer die Betriebsamkeit der Einen, die Faulheit oder die Dürftigkeit der Anderen gewesen sein mochte.

Der auswärtige Handel hat ganz andere Folgen. Da alle seine Geschäfte durch Geld ausgeglichen werden müssen, muss das natürliche Ergebnis sein, Geld in das Land ein- oder es aus dem Lande auszuführen. Um das Volk zu bereichern, um die Zahl seiner Thaler zu mehren, muss man seinen auswärtigen Handel so einrichten, möglichst viel den andern Völkern zu verkaufen und möglichst wenig von ihnen zu kaufen. Das System auf die Spitze getrieben, würde dahin führen, stets zu verkaufen, und niemals zu kaufen, aber da man weiss, dass ein derartiges Prohibitivsystem die Zerstörung jedes Handels bedeuten würde, haben die Schöpfer dieser Theorie sich damit begnügt, zu verlangen, dass ein Volk nur solche Geschäfte machen solle, bei denen es am Ende bares Geld herausgezahlt bekommt. Wie jeder einzelne Kaufmann am Ende des Jahres mit seinem Geschäftsfreunde abrechnet und erkundet, ob er ihm mehr verkauft oder von ihm mehr gekauft hat und sich je nachdem als Gläubiger oder Schuldner erkennt für ein Mehr, welches

in Geld gedeckt werden muss, so muss auch jedes Volk am Ende des Jahres einen Abschluss machen, welcher ergibt, ob ein Mehr des Verkaufs zu seinen Gunsten vorhanden ist oder ob es Schuldner ist und diese Schuld in Geld abtragen muss. Steht das Volk dauernd im Schuldverhältnis, so muss es verarmen, umgekehrt wird es immer reicher werden.

Die notwendige Folge dieses Systems war eine dauernde Begünstigung des Ausfuhrhandels seitens der Regierungen; sie zwang diese zu einer stetigen Überwachung der Industrie, um ihr die Richtung zu geben, welche für den Staat vorteilhaft erschien, ohne dies für die Einzelnen zu sein. Als richtig war anerkannt, dass ein Kaufmann, der sich im inneren Handel bereicherte, damit nicht zugleich sein Land bereicherte, dass er es schädigte, wenn er ihm fremde Waaren verkaufte, und dass, selbst wenn er durch den Verkauf einheimischer Waren an Fremde sich einen Schaden zufügte, dem öffentlichen Wohle diene dadurch, dass er Geld in das Land hineinbrachte. Deshalb wurde alles Verordnungen unterworfen, um das Privatinteresse dem öffentlichen dienstbar zu machen, die Industrie wurde darauf hingewiesen, ohne Aufhören Waren auszuführen, die Grenzen wurden bewacht, um die Wareneinfuhr zu hindern oder um das Geld, das etwa hinausgeschafft werden sollte, zurück zu halten.

Die Schöpfer dieses Systems hatten den Regierungen vorgestellt, dass es vorteilhaft sei, um recht viel Geld von den Fremden zu erzielen, nicht die Rohstoffe zu verkaufen, sondern deren Wert vorerst durch den nationalen Gewerbefleiss erhöhen zu lassen; so verdoppelten und vervielfachten häufig die Manufacturen der Städte den Preis der Landesprodukte; es galt also die Manufacturen zu ermutigen und zu verhindern, dass



etwa Rohstoffe, welche durch eine nationale Industrie einen höheren Wert bekommen konnten, den Fremden in ihrem Urzustande zugeführt werden, da sie so ja weniger Geld brachten. Die Reglements des Merkantilsystems erhielten also noch einen anderen Charakter, sie verhinderten den Ausgang der Rohstoffe und beförderten den der bearbeiteten Artikel; nur sich mit dem Nutzen der Händler beschäftigend, betrachteten sie jede Sache nur darauf hin, ob sie sich eignete, billig gekauft und teuer verkauft zu werden, mochte dies auch einen thatsächlichen Verlust für die anderen Klassen der Bevölkerung bedeuten.

Zum Merkantilssystem bekennt sich heutzutage offen wohl kaum ein Schriftsteller, aber im Geist der Regierenden hat es noch tiefe Spuren zurückgelassen. Es wirkt noch immer durch die Macht des Vorurteils und durch die Verwechselung der Begriffe auf diejenigen, die sich scheuen, sich mit abstrakten Theorien abzufinden. Die meisten Verordnungen, unter denen die Völker seufzen, sind heute noch lediglich Folgen dieses Systems und die Handelsbilanz existiert nur für die, welche sie anerkennen, obgleich viele sich noch weigern, mit ihr zu rechnen. Die Aufsuchung des Ursprungs allgemein verbreiteter Ideen ist nur ein wenig bedeutender Versuch, um denen, welche glauben, ein Princip zu haben, zu zeigen, dass dieses Princip lediglich die Folge einer anderen Anschauung ist.

---

## Sechstes Kapitel.

### Das Ackerbausystem der Ökonomen.

Das Merkantilssystem hatte ein volles Jahrhundert bestanden, allgemein anerkannt von den Regierungen. Der Leitstern der Kaufleute und der Handelskammern,

der Gegenstand des Studiums der Gelehrten, war es zum Dogma geworden, ohne dass irgend jemand sich die Mühe gegeben hätte, es von neuem auf seine Richtigkeit zu prüfen. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat ihm Quesnay in seinem „Tableau économique“\*) entgegen, welches Werk, von Mirabeau und dem Abbé de Rivière weiter ausgeführt, von Dupont de Nemours vertieft, von Turgot zergliedert, Annahme fand bei einer zahlreichen Gemeinde, welche sich den Namen der „Economistes“ zulegte. Auch in Italien fanden diese Ideen zahlreiche Anhänger: der grösste Teil der Bücher, der über diesen Gegenstand geschrieben wurde, stammt daher. Leider sind die meisten mit einem so blinden Vertrauen auf die Lehren Quesnays geschrieben, sie lehnen sich so eng an diese an, dass irgend eine Meinungsverschiedenheit oder ein Fortschreiten der Ideen in ihnen kaum zu entdecken ist.

Quesnay war somit der Begründer des zweiten Systems der politischen Ökonomie, welches man auch Physiocratismus, aber allgemeiner das Ackerbau- oder das ökonomische System nennt. Vor allem suchte er zu bestimmen, worin der Reichtum besteht, denn Gold und Silber erschienen ihm nur als eine Wertbezeichnung, als ein Tauschmittel, ein Preisregeler der einzelnen Waren: lediglich die Fülle an Gold und Silber schien ihm das Wohlbefinden eines Volkes nicht zu gewährleisten. Er lenkte deshalb seinen Blick auf die verschiedenen Menschenklassen, in deren Händen sich die Reichtümer anzusammeln pflegen. Er suchte unter

---

\*) Tableau économique et Maximes gén. du gouvernement économique, par François Quesnay. Versailles 1768. — L'Ami des hommes, par Mirabeau, Paris 1759. — L'Ordre naturel et essentiel des sociétés politiques par Mercier de la Rivière. Paris 1767. — Physiocratie par Dupont de Nemours. Paris 1768.

ihnen die, denen er eine schöpferische Thätigkeit zutrauen könne, er suchte die, bei denen er die Anfänge des Reichtums, der sich von ihnen auf die andern ergiesst, finden könne. Die Ersten, auf die er sein Augenmerk richtete, schienen sich lediglich mit Tauschgeschäften zu befassen, welche die Reichtümer ihren Platz wechseln liessen, selbst aber keine erzeugten.

Der Händler, welcher die Erzeugnisse der beiden Halbkugeln von einem Festlande zum anderen führt und, heimgekehrt, nach Verkauf seiner Ladung die von ihm in die Ware gesteckte Summe verdoppelt findet, hat nach Quesnay nichts weiter als einen Tausch vollzogen. Wenn er an die Kolonien die europäischen Waren zu einem höheren Preise verkauft hatte, als sie ihn gekostet hatten, so geschah dies deshalb, weil sie thatsächlich mehr wert waren. In dem Verkaufspreise musste er den Wert für seine verwandte Zeit wieder erhalten, für seine Mühe, seinen Lebensunterhalt, für die für seine Matrosen und seine Agenten aufgewendeten Mittel musste er entschädigt werden. Eine gleiche Entschädigung konnte er aus dem Verkauf der Baumwolle oder des Zuckers, welchen er nach Europa einfuhrte, beanspruchen. Blieb ihm, am Ende seiner Reise, ein Nutzen, so war dies eine Folge seiner Sparsamkeit und seines Wohlverhaltens. Der Lohn, welchen ihm seine Abnehmer für seine Mühe zugebilligt hatten, war grösser als die Summe, die er ausgegeben hatte; thut nichts, denn es liegt in der Natur des Lohns, dass der, der ihn erhält, ihn vollständig ausgiebt; hätte er den seinigen vollständig ausgegeben, so würde er mit der ganzen Arbeit seines Lebens dem Nationalreichtum auch nicht einen Pfennig hinzugefügt haben, da die Waren, die er einfuhrte nur genau den Wert der Waren, die er dagegen eintauschte, darstellten, zuzüglich den Lohn für sich

und alle die, die er in seinem Handel beschäftigt hatte. So gab der französische Volkswirt dem Ein- und Ausfuhrhandel den Namen eines Handels mit Sparsamkeit,\*) welche ihm geblieben ist. Er dient, sagt er, nicht den Bedürfnissen des Volkes, das ihn ausübt, sondern lediglich der Bequemlichkeit zweier fremder Völker. Das erstere erhält keinen Nutzen, sondern Lohn und kann sich nur bereichern durch Ersparungen, die es an diesem Lohn macht.

Zu den Manufakturen übergehend, sieht auch sie Quesnay als einen Tausch an, gerade wie den Handel. Aber anstatt zweier gegenwärtiger Werte, wurde ihr ursprünglicher Zweck in seinen Augen ein Tausch der Gegenwart gegen die Zukunft. Die Waren, die der Handwerker erzeugte, waren nicht lediglich der Gegenwert des auf sie verwendeten Lohns. Während seiner Arbeit hatte er die Früchte seines Landes zum Lebensunterhalt verwendet; der Gegenstand seiner Arbeit war ein anderes Landeserzeugnis. Aber der Weber musste in dem Preise der Leinwand vorerst den Preis des Hanfes oder des Flachses finden, den er verarbeitet hatte, ferner den Preis des Getreides und des Fleisches, dessen er während der Arbeit zur Nahrung bedurft hatte. Das vollendete Erzeugnis stellte lediglich diese verschiedenen Werte zusammengefasst dar.

Endlich richtete Quesnay seine Blicke auf den Landbau. Der Bearbeiter schien ihm in der gleichen Lage zu sein wie der Kaufmann und der Handwerker. Wie der letztere, machte er ein Tauschgeschäft mit

---

\*) Der französische Ausdruck „commerce d'économie“ lässt sich schwer deutsch wiedergeben. Aus dem Inhalt geht hervor, dass der Verfasser sagen will, dass der Gegenstand des Handels: „Sparsamkeit“ sei, ich wählte deshalb den obigen Ausdruck.

Der Übersetzer.

der Erde: Gegenwärtiges gegen Zukünftiges. Die Ernten, welche er erzielt, sind eine Anhäufung des Wertes seiner Arbeit, er hat dasselbe Recht auf einen Lohn, wie der Handwerker und der Kaufmann; ist dieser Lohn doch lediglich der Ersatz für die Erzeugnisse des Landes, deren er bedurft hatte, um sich zu ernähren, während er neue Erzeugnisse hervorbrachte. Aber ausser diesem Lohne verbleibt ein Nettoerlös, welcher bei den Manufacturen und dem Handel nicht vorhanden gewesen ist, das ist die Zahlung, welche der Bearbeiter dem Besitzer des Bodens für die Benutzung zu leisten hat.

Dieses Einkommen der Besitzer des Bodens schien Quesnay gänzlich verschieden von allen übrigen Arten des Einkommens. Das waren keine Rückerstattungen (reprises), nach dem von ihm angewendeten Ausdruck, für den Wiedereingang von an die Arbeiter geleisteten Vorschüssen; das war kein Lohn, nicht das Ergebnis eines Tausches, sondern der Preis der von der Erde selbst geleisteten Arbeit, die Frucht des Wohlthuns der Natur, und da er allein nicht bereits vorhandene Reichtümer darstellte, musste er allein die Quelle aller anderen Reichtümer sein. Während er dem Wert aller geschaffenen Gegenstände nachging, sah Quesnay unter allen ihren Umformungen stets ihren ersten Ursprung in den Erzeugnissen des Bodens. Die Arbeit des Landbebauers, des Handwerkers, des Kaufmanns, verzehrte diese Erzeugnisse als Lohn und brachte sie unter neuen Formen wieder ans Tageslicht. Allein der Eigentümer des Landes empfing sie an der Quelle aus den Händen der Natur, und diese befähigten ihn, einen Lohn zu zahlen an alle seine Landsleute, welche lediglich für ihn arbeiteten. Dieses sinnreiche System warf durch seine Begründung das Merkantilsystem über den Haufen. Die Ökonomen leugneten das Vorhandensein dieses

kaufmännischen Gleichgewichts, auf welches ihre Gegner so grossen Wert legten. Sie hielten es für unmöglich, von aussen her in ein Land einen ununterbrochenen Strom von Geldmünzen fliessen zu machen, und hätte man dies selbst gekonnt, so sahen sie keinen Vorteil darin; sie sprachen endlich den Handwerkern und den Kaufleuten, die das Merkantilsystem begünstigte, die Fähigkeit ab, irgend etwas zu produzieren, und indem sie das Volk in drei grosse Klassen teilten, sahen sie nur Besitzer des Grund und Bodens, die einzigen Mehrer des Nationalwohlstandes, Landbebauer, welche producierten, um das Einkommen der ersteren entstehen zu lassen, und Arbeiter gegen Lohn, unter welche sie ebenso Kaufleute und Handwerker, wie Staatsbeamte, welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit dienten, rechneten.

Die Ratschläge, welche die beiden ökonomischen Richtungen der Regierung gaben, waren ebenso verschieden, wie ihre Principien. Während die Merkantilisten wollten, dass die Staatsgewalt überall und überall eingreifen sollte, hörten die Ökonomen nicht auf zu wiederholen: „Lasst es gehen, lasst sie machen!“\*) Da das öffentliche Interesse sich aus der Vereinigung sämtlicher Einzelinteressen zusammensetzt, so nahmen sie an, dass das persönliche Interesse einen jeden sicherer dem öffentlichen Interesse, das ja das Interesse auch des Einzelnen ist, zuführen würde, als die Regierung es könnte.

Da die Ökonomen in den Grundeigentümern die Wirte sahen, welche die ganze Nation bei sich zu Gaste laden, die einzigen Verteiler alles Reichtums, die Herren aller Unterhaltsmittel, so betrachteten sie sie zugleich als Herren des Staats. Ihre Grundsätze wiesen auf die Schaffung einer absoluten Aristokratie

---

\*) *Laissez faire et laissez passer.*

hin, obgleich sie versuchten, sie der monarchischen Regierungsform, unter der sie lebten, anzupassen. Die Pflichten, welche sie den Grundeigentümern und der öffentlichen Gewalt zuwies, waren die gleichen und die Verfügung über die ganze sociale Gewalt musste in den Händen dieser Eigentümer verbleiben.

Die Ökonomen, indem sie als wirkliches Einkommen lediglich ansahen, was die Erde jährlich ihren Eigentümern gewährt, zweifelten nicht daran, dass jede Steuer, sie möge einen Namen haben, wie sie wolle, am letzten Ende von dem Bodeneinkommen bezahlt werden müsse; sie schlossen daraus, dass der Staat eine einzige Steuer und zwar direkt dem, der sie doch tragen müsse, auflegen solle. Die Steuer müsse also stets auf das Einkommen aus dem Boden gelegt werden, da jede andere Art der Auferlegung den Eigentümer, der sie doch schliesslich zahlen müsse, viel teurer zu stehen komme und alle die, die sie vorschliessen müssten, unnützerweise belästigt würde.

In Bezug auf die Verwaltung lehrten die Ökonomen, dass die Kunst der Regierung darin bestehe, den Unterthanen erster Klasse, d. h. den Grundbesitzern die volle Verfügung über den Grund und Boden zu sichern und ihnen den friedlichen Genuss der Früchte zu gewährleisten; der zweiten Klasse, den Landbauern ebenso ihren Lohn und den Ersatz ihrer Ausgaben; der dritten untergeordneten Klasse, welche die Fabrikanten, die Kaufleute, die Künstler, die Handwerker umfasst, alle Rechte, welche sich durch die Worte: „Freiheit, Steuerfreiheit, unbeschränkter Wettbewerb“ ausdrücken lassen.

In den Beziehungen zum auswärtigen Handel stellten die Ökonomen den Grundsatz auf, niemals den Ausgang eines Rohstoffes oder einer fertigen Ware zu hindern, ebensowenig wie den Eingang

fremder Rohstoffe oder fertiger Waren, niemals weder eine Eingangssteuer fremden, noch eine Ausgangssteuer heimischen Produkten aufzuerlegen, in den Häfen und auf den Märkten keinen Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden zu machen.

Dieses System bewirkte eine grosse Gährung in den Gemüthern der Franzosen. Die damalige Regierung hatte nichts dagegen, wenn sich das Volk mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigte, wenn es nur nicht verlangte, genauere Einsicht in dieselben zu bekommen. Die Diskussion über die neue Theorie konnte sich in aller Freiheit entfalten, aber keine That- sache, kein Aktenstück, deren Hüter die Regierung war, sollte der Öffentlichkeit vor Augen kommen. Man kann in dem System der Ökonomen die Folgen sehen, welche ihre unfreiwillige Unkenntnis der That- sachen, auf welche sie ihre geistvollen, aber wenig gesicherten Theorien aufgebaut haben, zur Ursache hatte. Dessen ungeachtet bezauberte dieses System die Nation, weil sie sich zum ersten Mal mit ihren An- gelegenheiten beschäftigen durfte. Zu gleicher Zeit erstand bei einem freien Volke, welchem das Recht zu- stand, sich mit seinen Angelegenheiten zu beschäftigen, ein nicht minder geistreiches, dabei aber auf dem soliden Grunde der That- sachen und Beobachtungen aufgebautes System, welches nach kurzem Kampfe die beiden andern zum Verschwinden brachte, weil stets die Wahrheit am Ende über Irrtümer triumphiert, mögen sie auch noch so blendend sein.

---



## Siebentes Kapitel.

### Adam Smith. Einteilung dieses Werkes.

Adam Smith, der Schöpfer des dritten Systems der politischen Ökonomie, suchte, nicht wie seine Vorgänger, von vornherein eine Theorie aufzustellen und dieser dann alle Thatsachen unterzuordnen, er erkannte vielmehr, dass die Kunst des Regierens eine Versuchswissenschaft sei, welche sich nur auf die Geschichte der verschiedenen Völker begründen könne, und dass lediglich aus einer peinlichen Beobachtung der Thatsachen Principien abgeleitet werden dürften. Sein unsterbliches Werk: Von der Natur und den Ursachen des Nationalwohlstandes\*), welches im Jahre 1776 erschien und welchem er seit 1752 Vorlesungen über die politische Ökonomie hatte vorhergehen lassen, ist thatsächlich das Ergebnis einer philosophischen Betrachtung der Geschichte des Menschengeschlechts. Der Verfasser zergliedert die wirtschaftlichen Umwälzungen der früheren Zeiten und entwickelt aus ihrer Beleuchtung die allgemeinen Gesetze für das Wachsen des Reichtums, welche er als Erster klarstellt.

Adam Smith verwirft die beiden Systeme, von denen das eine die Schaffung des Reichtums nur dem Handel, das andere nur dem Ackerbau zuweisen wollte, und sucht die Quelle desselben in der Arbeit. Nach seiner Ansicht ist jede Arbeit, welche einen Tauschwert schafft, productiv, gleichviel ob sie sich auf dem Lande vollzieht oder in der Stadt, wenn sie nur einen Tauschgegenstand schafft, der zu Reichtum zu werden vermag, oder wenn sie den Wert einer schon vorhandenen Sache erhöht.

---

\*) Deutsch v. Stöpel. 4 Bde. 8. Berl. 1878.

Da in seinen Augen die einzige Schöpferin des Reichtums die Arbeit ist, ist die Ökonomie für ihn lediglich das Mittel, diese aufzuhäufen. Die Ökonomie schuf die Kapitalien, worunter er nicht nur Gold und Silber versteht, wie die Merkantilisten, sondern Reichtum jeglicher Art, durch die Arbeit des Menschen zusammengebracht und durch ihre Eigentümer zur Ausführung neuer gewinnbringender Arbeit angewandt.

In seinen Augen setzte sich der Volkswohlstand zusammen aus der Erde, welche durch die menschliche Arbeit fruchtbar gemacht, nicht nur diese Arbeit mit Vorteil vergilt, sondern ausserdem zu Gunsten ihres Eigentümers ein Nettoeinkommen bringt, die Pacht, welche er Rente nannte, ferner aus den Kapitalien, welche in der Industrie angelegt, sie gewinnbringend machen, so dass ihr Umlauf ihren Eigentümern eine zweite Art von Einkommen bringt, welches er Nutzen nennt, endlich aus der Arbeit, welche denen, welche sie ausüben, eine dritte Art von Einkommen, den Lohn gewährleistet.

Adam Smith erkannte nicht nur, dass jede Art von Arbeit an ihrem Teil dem Vorteil Aller diene und die Vergrößerung des Volkswohlstandes bewirke, er stellte ausserdem als Grundsatz auf, dass die Gesellschaft abwechselnd die Arbeit, deren sie am meisten bedarf, beansprucht, und zwar durch die, welche sich anheischig machen, sie zu bezahlen, dass diese Nachfrage und dieses Angebot der einzige Ausdruck der Harmonie sei, auf die man sich stützen könne, und dass die Regierung in voller Sicherheit sich auf das Eigeninteresse, soweit es den Gang der Industrie betrifft, verlassen könne.

Er betonte, dass die begehrteste Arbeit zugleich diejenige sei, die dem Allgemeininteresse am meisten nütze, und aus diesem Grunde zugleich die best

bezahlte und best ausgeführte. In demselben Grade, in welchem der Reichtum sich mehre und das Volk im Stande sei, über mehr Kapital zu verfügen, werde es seine Thätigkeit der Landwirtschaft, dem inneren Handel, den für das Inland wichtigen Manufakturen, dem auswärtigen Handel, den für die Ausfuhr bestimmten Manufakturen und dem Transithandel zuwenden; der Begehr des Marktes würde den Übergang von Kapitalien und Arbeitskräften von einer hinsiechenden Industrie auf eine nutzbringendere bestimmen; von der Regierung verlangte er lediglich ebenso für den Ackerbau wie für den Handel vollständige Freiheit und jede Erwartung auf die Entwicklung des Nationalwohlstandes beruhte nach seiner Ansicht auf dem freien Wettbewerb.\*)

Es erscheint überflüssig hier im Einzelnen ein System auszuführen, das zu entwickeln und zu vervollkommen der ganze Zweck dieses Werkes ist. Die Lehre von Adam Smith ist auch die unsere, das Licht, mit dem sein Geist das ganze Feld des Wissens überströmt und die Sektirer auf den rechten Weg geführt hat, lässt alle Fortschritte, die wir seit seiner Zeit gemacht haben, ihm verdanken, und es wäre eine kindische Eitelkeit, sich an Einzelheiten zu klammern, in denen seine Ideen noch nicht geklärt erschienen: schulden wir doch am letzten Ende ihm auch die

---

\*) Adam Smith hat seine Lehre in dem Werke: „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations“. Erste Ausg. 4. Lond. 1776 entwickelt. Deutsche Ausgabe von F. Stöpel. 4 Bde. 8. Berl. 1878. Vergleiche auch: „Traité d'économie politique par J. B. Say. 2 vol. 8. Paris“. — „Cours d'économie politique, ou Expos. des principes, qui déterminent la prospérité des nations. Par H. Storch. 6 vols. 8. St. Pet. 1815.“ „dtsh. m. Zusätzen von K. H. Rau. 3 Bde. 8. Hamb. 1819—20.“ „De la richesse commerciale. Par J. C. L. Simonde de Sismondi.“ 2 vol. 8. Genève 1803.

Entdeckung der Wahrheiten, die er noch nicht erkannt hatte.

Nach diesem Geständnis unserer tiefen Verehrung für dieses schöpferische Genie, unserer lebhaften Anerkennung der Erleuchtung, die wir ihm verdanken, wird man ohne Zweifel erstaunt sein, wenn man hört, dass das praktische Ergebnis der ihm entlehnten Lehre uns öfters gerade entgegengesetzt erscheint dem, welches er daraus gezogen hat, und dass, wenn man seine Grundsätze selbst mit den Erfahrungen eines halben Jahrhunderts zusammenhält, während welcher Zeit seine Lehre mehr oder weniger herrschend gewesen ist, wir sagen müssen, dass man, in mehr als einer Beziehung, ganz andere Schlüsse aus ihnen ziehen muss.

Mit Adam Smith behaupten wir, dass die Arbeit die einzige Quelle des Reichtums ist, dass Sparsamkeit das einzige Mittel ist, ihn anzuhäufen, aber wir glauben hinzufügen zu sollen, dass der Genuss das einzige Ziel dieser Anhäufung sein muss, und dass man nur dann von einem Wachsen des Nationalwohlstandes sprechen darf, wenn mit ihm zugleich ein Anwachsen des nationalen Wohlbefindens verbunden ist.

Adam Smith, welcher nur den Wohlstand betrachtete und sah, dass die, die ihn besaßen, das Interesse haben, ihn zu vermehren, schloss daraus, dass dieses Anwachsen am besten gewährleistet sei, wenn man die Gesellschaft der freien Ausübung aller einzelnen Interessen überliesse. Er sagte zu der Regierung: Die Summe der Reichtümer der Einzelnen bildet den Volksreichtum, es giebt keinen Reichen, der sich nicht bemüht, noch reicher zu werden, lasset ihn! er wird das Volk bereichern, wenn er sich bereichert.

Wir betrachten den Reichtum in seinen Beziehungen zur Bevölkerung, welcher er Lebensunterhalt oder Glückseligkeit verschafft; lediglich durch

die Vermehrung seines Kapitals nimmt kein Volk an Wohlbefinden zu, sondern nur wenn sein wachsendes Kapital zugleich der Bevölkerung auch mehr Annehmlichkeiten zu bieten im Stande ist, als nur das nackte Leben, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass 20 Millionen Menschen mit einem Einkommen von 600 Millionen ärmer sind, als 10 Millionen mit 400 Millionen Einkommen. Wir haben gesehen, dass die Reichen ihre Reichtümer vermehren konnten, entweder durch eine neue Produktion, oder dadurch, dass sie für sich einen grösseren Teil von dem in Anspruch nahmen, was bisher den Armen vorbehalten gewesen war. Um hierin einen Ausgleich herzustellen, rufen wir unablässig das Eingreifen des Staates an, welches Adam Smith zurückweist. Wir betrachten den Staat als den berufenen Schutz des Schwachen gegen den Starken, den Verteidiger dessen, der sich selbst nicht verteidigen kann und den Vertreter der dauernden und geräuschlosen Interessen der Gesamtheit gegenüber dem zeitlichen und leidenschaftlichen Interesse des Einzelnen.

Es scheint, dass die Erfahrung diesen neuen Gesichtspunkt eines alten Systems rechtfertigt. Obgleich das Ansehen von Adam Smith bei weitem nicht alle Teile der ökonomischen Gesetze reformiert hat, so hat doch der Grundgedanke des unbeschränkt freien Wettbewerbs sehr grosse Fortschritte in allen Kulturstaaten gemacht; eine wunderbare Entwicklung in der ganzen Industrie war die Folge davon, aber ebenso häufig erschreckliche Leiden bei vielen Klassen der Bevölkerung. Diese Erfahrung hat uns die Notwendigkeit einer schützenden Macht zum Bewusstsein gebracht, die wir anrufen; sie erscheint notwendig, um zu verhindern, dass Menschen dem Fortschreiten eines Reichtums geopfert werden, an dem sie einen Teil nicht haben. Diese Macht allein kann sich über

die rein materielle Berechnung der Vermehrung der Produkte erheben und ihm die Berechnung der Vermehrung der Genüsse und Annehmlichkeiten Aller gegenüberstellen, was doch das Ziel ist, dem alle Völker zustreben sollen.\*)

Wir glauben unseren Lesern schuldig zu sein, sie gleich von vornherein auf diese wichtige Verschiedenheit in den Ergebnissen aufmerksam zu machen, um so mehr, als wir darauf verzichten, daraus eine Kontroverse zu machen. Wir werden uns nicht scheuen, die Meinungen Adam Smith's zu bekämpfen, die wir nicht teilen oder die Dinge aufzuzeigen, in denen wir uns von ihm und seinen Anhängern trennen. Die Grundsätze der Wissenschaft von der Wirtschaft müssen ein Ganzes bilden und einer aus dem anderen sich ableiten lassen. Wir wollen sie darstellen, wie sie sich unserer Meinung nach aus einander entwickeln, ohne gross zu unterscheiden, was uns davon gehört und was unsern Vorgängern. Wenn diese Grundsätze sich wirklich der eine auf den anderen stützen und ein gut gefügtes Ganzes bilden, werden wir unser Ziel erreicht haben. Wir beanspruchen nicht ein neues System in Gegensatz zu dem unseres Meisters aufgestellt zu haben, sondern wir bemühen uns einzig

---

\*) Schon vor uns haben Schriftsteller behauptet, dass die Erfahrung die Smith'schen Lehren nicht vollständig bestätige. Ganilh, einer seiner vorzüglichsten Anhänger, hat sich gänzlich von ihm abgewendet. Im Allgemeinen kann man sagen, dass Smith die Wissenschaft als zu ausschliesslich der Berechnung unterliegend angesehen habe, während sie in vieler Beziehung ebenso eine Sache des Gefühls und der Einbildungskraft ist, welche sich nicht berechnen lassen. Allerdings scheint uns Ganilh, indem er andere Berechnungen aufstellt, deren Grundlagen sehr zweifelhaft sind, sich von dem Endziel unserer Wissenschaft noch mehr entfernt zu haben.

und allein zu zeigen, welche Änderungen die Erfahrung uns zwingt, an dem seinigen vorzunehmen.

Wir werden dieses System unter sechs Abteilungen bringen, welche uns die ganze Wissenschaft des Staates in ihren Beziehungen zu dem physischen Wohlbefinden der Unterthanen zu umfassen scheinen, nämlich: 1) Bildung und Fortschritt des Reichtums, 2) Reichtum an Grund und Boden, 3) kaufmännischer Reichtum, 4) Geld, 5) Einfuhr, 6) Bevölkerung. Jede Abteilung wird den Gegenstand eines Buches bilden. Den Reichtum an Grund und Boden und die Bevölkerung hat Adam Smith einer Specialuntersuchung nicht unterzogen.

Auf einem ganz entgegengesetzten Wege haben sich die englischen Schüler Adam Smith's von seinen Lehren entfernt, und noch mehr, wie uns scheint, von seiner Art die Wahrheit zu suchen. Adam Smith betrachtete die politische Ökonomie als eine Erfahrungswissenschaft, er bemühte sich, jede Thatsache als einen Teil des wirtschaftlichen Ganzen, dem sie angehört, zu begreifen und niemals aus dem Auge zu verlieren die verschiedenen Umstände, mit denen sie im Zusammenhang steht, und die Ergebnisse, durch welche sie das Wohlbefinden des Volkes beeinflussen kann. Bei seiner Beurteilung muss es uns erlaubt sein zu sagen, dass er nicht immer dieser synthetischen Betrachtungsart treu geblieben ist, dass er nicht immer das wesentliche Ziel im Auge behalten hat, die Beziehungen des Reichtums zur Bevölkerung oder zu dem nationalen Wohlbefinden. Seine neuen englischen Schüler haben sich allzusehr in Abstraktionen vertieft, welche uns vollständig den Menschen, dem der Reichtum gehört, und den, der ihn geniessen soll, aus dem Auge verlieren lassen. Unter ihren Händen wird die Wissenschaft derartig spekulativ, dass sie von jeder

•

Wirklichkeit sich los zu lösen scheint. Man möchte anfänglich glauben, dass die Theorie, wenn man sie von allen zufälligen Umständen entblösst, klarer dastehen und leichter zu fassen sein möchte: das Gegenteil ist eingetreten, die neuen englischen Ökonomen sind vollständig dunkel und nur mit grösster Mühe zu verstehen, weil unser Geist sich weigert, die Abstraktionen, die sie ihm zumuten, zu fassen, aber dieser Widerstand ist ein Zeichen, dass wir uns von der Wahrheit entfernen, wenn wir uns in den moralischen Wissenschaften, wo alles sich verbinden soll, bemühen, einen Grundsatz für sich allein hinzustellen und nichts als ihn allein zu sehen.

Ricardo's geistvolles Werk, welches im Jahre 1817 erschien und bald darauf von Say in's Französische übersetzt und mit Anmerkungen versehen worden ist, voll glänzender Kritik, zeigt uns ein bemerkenswertes Beispiel dieser neuen Richtung, welche die englischen Nationalökonomien verfolgen. Diese „Principien der politischen Ökonomie und der Besteuerung“ haben eine merkwürdige Wirkung in England gehabt. Die Edinburgh Review, deren Ansehen in der Wissenschaft unbestritten ist, zeigt in ihrer No. 59 vom Juni 1818 das Werk an als eines, welches in der politischen Ökonomie den grössten Fortschritt bedeute seit Adam Smith; indessen fühlen wir dermassen, dass wir uns auf einem ganz anderen Boden befinden, dass wir kaum Gelegenheit genommen hätten, das Werk anzuführen, sei es, um uns auf dasselbe zu stützen, sei es, um es bekämpfen, wenn seine Berühmtheit uns nicht gewissermassen die Pflicht dazu auferlegt hätte. Ein französischer Verwaltungsbeamter, dessen Name kein Geheimnis ist, obgleich er auf dem Titel nicht genannt ist, hat in demselben Jahre: „Éléments d'Économie politique“ veröffentlicht, für Beamte der Verwaltung bestimmt.



Ich war erstaunt, dass er bei diesem ausgesprochenen Zweck seines Buches dasselbe so durchaus abstrakt abgefasst hat. Er giebt in seinen sogenannten „Éléments“ sehr viel geistreiche Auseinandersetzungen über die politische Ökonomie, aber es scheint mir, dass das Positive, das einem Staatsmann doch das wesentliche ist, in seiner Betrachtung sehr zu kurz gekommen ist.

---

## Zweites Buch.

---

### Bildung und Fortschreiten des Reichtums.

---

#### Erstes Kapitel.

#### **Bildung des Reichtums für den Einzelmenschen.**

Bei seiner Geburt bringt der Mensch Bedürfnisse mit, welche er befriedigen muss, wenn er leben will, Wünsche, welche ihn Glück aus gewissen Genüssen erwarten lassen, und Betriebsamkeit oder Geschicklichkeit zur Arbeit, welche ihn in den Stand setzen, die einen und die anderen zu befriedigen. Diese Betriebsamkeit ist die Quelle seines Reichtums, seine Wünsche und Begierden lehren ihn, sie anzuwenden. Alles das, dem der Mensch einen Wert zumisst, ist durch seine Betriebsamkeit geschaffen worden, alles was er geschaffen hat, muss seinen Wünschen und Begierden dienen. Der zu seinem Gebrauch bestimmte Gegenstand kann zwischen seiner Fertigung durch Arbeit und seinem Verbrauch durch Genuss eine mehr oder weniger lange Dauer haben. Diesen Gegenstand, diese Frucht der Arbeit, angehäuft und noch nicht verbraucht, nennt man Reichtum.

Reichtum kann vorhanden sein, nicht nur ohne irgend ein Tauschmittel oder Geld, sondern auch ohne irgend eine Möglichkeit des Tausches, sowie ohne

Handel, andererseits kann er nicht vorhanden sein ohne Arbeit, noch weniger ohne Wünsche oder Begierden, welche diese Arbeit befriedigen soll. Ein Mensch sei zurückgelassen auf einer unbewohnten Insel: das Eigentum an der ganzen Insel, das ihm Niemand streitig machen wird, wird ihn nicht reicher machen, wie gross auch immer die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens sein mag, wie gross die Masse des Wildes in den Wäldern, der Fische, die in den Gewässern spielen, der Minen, die in den Eingeweiden der Berge schlummern. Im Gegenteil kann er, mitten unter diesen Hilfsquellen, die ihm die Natur darbietet, zum äussersten Grade des Elends gebracht werden, ja, er kann Hungers sterben. Aber wenn dieser Mensch durch seine Betriebsamkeit eine Anzahl dieser Tiere, welche in den Wäldern umherirren, am Leben erhält, und sie, anstatt sie sofort aufzuessen, für seine künftigen Bedürfnisse aufspart; wenn es ihm gelingt, sie zu zähmen, von ihrer Milch zu leben, sie für seine Arbeit geschickt zu machen, ihre Vermehrung zu bewirken, so beginnt er reich zu werden, weil seine Arbeit ihm das Eigentum an diesen Tieren verschafft hat und eine weitere Arbeit sie zu seinen Haustieren machen wird. Der Massstab seines Reichtums ist nicht der Preis, den er im Tausch dafür erhalten kann, da ihm ein Tausch ja unmöglich ist, sondern die Ausdehnung der Bedürfnisse, die er damit befriedigen kann, oder wenn man will, die Zeit, während der er von den Früchten seiner Anstrengungen leben kann, ohne zu einer neuen Arbeit greifen zu müssen.

Dieser Mann verdankt sein Eigentum und seinen Reichtum der Zähmung der Tiere: dadurch dass er sich die Erde unterwirft, wird er auch sie in Reichtum und Eigentum umwandeln. Die Insel, welche er bewohnt, war wertlos, so lange auf ihr keine Arbeit

gethan wurde; aber wenn er, anstatt die Früchte seiner Arbeit, sobald er sie erzielt hat, zu verbrauchen, sie für seine späteren Bedürfnisse aufspeichert, wenn er sie von neuem der Erde anvertraut, auf dass sie sich vervielfältigen; wenn er seine Ländereien bearbeitet, um ihre Erzeugungskräfte zu vermehren, wenn er sie einfriedigt, um sie gegen wilde Tiere zu schützen, wenn er sie mit Bäumen bepflanzt, von denen er erst nach langen Jahren eine Ernte erwartet, so hat er einen Wert geschaffen, nicht nur an dem jährlichen Ertrage des Landes, das sein Fleiss hat entstehen lassen, sondern auch an dem Lande selbst, welches er gezähmt hat, wie die Tiere, und welches er geschickt gemacht hat, ihm Dienste zu leisten. Er ist also reich und er ist es umsomehr, je länger er seine Arbeit unterbrechen kann, ohne neue Bedürfnisse zu empfinden.

Sobald dieser Einsiedler nicht mehr unter der Herrschaft des dringendsten aller Bedürfnisse, des Hungers steht, wird er seine Thätigkeit der Beschaffung von Wohnung und Kleidung und ihrer bequemeren Ausstattung widmen können. Er wird sich ein Häuschen bauen, er wird es mit Möbeln ausstatten, zu dessen Anfertigung die Fähigkeiten eines Einzelnen genügen. Aus den Haaren seiner Schafe und aus ihren Fellen wird er Schuhwerk oder Stoffe bereiten, und je bequemer sein Haus werden wird, je grösser seine Vorräte an Nahrung und Kleidung werden, um so reicher wird er sich nennen können.

Die Geschichte dieses Menschen ist die Geschichte des Menschengeschlechts. Es ist wichtiger, als man denkt, nach und nach alle die Thätigkeiten aufzuzeigen, durch welche man von dem Mangel zum Wohlleben gelangt; bei einem Individuum kann der Geist sie verfolgen, in der Gesellschaft verliert er sie leicht aus den Augen. Indessen ist der Reichthum Aller nur die

Summe des Reichtums der Einzelnen; für alle beginnt er, so wie er für jeden Einzelnen begonnen hat, mit der Arbeit, er häuft sich an für Alle wie für den Einzelnen durch den Überschuss der Erzeugnisse der täglichen Arbeit über den täglichen Gebrauch, er ist bestimmt, Allen wie den Einzelnen Genüsse zu verschaffen, welche ihn verzehren und vernichten; hört er auf, diese Genüsse zu verschaffen, fände sich Niemand mehr, welcher ihn für seine Bedürfnisse verwenden könnte, so würde er seinen Wert verloren haben, er würde kein Reichtum mehr sein. Alles, was richtig ist in Bezug auf den Einzelmenschen, ist auch wahr in Bezug auf die Gesellschaft, und umgekehrt. Aber während nichts so leicht ist, als das Wohlleben oder das Elend eines einzelnen Menschen zu begreifen, trübt der Tausch, der den Platz dieses Reichtums immer von neuem wechseln lässt, unsern Blick und macht aus einer positiven Thatsache beinahe eine übersinnliche.

So gross die Güte der Natur auch sein mag, umsonst gewährt sie dem Menschen nichts, aber sie versteht sich gern dazu, ihm beizustehen und seine Thätigkeit ins Ungemessene zu vervielfältigen, wenn er sich an sie wendet. Die Geschichte allen Reichtums bewegt sich stets innerhalb derselben Grenzmarken: die Arbeit, welche schafft, die Sparsamkeit, welche ansammelt, der Gebrauch, der zerstört. Ein Ding, welches nicht geschaffen ist oder seinen Wert nicht von einer mittelbaren oder unmittelbaren Arbeit empfangen hat, ist nicht Reichtum, so nützlich oder notwendig es zum Leben auch sein mag. Was dem Menschen nichts nützt, was kein Bedürfnis befriedigt, was nicht mittelbar oder unmittelbar dem Gebrauche dient, ist ebensowenig Reichtum, ob auch noch soviel Arbeit seiner Herstellung gedient haben mag. Alles endlich, was sich nicht aufspeichern, was sich nicht für eine künftige Benutzung aufbewahren

lässt, ist nicht Reichtum, sei es auch durch Arbeit erzeugt oder durch Genuss vernichtet.

Wir haben gesagt, die Reichtum erzeugende Arbeit könne eine mittelbare oder eine unmittelbare sein. Thatsächlich giebt der Mensch, der sich die Naturerzeugnisse aneignet, ihnen häufig erst dadurch einen Wert, dass er sie für eine künftige Arbeit aufspeichert, dass er sie für sich bewahrt, ohne ihr Wesen zu ändern. Der Einzelne, welcher einen Acker eingezäunt hat, hat der Wiese einen Wert gegeben, obschon er sie gar nicht berührt hat, aber dadurch, dass er sie den Angriffen wilder Tiere entzogen hat, dass er seine eigenen Heerden hierdurch vermehrt hat, hat er die Weideplätze, die ihm gehören, zu einem Wertgegenstande gemacht. Benutzt Jemand einen Wasserfall, um die Räder seiner Mühle zu treiben, so verleiht er dem Wasser selbst einen Wert. Was von dem Einzelmenschen gilt, gilt auch von der Gesellschaft, die aufgewendete Arbeit giebt den Dingen, die wieder der Arbeit dienen sollen, ihren Wert.

Wir haben von einem mittelbaren und von einem unmittelbaren Gebrauch gesprochen: auch das Heu, welches der Einzelne aufstapelt, hat einen Wert, nicht für ihn, wohl aber für sein Vieh, welches er damit ernährt.

Endlich haben wir gesagt, dass ein Gegenstand, welcher nur zwei von den drei Bedingungen, welche wir genannt haben, in sich vereinigt, kein Reichtum ist, wenn die dritte Bedingung mangelt. Die Luft, das Wasser, das Feuer sind nicht nur nützlich, sie sind geradezu zum Leben notwendig; da man aber im Allgemeinen nicht nötig hat, auf ihre Beschaffung Arbeit zu verwenden, können sie nicht als Reichtum bezeichnet werden. Alle Arbeiten, welche ihren Zweck verfehlt haben, können als Reichtum nicht gelten, da

man aus ihnen einen Genuss nicht ziehen kann, sie auch einen Bestand nicht haben. Die Leibesbewegungen, die Musik, der Gesang sind gleichzeitig Arbeit und Genuss, aber sie sind nicht Reichtum, da man den Genuss für eine spätere Zeit nicht aufbewahren kann.

Ehe er an Tauschmittel denken kann, oder gar an die Edelmetalle, die uns den Tausch erleichtern, muss der Einsame, den wir uns auf seiner Insel lebend gedacht haben, erst gelernt haben, die Arbeiten in ihrer Beziehung zum Reichtum zu unterscheiden. Sind sie nicht geeignet, einen Genuss zu verschaffen, so sind sie zwecklos, können ihre Früchte nicht zum Zwecke einer späteren Verwendung aufbewahrt werden, so sind sie unproduktiv; während einzig und allein die produktiven Arbeiten oder die, welche Reichtum schaffen, die sind, welche, auch in den Augen des Einzelmenschen, einen Wert haben, welcher mindestens der auf sie aufgewandten Mühe gleich ist. So kann der Einzelmensch, durch seine anderweiten Erfahrungen getäuscht, glauben, dass er seine Ölbäume vervielfältigen könne, wenn er Oliven aussät; er wusste eben nicht, dass die Kerne nicht wachsen, wie die der anderen Fruchtbäume, er hat nun den Boden für sie beackert, in fleissiger und harter Arbeit — die Erfahrung wird ihm zeigen, dass diese Arbeit nutzlos gewesen ist, er wird keine Ölbäume entstehen sehen. Oder er hat sein Haus gegen Bären und Wölfe verteidigen müssen, eine sehr nützliche aber unproduktive Arbeit, denn ihre Früchte können nicht aufbewahrt werden; kannte er die Civilisation, so hätte er seine Zeit vielleicht mit Flötenspiel ausgefüllt, wobei wir annehmen, dass er beim Schiffbruch seine Flöte gerettet hat; — auch eine nützliche Arbeit, und die er vielleicht als sein einziges Vergnügen betrachtete, aber doch unproduktiv aus demselben Grunde.

Im Interesse seiner Person, seiner Gesundheit hat er seine Zeit recht nützlich ausgefüllt, aber Reichtum hat er nicht geschaffen. Der Einzelmensch wird sehr bald den Unterschied zwischen produktiver Arbeit und den Stunden, in denen er nichts für die Zukunft zurücklegt, herausfinden, und ohne derartige Beschäftigungen ganz zu unterlassen, wird er sie verlorene Zeit nennen.

---

## Zweites Kapitel.

### **Bildung des Reichtums in der Gesellschaft durch Tausch.**

Wir haben gesehen, welcher Art die Bildung, die Aufbewahrung und der Gebrauch des Reichtums bei dem Einzelmenschen war. Genau dasselbe, auf dieselbe Art und mit dem gleichen Endziel vollzieht sich bei dem in der Gesellschaft vereinigten Menschen. Der einzige Unterschied besteht darin, dass der erste nur auf sich allein Rücksicht zu nehmen brauchte und dass er bei Schaffung des Reichtums niemals den Gebrauch aus den Augen verloren hat, d. h. seinen eigenen Genuss und seine eigene Erholung; während der andere, mitten unter einer grossen Zahl Genossen lebend, mit welchen er dauernd Dienste austauscht, arbeitet, damit andere geniessen und sich erholen, und auf die Arbeit der Anderen für die Befriedigung seiner Genüsse und seines Erholungsbedürfnisses zählt.

Sobald der Mensch Teil einer Gesellschaft geworden ist und aufgehört hat, seinen Reichtum und seine Bedürfnisse nur von sich abhängen zu lassen, kann er seiner Arbeit nicht mehr bis zu dem Augenblicke folgen, in dem die Ergebnisse derselben verbraucht sind, er kann seine Thätigkeit nicht mehr von



dem Bedürfnis abhängig machen oder von seinem Ruhebedürfnis, er arbeitet ohne Unterlass, um die gemeinsamen Speicher zu füllen, und überlässt der Gesellschaft die Sorge, für die Gegenstände, die er angefertigt hat, einen Gebrauch zu finden.

Der Austausch zwischen zwei Menschen, welche arbeiten und wie unser Einzelmensch Reichthum erzeugen, um ihn zu verbrauchen, würde sich erst aus dem Überfluss ergeben. „Gieb mir das, was du nicht brauchst, und was mir nützlich sein würde“, sagt einer der beiden Handelnden, „und ich werde dir dagegen das geben, was ich nicht brauche und was dir nützlich sein würde“. Indessen war der augenblickliche Nutzen nicht der einzige Massstab für den Tausch. Jeder hatte seinerseits die Mühe und die Zeit, welche er auf die Herstellung gewendet hatte, geschätzt: dies sind die Grundlagen des Verkaufspreises; und er hatte sie wieder verglichen mit der Mühe und mit der Zeit, die er aufwenden muss, um sich selbst die Sache herzustellen, welche er haben will, eine Berechnung, aus welcher sich der Kaufpreis ergibt. Der Tausch würde nicht zu Stande kommen, wenn die beiden Handelnden bei ihrer Berechnung erkannt hätten, dass Jeder bei dem Tausch mehr aufwenden müsste, als ihn die Sache, deren er bedarf, kosten würde, wenn er sie sich selbst herstellte.

Indessen hat der Tausch die Natur des Reichthums nicht verändert; er ist stets eine Sache, geschaffen durch Arbeit, aufbewahrt für künftigen Bedarf; die Ursache seines Wertes ist lediglich dieser Bedarf. Das Verhältnis zwischen der Erzeugung und dem Verbrauch war dasselbe, nur hatte sich an die Stelle des Erzeugers ein Anderer für den Verbrauch gesetzt. In Hinblick auf das Produkt kann man von allen Ver-tauschungen, denen die Sache unterworfen war, ab-

sehen; ein Mensch hat sie hervorgebracht, ein Mensch hat sie aufgespeichert, weil ein Mensch ihrer bedurfte und sie gebrauchen wird, ob dieser Mensch immer derselbe ist, ist vollständig gleichgültig; die späteren Vertauschungen haben aus dem letzten nur den Vertreter der ersten gemacht.

Der Tausch hat nicht nur Sachen zum Gegenstande, er erstreckt sich auch auf die Arbeit, durch die alle Sachen hervorgebracht werden. Derjenige, welcher Nahrungsmittel besass, bot dem, dessen Vorräte erschöpft waren, an, ihn zu unterhalten; dafür arbeitete dieser letztere für ihn. Diesen Unterhalt in Austausch für Arbeit nannte man Lohn.

Der Austausch verändert die Natur der Arbeit nicht mehr, als die der hervorgebrachten Dinge. In ihnen kann man, für die Gesellschaft ebenso wie für den Einzelmenschen eine nutzlose und unproduktive Arbeit sehen. Wenn auch der eine oder der andere einen Lohn erhält, bewahren sie nichtsdestoweniger ihren Charakter, wenn der erste weder den Wünschen noch den Bedürfnissen dessen, der den Arbeiter beschäftigt, Genüge leistet, oder der zweite eine Anhäufung seiner Früchte unterlässt. Der Lohn, den der eine oder der andere Arbeiter erhält, darf uns nicht täuschen, derjenige, der einen Lohn zahlt, stellt auch den Arbeiter an seinen Platz; die Rolle, welche wir einem Einzelnen zugeteilt haben, verteilt sich nunmehr auf zwei oder eine grössere Anzahl von Personen: das Ergebnis bleibt trotzdem immer das gleiche. Der Tagelöhner, der Oliven säet, macht für seinen Herrn eine nutzlose Arbeit, wenn sie auch für ihn vorteilhaft ist, da er ja seinen Lohn dafür erhält. Derjenige, der seinen Herrn gegen Bären verteidigt, oder die Gesellschaft gegen ihre Feinde, derjenige, der für die Gesundheit oder die Person Anderer bemüht ist, der

ihnen die Genüsse der Musik, des Schauspiels, des Tanzes verschafft, hat, ganz wie der Einzelmensch, eine nützliche Arbeit geleistet, da sie angenehm war und für ihn gewinnbringend, insofern er einen Lohn dafür erhielt, während er das Vergnügen dem überliess, der ihn bezahlte. Nichtsdestoweniger war die Arbeit unproduktiv, da sie sich nicht sparen und aufspeichern lässt. In der That hat derjenige, der den Lohn bezahlt hat, nicht nur nicht mehr den Lohnbetrag, sondern auch nicht mehr die Sache, für die er den Lohn bezahlt hat.

Die Arbeit und die Sparsamkeit sind für den Menschen in der Gesellschaft, wie für den Einzelnen, stets die wahren und die einzigen Quellen des Reichthums, der eine wie der andere können aus ihnen die gleichen Vorteile ziehen. Indessen hat die Bildung der Gesellschaft und die damit in Verbindung stehende Einführung von Handel und Tausch, das Fortschreiten des Reichthums verändert, einerseits indem sie die Produktionskraft der Arbeit durch ihre Theilung vermehrte, andererseits indem sie der Sparsamkeit ein ganz bestimmtes Ziel gab und gleichzeitig die Genüsse, die Reichthum verschafft, vermehrte. So producierten die zu Gesellschaften vereinten Menschen einmal mehr, als wenn sie als Einzelmenschen gearbeitet hätten, dann aber bewahrten sie auch besser das Erarbeitete, weil sie seinen Wert besser erkannten.

Der gelegentliche Vorteil, den zwei Menschen, gleich an Arbeitsmitteln und an Sparsamkeit, im Austausch der Produkte, für die sie ein unmittelbares Bedürfnis nicht hatten, gefunden hatten, liess sie bald in diesem Austausch einen dauernden Vorteil erblicken, und so boten sie beide sich das an, von dem sie wussten, dass sie es gut machten, gegen das, von dem sie wussten, dass es der Andere besser mache. Was

sie beständig machten, machten sie eben gut, alles, was sie nur gelegentlich anfertigten, machten sie langsamer und weniger gut. Nach und nach widmeten sie sich ausschliesslich einer bestimmten Arbeit, und je mehr Geschicklichkeit sie hierin erwarben, um so leichter und schneller ging sie ihnen von der Hand. Diese Beobachtung führte zur Teilung der Arbeit: der Landarbeiter sah bald ein, dass er die Ackergeräte nicht in einem Monat fertig stellen könne, die der Schmied ihm in einem Tage lieferte.

Derselbe Grund, der zuerst die Gewerbe des Landarbeiters, des Schäfers, des Schmiedes und des Webers hatte entstehen lassen, führte zur weiteren Teilung der Gewerbe bis ins Unendliche; jeder sah ein, dass er durch Teilung seiner Thätigkeit sie immer vollkommener und lohnender gestaltete. Der Weber verzichtete auf das Spinnen und Färben; die Spinner des Hanfes, der Baumwolle, der Wolle und der Seide trennten sich; die Weber teilten sich wiederum nach der Bestimmung und Art des Stoffes; und bei jeder neuen Teilung sah der Arbeiter durch die Aufwendung aller seiner Aufmerksamkeit auf eine einzelne Sache seine Produktionskraft wachsen. Im Innern jedes Betriebes wurde diese Teilung noch viele Male wiederholt und jedes Mal mit dem gleichen Erfolge. Zwanzig Arbeiter arbeiten zusammen an einer Sache; aber jedem von ihnen ist eine einzelne bestimmte Arbeit übertragen und das Ergebnis ist, dass die zwanzig Arbeiter zwanzig mal mehr erzielen, als wenn jeder für sich allein gearbeitet hätte.

Die Maschinen sind ein Kind der Teilung der Arbeit. In der Natur finden sich blinde Kräfte, denen der Menschen weit überlegen, aber nicht geneigt, dem Menschen zu Diensten zu sein. Es hiess sie erobern und ihre Dienste der Industrie gefügig machen.

Als man gelernt hatte, sie für menschliche Arbeit zu benutzen, leisteten sie diese mit einer Schnelligkeit und in einer Ausdehnung, welche unendlich die Kräfte des Menschen überstiegen. Das Wasser, der Wind, das Feuer war für verwickelte Handreichungen nicht zu verwenden; aber die Theilung der Arbeit hatte alle diese Dinge vereinfacht. Als erst jeder Arbeiter in einem Betriebe mit einer einzelnen Arbeit beschäftigt war, fand er bald eine gleichmässige Bewegung für die Ausführung, bald darauf fand er heraus, die Naturkraft zu leiten, um sie in seinen Dienst zu zwingen. Die Gewässer trieben Mühlen, um das Korn zu mahlen, Sägewerke zu treiben, Hämmer zu heben; und Arbeiten, zu denen tausende von Menschen nicht genügt hätten, wurden ausgeführt durch fühllose Arbeiter, die keine Bedürfnisse haben.

Die Theilung der Arbeit vermehrte noch in anderer Weise die Produktionskraft des Menschen. Einzelne Glieder der Gesellschaft widmeten sich, anstatt mit ihren Händen zu arbeiten, geistigen Thätigkeiten. Sie studierten die Natur und ihre Eigenschaften, die Bewegung der Körper und ihre Gesetze, die Mechanik und ihre Anwendung, und zogen aus ihren Untersuchungen fast unendliche Mittel zur Vermehrung der menschlichen Produktionskräfte. Diese Produktionsmittel fasst man heute unter dem Namen: Macht der Wissenschaft zusammen; sie helfen ein Werk fördern durch Kräfte, die mächtiger sind als wir, ein Werk, welches das Menschengeschlecht mit seinen eigenen Kräften nie hätte unternehmen können.

---

## Drittes Kapitel.

**Vermehrung der menschlichen Bedürfnisse  
innerhalb der Gesellschaft und  
Grenzen der Produktion.**

Seitdem die Menschen sich zu Gesellschaften zusammengethan haben, seitdem sie gelernt haben, die Arbeiten zu teilen, hat sich die Arbeit auf Erden erheblich vermehrt, der Einzelne der sich nur mit einer einzigen Thätigkeit beschäftigte, hatte für diese eine ausserordentliche Geschicklichkeit erlangt, ein jeder benutzte zur Vermehrung seiner Arbeit die blinden Kräfte der Natur, die er verstanden hatte, sich dienstbar zu machen, ein Jeder hatte seine eigene Thätigkeit durch die Kräfte der Wissenschaft vervielfältigt, deren Gebrauch die Gelehrten ihm offenbart hatten. Während der Mensch im Zustande der Wildheit durch die Arbeit eines vollen Tages kaum seine dringendsten Bedürfnisse hatte befriedigen können, dürfte in der vollkommensten Gesellschaft ein Mensch auf hundert genügen, ja vielleicht auf tausend, um mit seiner Thätigkeit bei gleicher Emsigkeit eine Warenmenge hervorzubringen, gleich der, welche die hundert oder die tausend hätten erzeugen können, während alle Andern unthätig bleiben könnten. Es mag zugestanden werden, dass die Arbeiten des Ackerbaues nicht einer gleichen Ersparung an Handarbeit fähig sind.

Aber wenn die Fortschritte der Gesittung viel mehr Arbeit hervorgebracht haben, so haben sie auf der andern Seite auch viel mehr Ansprüche an den Absatz gestellt. Der Einzelmensch, welcher nur für sich arbeitete, konnte nur beschränkte Bedürfnisse und Genüsse haben; Nahrung, Kleidung, Wohnung waren ihm notwendig, aber er dachte weder daran,

seinen Geschmack zu verfeinern, und dadurch die Befriedigung dieser Bedürfnisse zu einem Genuss zu machen, noch an die künstlichen Bedürfnisse, welche die Gesellschaft ihm geben und deren Befriedigung ihm neue Genüsse verschaffen würde. Das Ziel des Einzelmenschen war lediglich, Vorräte anzuhäufen, um nachher ruhen zu können. Er hatte vor sich einen bestimmten Zweck bei der Anhäufung von Reichtümern; war dieser einmal erreicht, so wäre es von ihm Thorheit gewesen, noch mehr anzuhäufen, da er seinen Verbrauch nicht verhältnismässig hätte vermehren können. Aber die Bedürfnisse des Menschen in der Gesellschaft scheinen unbegrenzt, weil seine Arbeit ihm unbegrenzt wechselnde Genüsse darbietet, soviel Reichtum er auch angehäuft haben mag, er wird keine Gelegenheit haben zu sagen: es ist genug; immer wird er Mittel finden, den angehäuften Reichtum in Genuss umzusetzen, und sich wenigstens einbilden, dass er ihm notwendig sei.

Es ist indessen ein grosser Irrtum, in welchen die meisten der neueren Volkswirte verfallen sind, sich vorzustellen, dass der Verbrauch eine Macht ohne Grenzen sei, stets bereit, eine unendliche Produktion zu verschlingen. Sie hören nicht auf, die Völker zu neuer Produktion zu ermutigen, neue Maschinen zu erfinden, ihre Arbeitswerkzeuge zu vervollkommen, damit die Menge der in einem Jahre geschaffenen Arbeit stets die des vergangenen Jahres übertreffe; sie kränken sich, wenn sie sehen, dass die Zahl der unproduktiven Arbeiter sich vermehrt, sie übergeben die Müssigen dem öffentlichen Unwillen, und in einer Bevölkerung, in der die Kräfte der Arbeiter sich ver Hundertfacht haben, möchten sie, dass jeder Arbeiter sei, dass jeder für seinen Lebensunterhalt arbeite.

Der Einzelmensch arbeitete zuerst, um der Ruhe

pflügen zu können, er häufte Reichtümer an, um sie im Nichtsthum zu geniessen; der Wunsch nach Ruhe ist dem Menschen angeboren, die Ruhe ist der Zweck und die Belohnung der Arbeit; die Menschen würden wahrscheinlich auf alle Vervollkommnungen in den Künsten verzichten, auf alle Genüsse, welche uns die Industrie bietet, wenn sie sie erkaufen müssten durch eine beständige Arbeit, wie die des Handwerkers. Die Teilung der Arbeit und der Stände hat nur die Rollen vertauscht, aber den Zweck der menschlichen Arbeit nicht verändert. Der Mensch unterzieht sich der Anstrengung nur, um nachher zu ruhen, er häuft nur an, um auszugeben, er begehrt der Reichtümer nur, um zu geniessen. Die Anstrengungen haben sich heute getrennt von ihrem Erfolge; es ist nicht der gleiche Mensch, der arbeitet und der sich der Ruhe hingiebt; sondern weil der Eine arbeitet, muss der Andere ruhen. \*)

Schliesslich sind die Bedürfnisse des arbeitenden

---

\*) Die Ruhe, von der wir hier sprechen, ist das Aufhören der Arbeit, welche dazu bestimmt ist, Reichtümer zu schaffen; man darf sie also nicht mit Müssiggang verwechseln. Fast alle körperlichen Übungen, die uns am angenehmsten sind, hören auf, es zu sein, wenn sie dem Gelderwerb dienen. Eine Thätigkeit, welche nicht zum Ziele einen Gewinn hat, kann somit einen Teil der Ruhe eines Reichen ausmachen, aber alle Übungen des Geistes sind überhaupt nur mit dieser Ruhe verträglich. Der Mensch häuft also an, um, während er die Früchte, die er angehäuft hat, verzehrt, im Stande zu sein, seinen Geist zu bilden und sein Gemüt zu erheben. Die Nation häuft an, um jedem ihrer Glieder die Ruhe zu geben, welche zur Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten nötig ist und einigen von ihnen die Möglichkeit zu geben, die menschliche Natur ihrer Vervollkommnung näher zu bringen. Wenn das ganze Volk arbeitete und nur arbeitete, würde das Ziel des Reichtums nicht erreicht werden; keine Ruhe würde es geben, weder zum Genuss, noch für die Vervollkommnung des Menschen; die Nation würde ihre materiellen Reichtümer vermehren, aber das Ziel den Mitteln opfern.



Menschen naturgemäss sehr beschränkt. Nach der ausserordentlichen Vermehrung der Produktivkräfte der Arbeiter würde man mit den Mitteln der ganzen Gesellschaft sehr bald für seine Nahrung, seine Wohnung, seine Bekleidung ausgesorgt haben. Wenn die ganze Bevölkerung arbeitete, wie dies die einzelnen Handwerker thun, wenn sie infolgedessen zehn Mal mehr an Nahrung, Wohnung, Bekleidung hervorbringen würde, als jeder von ihnen gebrauchen kann, mag man vielleicht denken, dass der Anteil eines Jeden dadurch grösser sein würde. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Jeder Arbeiter würde zu verkaufen haben wie zehn, aber nur zu kaufen haben wie einer. Jeder Arbeiter würde also um so viel schlechter verkaufen und um so viel weniger kaufen können; die Verwandlung der ganzen Bevölkerung in eine grosse Masse produzierender, stetig beschäftigter Arbeiter würde, weit davon entfernt, Reichtum zu schaffen, nur das Elend allgemein machen.\*)

Wo es ein Übermass von Produkten giebt, muss die überschüssige Arbeit sich Gegenständen des Luxus zuwenden; der Verbrauch der notwendigen Gegenstände ist begrenzt, der der Luxusgegenstände ist es nicht. Man wird bald all die Kleider, die Schuhe, das Korn, das Fleisch, dessen die Handwerker bedürfen, produziert haben, wenigstens in der Menge, die sie heute bezahlen können. Aber selbst, wenn es durch eine gerechtere Organisation der Gesellschaft gelingen

---

\*) Ich sehe hierbei von dem auswärtigen Handel ab. Wenn man diesen in Betracht ziehen will, so würde eine Nation thatsächlich die Lieferantin ihrer Nachbarnation werden können; aber meine Beweisführung wird auch für das ganze menschliche Geschlecht zutreffen oder doch wenigstens für den Teil desselben, welcher mit einander Handel treibt, und der heute gewissermassen nur einen einzigen Markt darstellt.

sollte, ihnen einen grösseren Anteil an den Reichtümern, die sie schaffen, zu wahren, so würden sie doch bald für die Genüsse gesorgt haben, die sich mit der Arbeit vereinigen lassen. Ohne Zweifel wird man nie dazu gelangen, die Arbeiter in einer Equipage in ihre Werkstatt zu befördern, oder ihnen Arbeitskleider aus Sammet oder Brokat zu geben: wenn dies das Ergebnis des Eifers zu produzieren sein sollte, den alle Schriftsteller nähren und den alle Regierungen ermutigen, würden die Arbeiter sehr schnell auf einen Luxus verzichten, welchen sie nur durch eine mühevollen Arbeit erkaufen könnten. Wenn man allen Flitter des Reichtums dem Handarbeiter bieten würde als Belohnung für eine ununterbrochene Arbeit, eine Arbeit von zwölf oder vierzehn Stunden täglich, so wie er sie heute ausübt, so würde wohl kaum ein Einziger zögern, weniger Luxus und mehr Erholung zu fordern, weniger leichtfertige Vergnügungen und mehr Freiheit. Diese Wahl wäre die der ganzen Gesellschaft, wenn die Lebensbedingungen in ihr einigermaßen gleich wären. Kein Produzent, der aus seiner Betriebsamkeit Nutzen zieht, würde, wenn er den fast unmerklichen Genuss, welchen ihm schönere Kleider geben, mit der grösseren Arbeit, die sie ihn kosten, vergleicht, sie für diesen Preis kaufen wollen. Der Luxus ist nur möglich, wenn man ihn mit der Arbeit eines andern kauft, angestrengte Arbeit ohne Erholung ist nur möglich, wenn man sich nicht leichtfertigen Tand, sondern Lebensbedürfnisse verschaffen will.

Die unendliche Vervielfältigung der Produktivkräfte der Arbeit kann also nur die Vermehrung des Luxus oder der Genüsse der müssiggehenden Reichen zum Ziel haben. Der Einzelmensch arbeitete, um sich auszuruhen, der Mensch in der Gesellschaft arbeitet, damit irgendwer sich ausruhe; der Einzelmensch häufte

an, um später zu geniessen, der Mensch in der Gesellschaft sieht die Frucht seines Schweisses sich vermehren für den, welcher sie geniessen soll; aber von dem Augenblick an, wo er und seines gleichen mehr schaffen und unendlich mehr, als sie verzehren können, muss dasjenige, was sie schaffen zur Verzehrung bestimmt sein für Leute, die nicht seines gleichen sind und die nicht arbeiten.

So drängt der Fortschritt der Industrie, der Fortschritt der Produktion im Vergleich mit der Bevölkerung zur Vermehrung der Ungleichheit unter den Menschen. Je mehr Fortschritte eine Bevölkerung macht in den Künsten, in der Industrie, um so grösser ist das Missverhältnis zwischen der Lage derer, die arbeiten und derer die geniessen; je mehr die einen sich mühen, um so mehr Luxus stellen die andern zur Schau; wofern nicht der Staat durch Einrichtungen, welche dem rein wirtschaftlichen Ziele der Vermehrung der Reichtümer entgegengesetzt zu sein scheinen, ihre Verteilung verbessert und einen grösseren Anteil an den Genüssen denen gewährt, welche alle Mittel des Genusses schaffen. Die Einrichtung eines wöchentlichen Ruhetages gewährt den Armen, während er ihre Produktivkräfte vermindert, einen Teil an den Genüssen, welche sie für die Gesellschaft schaffen. Würde man den Ruhetag aufheben, so würde der produzierte Reichtum um ein siebentel wachsen: die Reichen würden mehr Luxus geniessen können, die Armen würden elender werden.

In demselben Geiste könnte der Gesetzgeber dem Armen noch einige andere Bürgschaften gegen die übermässige Konkurrenz gewähren. So wohlthätig die Einrichtung eines Ruhetages auch ist, so werden diese Bürgschaften von denen verurteilt, welche nichts kennen, als die Vermehrung der Reichtümer, während

sie die Billigung derer haben, welche diese Vermehrung nur dann für nützlich halten, wenn sie mit einem Mehr von Glück für alle Klassen der Bevölkerung verbunden ist.

Aber diese Reichen, welche die Früchte der Arbeit der Andern geniessen, können sie nur durch Tausch erlangen. Wenn sie indessen ihren Reichtum, den sie erworben und angehäuft haben, gegen diese neuen Erzeugnisse hergeben, welche der Gegenstand ihrer Wünsche sind, so scheint es, dass sie bald ihren Reservefond erschöpft haben würden; sie arbeiten nicht, haben wir gesagt, und sie können sogar nicht arbeiten; man sollte also glauben, dass sich mit jedem Tage ihre ursprünglichen Reichtümer vermindern, und dass, wenn ihnen nichts mehr geblieben sein wird, sie den Arbeitern, welche ausschliesslich für sie arbeiten, nichts mehr in Tausch zu bieten haben werden. Die Arbeiter werden, wie wir gesehen haben, sich niemals der Equipagen bedienen oder Sammetkleider tragen können; wenn die Reichen aufhören reich zu sein, nachdem sie ihren Reichtum verbraucht haben, werden die Wagenbauer und die Sammetfabrikanten im Elende umkommen.

Aber der Reichtum hat in der Gesellschaft die Eigenheit erworben, sich durch die Arbeit anderer wieder zu erzeugen, ohne dass sein Eigentümer dabei etwas zu thun nötig hat. Der Reichtum, wie die Arbeit und durch die Arbeit ergiebt eine jährliche Frucht, welche jedes Jahr vernichtet werden kann, ohne dass der Reiche ärmer wird. Diese Frucht ist das „Einkommen“ aus dem „Kapital“: der Unterschied zwischen dem Einen und dem Andern wird zur Grundlage der gesellschaftlichen Wohlfahrt. Die Produktion würde ihre Hemmung finden, wenn sie nicht mehr im Stande wäre, mit dem Einkommen in

Tauschverkehr zu treten. Wenn plötzlich alle Reichen beschlössen, von ihrer Arbeit zu leben, wie die Armen, und ihr ganzes Einkommen ihrem Kapital hinzuzufügen, würden die Arbeiter, welche auf den Austausch dieses Einkommens zu ihrem Lebensunterhalt angewiesen sind, der Verzweiflung überantwortet werden und Hungers sterben; wenn dagegen die Reichen sich nicht begnügten, von ihrem Einkommen zu leben, sondern auch noch ihr Kapital ausgaben, würden sie bald ohne Einkommen sein und der Austausch, der den Armen so notwendig ist, würde gleichfalls aufhören. Wir werden bald sehen, dass dies nicht die einzige verhängnisvolle Folge ist, die eine Vernichtung des Kapitals nach sich ziehen würde. So sollte die Produktion ihr Mass an dem Volkseinkommen finden, und die, welche zu einer unendlichen Produktion ermutigen, ohne sich Mühe zu geben, dieses Einkommen kennen zu lernen, drängen ein Volk zum Verfall, während sie glauben, ihm den Weg zum Reichtum zu öffnen.

---

#### Viertes Kapitel.

### Wie das Einkommen aus dem Kapital entsteht.

Der Handel, wie man mit einem Worte die Gesamtheit des Austausches bezeichnet, machte die Beziehungen, welche zwischen der Erzeugung und der Verzehrung in Gütern bestehen, etwas verwickelter, aber er vermehrte zugleich seine Wichtigkeit, weit entfernt davon; sie zu vermindern. Ein jeder hatte damit begonnen, das zu erzeugen, was er selbst verwenden wollte, da er seine Bedürfnisse kannte, vermochte er danach seine Arbeit einzurichten. Aber seitdem Jeder für Alle arbeitete, musste die Produktion Aller von Allen verwendet werden, und jeder musste

bei seiner Produktion, die endgiltige Aufnahmefähigkeit der Gesellschaft, für die die Frucht seiner Arbeit bestimmt war, im Auge behalten: diese Aufnahmefähigkeit war ihm nur oberflächlich bekannt, aber sie war begrenzt; denn Jeder, um seine Ausgaben fortsetzen zu können, musste sich gewisse Beschränkungen auferlegen, und die Summe dieser Einzelausgaben war nichts anderes als die Summe der Ausgaben der Gesellschaft.

Die Unterscheidung zwischen Kapital und Einkommen, welche für den Einzelmenschen noch eine dunkle war, wurde somit in der Gesellschaft grundstürzend. Der Mensch in der Gesellschaft musste seine Bedürfnisse seinem Einkommen anpassen, und die Gesellschaft, von der er ein Teil war, musste dieselbe Regel befolgen; sie durfte und konnte nicht, ohne dem Untergang entgegenzugehen, jährlich mehr verzehren, als ihr jährliches Einkommen betrug. Wenn sie erst einmal ihr Kapital anriss, so zerstörte sie zugleich ihre Mittel, dasselbe zu erneuern und ihre Mittel künftiger Konsumption. Indessen war die Gesamtheit ihrer Produkte zur Verzehrung bestimmt, und wenn ihre jährlichen Produkte auf dem Marke, für den sie bestimmt waren, keine Abnehmer fanden, so war die Wiedererneuerung der Kapitalien gestört und die Bevölkerung ging mitten im Überfluss ihrem Untergange entgegen. Somit kommen wir der abstraktesten und schwierigsten Frage der Volkswirtschaft nahe.

Die Natur des Kapitals und des Einkommens vermengen sich in unserm Geiste fortwährend; wir sehen das, was für den einen Einkommen ist, zum Kapital für den andern werden, und denselben Gegenstand, während er aus einer Hand in die andere geht, nach und nach die verschiedensten Bezeichnungen

annehmen; während sein Wert, der sich von dem verzehrten Gegenstande ablöst, eine übersinnliche Menge scheint, welche der eine verausgabt und der andere austauscht, welche bei dem Einen mit dem Gegenstand selbst untergeht, und sich bei dem Andern wieder erneut und so lange andauert wie der Umlauf. Indessen, so schwer es ist, das Kapital der Gesellschaft von ihrem Einkommen zu unterscheiden, eben so wichtig ist es, diese Unterscheidung zu machen. Mehr als ein falsches System ist auf ihre Verwechslung begründet gewesen. Bald hat einer die Sparsamkeit empfohlen als ein Mittel zur Ermutigung der Industrie, bald hat man Steuern auf die Kapitalien gelegt, anstatt auf das Einkommen, und man hat wie Narren diejenigen verspottet, welche zur Wahrung des nationalen Kapitals sich auf die Fabel von der Henne mit den goldenen Eiern berufen haben.

Wir haben schon mehrfach gesagt, aller Reichtum sei das Produkt der Arbeit. Das Einkommen ist ein Teil des Reichtums, und muss deshalb mit ihm einen gemeinsamen Ursprung haben; es ist indessen üblich, drei Arten des Einkommens anzuerkennen, welche man Rente, Gewinn und Lohn nennt, und die drei verschiedenen Quellen entströmen der Erde, dem angesammelten Kapital und der Arbeit. Sieht man etwas näher zu, so erkennt man, dass diese drei verschiedenen Einkommen drei verschiedene Arten der Anteilnahme an den Früchten der menschlichen Arbeit sind.

Dank den Fortschritten des Gewerbflusses und der Wissenschaft, welche dem Menschen alle Naturkräfte unterworfen haben, kann jeder Arbeiter jeden Tag mehr und mehr herstellen, als er zur Verzehrer bedarf. Aber zu der gleichen Zeit, in der seine Arbeit Reichtum schafft, würde der Reichtum, wenn

er ihn geniessen sollte, ihn wenig geschickt zur Arbeit machen; so bleibt der Reichtum fast nie in der Hand desjenigen, welcher seine Hände zu seinem Lebensunterhalt zu gebrauchen genötigt ist. Indessen tritt der Reichtum mit seiner Arbeit in Wettbewerb und der, welcher ihn besitzt, enthält dem Arbeiter für die Hilfe, die er ihm leistet, einen Teil dessen vor, was dieser Arbeiter über seinen Konsum hinaus geschaffen hat.

Im allgemeinen hat der Arbeiter das Eigentum an dem Grund und Boden nicht festhalten können; der Boden hat indessen eine Produktivkraft, welche die menschliche Arbeit sich begnügt hat, nach den Bedürfnissen des Menschen zu regeln. Derjenige, der den Boden besitzt, auf dem die Arbeit sich vollzieht, behält sich als Belohnung für die Vorteile, welche dieser Produktivkraft verdankt werden, einen Teil in den Früchten der Arbeit vor, an deren Erzeugung sein Grund und Boden mitgewirkt hat. Dies ist das Einkommen des Eigentümers, welches von vornherein auf die Arbeitserzeugnisse des Arbeiters gelegt wird, und welches ohne Wiedererneuerung verzehrt werden kann. Die Volkswirte nennen dies Rente.

Der Arbeiter hat in dem jetzigen Zustande der Civilisation das Eigentum an einem genügenden Vorrat von Gegenständen der Verzehung sich nicht bewahren können, deren er während der Ausführung seiner Arbeit bis zu dem Zeitpunkte, zu welchem er einen Käufer für sie findet, bedarf. Er besitzt nicht mehr die Rohstoffe, welche oft von weither bezogen werden müssen, und welche er zur Ausführung seiner Arbeit bedarf. Noch weniger besitzt er die kostbaren Maschinen, welche seine Arbeit erleichtert und unendlich produktiver gemacht haben. Der Reiche, welcher diese Nahrungsmittel, diese Rohstoffe, diese Maschinen be-



sitzt, kann sich selbst der Arbeit enthalten, da er ja in gewissem Sinne Herr der Arbeit dessen ist, dem er die Mittel zur Arbeit liefert. Als Entgelt für die Vorteile, welche er dem Arbeiter zur Verfügung gestellt hat, nimmt er für sich vorweg den grössten Teil der Früchte der Arbeit. Dies ist der Nutzen des vorgeschossenen Kapitals oder das Einkommen des Kapitalisten.

Obgleich der Arbeiter durch seine tägliche Arbeit viel mehr hervorgebracht hat, als seine täglichen Ausgaben betragen, ist es doch selten, dass ihm nach der Teilung mit dem Eigentümer des Bodens und dem Kapitalisten viel über die genaue Notdurft verbleibt. Das was ihm indessen verbleibt, bildet sein Einkommen unter dem Namen des Lohns, er verzehrt es, ohne dass es sich erneuert.

Betrachten wir diese verschiedenen Arten des Einkommens von ihrer Entstehung und in ihrem Fortschreiten in einer Hauswirtschaft.

In den Augen des Einzelmenschen, bei dem wir zuerst die Bildung des Reichtums kennen gelernt hatten, war aller Reichtum nichts anders, als ein Vorrat, aufgesammelt für den Augenblick des Bedürfnisses. Indessen unterschied auch er schon zwei Dinge bei dieser Aufbewahrung; einen Teil, welchen er aufbewahrte, um ihn später für seinen unmittelbaren oder nahezu unmittelbaren Gebrauch zu verwenden und einen andern, den er bestimmt hatte zur Verwendung für eine neue Produktion. So sollte ein Teil seines Getreides ihn bis zur künftigen Ernte ernähren, ein anderer Teil, welchen er zur Aussaat bestimmt hatte, sollte im folgenden Jahre Frucht tragen. Die Bildung der Gesellschaft und die Einführung des Tausches gestattete fast bis ins Unendliche die Vermehrung

dieser Aussaat, dieses fruchtbringenden Theils des angesammelten Reichtums: dies heisst man Kapital.

Der Einzelmensch konnte nur den Boden und die Tiere mit für sich arbeiten lassen, aber in der Gesellschaft kann der reiche Mann den armen Mann für sich arbeiten lassen. Der Landbebauer, der alles Getreide zurückgelegt hatte, dessen er bis zur nächsten Ernte zu bedürfen glaubte, sah ein, dass es für ihn vorteilhafter wäre, den Überschuss seines Getreides dazu zu benutzen, um andere Menschen, die für ihn die Erde bearbeiteten und neues Getreide entstehen liessen, zu ernähren; ferner die, welche seinen Flachs spinnen und seine Wolle weben, die in seinen Bergwerken nach Erzen schürfen, endlich die, welche unter irgend einer Form aus seinen Händen Mittel zu leben nehmen, um ihm nach Ablauf einer gewissen Zeit einen viel grösseren Wert, der der Verzehrung zu dienen geeignet ist, zurückzugeben.

Bei dieser Thätigkeit tauschte der Landbebauer einen Teil seines Einkommens gegen Kapital ein, und so ist in der That der Vorgang, wie neues Kapital sich bildet. Das Korn, was er geerntet hatte über das hinaus, dessen er bei seiner eigenen Arbeit zur Ernährung bedurfte und über das hinaus, was er aussäen musste, um seinen Betrieb auf der alten Höhe zu erhalten, bildete einen Reichtum, welchen er fortgeben, verschwenden, im Müssiggang verbrauchen konnte, ohne dadurch ärmer zu werden, es war ein Einkommen, aber wenn er es nutzte zur Erhaltung von Neues schaffenden Arbeitern, oder es eintauschte gegen Arbeit oder gegen die Früchte von Arbeit seiner Handarbeiter, seiner Weber, seiner Bergleute, wurde es zu einem dauernden Werte, der sich vermehrte und nicht untergehen konnte: es wurde zum Kapital. Dieser Wert trennte sich von den Lebensmitteln, die ihn geschaffen hatten,

er blieb wie ein mystisches, schemenhaftes Etwas fort-dauernd in Besitz desselben Landbebauers, für den er lediglich seine Gestalt wechselte. Zuerst war es Getreide, dann ein der Arbeit gleichkommender Wert, dann ein Wert, der sich in den Früchten dieser Arbeit ausdrückte, später ein Kredit demjenigen gegeben, welchem diese Früchte auf Zeit verkauft worden waren, dann Geld, dann wieder Getreide oder Arbeit. Alle diese sich folgenden Umwandlungen änderten nicht das Kapital, sie liessen es nicht aus den Händen des-jenigen heraus, der es ursprünglich erspart hatte.

Zu gleicher Zeit hatte jede dieser Verwandlungen des Kapitals Anderen Unterhaltsmittel verschafft, die öfter untergingen, als Einkommen, ohne ein wirklicher Verlust zu sein. Ein Tausch setzt immer zwei Werte voraus, jeder kann ein verschiedenes Schicksal haben, aber die Eigenschaft als Kapital oder als Ein-kommen folgt nicht dem getauschten Gegenstande: sie haftet an der Person, die ihr Eigentümer ist. So ist die Arbeit für die Arbeiter nur Einkommen, sie haben sie gegen Getreide eingetauscht, welches dann für sie zu Einkommen wird; sie haben es verzehren können, ohne dass dadurch ein Verlust an Substanz entsteht, während ihre Arbeit für ihren Herrn zu Kapital ge-worden ist; dieser hat dagegen Früchte eingetauscht, z. B. Wollenstoffe, die er dem Kaufmann gegeben hat: zwischen ihnen hat sich ein Tausch von Kapital gegen Kapital vollzogen, jeder hat das seinige behalten, aber unter einer anderen Form. Der Kaufmann hat den wollenen Stoff einem Verbraucher verkauft, der sich daraus einen Rock hat machen lassen. Dieser hat den Stoff von seinem Einkommen gekauft: er kann ihn also verbrauchen, ohne an der Substanz eine Einbusse zu erleiden, aber der Teil dieses Einkommens, den er dem Kaufmann gegeben hat, ist für diesen ein Teil seines Kapitals geworden.

Da einzig und allein die Arbeit fähig ist, Reichtum zu schaffen, dadurch dass sie Gegenstände zum Gebrauch des Menschen herstellt, so muss jedes Kapital ursprünglich dazu dienen, Arbeit auszulösen; denn jeder Reichtum, welchen man nicht vernichten will, muss gegen einen künftigen Reichtum getauscht werden, den die Arbeit herstellen soll. Der Lohn war der Preis, gegen den der reiche Mann von dem Armen Arbeit eintauschte. Die Teilung der Arbeit hat die Verschiedenheit der Arbeitsbedingungen geschaffen. Bei jeder neuen Generation erblickten mehr Menschen das Licht der Welt, die kein anderes Einkommen hatten als ihre Arbeit: sie mussten sich deshalb der Art von Arbeit unterziehen, die ihnen angeboten wurde. Wer sich aber damit begnügt hatte, eine ganz einfache Arbeit in einer Werkstatt zu machen, hatte sich damit in die Abhängigkeit dessen begeben, der ihn beschäftigte. Er schaffte nicht mehr ein vollständiges Werk, sondern nur einen Teil desselben, für welchen er der Hilfe anderer Arbeiter bedurfte, ebenso wie der Rohstoffe, der Arbeitswerkzeuge, endlich des Kaufmanns, der sich mit dem Tausch der Sache befasste, bei deren Fertigstellung er sich beteiligt hatte. Wenn er mit dem Leiter der Werkstatt über den Tausch seiner Arbeit gegen Unterhaltungsmittel verhandelte, war seine Lage stets eine unvorteilhafte; er brauchte viel nötiger diese Unterhaltungsmittel und die Schwierigkeit, sie sich zu beschaffen, war viel grösser, als die Schwierigkeit, Arbeit zu kaufen, für den Unternehmer. Er braucht Lebensmittel, um zu leben, der Unternehmer Arbeit, um zu verdienen; so beschränkt sich sein Verlangen fast immer auf das dringend Notwendige, ohne die er die Arbeit, die er anbietet, überhaupt nicht leisten kann, während der Unternehmer den ganzen Vorteil von dem Wachsen

der Produktivkräfte hat, das die Teilung der Arbeit bewirkt hat.

Die Abhängigkeit der Arbeiter, der elende Zustand derer, die den Nationalwohlstand schaffen, sind mit dem Wachsen der Bevölkerung immer grösser geworden; die Zahl derer, die kein anderes Einkommen haben, als ihre Arme und die nach Arbeit verlangen, ist stetig gewachsen, so dass sie immer mehr genötigt sind, jede Arbeit, die sich ihnen bietet, anzunehmen, sich allen Bedingungen, die ihnen auferlegt werden, zu unterwerfen und ihren Lohn auf das dringend Nötige herabdrücken zu lassen. Der Nutzen des Unternehmers ist nichts als ein Raub an dem Arbeiter, er gewinnt nicht, weil sein Unternehmen viel mehr einbringt, als es kostet, sondern weil er nicht bezahlt, was es kostet, weil er dem Arbeiter einen genügenden Entgelt für seine Arbeit nicht gewährt. Eine solche Industrie ist ein gesellschaftliches Übel, sie stösst diejenigen, welche arbeiten, in das äusserste Elend, während sie nur den gewöhnlichen Kapitalsnutzen dem Leiter zu gewähren vorgiebt.

Jedesmal, wenn der Reiche einen Nutzen aus der Arbeit eines Andern zieht, befindet er sich in jeder Hinsicht in der Lage des Landbebauers, der den Boden besät. Der Lohn, den er seinen Arbeitern bezahlte, war auch ein Samenkorn, das er ihnen anvertraute und das in bestimmter Zeit Früchte tragen sollte. Gerade wie der Landbebauer wusste er, dass dieses Samenkorn ihm eine Ernte bringen würde, hier das von seinen Arbeitern geschaffene Werk, und dass er in dem Ergebnis dieser Ernte einen Wert wiederfinden würde, der dem Samenkorn entspricht oder dem ganzen Kapital, welches er auf die Ausführung gewandt hatte, und welches für ihn eine unveräusserliche Menge blieb; ausserdem einen Überschuss an Produkten, den er seinen Nutzen nennt

und der sein Einkommen bildet. Dieser Letztere, der sich jährlich aus einem gleichen Reichtum neu gebiert, konnte verzehrt oder zerstört werden, ohne dass er wieder hervorgebracht wurde und ohne dass deshalb sein Eigentümer ärmer wurde.

Der Unternehmer, ebenso wie der Landbebauer, verwendet nicht seinen ganzen produktiven Reichtum auf die Aussaat; einen Teil verwendet er auf Gebäude, auf Maschinen, auf Werkzeuge, welche die Arbeit leichter und fruchttragender machen; ebenso wie ein Teil des Reichtums des Landbebauers den dauernden Arbeiten zufließt, welche den Boden fruchtbarer machen. So sehen wir die verschiedenen Arten des Reichtums entstehen und sich nach und nach trennen. Ein Teil des Reichtums, den die Gesellschaft aufgehäuft hat, wird von jedem seiner Inhaber dazu verwandt, die Arbeit lohnender zu machen dadurch, dass er nach und nach aufgezehrt wird, ferner dazu, den blinden Naturkräften die Arbeit des Menschen zu übertragen; dies nennt man das feststehende Kapital und versteht darunter den Neubruch, die Kanäle zur Bewässerung, die Fabriken und die Maschinen jeder Art. Ein anderer Teil des Reichtums ist dazu bestimmt, verzehrt zu werden, um sich in dem Werk, welches er geschaffen hat, zu erneuern, ohne Aufhören seine Gestalt zu wechseln, dabei aber seinen Wert zu bewahren; dieser Teil, den man das umlaufende Kapital nennt, begreift in sich die Aussaat, die zur Verarbeitung bestimmten Rohstoffe und die Löhne. Ein dritter Teil des Reichtums endlich löst sich von diesem zweiten ab: der Wert, um den das fertige Werk die darauf gemachten Vorschüsse übersteigt: dieser Wert, welchen man das Einkommen von dem Kapital genannt hat, ist dazu bestimmt, ohne Wiedererzeugung verzehrt zu werden; zum letzten Mal wird er umgetauscht, ehe er verzehrt

wird, gegen das, was ein Jeder für seinen Gebrauch bedarf. Die Summe aller der Dinge, die Jeder dazu verwendet, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, Dinge, die für ihn sich nicht wiedererzeugen, und die er für sein Einkommen gekauft hat, bezeichnet man mit dem Namen Vorrat für die Konsumtion.

Es ist wesentlich, dass man sich klar macht, dass alle diese drei Arten von Reichtum zur Verzehung bestimmt sind, denn alles, was geschaffen ist, hat für den Menschen nur Wert, wenn er es für seine Bedürfnisse verwenden kann, und diese Bedürfnisse werden nur durch die Verzehung befriedigt. Aber das feststehende Kapital wird nur indirekt verwendet; es wird langsam verzehrt, um das wieder zu erzeugen, was der Mensch seinem Bedürfnis zuwendet; das Umlaufkapital hört im Gegenteil nicht auf, direkt für den Gebrauch verwendet zu werden. Es dient dem Fonds, welcher zur Ernährung des Arbeiters bestimmt ist, in Form des Lohnes, welchen er im Tausch gegen die Arbeit erhält, die sein Einkommen bildet; ist die Thätigkeit beendet, und hat es sich wieder erneut, so geht es zum Fonds der Ernährung einer anderen Menschenklasse über, zu dem des Käufers, welcher es sich durch ein beliebiges Einkommen verschafft hat. Jedes Mal, wenn eine Sache verzehrt wird, giebt es immer einen, für den sie nicht wiederkehrt, zu gleicher Zeit kann es aber auch einen andern geben, für den sie verzehrt wird und sich doch wieder erneut.

Diese Bewegung des Reichtums ist vollständig abstrakt und verlangt eine so gespannte Aufmerksamkeit zu seinem Verständnis, dass wir es für nötig erachten, ihm in der einfachsten aller Behandlungen nahezu-treten, indem wir unsere Blicke auf eine Einzelfamilie richten. Ein einsamer Farmer in einer entfernten

Kolonie am Saum der Wüste hat in einem Jahre hundert Sack Getreide geerntet: kein Markt ist in der Nähe, wohin er sie bringen kann; auf alle Fälle muss dieses Getreide binnen Jahresfrist verzehrt werden, wenn es Wert für den Farmer haben soll; aber dieser kann mit seiner ganzen Familie nicht mehr als dreissig Sack verzehren; dies wird sein Aufwand sein, der Tausch seines Einkommens, diese dreissig Sack erzeugen sich für Niemanden wieder. Er wird dann Arbeiter heranziehen, er wird sie Wälder ausroden, Sümpfe in seiner Nachbarschaft trocken legen und einen Teil der Wüste unter Kultur setzen lassen. Diese Arbeiter werden weitere dreissig Sack Getreide aufessen; für sie wird dies ein Aufwand sein, sie sind im Stande, diesen Aufwand zu machen als Preis ihres Einkommens, will sagen ihrer Arbeit; für den Farmer wird es ein Tausch sein, er wird diese dreissig Sack in fixes Kapital verwandelt haben. Es bleiben ihm nun noch vierzig Sack; diese wird er in diesem Jahre aussäen, anstatt der zwanzig, die er im vorigen Jahre gesät hat, dies wird sein Umlaufkapital sein, welches er verdoppelt hat. So sind die hundert Sack verzehrt worden, aber von diesen hundert sind siebzig für ihn sicher angelegt worden, welche erheblich vermehrt wiedererscheinen, die einen in der nächsten Ernte, die andern in den darauf folgenden Ernten. Die Vereinzelung des Farmers, den wir als Beispiel gewählt haben, lässt uns die Schranken einer solchen Thätigkeit noch besser erkennen. Wenn er in diesem Jahre nur sechzig Sack von den hundert, die er geerntet, hat verzehren können, wer wird im folgenden Jahre die zweihundert Sack essen, welche durch die Vermehrung seiner Aussaat gewonnen worden sind? Man wird sagen: seine Familie, welche sich vermehrt hat. Gewiss, aber die menschlichen Generationen



vermehrten sich nicht so schnell, als die Unterhaltungsmittel. Wenn unser Farmer genug Arme hätte, um jedes Jahr die ebenerwähnte Thätigkeit zu verdoppeln, würde sich seine Getreideernte jedes Jahr verdoppeln, während sich seine Familie höchstens alle fünfundzwanzig Jahre verdoppeln könnte.

Wir haben drei Arten von Reichtum in einer Einzelfamilie unterschieden; versuchen wir jetzt jede Art in Hinblick auf das ganze Volk zu betrachten, und sehen wir zu, wie das Einkommen des Volkes aus dieser Teilung entsteht.

Ebenso, wie der Farmer einer ersten Arbeit bedurfte, um Bäume zu fällen oder Sümpfe auszutrocknen, um sie unter Kultur zu setzen, so bedarf es für jede Art von Unternehmen einer ersten Arbeit, um die Wiedererzeugung des Umlaufkapitals zu erleichtern und zu vermehren. Man muss eine Mine eröffnen, um die Mineralien schürfen zu können, man muss Wasser in die Kanäle leiten, muss Mühlen oder Werke bauen, bevor man mit ihnen arbeiten kann, muss Fabriken bauen, Handwerke ausüben lassen, bevor man Wolle, Hanf oder Seide weben kann; dieser erste Vorschuss wird stets durch eine Arbeit ausgefüllt, diese Arbeit bedingt stets einen Lohn, und dieser Lohn wird immer eingetauscht gegen die Lebensnotdurft, die die Arbeiter während der Ausführung der Arbeit verzehren. So wird ein Teil der jährlichen Konsumtion in dauernde Einrichtungen umgesetzt, die geeignet sind, die Produktivkräfte späterer Arbeit zu verzehren und die wir feststehendes Kapital genannt haben. Diese Einrichtungen selbst werden alt, verfallen und werden langsam aufgezehrt, nachdem sie lange Zeit dazu beigetragen haben, die jährliche Produktion zu vermehren.

Ebenso wie der Farmer des Samens bedurft hatte, der, wenn er der Erde anvertraut ist, in der Ernte verfünffacht wiedererscheint, so bedarf jeder Unternehmer nützlicher Arbeiten der Rohstoffe zur Verarbeitung und der Löhne, welche der Lebensnotdurft entsprechen, deren die Arbeiter während ihrer Arbeit bedürfen. Seine Thätigkeit beginnt somit mit einer Verzehrung, der eine grössere Wiedererzeugung folgen muss; denn diese Wiedererzeugung muss entsprechen den Rohstoffen, welche verarbeitet sind, den Nahrungsmitteln, welche die Arbeiter während ihrer Arbeit verzehrt haben, einem Anteil an der Verminderung, die die Werke und die feststehenden Kapitalien während der Produktion erfahren haben, endlich dem Nutzen aller derer, welche zur Arbeit beigetragen haben und die die Mühen und das Risiko nur in der Hoffnung eines entsprechenden Nutzens übernommen haben. Der Farmer säte zwanzig Sack Getreide aus, um hundert zu ernten; der Fabrikant muss eine ganz ähnliche Berechnung machen; und wie der Farmer in seiner Ernte nicht nur seine Aussaat wiederfinden muss, sondern auch die Entlohnung für alle seine Arbeit, ebenso muss der Fabrikant in seiner Wiedererzeugung nicht nur die Rohstoffe wiederfinden, sondern auch alle Löhne seiner Arbeiter, die Zinsen und den Nutzen seines feststehenden Kapitals, die Zinsen und den Nutzen seines umlaufenden Kapitals.

Endlich kann der Farmer wohl jedes Jahr seine Aussaat vermehren, aber er darf nicht aus dem Auge verlieren, dass er nicht sicher ist für seine Ernten, wenn sie sich in demselben Verhältnis vermehren, stets Menschen zu finden, die sie essen können. Der Fabrikant, der jedes Jahr seine Ersparnisse dazu benutzt, seine Produktion zu vermehren, darf ebenso wenig die Notwendigkeit aus dem Auge verlieren,

Käufer und Abnehmer für die wachsenden Erzeugnisse seiner Werkstätten zu suchen.

Da der für die Verzehrung bestimmte Vorrat nichts mehr produziert und jeder unaufhörlich dahin arbeitet, sein Vermögen zu erhalten und zu vermehren, so beschränkt auch jeder seinen für die Verzehrung beschränkten Vorrat; und anstatt, dass er in seinem Hause Vorräte aufspeichert, die der Gesamtheit seines jährlichen Einkommens gleichkommen, welches Einkommen nach und nach in diesen Fonds übergehen muss, vermehrt er lieber, wenigstens zeitweise, sein stehendes oder umlaufendes Kapital, um den Betrag, dessen er nicht zu sofortigen Ausgaben bedarf. In der heutigen Gesellschaft ruht ein Teil des dem Verbräuche gewidmeten Vorrats in den Händen der Kleinhändler, die jedem Käufer die Beschaffung seiner Bedürfnisse erleichtern. Ein anderer, der bestimmt ist, sich nur sehr langsam aufzuzehren, wie Häuser, Möbel, Wagen, Pferde, ist im Besitz von Leuten, welche ein Geschäft daraus machen, diese Gegenstände zu verleihen, ohne ihr Eigentumsrecht daran aufzugeben. Ein ansehnlicher Teil des Wohlstandes gerade der reichen Völker wächst stetig dem zur Verzehrung bestimmten Vorrat zu, aber trotzdem er seinen Besitzern Gewinn bringt, hat er doch aufgehört, ein Teil der nationalen Reproduktion zu sein.

---

### Fünftes Kapitel.

#### **Teilung des Nationaleinkommens unter die verschiedenen Klassen der Bürger.**

Wir haben gesagt, dass die Arbeit drei dauernde Quellen des Reichtums in der Gesellschaft geschaffen hat, aus welchen drei verschiedene Arten von Einkommen

entstanden sind. Die erste dieser Quellen ist der Boden, dessen selbstthätige Kraft ständig geneigt hervorzu- bringen, nur zum Vorteil des Menschen gelenkt zu werden braucht: diese Richtung erhält er von der Arbeit. Das für Lohnzahlungen verwendete Kapital ist die zweite Quelle. Das Leben, welches die Fähigkeit zu arbeiten gewährt, ist die dritte. So haben alle diese drei Quellen einen direkten Zusammenhang mit der Arbeit und ohne Arbeit giebt es keinen Reichtum.

Der Boden als Quelle des Einkommens hat Beziehungen, welche leicht zu begreifen sind, mit dem stehenden Kapital, den Maschinen, den Mühlen, den Eisenwerken, den Minen, deren Besitz ebenfalls ein Einkommen gewährt, welches nicht anders als durch die Arbeit des Menschen hervorgerufen werden kann. Der Boden unterstützt genau wie das Werkzeug diese Arbeit und macht sie produktiver; die Früchte dieser Arbeit umfassen nebst den Löhnen des Arbeiters in einem Fall die Entlohnung für die Erde, im andern Fall die Entlohnung für das Werkzeug, welche beide wie menschliche Wesen gearbeitet haben.

Aber die Fähigkeit des Werkzeugs zu produzieren, wird lediglich einer früheren Arbeit des Menschen verdankt, welche es ganz und gar geschaffen hat. Die Produktivkraft des Bodens wird nur zum Teil einer frühern Arbeit verdankt, welche ihn eingezäunt hat, welche ihn entwässert hat, welche ihn geschickt gemacht hat zu produzieren, sobald die jährliche Arbeit ihn befruchtet hat. Ausserdem giebt es in dem Boden, sowie in der Natur eine Produktivkraft, welche nicht von dem Menschen her stammt, welche er sich aber zu eigen gemacht hat, lediglich als Entgelt für die Mühe, die er sich giebt, sie zu leiten. Hieraus haben die Volkswirte geschlossen, dass die Arbeit, welche bestimmt ist, die Erde fruchttragend zu

machen, bei weitem produktiver sei, als irgend eine andre, da ihr eine Hilfe erwächst von einer selbständigen Kraft, welche der Mensch nur nötig hat, zum Erwachen zu bringen. Dessenungeachtet setzen die Maschinen ihrerseits Kräfte in Bewegung, die weit über die Kräfte des Menschen gehen, die Bewegung der Luft, des Wassers, des Dampfes; und ihre Produkte, wenigstens da, wo der Boden zum Eigentum geworden ist, gewähren erheblich grössern Nutzen als die der Landwirtschaft. In den Kolonien, wo der Boden demjenigen gehört, der von ihm Besitz ergreifen will, ist die Bodenbearbeitung der vorteilhafteste Betrieb, da sie der erste ist, dessen die Gesellschaft bedarf.

Im Gegensatz zu dem Boden könnte man die beiden andern Quellen des Reichtums zusammennehmen, das Leben, welches die Fähigkeit zu arbeiten giebt, und das Kapital, das die Arbeit entlohnt. Wenn diese beiden Kräfte vereinigt sind, besitzen sie zusammengenommen die Fähigkeit, sich auszudehnen, und die Arbeit, die der Arbeiter in einem Jahre macht, wird immer mehr wert sein als die Arbeit des vergangenen Jahres, durch welche dieser Arbeiter sich erhalten hat. Wegen dieses Mehrwertes, welcher um so grösser ist, je grössere Fortschritte die Künste oder die Wissenschaften in ihrer Anwendung auf die Künste gemacht haben werden, gewährt die Industrie ein stetes Wachsen der Reichtümer. Dieses Anwachsen kann entweder das Einkommen der arbeitenden Klassen bilden oder ihren Kapitalien hinzugefügt werden. Im Allgemeinen aber ist das Kapital, das die Arbeit entlohnt und sie erst möglich macht, nicht in den Händen dessen geblieben, der arbeitet. Hieraus hat sich eine mehr oder weniger ungleiche Teilung zwischen dem Kapitalisten und dem Arbeiter entwickelt, eine Teilung, bei welcher der Kapitalist bemüht ist, dem Arbeiter

nur genau das zu lassen, was er zu seinem Lebensunterhalt bedarf und sich selbst alles das zu wahren, was der Arbeiter über den Wert dieses Lebensunterhalts hinaus geschaffen hat. Der Arbeiter seinerseits kämpft, um sich einen etwas erheblicheren Teil von der Arbeit, welche er vollendet hat, zu erhalten.

Um diesen Kampf zu verstehen, deren Ergebnisse von grosser Wichtigkeit sind, wird es das einfachste sein, von allen Arbeitern abzusehen, welche zu gleicher Zeit Kapitalisten sind, sowie von allen Kapitalisten, die zu gleicher Zeit Arbeiter sind; sie werden der einen oder der andern Partei zuneigen, je nachdem das Einkommen aus ihrer Arbeit oder aus ihren Kapitalien grösser ist. Wir müssen ferner absehen von der wesentlichen Verschiedenheit, die wir zwischen dem Einkommen vom Boden und dem vom Kapital aufgezeigt haben. Ebenso das Kapital wie die Arbeit haben das Erstere dem Boden entrissen, denn die Farmer, die Unternehmer ländlicher Arbeiten, sind Kapitalisten. Sie stehen ihren Arbeitern gegenüber genau so, wie die städtischen Kapitalisten; sie geben ihnen den Vorschuss, der zu ihrem Unterhalt notwendig ist, bemühen sich aber dann den ganzen Nutzen ihrer Arbeit für sich zu behalten und dem Arbeiter nur den Teil zu überlassen, der zur Erhaltung des Lebens und der Rüstigkeit zu neuer Arbeit erforderlich ist!

Unter diesem zweiten Gesichtspunkte besteht das Nationaleinkommen aus zwei Teilen: der eine begreift die jährliche Produktion, dies ist der Nutzen, welcher aus dem Reichtum entsteht, der zweite ist die Fähigkeit zu arbeiten, die sich aus dem Leben selbst ergibt. Unter dem Namen Reichtum verstehen wir jetzt ebenso das Grundeigentum wie das Kapital, und unter dem Namen Nutzen begreifen wir ebenso das Nettoeinkommen, welches den Eigentümern gegeben wird, wie den Ge-

winn des Kapitalisten. Die Ersten nehmen an dem Kampfe keinen Teil, das Ergebnis dieses Kampfes bestimmt die Rente, die ihnen abgezogen von dem Kapitalsnutzen überwiesen wird.

Ebenso besteht die jährliche Produktion oder das Ergebnis aller Jahresarbeiten aus zwei Teilen, der eine, von dem wir soeben gesprochen haben, ist der Nutzen, der sich aus dem Reichtum ergibt, der andere ist die Fähigkeit zu arbeiten, den wir dem Teil des Reichtums gleichsetzen, gegen welchen er in Tausch gegeben wird, oder den Unterhaltsmitteln der Arbeiter.

So halten sich das Nationaleinkommen und die jährliche Produktion gegenseitig die Wage und scheinen quantitativ gleich. Die ganze jährliche Produktion wird jährlich verzehrt, aber da dies zum Teil durch Arbeiter geschieht, welche ihre Arbeit dagegen in Tausch geben, verwandeln sie sie in Kapital und erzeugen sie aufs Neue; der andere Teil wird von den Kapitalisten, welche ihn gegen ihr Einkommen eintauschen, verbraucht. Andererseits darf man nicht vergessen, dass die Fähigkeit zu arbeiten am Reichtum nicht gemessen werden kann. Der Lohn stellt nicht eine absolute Menge von Arbeit dar, sondern nur eine Menge von Lebensmitteln, die zum Unterhalt der Arbeiter im vergangenen Jahre genügend gewesen ist. Dieselbe Menge von Unterhaltsmitteln wird im folgenden Jahre eine mehr oder minder grosse Menge von Arbeit in Bewegung setzen und aus dieser Schwankung in dem Verhältnis zwischen diesen beiden Werten ergibt sich die Vermehrung oder die Verminderung des Nationalreichtums, das Wohlbefinden oder das Elend der arbeitenden Klasse, die Vermehrung oder der Untergang der Bevölkerung.

Man muss sich auch noch vergegenwärtigen, dass

das Nationaleinkommen aus zwei Mengen besteht, einer vergangenen und einer gegenwärtigen, oder wenn man will, aus einer gegenwärtigen und einer zukünftigen. Die eine, der Nutzen des Reichtums, ist thatsächlich in den Händen derer, welche verzehren wollen, und sie entsteht aus den Arbeiten des vergangenen Jahres; die andre, der Wille und die Fähigkeit zu arbeiten, wird zu einem wirklichen Reichtum nur nach Massgabe der Darbietung der Gelegenheit zur Arbeit, und diese Fähigkeit wird sofort gegen Unterhaltsmittel eingetauscht. Die Gesamtheit des jährlichen Einkommens ist dazu bestimmt, gegen die Gesamtheit der jährlichen Produktion eingetauscht zu werden. Durch diesen Tausch sorgt jeder für seine Ernährung, ersetzt jeder ein Reproduktivkapital, macht jeder Platz und bewirkt Nachfrage für eine neue Produktion. Wenn das jährliche Einkommen nicht die Gesamtheit der jährlichen Produktion kaufen würde, ein Teil dieser Produktion somit unverkauft bliebe, würde dieser die Magazine der Produzenten anfüllen, ihre Kapitalien lahm legen und die Produktion zum Stillstand bringen.

Wenn diejenigen, deren Einkommen in dem Nutzen des Reichtums besteht, derartige Verluste erleiden, dass dieser Nutzen nicht zu ihrem Lebensunterhalt ausreicht oder sie sich verschwenderischen Gewohnheiten und Ausschweifungen überlassen, welche sie veranlassen, ihre Ausgaben zu vermehren, ohne dass ihr Einkommen zunimmt; wenn sie endlich aus irgend einer Ursache für ihren Unterhalt mehr aufwenden, als ihr Einkommen beträgt, so können sie dieses Mehr nur von ihrem Kapital nehmen; in diesem Falle würden sie für ein Jahr das Einkommen der arbeitenden Klassen vermehren, sie würden es aber um ebenso viel in den folgenden Jahren vermindern, denn alles was sie Kapital nennen, muss gegen Arbeit



eingetauscht werden, welches das Einkommen dieser Klasse bildet. Der Reiche schreibt dem Armen Gesetze vor; wenn er sein Kapital aufzehrt, richtet er sich zu Grunde, und sein eigenes Interesse sollte ihn davon abhalten; aber wenn er für dieses Interesse seine Augen verschliesst, wenn er sein Kapital aufzehrt, so ist der Rest dieses verminderten Kapitals alles, was der Arme als Preis für die Arbeit des folgenden Jahres empfangen wird. Das Einkommen des Armen ist wohl das nämliche, denn er hat noch dieselbe Kraft zu arbeiten, aber die Schätzung der Arbeit ist nicht mehr die gleiche. Solange der Verschwender sein Kapital wie ein Einkommen aufisst, giebt er der arbeitenden Klasse als Entgelt für alle gethane Arbeit einen grössern Teil in der jährlichen Produktion. Wenn der Verschwender sein Kapital erschöpft hat und kein Einkommen mehr hat, ist der Teil der jährlichen Produktion, den die arbeitende Klasse als Tausch gegen ihre ganze Arbeit erhält, um ebenso viel vermindert: für ihre Arbeit erhält sie weniger Unterhaltsmittel.

Wenn der Reiche im Gegenteil von seinem Einkommen Ersparnisse macht und diese seinem Kapital hinzufügt, nimmt er für sich einen geringeren Teil der jährlichen Produktion und lässt davon einen grössern zum Tausch gegen Arbeit: soviel er sein Einkommen eingeschränkt hat, um ebensoviel ist das Einkommen des Armen vermehrt worden; nicht nur, weil er einen grösseren Teil von Unterhaltsmitteln in Tausch gegen seine Arbeit erhält, sondern auch, weil diese Arbeit beträchtlicher ist. Wenn die Bevölkerung nicht der Vermehrung der Arbeit gewachsen ist, so vermehrt sich die Bevölkerung bald im Verhältnis zur Vermehrung des Lohns; denn es ist lediglich das Elend, welches die Vermehrung der menschlichen Rasse hindert, Sobald das Elend sich vermindert, bleiben die Kinder.

welche sonst im jugendlichen Alter gestorben wären, am Leben und freuen sich des neuen Überflusses. Die Ehelosen, welche keine Kinder gehabt haben würden, verheiraten sich, zeugen Kinder und lassen sie aus der Nachfrage nach Arbeit Nutzen ziehen.

Der Reiche sorgt also für das Wohl des Armen, wenn er an seinem Einkommen Ersparnisse macht und sie seinem Kapital hinzufügt, denn indem er selbst die Teilung der jährlichen Produktion vornimmt, bewahrt er alles das, was er Einkommen nennt, auf, um es selbst zu verbrauchen, dagegen überlässt er alles das, was er Kapital nennt, dem Armen als Einkommen. Aber der Reiche, der diese Teilung vornimmt, muss stets noch einen andern Gesichtspunkt haben, nämlich den, niemals eine Arbeit zu ermutigen, für die eine Nachfrage nicht besteht. Denn das Produkt der Arbeit, welche ohne Berechtigung angefertigt worden ist, wird sich entweder gar nicht oder nur schlecht verkaufen. So wird sich der Nutzen, welchen man für das folgende Jahr erwartete, vermindern oder gar zu einem Verlust werden, und die einmal vorhandene, auf ihre Arbeit angewiesene Bevölkerung, die kein anderes Einkommen hat, als ihre Arme, wird er der Unterhaltsmittel beraubt haben, auf die er ihr in Austausch für ihre Arbeit Hoffnung gemacht hat.

Durch seine Verschwendung kann der Reiche ein ganz ähnliches Ergebnis erzielen. Wenn er sein Kapital neben seinem Einkommen aufgebraucht hat, hat er eine grössere Menge von Arbeit beansprucht und dafür einen erheblich grösseren Lohn aufgewendet; aber nachdem er auf diese Weise in der Arbeiterklasse eine Vermehrung der Bevölkerung veranlasst hat, entzieht er ihr plötzlich ihr Einkommen, da er ja selbst sein Kapital aufgezehrt hat. Man hat selten Gelegenheit, derartige Strömungen nach dem Untergang

eines Verschwenders zu beobachten, weil im Allgemeinen die Sparsamkeit des Einen der Verschwendung des Andern die Wage hält; aber wenn der Staat selbst seine Kapitalien aufzehrt, wie dies beispielsweise in Kriegszeiten vorkommt, in welchen grosse Anleihen für die Bedürfnisse eines Jahres aufgewendet werden, so beginnt er damit, ein einseitiges Wohlbefinden zu verschaffen, so lange er aus dem Kapital der Anleihen Ausgaben bestreiten kann, aber bald bringt er die Bevölkerung in die grösste Not, die er mittelst dieses Kapitals hat entstehen lassen, die er mit diesem Kapital ernährt hat, wenn er anfängt, seine Schulden zu bezahlen, anstatt neue zu machen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die Teilung des Einkommens erscheint es angethan, es in seiner Verteilung unter alle Zweige der Gesellschaft zu verfolgen.

Nachdem der Farmer von seiner Ernte Saatkorn vorweggenommen hat, welches dem des vergangenen Jahres entspricht, findet er in ihr noch den Teil, welcher für die Ernährung seiner Familie bestimmt ist; er eignet ihn sich an und verzehrt ihn in Austausch gegen sein Einkommen, welches in seiner Jahresarbeit bestanden hat; er findet in ihr ausserdem den Teil, welcher zur Nahrung seiner Hilfsarbeiter gedient hat, ebenfalls in Tausch gegen ihre Arbeit; er findet ferner den Teil, welcher zur Entschädigung des Eigentümers des Bodens bestimmt ist, welcher ein Recht auf dieses Einkommen durch die Rodungsarbeiten erworben hat, oder einfach durch die Beschlagnahme eines herrenlosen Landes; er findet endlich den Teil, mit welchem er die Zinsen seiner Schulden bezahlen muss oder mit dem er den Gebrauch seines eignen Kapitals bezahlt: dies ist ein Einkommen, auf welches er durch die erste Arbeit, dem sein Kapital die Entstehung verdankt, ein Recht

erworben hat. Noch einen fünften Teil könnte man als Ergebnis der jährlichen Produktion seiner Felder hinzufügen, nämlich die Zuteilung, welche er Allen denen geben muss, die seine Rechte, seine Person und die Gesellschaft beschützen. Alle diese Hüter, Obrigkeit, Soldaten, Rechtsgelehrte, Ärzte erlangen hierauf ein Recht durch eine Arbeit, welche nicht produktiv ist oder wenigstens keine Spuren hinterlässt.

Ebenso findet der Fabrikant in dem jährlichen Produkt seiner Arbeit einmal die Rohstoffe, die er verwendet hat, dann den Gegenwert für den eigenen Lohn und den seiner Arbeiter, ein Einkommen, auf welches die Arbeit allein ein Recht verleiht; den Gegenwert der Verzinsung für die jährliche Zerstörung, ein Einkommen, auf welches er selbst oder der Eigentümer der Kapitalien durch eine frühere Arbeit ein Anrecht erworben hat, endlich der Gegenwert für Zins und Nutzen aus seinen Umlaufkapitalien, die eine andere, frühere Arbeit hat entstehen lassen.

Man sieht, dass trotz des Gegensatzes, welchen wir zwischen den Einkommen, die dem Reichtum ihre Entstehung verdanken und dem, welches lediglich aus der Arbeit fließt, gemacht haben, zwischen ihnen eine wesentliche Übereinstimmung besteht; ihr Ursprung ist derselbe, aber nicht die Zeit ihrer Entstehung. Von denen, die sich in das Nationaleinkommen teilen, erwerben die Einen jedes Jahr ein neues Recht auf dasselbe durch eine neue Arbeit, die Andern haben von Alters her ein dauerndes Recht durch eine frühere Arbeit erworben, welche die jährliche Arbeit lohnender gemacht hat. Ein Jeder erhält seinen Teil vom Nationaleinkommen nur auf Grund dessen, was er selbst oder seine Rechtsnachfolger gethan haben oder thun, um es entstehen zu lassen, oder aber, wie wir es bald sehen werden, er empfängt ihn aus zweiter Hand als

Belohnung für die Dienste, die er den Andern leistet. Derjenige, welcher verzehrt, ohne die Bedingung zu erfüllen, die einzig und allein ihm ein Recht auf Einkommen gewährt, derjenige, welcher verzehrt, ohne Einkommen zu haben oder über sein Einkommen hinaus, geht zu Grunde ebenso wie das Volk, welches aus solchen Verzehrern besteht, zu Grunde geht; denn das Einkommen ist die Menge, um die der Nationalreichtum sich jedes Jahr vermehrt, und die infolgedessen zerstört werden kann, ohne dass das Volk deshalb ärmer wird. Aber das Volk, welches von seinen Reichtümern mehr verbraucht, als diese jährliche Vermehrung beträgt, zerstört die Mittel selbst, durch die sie eine ebensolche Wiedererzeugung in den kommenden Jahren hätte bewirken sollen.

---

## Sechstes Kapitel.

### **Wechselseitige Bestimmung der Produktion durch die Konsumtion und der Ausgaben durch das Einkommen.**

Der Nationalreichtum bewegt sich bei seinem Fortschreiten in einem Zirkel; aus jeder Wirkung wird wieder eine Ursache, jeder Schritt wird durch einen vorhergehenden bestimmt und bestimmt zugleich den ihm folgenden und der letzte lenkt wieder auf den ersten zurück. Das Nationaleinkommen muss die nationalen Ausgaben regeln, diese müssen in dem für die Verzehrung bestimmten Fond die Gesamtheit der Produktion aufsaugen. Die absolute Verzehrung veranlasst eine gleiche oder grössere Wiedererzeugung und aus dieser Wiedererzeugung entsteht das Einkommen. Der Nationalreichtum fährt fort, sich zu vergrössern,

ebenso wie der Staat an Glückseligkeit zuzunehmen, wenn eine gänzliche und schnelle Verzehrerung stets eine höhere Wiedererzeugung veranlasst und wenn die anderen Teile des Reichtums, welche alle mit einander in Beziehung stehen, dieser in gleichem Schritt folgen und fortfahren, sich auf ähnliche Art zu vermehren; aber wenn das richtige Verhältnis unter ihnen aufhört, geht der Staat zu Grunde.

Das Nationaleinkommen soll die nationalen Ausgaben regeln. Wir haben gesehen, dass dieses Einkommen zwei Seiten hat, den wirklichen Nutzen bei den Reichen, die Fähigkeit zu arbeiten bei den Armen. Die ersten haben lediglich nötig, mit sich zu Rate zu gehen, wie sie diesen Nutzen von dem Reichtum, welcher ihr Einkommen bildet, gegen die einzelnen Gegenstände eintauschen, welche geeignet sind, ihre verschiedenen Wünsche zu befriedigen; aber wenn sie ihr Einkommen überschreiten, müssen sie notgedrungen Schulden machen auf das Kapital dieses Reichtums, dem sie ihren Nutzen verdanken; sie vermindern somit ihren zukünftigen Gewinn, sie gehen zu Grunde.

Die Armen, welche nur ihre Arbeit als Einkommen haben, befinden sich, bevor sie es ausgeben können, in Abhängigkeit von der höheren Klasse. Sie müssen diese Arbeit flüssig machen, sie müssen sie verkaufen, bevor sie in den Genuss ihrer Früchte kommen, und sie können sie Niemand verkaufen, als diesen Reichen, welche, nachdem sie ihr Einkommen für sich selbst ausgegeben haben, das Kapital, das ihnen bleibt, den Armen in Tausch geben. Die Fähigkeit zu arbeiten ist ein Einkommen, sobald diese Fähigkeit benutzt wird; sie ist nichts, wenn sie keinen Käufer findet, und selbst, wenn sie vollständig verwendet wird, gewinnt oder verliert sie an Wert, je nachdem sie mehr

oder minder gesucht ist. Der Arme wird also sein Einkommen, die Arbeit, erst dann ausgeben können, wenn er diese verkauft hat, und er muss seine Ausgaben nach dem Preis regeln, welchen er dafür bekommt. Jede Ausgabe über diesen Preis hinaus, mag er sie nun decken durch seine kleinen Ersparnisse oder durch Anleihen, ist gleich gefahrvoll für ihn, wie für die Gesellschaft, andererseits ist jede Entbehrung, die er sich auferlegt im Hinblick auf die Dürftigkeit oder das Aufhören dieses Preises, ebenso gefahrvoll für die Gesellschaft, sobald diese Entbehrung sein Leben, seine Gesundheit oder seine Kräfte bedroht, denn sie vermindert oder zerstört seine künftige Arbeitskraft, die einen so wesentlichen Teil des Gesellschaftseinkommens bildet.

So dürfen weder der Arme noch der Reiche in ihren Ausgaben ihr wirkliches Einkommen überschreiten, und jede Ausgabe der Gesellschaft ist durch das Einkommen der Gesellschaft begrenzt.

Andererseits müssen die Ausgaben der Gesellschaft in dem zur Verzehrung bestimmten Fond die Gesamtheit der nationalen Produktion aufbrauchen. Um diesen Berechnungen mit grösserer Leichtigkeit folgen zu können und zur Vereinfachung dieser Fragen haben wir bis jetzt vollständig von dem auswärtigen Handel abgesehen und angenommen, dass eine Nation ganz allein für sich dastehe; die menschliche Gesellschaft ist selbst diese einzeln dastehende Nation, und alles, was bei einer Nation ohne Handel wahr ist, ist ebenso wahr beim Menschengeschlecht.

Wir haben gesehen, dass das einzige Ziel der Arbeit des Menschen darin besteht, für seine Bedürfnisse Sorge zu tragen; dass keines seiner Produkte Wert hat, wenn es sich nicht zu seinem Gebrauche eignet; dass dieser Gebrauch stets die Zerstörung des

Produktes bedeutet, die sich bald mit grosser Schnelligkeit, bald mit ausserordentlicher Langsamkeit vollzieht; dass der Mensch endlich von dem Augenblick an, in dem er anfängt, den Reichtum zu geniessen und ihn dem Umlauf zu entziehen, beginnt ihn zu verzehren. Es ist gleichgültig, ob der Reichtum, um sein Ziel zu erreichen, verschwendet wird, es genügt schon, dass er aus dem Umlauf gezogen und in Genuss verwandelt wird, oder auch nur in den Verzehrungsfond übergeht.

So lange der Reichtum nicht diese Bestimmung erfüllt, behindert er die Wiedererzeugung einer gleichen Menge, die zu seiner Ersetzung dienen kann. Der Einzelmensch, wenn er eines Tages mehr Nahrung, mehr Kleidung, mehr Wohnung hat, als er verbrauchen kann, hört auf zu arbeiten. Er wird nicht säen, wenn er keiner Ernte bedarf, er wird nicht weben, wenn es ihm nicht an Kleidern mangelt, er wird keine Häuser bauen, wenn er eine Wohnung besitzt. Ohne Zweifel wird er Genuss in einem gewissen Überfluss finden und wird, wenn er es kann, sich nicht das Notwendige, wohl aber Behaglichkeit verschaffen. Diese Behaglichkeit ist ein Vergnügen, welches der Einbildungskraft schmeichelt, sie hat aber ihre Grenzen. Wenn der Überfluss aufhört, seine Einbildungskraft angenehm zu kitzeln, hört der Einzelmensch auf zu arbeiten; er findet bald heraus, dass ein so geringes Vergnügen zu teuer mit der Ermüdung bezahlt wird. Der Gesellschaft ergeht es gerade wie diesem Manne; die Rollen sind geteilt, aber die Beweggründe, welche sie bestimmen, sind dieselben geblieben. Sie verlangt nicht nach mehr Nahrung, wenn Niemand da ist, der sie essen mag und Niemand erwartet wird, um sie später zu essen, sie verlangt nicht nach Kleidern, wenn Niemand danach begehrt, nicht nach Häusern, wenn der Bedarf an Wohnungen gedeckt ist.



Aber die Grenze, welche die Verzehrung der Wiedererzeugung setzt, macht sich in der Gesellschaft noch fühlbarer als beim Einzelmenschen: wenn die Gesellschaft auch eine sehr grosse Anzahl schlecht genährter, ungenügend bekleideter und mangelhaft mit Wohnung bedachter Menschen zählt, so will sie doch nur das, was sie kaufen kann, und sie kann, wie wir gesehen haben, nur kaufen, so weit ihr Einkommen reicht. Schaffe man für sie viel mehr Luxusgegenstände, als die Reichen aus dem Einkommen, aus ihren Kapitalien zu bezahlen vermögen, so werden vielleicht diese Reichen nach diesen Gegenständen Verlangen tragen, sie werden einsehen, dass sie aus ihnen neue Genüsse zu ziehen imstande sind, aber sie werden sie nicht kaufen, oder, wenn sie dies thun, Gefahr laufen, zu Grunde zu gehen, denn sie werden gezwungen, zu diesem Zwecke auf ihre Kapitalien Anleihen aufzunehmen, das will sagen, das thatsächliche Einkommen des Armen beschneiden, ebenso wie ihr eigenes zukünftiges Einkommen. Andererseits wird derjenige, der diese Luxusgegenstände geschaffen hat, wenn es ihm nicht möglich ist, sie gegen das Einkommen des Reichen einzutauschen und dadurch sein Kapital wieder zu erhalten, seine Thätigkeit nicht wiederbeginnen können und er wird seine Arbeit einstellen müssen.

Wenn man für die Armen viel mehr Unterhaltungsmittel schafft, nicht mehr als sie verzehren könnten, sondern mehr, als sie imstande sind von dem Einkommen, welches sie im Tausch für ihre Arbeit bekommen, zu erwerben, so unterliegt es keinem Zweifel, dass sie wohl geneigt wären, sich reichlicher zu nähren, besser zu kleiden und angenehmer zu wohnen, aber sie werden nicht dazu imstande sein, denn ihre Wünsche werden die Reichen nicht bestimmen, ihnen einen

höheren Lohn anzubieten oder mehr Arbeit von ihnen zu fordern; so werden sie selbst nichts in Tausch zu geben haben über diese Arbeit hinaus oder sie werden ihre geringen Ersparnisse vergeuden und somit elender werden. Das Getreide wird also unverkauft bleiben neben einer hungernden Menge, und der Produzent, der sein Kapital nicht wieder bekommt, wird Vorschüsse nicht mehr geben können, seine Arbeit wird aufhören.

Ein grosser Überschuss der Produktion bewirkt zuweilen einen grösseren Konsum mittels eines niederen Preises, aber das Endergebnis ist um nichts vorteilhafter. Wenn die Produzenten zweimal soviel Luxuswaren auf den Markt werfen, als das Einkommen der Reichen beträgt, und sie gewillt sind, sie um jeden Preis zu verkaufen, so werden sie genötigt sein, die Gesamtheit der Waren für die Gesamtheit des Einkommens herzugeben, d. h. sie werden auf 100 50 verlieren. Die Reichen werden glauben, als Verzehrter etwas gewonnen zu haben, da sie das, was sie wünschten, zu billigerem Preise erhalten haben; aber da sich unter den Reichen auch Produzenten befinden, so werden sie in dieser Eigenschaft mehr verloren als gewonnen haben, denn sie werden an dem Notwendigen Einbusse erleiden. Ihr Verlust von 50% beim Verkaufe der jährlichen Produktion wird zu gleichen Teilen ihrem Kapital und ihrem Einkommen zur Last fallen. Ihr vermindertes Einkommen wird ihren Verbrauch des folgenden Jahres verringern, ihr vermindertes Kapital wird die Nachfrage nach der Arbeit der Armen vermindern und dies wird ihr Einkommen in allen späteren Jahren herabsetzen.

Wenn die Produzenten zweimal mehr Unterhaltungsmittel auf den Markt bringen, als der Lohn des Armen beträgt, so werden sie ebenso genötigt sein, sie gegen

den Wert dieses Lohnes abzutreten, d. h. mit einem Verlust von 50%. Der Arme zieht hiervon in diesem Jahre als Verbraucher Nutzen; aber der Verlust von 50% an dem Kapital und dem Einkommen des Produzenten wird sich ihm im folgenden Jahre grausam fühlbar machen. Alles, was der Reiche an Einkommen verloren hat, wird er an seinem Konsum ersparen müssen, deshalb wird seine Nachfrage nach den Früchten der Arbeit des Armen geringer sein; alles, was der Reiche von seinem Kapital verloren hat, wird er an den von ihm bezahlten Löhnen kürzen, und Arbeit, das Einkommen des Armen, wird erheblich weniger wert sein.

So müssen die Nationalausgaben, durch das Einkommen begrenzt, in dem Verzehrungsfond die Gesamtheit der Produktion absorbieren. Die absolute Verzehrung hat eine gleiche oder grössere Wiedererzeugung zur Folge. Hier kann sich der Zirkel ausdehnen und zu einer Spirale werden: das vergangene Jahr hatte hervorgebracht und verzehrt wie zehn; man darf sich der Erwartung hingeben, dass das nächste Jahr wie elf hervorbringt und ebenso wie elf verzehren wird. Die grössere oder geringere Leichtigkeit, mit der sich die Verzehrung vollzieht, zeigt das mehr oder minder günstige Ergebnis einer ähnlichen Thätigkeit an, welche sich im vergangenen Jahre vollzogen hatte. Schon hatten die Reichen einen Teil ihres Einkommens zurückgelegt, um es ihrem Kapital oder den Löhnen, die sie den Armen anbieten, hinzuzufügen: infolgedessen war mehr Arbeit in Angriff genommen worden. Wenn mehr Arbeit verkauft und gut verkauft worden ist, so hat dieses neue Kapital also ein entsprechendes Einkommen entstehen lassen, und dieses Einkommen verlangt eine neue Verzehrung. Die Ersparnis, welche im vergangenen

Jahre erzielt worden ist, wird sich im nächsten Jahre geltend machen, ein Teil wird als Einkommen die Genüsse des Reichen erhöhen, ein Teil als Lohn die Genüsse des Armen. Wird diese Thätigkeit mit Vorsicht und Mass geübt, so kann sie sich weiterhin fortsetzen. Aber man hüte sich, sie zu überstürzen, wenn man nicht will, dass sie im Gegenteil verderblich wirke. Das Einkommen des vergangenen Jahres muss die Produktion dieses Jahres bezahlen: eine vorherbestimmte Menge, an welcher die unbestimmte Menge der künftigen Arbeit gemessen werden muss. Der Irrtum derer, welche zu einer unbegrenzten Produktion anreizen, findet seine Erklärung darin, dass sie dieses vergangene Einkommen mit dem zukünftigen verwechseln. Man hat gesagt: die Arbeit vermehren heisst den Reichtum vermehren, mit diesem das Einkommen und auf Grund dessen die Verzehrung. Aber man vermehrt nur den Reichtum, wenn man zugleich die Nachfrage nach Arbeit vermehrt, nach Arbeit, welche nach ihrem wirklichen Preise bezahlt wird, und dieser Preis, der im voraus festgesetzt wird, ist das vorher bestehende Einkommen. Nach allem diesen muss man sagen, dass es niemals möglich ist, die Gesamtheit der Erzeugung des Jahres gegen die Gesamtheit des vorhergehenden Jahres auszutauschen. Wenn die Erzeugung stufenweise fortschreitend wächst, muss der Austausch jedes Jahres einen kleinen Verlust verursachen, welcher zu gleicher Zeit eine Vergütung der zukünftigen Lage darstellt. Wenn dieser Verlust gering ist und gut verteilt wird, so erträgt ihn jeder, ohne sich über sein Einkommen zu beklagen. Hierin gerade besteht die Wirtschaftlichkeit des Volkes und die Reihe dieser kleinen Opfer vermehrt das Kapital und das Nationalvermögen. Aber wenn ein grosses Missverhältnis zwischen der neuen und früheren Produktion

besteht, werden die Kapitalien angerissen, es entsteht Notstand und das Volk geht zurück anstatt vorwärts.

Aus der Wiedererzeugung erwächst das Einkommen, aber die Produktion selbst ist nicht das Einkommen: sie nimmt seinen Namen nur an, sie arbeitet nur gleich ihm, nachdem sie Absatz gefunden hat, nachdem jede hergestellte Sache den Käufer gefunden hat, der sie brauchte oder wünschte und der sie aus dem Umlaufe zieht, um sie seinem Verzehrungsfond einzuverleiben und der im Austausch den Gegenwert für sie bezahlt. Jetzt kann der Produzent seine Abrechnung machen; von dem erfolgten Austausche zieht er zuerst sein Kapital im ganzen ab, dann schaut er nach dem Nutzen, der ihm bleibt, sorgt für seine Genüsse und beginnt seine Arbeit von Neuem. Man sieht aus Allem, was wir vorgebracht haben, dass die Verschiebung in dem wechselseitigen Verhältnis zwischen Produktion, Einkommen und Konsumtion der Bevölkerung gleich schädlich wird, sei es nun, dass die Produktion ein geringeres Einkommen ergiebt als gewöhnlich, oder dass ein Teil des Kapitals in den Verzehrungsfond übergeht, oder dass im Gegenteil diese Verzehrung sich vermindert, und zu einer neuen Erzeugung nicht mehr anreizt. Die Störung des Gleichgewichts genügt, um in dem Staate Notstände hervorzurufen. Die Produktion kann sich vermindern dadurch, dass Müsiggang unter den unteren Klassen einreißt, das Kapital kann sich vermindern, wenn Verschwendung oder Luxus zur Gewohnheit werden, die Konsumtion endlich kann sich vermindern durch Elend, dessen Ursache mit der Abnahme der Arbeit in keinem Zusammenhange steht; indessen wird sie einer künftigen Produktion den Raum wegnehmen, sie wird die Arbeit ihrerseits vermindern.

So drohen den Völkern Gefahren, die an sich im

Gegensatz zu einander zu stehen scheinen. Sie können zu Grunde gehen, ebenso durch zu grosse, wie durch zu kleine Ausgaben. Ein Volk giebt jedesmal dann zu viel aus, wenn es mehr ausgiebt, als es einnimmt, denn es kann dies nur dadurch möglich machen, dass es seine Kapitalien anreisst und dadurch seine künftige Erzeugung vermindert. Es würde so handeln, wie jener Landmann, der das Korn aufisst, das er für eine neue Aussaat hätte zurücklegen sollen. Es giebt immer dann zu wenig aus, wenn es, ohne einen auswärtigen Handel zu haben, seine Produktion nicht verzehrt, oder wenn es einen solchen Handel hat, wenn es nicht den Überschuss seiner Produktion über seinen Export verzehrt. Es würde sich dann in dem Falle befinden, in dem sich der einzeln lebende Landwirt befand, als alle seine Speicher gefüllt waren weit über jede Möglichkeit der Verzehrung hinaus, und er, um nicht eine unnütze Arbeit zu thun, sich gezwungen sah, auf eine Bestellung seiner Ländereien zu verzichten.

Glücklich ein Volk, das nicht in einem falschen System befangen ist, das seine Regierung nicht auf Wege leitet, die es seinen natürlichen Interessen entfremdet, — das Wachsen seines Kapitals, seines Einkommens und seiner Verzehrung wird meistens ruhig und gleichmässig vor sich gehen, ohne dass man nötig hätte, ihm besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden; sollte einer der drei für den Reichtum notwendigen Teile einmal die andern zu überholen scheinen, so ist der fremde Handel fast stets bereit, das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Wenn ich die berühmtesten Volkswirte beschuldige, zu wenig Aufmerksamkeit der Verzehrung oder dem Absatze zugewendet zu haben, Dinge, deren entscheidende Wichtigkeit jedem Kaufmann instinktiv

bekannt sind, so könnte man mir den Vorwurf machen, einen Irrtum zu bekämpfen, welcher nur in meiner Einbildung vorhanden ist. Aber ich finde diese Meinung in dem letzten Werke Ricardo's ausgesprochen unter dem Gesichtspunkte, der der Kritik eine grosse Blöße darbietet, und Say hat in seinen Noten eine Meinung nicht bekämpft, die der seinigen nahe steht, und die sogar, wenigstens zum Teil, Adam Smith zugeschrieben werden kann.

„Wenn die jährliche Produktion eines Landes,“ sagt Ricardo,\*) „die jährliche Konsumtion überwiegt, so sagt man, dass es sein Kapital vermehre und wenn die jährliche Konsumtion nicht ganz oder nicht grösstenteils die jährliche Produktion aufnimmt, so sagt man, dass das Kapital der Nation sich vermindere. Die Vermehrung des Kapitals hat also seine Ursache in einem Anwachsen der Produktion oder in einer Verminderung des Konsums. Wenn der Verbrauch der Regierung grösser wird und die Auflage neuer Steuern erfordert; dieser grössere Bedarf aber von einer Vermehrung der Produktion oder von einem geringeren Verbrauch der Bevölkerung begleitet ist, so wird die Neuauflage nur das Einkommen treffen und das nationale Kapital wird davon unberührt bleiben.

Wirklich?! Soll dies ebenfalls ein Zeichen der Blüte für die Hutfabriken der Stadt Lyon sein, wenn sie im Jahre 1817 hunderttausend Hüte gefertigt haben und im Jahre 1818 hundertzehntausend und im letzten Jahre hunderttausend, von denen sie aber nur neunzigtausend verkauft haben; werden sie nicht in dem einen oder dem andern Falle zehntausend Hüte zuviel ge-

---

\*) Seite 187 des Originals. Kap. VII, Seite 239 der französischen Übersetzung.

macht haben? Man wird sicher keinen Huthändler finden, der, ohne dass er sich deshalb für einen grossen Volkswirt halten wird, nicht zu antworten wüsste, dass, wenn man im Jahre 1818 hundertundzehntausend Hüte angefertigt hat anstatt hunderttausend, man an ihnen verdient haben würde, wenn man sie alle zu guten Preisen verkauft hätte, dass man aber sicher an ihnen Verlust gehabt hat, wenn man die zehntausend mehr nicht hat verkaufen können; aber dass, wenn im Jahre 1818 hunderttausend Hüte wie im Jahre 1817 angefertigt worden sind und von diesen hunderttausend zehntausend übrig geblieben sind, die man nicht hat verkaufen können, man an ihnen sicher Verlust gehabt hat.

Wenn etwas wahres sein soll an dieser Ansicht Ricardo's, muss man den auswärtigen Handel in Rechnung ziehen, aber trotzdem wird man bald bemerken, wie vieler Einschränkungen sie bedürftig ist. Wenn die Lyonesen im Jahre 1817 hunderttausend Hüte hergestellt haben, welche sie zu 20 Franken das Stück an die einzelnen Verbraucher in ihrer Stadt verkauft haben, so macht dies 2 Millionen, welche eine Klasse Lyonesen erhalten und eine andere bezahlt hat, und wenn sie im Jahre 1818 eine gleiche Anzahl Hüte machen, welche zu gleichem Preise und ebenso leicht verkauft werden, indessen dergestalt, dass zehntausend Hüte von den Landbewohnern gekauft werden, und zehntausend Lyonesen sich des Kaufes von Hüten enthalten, so wird man sagen können, dass diese eine Ersparnis von 200000 Franken gemacht haben, ohne dass die Huthändler etwas verloren haben. Wenn, im Gegenteil, im Jahre 1818 die Huthändler zu denselben Preisen und ganz ebenso leicht hunderttausend Hüte den Einwohnern von Lyon verkaufen und ausserdem zehntausend den Landbewohnern, so wird man



sagen können, dass die Hutfabriken ihr Kapital um 200000 Franken vermehrt haben, ohne dass dies die Verbraucher in Lyon etwas gekostet hat und diese beiden Ergebnisse können unter einem gewissen Gesichtspunkte für die Stadt Lyon als gleiche betrachtet werden. Aber nicht die Vermehrung der Produktion im ersten Falle oder die Verminderung des Verbrauchs im zweiten, haben das Nationalkapital vermehrt oder erhalten, sondern lediglich die neue Nachfrage, welche Verbraucher, die willig waren, zu zahlen und zwar denselben Preis zu zahlen, gestellt haben. Was den Verkauf an die Landleute und an die Bewohner von Lyon betrifft, so ergibt sich hieraus eine Verschiedenheit für die Bilanz der Stadt Lyon, aber keine für die von ganz Frankreich, ebenso existiert unter den Verkäufen an Franzosen und an Fremde ein Unterschied nur in der Bilanz Frankreichs, aber nicht in der menschlichen Gesellschaft. Wenn man diese, nach der sich der Welthandel regulirt, prüft, so wird man stets gewahr werden, dass das Wachstum des Verbrauchs einzig und allein das Wachstum der Produktion bestimmt und dass der Verbrauch seinerseits nur durch das Einkommen der Verbraucher geregelt werden kann.

---

### Siebentes Kapitel.

#### **Wie das Geld den Austausch der Reichtümer vereinfacht hat.**

Wir haben absichtlich bis hierher die Geschichte der Bildung und des Fortschreitens des Reichtums geführt, ohne vom Gelde zu sprechen, um leichter erkennen zu lassen, dass es für diese Fortschritte thatsächlich nicht nötig war. Das Geld hat den Reichtum nicht geschaffen, aber es vereinfachte alle

Beziehungen, es erleichterte alle Thätigkeiten des Handels, es gab jedem das Mittel, schneller sich das anzueignen, was ihm nötig war, und es vermehrte dadurch, dass es der ganzen Welt eine Wohlthat erwies, den Reichtum, der sich auch ohne sein Zuthun vermehrt hatte.

Die Edelmetalle sind eines der zahlreichen Werte, die die Arbeit des Menschen hervorgubracht und für seine Zwecke schicklich gemacht hat. Man sah, dass sie, mehr als irgend eine andere Art von Reichtum, die Eigenschaft haben, dass sie auf unabsehbare Zeit aufbewahrt werden können, ohne sich zu verändern und die nicht minder kostbare Eigenschaft, dass sie ohne Schwierigkeit zu einem Ganzen wieder vereinigt werden können, nachdem man sie fast bis in's Unendliche geteilt hat. Die beiden Hälften eines Felles, eines Stückes Stoff und noch weniger eines Stück Vieh, welche ehemals als Geld gedient haben, gelten nicht als ein ganzes Stück, aber die beiden Hälften, die vier Viertel eines Pfund Goldes sind und werden immer ein Pfund Gold sein, mag man sie auch so oft geteilt haben, mag man sie auch so lange aufbewahren, wie man will. Wenn der erste Austausch, den die Menschen vorgenommen haben, zum Zweck hatte, sie in den Stand zu setzen, die Frucht ihrer Arbeit für später aufzubewahren, so zeigte sich sicher jeder Mensch bereit, edle Metalle in Tausch gegen seinen Überfluss anzunehmen, wenn er auch nicht die geringste Absicht hatte, diese Metalle für sich zu verwenden; aber er war sicher, sie ebenso auch in Zukunft in Tausch gegen die Sache, deren er bedürfen werde, geben zu können. So fingen die edlen Metalle an geschätzt zu werden, ebenso um sie für menschliche Zwecke zu verwenden, zum Schmuck oder für Geräte, wie um sie anzuhäufen als Vertreter

jeder anderen Art von Reichtum, endlich um sie im Handel zur Erleichterung des Austausches zu verwenden.

Der Goldstaub ist bis zu diesem Tage in seinem ursprünglichen Zustande der Vermittler des Handels unter den Völkern Afrikas geblieben. War indessen einmal sein Wert allgemein anerkannt, so war nur ein ganz leichter und gar nicht einmal erheblicher Schritt zu thun bis zu seiner Umwandlung in Geld, welches durch einen gesetzlichen Stempel das Gewicht und den Wert jeden Stückes Edelmetall, welches im Umlauf ist, garantiert.

Die Erfindung des Geldes gab dem Austausch einen neuen Sporn: sie theilte gewissermassen eine jede Abmachung in zwei Teile. Früher musste man stets zu gleicher Zeit auf das achten, was man empfangen wollte und auf das, was man geben wollte: mittelst des Geldes wurde jede dieser Thätigkeiten selbstständig: die Erwerbung des gewünschten nannte man Kauf, das Abstossen des Überflusses, dessen man sich entäussern wollte, nannte man Verkauf, und diese beiden Geschäfte wurden eines vom andern unabhängig. Der Landbebauer, der sein Getreide verkaufen wollte, brauchte nicht auf den Kleiderhändler zu warten, damit dieser ihm die Kleider, deren er bedurfte, liefere, es genügte ihm, Geld zu erhalten, da er sicher ist, die ihm erwünschte Sache jederzeit gegen dieses Geld zu bekommen. Andererseits hatte der Käufer nicht mehr nötig darauf zu sinnen, was dem Verkäufer erwünscht sein könne, er kann sicher sein, ihn mit seinem Gelde alle Zeit befriedigen zu können. Bedurfte es vor der Erfindung stets des Zusammentreffens einer Reihe glücklicher Umstände, um einen Tausch zu Stande kommen zu lassen, so dürfte es nach seiner Erfindung kaum einen Käufer geben, der nicht einen Verkäufer, oder einen Verkäufer, der nicht einen Käufer findet.

Alle Thätigkeiten, von denen wir uns in den vorhergehenden Kapiteln Rechenschaft gegeben haben und die den Fortschritt des Reichtums in der Gesellschaft bedingen, sind durch die Einführung des Geldes in den Tausch vereinfacht worden; während nun das Geld die Zahl der Verträge verdoppelt hat, sind dadurch gleichzeitig die oben erwähnten Thätigkeiten dem Beobachter weniger leicht erkennbar geworden. Die schöpferische Thätigkeit des Reichtums ist, wie wir gesehen haben, der Austausch eines Teils der zur Verzehrung geeigneten jährlichen Produktion, die das Kapital der Reichen bildet, gegen die Arbeit, aus der das Einkommen der Armen besteht. Aber diese Thätigkeit gliedert sich in eine grosse Anzahl von Abmachungen und drückt sich in ebenso verschiedenen Geldsummen aus. Die Produzenten verkauften die Jahresproduktion und bewerteten in diesem Betrage in Geld einesteils ihr Einkommen, andernteils ihr Kapital. Mit dem Einkommen kauften sie die Gegenstände, für die sie Bedarf oder Neigung hatten: dies waren ihre Ausgaben; mit diesen beiden Abmachungen hatte sich der Tausch vollzogen. Mit ihrem Kapital kauften sie das Einkommen in Gestalt von Arbeit, die die Armen zu verkaufen hatten; diese Arbeit wurde in Geld bewertet; mit diesem Gelde kauften die Armen dasjenige, dessen sie zu ihrem Unterhalt bedurften: das waren ihre Ausgaben; hiermit war der zweite Teil des Austausches der jährlichen Produktion abgeschlossen.

Nicht nur das Kapital wurde früher als Geld angesehen, es schien vielmehr in der That nichts als Geld zu sein; die Sprache trug noch dazu bei, die beiden Gedanken zu vermischen und es erfordert in der That einen grossen Grad von Aufmerksamkeit, um sich klar zu machen, dass das Kapital kein Geld ist oder wenigstens nur während einer gegebenen Zeit,

sondern dass es in der That derjenige Teil des verzehrbaren Reichtums ist, der den Arbeitern in Tausch gegen ihre jährliche Arbeit gegeben wird.

Das Einkommen der Reichen wurde ebenfalls als Geld angesehen und muss man auch hier beachten, dass das Geld nichts ist als ein Massstab: dass dieses Einkommen thatsächlich aus dem Teile des verzehrbaren Reichtums besteht, den die Reichen gegen einen andern gleichwertigen Teil eintauschen, desselben Reichtums, der zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dient.

Der Lohn der Armen wurde stets als Geld angesehen; auch hier muss man sich klar machen, dass es dasselbe ist, wie das Kapital des Reichen, nämlich der Teil des verzehrbaren Reichtums, den die Arbeiter in Tausch gegen ihre jährliche Arbeit erhalten.

So vereinfachte das Geld alle Thätigkeiten des Handels, aber verdunkelte zugleich alle philosophischen Betrachtungen, deren Gegenstand eben diese Thätigkeiten sind. So klar diese Erfindung jedem das Ziel wies, das er sich bei jedem Schritte stecken musste, so verwirrt und dunkel machte sie die Gesamtheit dieser Schritte, so schwer zu begreifen den ganzen Gang des Handels.

---

## Achtes Kapitel.

### **Der Handel als Stütze der Produktion und Ersatz des Produktivkapitals.**

Zuerst der Tausch, dann der Kauf und der Verkauf, die ihn abgelöst haben, waren gewöhnlich freiwillige Handlungen, die jeder nur dann vornahm, wenn er die Überzeugung glaubte gewonnen zu haben, dass die Sache, die er in Tausch erhielt, der Sache, die er hergab, an Wert gleich sei. Man sollte daraus schliessen,

dass alle Werte gegen vollständig gleiche Werte hingegeben wurden und dass die Summe der jährlichen Tauschgeschäfte dem Reichtum der Gesellschaft nichts hinzugefügt hat. Indessen können diese Geschäfte noch unter einem andern Gesichtspunkte betrachtet werden, ihre genauere Betrachtung lässt als Ergebnis ihrer Thätigkeit die Begründung des Handels erscheinen. Die Tauschgeschäfte wurden stets nur geschlossen, wenn beide Teile einen Vorteil davon erwarteten. Der Verkäufer fand seinen Vorteil beim Verkauf, der Käufer beim Kauf. Der Eine zog aus dem Gelde, welches er empfangt einen grösseren Vorteil, als er aus seinen Waren hätte ziehen können, der Andere aus der Ware, die er erhielt, einen grösseren Vorteil, als er aus dem Gelde hätte ziehen können. Alle Beide hatten gewonnen, demzufolge gewann die Bevölkerung doppelt bei ihrem Geschäft.

Ebenso gewannen, wenn ein Meister einem Arbeiter ein Werk übertrug und ihm in Tausch gegen seine Arbeit einen Lohn gewährte, der für seinen Unterhalt ausreichend war, alle beide: der Arbeiter, weil man ihm die Früchte der Arbeit vorschoss, bevor er sie geleistet hatte, der Meister, weil die Thätigkeit dieses Arbeiters mehr wert war, als der ihm gewährte Lohn, und die Bevölkerung gewann mit allen Beiden; denn der Nationalreichtum, bevor er sich in letzter Linie in Genüsse auflöst, alles, was zur grösseren Bequemlichkeit dient, oder alles, was geeignet ist, die Genüsse der Einzelnen zu erhöhen, muss als für alle gewonnen betrachtet werden.

Die Produkte der Erde, ebenso wie die der Manufakturen, gehören häufig Ländern an, weit entfernt von denen, welche ihre Verzehrer bewohnen. Eine Klasse Menschen beschäftigt sich damit, alle diese Tauschgeschäfte zu erleichtern und dafür an den

Gewinnen, welche sie darbieten, einen Teil zu beanspruchen. Sie gab Geld dem Produzenten, sobald sein Werk fertig und er zum Verkauf gezwungen war. Sie führte die Waare dahin, wo ein Bedürfnis für sie bestand, sie sorgte für die Bequemlichkeit des Verbrauchers und gab ihm die Waren ab in kleinen Theilen, so dass er der Notwendigkeit enthoben war, alles auf einmal zu kaufen. Sie leistete allen Dienste und machte sich selbst für diese Dienste bezahlt durch den Anteil, den man Nutzen des Handels nennt, und der sich auf dem Gewinn gut ausgefallener Tauschgeschäfte begründet. Der nordische Produzent wusste, dass zwei Teile seiner Ware denselben Wert haben, wie ein Teil der Ware des Produzenten des Südens: andererseits nahm der Produzent des Südens an, dass zwei Teile seiner Ware so viel wert seien, wie ein Teil der Ware des nordischen Produzenten. Zwischen diesen beiden so verschiedenen Gleichungen galt es zu steuern und dabei alle Transportkosten, alle Handelsgewinne und die Zinsen des vorgeschossenen Geldes zu berücksichtigen. In dem Verkauf der Waren, die der Handel zuführte, mussten sich wiederfinden einmal das dem Produzenten bezahlte Kapital, sodann die Löhne der Matrosen, Frachtführer, Handlungsgehilfen und alle der Arbeiter, die der Kaufmann beschäftigt, dann der Zins des Anlagekapitals, welches im Handel arbeitet, und endlich der kaufmännische Nutzen.

Der Händler stellte sich zwischen den Produzenten und den Konsumenten, um beiden Dienste zu leisten und sich diese Dienste von beiden bezahlen zu lassen. So wie die Teilung der Arbeit unter den Arbeitern Platz gegriffen hat, ebenso geltend machte sie sich bei dieser zweiten Arbeit, die darin bestand, die Kapitalien zu leiten, und der Erfolg war der nämliche:

jedes Werk wurde nach dieser Teilung besser und zwar mit den gleichen Anstrengungen. Die Sorge der Überwachung der Arbeiter und ihrer Thätigkeit, die Zuteilung der Rohstoffe und die Prüfung der fertigen Erzeugnisse, erforderte eine ganz andere Schulung des Geistes und ganz andere Kenntnisse, als die Thätigkeit der Vergleichung der verschiedenen Produkte und Bedürfnisse der einzelnen Länder und Völker, die sich durch ihre Gesetze und ihre Sprache unterschieden. Es war zu erwarten, dass die Trennung dieser beiden Geschäftszweige eine grössere Sicherheit in ihrem Thun, eine grössere Regelmässigkeit in der Bedienung der Kunden zeitigen würde. Die Thätigkeit des Grosskaufmanns bestand darin, die Ware von dem Fabrikanten im Augenblick der Fertigstellung zu kaufen, und sie unter Berücksichtigung der verschiedenen Märkte dahin zu senden, wo ein Bedarf am dringendsten erschien. Bei dieser Thätigkeit leitete der Kaufmann immer noch gewissermassen die Arbeit und hatte Arbeiter in seinen Diensten, einerseits seine Handlungsgehilfen, andererseits seine Matrosen, Karrenführer, Lastträger. Alle trugen indirekt zur Produktion bei, denn diese hat die Verzehrung zum Gegenstande und ihr Zweck kann nur dann als erfüllt gelten, wenn sie das Produkt direkt dem Verzehrler zugeführt hat. Die Vergleichung der verschiedenen Märkte der entferntesten Völker gab den Anlass, sich ebenfalls mit den verschiedenen Münzen und den verschiedenen Zahlungsweisen zu beschäftigen; und der Handel trennte sich, indem er den Banquiers die Thätigkeit zuwies, den Austausch der Produzenten eines Landes mit denen eines andern und der Konsumenten mit denen eines andern auszugleichen; auf diese Weise wurde es ermöglicht, sich mit dem Transport der Waren zu begnügen, da diese



eine durch die andere bezahlt wurden, ohne dass es nötig war, Geldsendungen zu machen. Die Banquiers, die sich so von den Kaufleuten trennten, um ihnen Dienste zu leisten, hatten somit keinen geringeren, wenn auch nur indirekten Anteil an dem grossen Austausch der Produktion gegen das Einkommen der Verzehrer, sowie des Austausches dieses gegen die Wiedererzeugung.

Das Studium der Weltmärkte konnte den Händler von einem anderen nicht weniger wesentlichen und ihm am Herzen liegenden abziehen, nämlich von dem der Bedürfnisse des einzelnen Konsumenten: hiermit befasste sich der Kleinhändler und entlastete somit den Kaufmann, indem er sich gegen einen Anteil am Nutzen damit befasste, in seinem Laden das aufzuspeichern, was der Verzehrer in seinen Verzehrungsfond übergehen lassen will, sobald er über den Teil seines Einkommens verfügen kann, welcher dazu dienen soll. Der Kleinkaufmann sorgt für diese Bequemlichkeit und lässt sie sich bezahlen.

Der Handel bedarf eines erheblichen Kapitals, welches im ersten Augenblick kein Teil des bisher besprochenen zu sein scheint. Der Wert der in den Lageräumen des Tuchkaufmanns aufgehäuften Stoffe scheint dem Teil der jährlichen Produktion ganz und gar fremd gegenüberzustehen, den der Reiche dem Armen als Lohn für seine Arbeit überlässt. Dieses Kapital ersetzt indessen lediglich das, von dem wir gesprochen haben. Um den Fortschritt des Reichtums klar zu erfassen, haben wir ihn betrachtet bei seiner Schöpfung und sind ihm gefolgt bis zu seiner Verzehrung. Damals erschien das Kapital, welches z. B. in den Tuchfabriken verwendet wird, uns immer das nämliche: gegen das Einkommen des Verbrauchers getauscht, hat es sich nur in zwei Teile geteilt, der eine Einkommen des Fabrikanten als Nutzen, der andere Ein-

kommen der Arbeiter als Lohn während der Zeit, die sie zur Anfertigung des neuen Tuches gebrauchten.

Aber man fand bald, dass es dem Vorteil aller besser diene, wenn die verschiedenen Teile dieses Kapitals, der eine den andern, vertrete und dass, wenn hunderttausend Thaler nötig wären von dem ganzen Umlauf von dem Fabrikanten bis zum Verzehr, diese hunderttausend Thaler gleichmässig zwischen dem Fabrikanten, dem Grosskaufmann und dem Kleinhändler geteilt würden. Der Erste machte mit nur einem Drittel dasselbe Geschäft, welches er mit dem Ganzen gemacht hätte, weil er im Augenblick der Beendigung seiner Fabrikation in dem Kaufmann den Käufer fand und dies viel früher, als wenn er auf den Verbraucher hätte warten müssen. Andererseits trat an die Stelle des Kapitals des Grosskaufmanns viel früher das des Kleinhändlers. So reichen sich die Handlanger, welche an einem Bau arbeiten, von Hand zu Hand die Steine, welche schwer zu befördern sind; die Thätigkeit ist kürzer und die Ruhe tritt öfter ein, aber die Arbeit ist dieselbe. Der Unterschied zwischen der Summe der vorgeschossenen Löhne und dem Preis, welchen der Verbraucher bezahlt, musste der Kapitalsnutzen sein. In diesen Unterschied teilt sich der Fabrikant, der Grosskaufmann und der Kleinhändler, ebenso wie sie die Arbeit unter sich geteilt haben, das fertige Werk ist dasselbe, obgleich drei Personen und drei Bruchteile von Kapitalien anstatt eines dabei beschäftigt gewesen sind.

---

## Neuntes Kapitel.

### **Die Klassen, die arbeiten, ohne dass der Wert ihrer Arbeit in einem von ihnen hergestellten Produkt sich darstellt.**

Die Gesellschaft bedarf nicht nur der Reichtümer; sie wäre nicht vollständig, wenn sie nur Eigentümer oder Kapitalisten und produzierende Arbeiter in sich schlosse. Die Gesellschaft braucht Verwalter, welche im Innern auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten und welche nach Aussen hin ihre Interessen vertreten; sie braucht Gesetzgeber, welche die einzelnen Rechte ihrer Mitglieder bestimmen, sie braucht Richter, die dafür sorgen, dass diese Gesetze beachtet werden, und Anwälte, die sie verteidigen. Sie bedarf endlich einer bewaffneten Macht, welche die Ordnung im Innern aufrecht erhält und nach Aussen zu Wasser und zu Lande Angriffe fremder Völker zurückzuweisen imstande ist. Diese ganze, dem Schutz dienende Bevölkerung, von dem obersten Beamten des Staats bis zum untersten Soldaten produziert nichts. Ihr Werk erscheint niemals unter einer greifbaren Gestalt und eignet sich nicht zur Aufspeicherung. Indessen würden ohne sie alle die Reichtümer, die die Arbeiter geschaffen haben, einer Zerstörung durch die Gewalt ausgesetzt sein, und die Arbeit würde aufhören, wenn die Arbeiter nicht darauf rechnen könnten, friedlich ihrer Früchte sich zu erfreuen.

Die Schützer der Bevölkerung leisten eine notwendige Arbeit, welche eine Belohnung erheischt; unter Umständen können sie der Klasse der Reichen angehören und als solche ein Einkommen haben, welches aus dem Eigentum sich bildet. Als Wächter aber arbeiten sie, sie sind Arbeiter und ihr Einkommen

besteht in dem jährlichen Wert ihrer Arbeit. Indessen wird dieses Einkommen ihnen nicht, wie dies der andern Arbeiter, durch das Nationalkapital bezahlt. Wenigstens sollte es nicht der Fall sein. Dieses Kapital darf nicht zerstört werden, es soll nur getauscht werden gegen greifbare Dinge, welche es im ganzen wieder darstellen und das Werk der Wächter hat keine greifbare Gestalt; es ist eines neuen Tausches, der es dauernd erhält, nicht fähig.

So muss man, um der Schutzbevölkerung die Mittel zum Leben zu gewähren, nicht das Kapital nehmen, sondern auf das Einkommen der Gesellschaft zurückgreifen, ein jeder muss seine Bedürfnisse um ein geringes einschränken, um damit seine Sicherheit zu erkaufen, umsomehr, als die Sicherheit auch ein Genuss an sich ist. Die Reichen bestimmten das aus ihrem Eigentum fliessende Einkommen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse durch die Verzehrung eines Teils der jährlichen Produktion. Sie verzichteten auf einen Teil dessen, was ihnen aus dieser Produktion zukommt als Entgelt für die ihnen gewährte Sicherheit, und die Wächter verzehrten diesen Teil, den die Reichen ihnen überlassen hatten. Die Armen bestimmten ihr Einkommen, d. h. den Lohn, welchen sie in Tausch für ihre Arbeit erhielten, zur Beschaffung der ihnen nötigen Unterhaltsmittel; sie waren damit einverstanden, dieselbe Arbeit zu leisten, dafür aber weniger Unterhaltsmittel zu erhalten, während der ihnen abgezogene Teil als Bezahlung für die öffentliche Ordnung von den Wächtern verzehrt wurde.

Aber da der Dienst, welchen die Schutzbevölkerung der ganzen Gesellschaft leistet, so gross er auch sein mag, von keinem besonders gefühlt wird, konnte er auch nicht Gegenstand eines freiwilligen Tausches sein. Die Gesellschaft selbst musste ihn bezahlen

und zu diesem Zwecke auf das Einkommen Aller eine Zwangsaufgabe legen. Die Macht an Stelle einer freien Wahl zerstörte bald jedes Gleichgewicht zwischen dem Wert der getauschten Dinge, jede Billigkeit unter den verhandelnden Parteien. Die Auflage wurde an die bezahlt, welche über die Macht in der Gesellschaft verfügten, um sie zu entschädigen dafür, dass sie über sie verfügten. Bald missbrauchten sie diese Macht. Schwer ruhte ihre Hand auf den Auflagepflichtigen, denen sie selbst die Höhe der Auflage vorschrieben; sie erhöhten die Zahl der bürgerlichen Beamten ebenso, wie die des Militairs, weit über das Bedürfnis hinaus, sie regierten viel zu viel, sie verboten viel zu viel denen, die sie zwangen, ihre Dienste anzunehmen und sie zu bezahlen, und die ersten Beamten der Bevölkerung, die dazu ausersehen waren, den Reichtum zu beschützen, waren häufig die Hauptwerkzeuge seiner Vernichtung. Wenn man die Verwaltung nur unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet muss man naturgemäss zu dem Grundsatz einer parlamentarischen Regierung kommen. Bei allen Geschäften zwischen Eigentümern und denen, denen sie eine Arbeit auftragen, wird über die Höhe des Lohnes zwischen den beiden Parteien verhandelt, aber bei dem Werk, welches die Schutzbevölkerung leistet, bestimmt der Arbeiter selbst seinen Lohn und zwingt den, dem er dient, ihn ihr zu bezahlen. Diese Bevölkerung dient nicht dem Einzelnen, sondern der Gesellschaft, es ist also Sache der Gesellschaft, Vertreter zu bestellen, die mit ihr verhandeln. Dies ist das Recht und die Pflicht der Abgeordneten des Volks in den freien Staaten; aber trotz ihrer Vermittelung giebt es wenige Völker, die nicht noch zu gut bewacht sind, weil noch sehr viel daran fehlt, dass die Abgeordneten die Interessen der von ihnen vertretenen so verteidigen, als ob sie ihre eigenen wären.

Die Gesellschaft bedarf ferner Arbeiten, welche dazu bestimmt sind, seelische Genüsse hervorzurufen: fast alle diese sind immaterieller Natur, dergestalt, dass ihr Gegenstand sich nicht aufspeichern lässt. Die Religion, die Wissenschaft, die Künste beglücken die Menschen. Um dieses Glück zu verbreiten, müssen die Veranstalter desselben arbeiten; aber diese Arbeit bringt keine greifbaren Früchte, denn man kann das, was lediglich das Gemüt anregt, nicht aufspeichern. Wenn man jeden Genuss einen Reichtum nennen will, so verschwindet dieser Reichtum in dem Augenblick, in dem er ins Leben tritt; er wird von Menschen verbraucht, ohne auch nur einen Augenblick aufbewahrt worden zu sein. So werden die beiden Thätigkeiten des Entstehens und des Kaufens für seinen Gebrauch ausgeübt und bezahlt durch denselben Menschen, der sie verbraucht. Diese Arbeit lässt sich, wie die vorhergehende, nur einmal tauschen und zwar gegen das Einkommen; zwischen dem Entstehen ihrer Früchte und ihrer Vernichtung liegt kein Zeitraum, der ausreichen würde für das Dazwischentreten des Kapitals, für Kauf und für Verkauf.

Jeder Verbraucher teilt nach seinem Belieben sein Einkommen zwischen leiblichen und geistigen Genüssen; gewöhnlich ersetzt er durch einen freien Tausch mittelst seines Einkommens wechselseitig bald das Kapital der Produzenten, bald die Arbeit der Arbeiter, die man unproduktiv genannt hat. Diese verbrauchen ihrerseits den Teil der Produktion, auf welche die andern Verbraucher zu ihren Gunsten verzichtet haben.

Unter die seelischen Genüsse hat die Regierung auch solche gezählt, welche sehr nützlich für die Gesellschaft sind, die aber nicht genügend begehrt sind; sie hat gefürchtet, dass, wenn sie jeden einzelnen für

seine Religion und für seine Unterweisung würde bezahlen lassen, je nach dem Bedürfnis des einen oder des andern, die Religion und die Unterweisung vernachlässigt werden würden. Sie hat den freien Austausch unterdrückt, und sie hat zu Gunsten ihrer Diener, wie zu ihrem eigenen Unterhalt durch eine Zwangsaufgabe gesorgt. Die Folge davon ist dieselbe, die eintreten würde, wenn man die Arbeiter von denen unabhängig machen würde, für die die Arbeit angefertigt wird und die sie bezahlen: nämlich dass diese Arbeit schlechter gemacht wird, mit weniger Eifer und meist auch mit weniger Erfolg. In den Ländern, welche auf diese Übung verzichtet haben und in denen Religion und Unterricht dem freien Wettbewerb überlassen sind, hat sich keineswegs ergeben, dass die, welche sie bezahlen müssen, es an Eifer für die eine oder die andere fehlen lassen, während die, welche in diesen Berufen thätig sind, mehr Fleiss und Talent bewiesen haben.

Diese ernsthaften Genüsse des Geistes, ebenso wie die etwas leichter Natur, wie Stegreifdichtung, Musik, Schauspiel, werden gegen das Einkommen der Armen ebenso eingetauscht, wie gegen das der Armen; die Einen verzichten auf einen Teil ihrer Unterhaltungsmittel, die Andern auf einen Teil ihrer Luxusausgaben, um sich geistigen Luxus zu gestatten und der Teil des Konsums, welcher ihnen zukäme, geht auf die unproduktiven Arbeiter über, die somit ihren Platz einnehmen.

Man muss auch sagen, dass, wenn ein Volk Wissenschaften und Künste nicht zu seinen Reichtümern zählt, es doch die Gelehrten und Künstler dazu rechnen kann. Die Erziehung, welche sie genossen haben, die Achtung, welche sie sich erworben haben, haben der Kopfarbeit dieser Männer einen

grossen Wert verliehen; ihre Arbeit wird oft besser bezahlt, als die der geschicktesten Handwerker, und sie kann somit dazu beitragen, Wohlleben zu verbreiten. Im Allgemeinen ist die von den Arbeitern erworbene Geschicklichkeit eine Art feststehenden Kapitals, gleichviel, welcher Klasse die Arbeiter angehören.

Endlich bedarf die Gesellschaft gewisser Arbeiten, welche für den Körper des Menschen selbst, nicht für sein Vermögen besorgt sind. Diese Arbeiten können ebenso hoher wie geradezu knechtischer Natur sein, sei es, dass sie sich mit der Kenntnis der Natur und der Erforschung ihrer Geheimnisse beschäftigen, wie die der Ärzte, oder nur danach streben, gefällig und gehorsam sich den Wünschen eines Herrn zu erweisen, wie die der Kammerdiener. Alle diese Arbeiten sind für den Genuss bestimmt und unterscheiden sich von den produktiven Arbeiten nur dadurch, dass ihre Früchte nicht aufbewahrt werden können. Auch bilden sie, obgleich sie dem Wohlsein eines Volkes etwas hinzufügen, niemals einen Teil seines Kapitals; und das Einkommen dieser Klasse oder der Wert seiner Arbeit wird stets in Tausch gegen das Einkommen und nicht gegen das Kapital aller andern Klassen gegeben.

Die Unterscheidung, die wir zwischen produktiven und unproduktiven Arbeitern gemacht haben, wird von den Schriftstellern, welche letzthin über die Nationalökonomie geschrieben haben, nicht anerkannt. Sie sehen die Bezeichnung unproduktiv, welche ihnen Adam Smith gegeben hat, weil ihr Werk kein fassbares ist, gewissermassen als eine Beleidigung an, die man diesen sehr ehrenhaften Klassen angethan hat. Es wäre schwer zu unterscheiden, wenn man die beiden Ausdrücke produktiv oder unproduktiv richtig versteht, warum der eine ehrenvoller sein sollte, als der andere,



aber der Unterschied zwischen den beiden Klassen ist ein thatsächlicher: die eine tauscht ihre Arbeit stets gegen das Kapital, die andere stets gegen einen Teil des Einkommens eines Volkes. Diese Unterscheidung ist notwendig, wenn man verstehen will, was das Kapital eines Volkes ist, und wie es einmal das Einkommen des Einen wird, das andere Mal das Einkommen des Andern ersetzt oder durch dieses ersetzt wird. Alles Übrige ist nur ein Streit um Worte, bei dem es sich nicht lohnt, sich aufzuhalten.

---

## Drittes Buch.

---

### Von dem Eigentum an Grund und Boden.

---

#### Erstes Kapitel.

#### Zweck der Gesetzgebung hinsichtlich des Reichtums an Grund und Boden.

Die Reichtümer, welche aus der Erde hervorgehen, müssen zu allererst die Aufmerksamkeit des Volkswirts und des Gesetzgebers fesseln. Sie sind die allernotwendigsten, da es die Erde ist, aus der der Unterhalt aller Menschen hervorgehen muss; sie liefern den Stoff für alle andern Arbeiten: zu ihrer Ausbeutung bedarf es mindestens der Hälfte, gewöhnlich aber mehr als der Hälfte der ganzen Bevölkerung.

Dieser Teil der Bevölkerung, welcher die Erde bearbeitet, zeichnet sich vorzugsweise durch körperliche Eigenschaften aus, welche diese Menschen befähigen, gute Soldaten zu werden, ebenso wie durch seelische, die aus ihnen gute Bürger machen. Für das Wohlbefinden der ländlichen Bevölkerung ist viel leichter zu sorgen, als für das der Bewohner der Städte; der Fortschritt dieses Teiles des Reichtums ist viel leichter zu verfolgen und die Regierung ist deshalb um so strafbarer, wenn sie das Land zu Grunde gehen lässt, weil es fast immer nur von ihr abhängt,

den Zustand des Landes zu einem glücklichen zu gestalten.

In dem vorgeschrittenen Zustande der Gesittung, in dem nicht nur die Arbeiten unter den Menschen geteilt sind, in dem auch alle verschiedenen Rechte auf das Eigentum sich meist in verschiedenen Händen befinden, weil das Einkommen, welches aus dem Reichtum entsteht, gewöhnlich getrennt ist von dem, welches aus der Arbeit entsteht, wird das jährliche Einkommen vom Lande oder die jährliche Ernte in folgende Teile zerlegt: ein Teil der Früchte, welche die Arbeit hat entstehen lassen, ist zur Bezahlung des Eigentümers bestimmt, für den Beistand, den das Land der menschlichen Arbeit gewährt hat, und ferner als Zins für alle die Kapitalien, welche ursprünglich gebraucht worden sind, um dem Lande seinen Wert zu verleihen. Dieser Teil allein führt den Namen Nettoeinkommen. Ein anderer Teil der Früchte tritt an die Stelle derer, die verzehrt worden sind, um die Arbeit zu verrichten, der man die Ernte verdankt, die Aussaat und alle Vorschüsse für die Landwirtschaft. Die Volkswirte nannten diesen Teil Wiedereingang der ausgelegten Gelder (reprises). Ein anderer Teil verbleibt als Gewinn dem, der die Arbeiten geleitet hat, und verteilt sich verhältnismässig auf die Kapitalien, die er vorgeschossen hat, und auf seine Thätigkeit. Die Regierung nimmt auch ihren Anteil an allen diesen Früchten und vermindert durch verschiedene Auflagen das Einkommen des Eigentümers, den Gewinn des Bebauers, den Lohn des Tagelöhners, um daraus für eine andere Klasse von Personen ein Einkommen zu bilden. Die Früchte, welche zwischen dem Arbeiter, dem Leiter der Arbeiten und dem Eigentümer geteilt werden, verbleiben ihnen nicht gänzlich: nachdem sie von ihnen

fortgenommen haben, was sie zu ihrem Unterhalt gebrauchen, entledigen sich alle drei des Restes, um durch Austausch Gegenstände, welche der Gewerbfleiss der Städte hergestellt hat, zu erhalten; mittels dieses Austausches wird die übrige Bevölkerung erhalten.

Wir sehen diese Verteilung des Bodeneinkommens sich täglich um uns vollziehen, und muss man diese wohl beachten, um imstande zu sein, jede Art von Eigentum auf seinen wirklichen Ursprung zurückzuführen und die, die aus einer vergangenen Arbeit entstehen, von denen zu unterscheiden, die einer gegenwärtigen Arbeit ihr Dasein verdanken. Obgleich nun diese Teilung in vielen sehr gesitteten Gesellschaften stattfindet, ist sie doch keineswegs für den Bodenreichtum wesentlich. Die drei Eigenschaften des Eigentümers, des Leiters der Arbeiten oder des Farmers und des Tagelöhners, können in ein und derselben Person vereinigt sein, ohne dass die jährliche Produktion hierdurch im mindesten beschränkt oder gar aufgehoben wird und ohne dass hierdurch irgend eine andere Unbequemlichkeit für die Gesellschaft entsteht. Die Teilung der Arbeit hat einen sehr belebenden und sehr vorteilhaften Einfluss auf die Fortschritte der Industrie und die Vermehrung seiner Gesamtproduktion gehabt. Aber die Teilung der Eigentümerrechte verdankt ihre Entstehung besonderen Verhältnissen, zufälligen Umständen, häufig Leidenschaften oder Nichtigkeiten. Die Unterscheidung zwischen dem Eigentümer, dem Farmer und dem Tagelöhner hat weder den Eifer des ersten erhöht, noch weniger die Intelligenz des zweiten oder die Arbeitsfreudigkeit des dritten. Sie hat nicht verursacht, dass ein Werk immer durch dieselbe Person hergestellt wird, und demzufolge besser oder schneller hergestellt wird. Diese Klassifikation ist oft durch andere vollständig

verschiedene ersetzt worden: sie muss, wie alle anderen wirtschaftlichen Einrichtungen nach dem Guten oder Bösen, welches sie für die menschliche Gesellschaft gezeitigt hat, beurteilt werden, nach der Fülle von Glück, das sie verbreitet hat, und der Zahl der Menschen, die sie an diesem Glücke hat teilnehmen lassen.

Die Landeigentümer bilden sich häufig ein, dass ein Ackerbausystem um so viel besser ist, als es ihr Nettoeinkommen oder den Teil der Erdprodukte, der ihnen nach Zahlung aller Kosten für die Bebauung verbleibt, vergrössert. Indessen ist lediglich die Bruttoproduktion oder der Betrag der Gesamtheit der Ernte das, was für die Bevölkerung von Wichtigkeit ist und auf das der Volkswirt seine ganze Aufmerksamkeit richten muss. Durch dieses Produkt wird das Bestehen der ganzen Bevölkerung gesichert und das Wohlbefinden aller Klassen gewährleistet. Das erst genannte umfasst nur das Einkommen der müssigen Reichen, das zweite umfasst noch das Einkommen aller derer, die arbeiten und aller derer, die ihre Kapitalien in der Landwirtschaft arbeiten lassen.

Das Anwachsen des Nettoprodukts auf Kosten des Bruttoprodukts kann thatsächlich sein und ist oft ein grosses nationales Unglück. Wenn der Eigentümer eines Stück Landes, welches der besten und kostspieligsten Kultur unterworfen ist, dieses Stück Land für hundert Thaler verpachtet hat, obgleich sein Bruttoerträgnis tausend beträgt, und er findet, dass er aus ihm hundertundzehn Thaler ziehen kann, wenn er es brach liegen lässt und es ohne Kosten zur Weide vermietet, so wird er seinen Gärtner oder Winzer entlassen und er wird zehn Thaler gewinnen, aber die Bevölkerung wird daran achthundertneunzig verlieren, alle Kapitalien, welche verwandt worden waren, um diese reiche Produktion entstehen zu lassen,

unbeschäftigt und folglich ohne Nutzen lassen; sie wird alle Tagelöhner, deren Thätigkeit dieses Produkt verdankt wurde, ohne Arbeit und folglich ohne Einkommen lassen; selbst der Staat wird viel mehr verlieren, als der Eigentümer gewonnen hat, denn er nahm Teil an dem Einkommen des Tagelöhners und des Farmers, ebenso wie an dem des Eigentümers, und der Teil, der auf ihn kam, war vielleicht viel grösser, als das ganze Einkommen des letzteren.

Aber das stufenweise Fortschreiten des Bruttoprodukts kann seinerseits die Folge eines Zustandes des Leidens sein, wenn die Bevölkerung nicht reicher wird, sondern nur zahlreicher, denn es liegt wenig daran, dass die Gesamtsumme der nationalen Produktion grösser wird, wenn der Teil, der auf den einzelnen kommt, kleiner wird. Der Reichtum eines Volks drückt sich nicht nur aus in der Ziffer seines Einkommens, sondern in dem Verhältnis dieses Einkommens zu der Zahl derer, die von ihm leben wollen. Ein schlechtes System der Verwaltung des Bodenreichtums kann auch eine überreiche Bevölkerung entstehen lassen, der es durch mehr Arbeit gelingen wird, der Erde reichlichere Ernten zu entlocken, die es aber zu teuer bezahlen wird. In diesem Fall wird die Klasse der Bearbeiter, gleichviel ob sie selbst Eigentümer sind und versuchen, gleichgültig ob mit Verlust, nur aus Liebe zu dem Eigentum, den Boden zu bearbeiten, oder nur einfache Tagelöhner, die im Kampfe gegen das Monopol der Eigentümer und Farmer sich mit einem ganz armseligen Lohn begnügen, — mitten im Überfluss Not leiden. Die Ernten können wohl zunehmen; diejenigen aber, die sie entstehen lassen, werden mit einer übermässigen Arbeit nur ungenügende Unterhaltsmittel kaufen können und werden im Elend dahinsiechen. Es giebt keinen Zweig der

politischen Ökonomie, der nicht nach seinem Verhalten zu dem Wohlbefinden der Masse der Bevölkerung beurteilt werden muss und schlecht ist jede soziale Ordnung, in der der grösste Teil der Bevölkerung leidet.

Der Reichtum des Kaufmanns verteilt und vermehrt sich durch Austausch; auch die Produkte der Erde gehören, sobald sie von ihr abgesondert sind, dem Handel. Der Bodenreichtum wird im Gegenteil mittels dauernder Verträge erzielt. Die Aufmerksamkeit des Volkswirts muss sich demgemäss richten zuerst auf die Fortschritte der Bewirtschaftung, sodann auf die Teilung der Bodenerzeugnisse unter die, welche zu ihrer Entstehung beitragen, endlich auf die Natur der Rechte der Eigentümer am Boden und auf die Wirkungen der Veräusserung ihres Eigentums.

---

## Zweites Kapitel.

### Einfluss der Regierung auf die Fortschritte der Landwirtschaft.

Die Fortschritte der sozialen Ordnung, die Vermehrung der Sicherheit, der Schutz, den die Regierung den Rechten Aller gewährt, und die Vergrösserung der Bevölkerung veranlassen den Landbebauer, während einer immer längeren Zeit dem Boden die Arbeit zu widmen, welche seinen Reichtum ausmacht. So lange er in dem bedrohlichen Zustande der Barbarei bleibt, wagt er nicht auf seine Kosten den Wert des unbeweglichen Eigentums zu vermehren, da er ja vielleicht gezwungen ist, ihn von einem Augenblick zum andern zu verlassen. Dagegen betrachtet er, sobald er Sicherheit durch eine vollständige Gesittung geniesst, die unbeweglichen Güter im Gegenteil als einen sichereren Besitz als jeden anderen Reichtum. In

den Wüsten Arabiens und der Tartarei, in den Sevennen Amerikas vor ihrer Besiedelung durch die Civilisation, auf den Weiden der römischen Campagna und des Capitanats von Apulien begnügt sich der Mensch mit den natürlichen Früchten des Bodens, den Kräutern, die seine Heerden abweiden, und wenn diese Wüsteneien zuweilen einen Kaufwert haben, so verdanken sie diesen weit weniger der leichten Arbeit, welche die Eigentümer etwa durch eine Umzäunung auf sie gewandt haben, als der, durch die der Schäfer die Ochsen und die Schafe, die darauf weiden, vervielfältigt hat.

Wenn die Bevölkerung dieser Wüsteneien sich zu vermehren beginnt, und der Schäfer von dem Landwirt abgelöst wird, scheut sich noch immer der Mensch, dem Boden eine Arbeit zu widmen, deren Früchte er erst nach Verlauf langer Jahre pflücken kann. Er säet, um im folgenden Jahre zu ernten. Der Lauf von zwölf Monaten genügt ihm, um die Gesamtheit seiner Vorschüsse wieder herauszuziehen. Die Erde, die er besäet hat, weit davon entfernt, durch seine Arbeit einen dauernden Wert erhalten zu haben, ist durch die Früchte, die sie getragen hat, ausgesogen. Anstatt zu versuchen, sie wieder tragfähig durch eine wohl angewendete Arbeit zu machen, lässt er sie durch Brachliegen sich erholen und bearbeitet das nächste Jahr ein anderes Stück. Das System der Dreifelderwirtschaft, ein Rest dieser halbwildem Bewirtschaftung, hat sich bis zu unsern Tagen in drei Vierteln Europas erhalten, als ein Denkmal einer früher allgemein angewendeten Übung. Haben sich nun endlich die Bevölkerung und der Reichtum vermehrt und sind fähig geworden, alle Arbeiten zu erleichtern, bietet die sociale Ordnung genügende Sicherheit für den Bebauer, dass er seine Arbeit auf den Boden zu verwenden wagt, um sie zugleich mit dem



Boden auf ewige Zeiten seinen Nachkommen zu übermachen, so ändern die Neubrüche gänzlich ihre Erscheinung. Es entstehen Gärten, Wiesen, Weinberge, deren Genuss noch für unsere spätesten Enkel bestimmt ist, Kanäle für die Bewässerung und für die Entwässerung werden gegraben, die die Fruchtbarkeit erhöhen; auf den Hügeln erheben sich jene schwebenden Terrassen, die für den Landbau Kanaans bezeichnend sind. Eine grosse Wechselwirtschaft, Ernten verschiedenster Art, belebt die Kräfte des Bodens, anstatt sie zu erschöpfen, und eine zahlreiche Bevölkerung lebt auf einem Raume, der unter dem früher angewendeten System kaum für einige Schafe genügt haben würde. So wächst die Gesamtproduktion der Landwirtschaft schnell an im Verhältnis zu der Sicherheit, die dem Eigentum gewährt wird. Die Vervielfältigung der Erdprodukte, die notwendig ist, um neben denen, welche den Boden bebauen, die andere Bevölkerung, die die Städte bewohnt, zu ernähren, ist nur möglich, weil der Boden, von dem ehemals der Erste oder der Stärkste Besitz ergreifen konnte, unter dem Schutz des Gesetzes ein Eigentum wird, das nicht minder geheiligt ist, als wenn es selbst ein Werk des Menschen wäre. Derjenige, der, nachdem er ein Feld eingezäunt hat, zuerst gesagt hat, dies gehört mir, hat zugleich den ins Leben gerufen, dem kein Feld gehört und der nicht leben könnte, wenn das Feld keinen Überschuss an Produkten liefern würde. Es ist dies eine wohlthätige Besitzergreifung, und die Gesellschaft thut gut, im Interesse Aller sie zu gewährleisten. Indessen ist es ein Geschenk der Gesellschaft und nicht ein Naturrecht, welches früher als sie vorhanden gewesen ist. Die Geschichte beweist es, da es zahlreiche Völker giebt, die die Aneignung von Grund und Boden nicht anerkannt haben; ebenso beweist es die

Vernunft, denn das Eigentum an Grund und Boden wird keineswegs der Industrie verdankt, wie das Eigentum an einem Menschenwerke.

Die Araber, die Tartaren, welche nicht gestatten, dass die Erde dem Menschen oder der Familie verbleibt, welche zuerst von ihren Früchten, die sie unentgeltlich darbietet, genossen haben, sind deshalb nicht weniger eifrig in der Aufrechterhaltung des Eigentums des Menschen an Allem dem, was sein Fleiss aus diesen unentgeltlichen Geschenken der Erde geschaffen hat. Ihre Heerden gehören ihnen, ebenso wie die Zelte, welche sie aus ihrer Wolle gemacht haben, oder die Möbel, die sie aus dem Holze, das sie geschlagen haben, angefertigt haben. Sie bestreiten nicht demjenigen seine Ernte, welcher ein Feld besäet hat, aber sie vermögen nicht einzusehen, warum nicht ein anderer, ein gleichstehender, das Recht haben sollte, es seinerseits zu besäen. Die Ungleichheit, welche aus dem angeblichen Rechte des ersten Besitzergreifers folgt, scheint ihnen auf einen Grundsatz der Gerechtigkeit nicht begründet; wenn der ganze Raum unter einer bestimmten Anzahl von Einwohnern geteilt ist, so zeitigt dies ein Monopol dieser gegen die übrige Bevölkerung, dem sie sich ebenso wenig unterwerfen wollen, als dem Eigentum, welches die, welche die Ufer eines Flusses bewohnen, auf die Wasser des Flusses selbst in Anspruch nehmen könnten.

Die Aneignung der Erde ist nun allerdings, wenn auch nicht auf einen Grundsatz der Gerechtigkeit, doch auf einen Grundsatz der öffentlichen Nützlichkeit begründet. Kein höheres Recht haben die ersten Besitzergreifer gehabt, aber dieses Recht ist ihnen von der Gesellschaft zugestanden worden, in Rücksicht auf das Interesse, das die Gesellschaft hat, ihre Unterhaltungsmittel dadurch zu vermehren, dass sie derartige Arbeiten schützt: die Gesellschaft kann die Erde

nicht anders zwingen, alle ihre Früchte herzugeben, als dass sie das Interesse dessen, welcher sie ihr abverlangt, stärkt. Lediglich, um den Nutzen aus der Erde zu erhöhen, für den Armen sowohl, als für den Reichen, hat die Gesellschaft die Eigentümer an Grund und Boden unter ihren Schutz genommen; aber sie kann Bedingungen stellen für ein Zugeständnis, welches aus dem Schutze folgt, und sie soll es in dem Geiste dieses Zugeständnisses selbst; sie muss das Eigentum an Grund und Boden einer Gesetzgebung unterwerfen, welche geeignet ist, das Wohlsein Aller zu gewährleisten, da dieses Wohlsein Aller den einzigen Rechtstitel dieses Eigentums bildet.

Man betrachtet nicht deswegen den Handel oder die Manufakturen eines Landes als in Blüte stehend, weil eine kleine Zahl Geschäftsleute sich grosse Vermögen darin erworben haben: im Gegenteil spricht der von ihnen erzielte ausserordentliche Nutzen fast stets gegen das allgemeine Gedeihen des Landes. Ebensowenig darf man in Gegenden, in denen Weidenutzung geübt wird, den Nutzen, den einige reiche Eigentümer erzielen, als ein Zeichen ansehen, dass die Bewirtschaftung eine vorteilhafte sei; es ist wahr, dass einige wenige sich bereichern, aber vergebens sucht man die Bevölkerung, die der Boden entstehen lassen soll, ebenso wie die Unterhaltsmittel zu ihrer Ernährung. Es giebt keinen Tartarenhäuptling, der nicht einen reichen Schatz; zahllose Heerden, eine grosse Menge Sklaven und eine erhebliche fahrende Habe sein Eigen nennt, aber um eine kleine Anzahl Menschen zu diesem Wohlstand zu führen, musste man die weiten Steppen Nordasiens der Bebauung entziehen, Städte und Dörfer in den Ländern vernichten, in denen der Hirt die Heerde treibt, so dass, wie die Tartaren sagen, ein Pferd, ohne zu straucheln, den Raum, den diese Städte früher

eingonnen haben, durchmessen kann; man muss aus den Schädeln der Einwohner diese entsetzlichen Denkmäler aufrichten, mit denen Dschingis Khan und Timur ihren Stolz gekitzelt haben. So zerstörte der Erstere die drei Hauptstädte von Khorosan und erreichte so, dass nach der Niedermetzlung von 4347 000 Einwohnern einige Tausend Tartaren im Wohlstande mit ihren Heerden auf einem Raume leben konnten, der ein ganzes Volk ernährt hatte.\*)

Man hat gesehen, wie einige Teile des gesitteten Europas zu dem Hirtenleben zurückgekehrt sind, ohne, wie man zugeben muss, vorher die Einwohner auszurotten; man hat sie eben einfach Hungers sterben lassen. Bei der Rückkehr Ferdinands in das Königtum Neapel sah er, dass die ungeheure Provinz, die unter dem Namen Tavoliere di Puglia bekannt ist und die seit drei Jahrhunderten eine Wüstenei, lediglich der Weide diente, durch seinen Vorgänger der Bebauung erschlossen war und dass das Eigentum an Grund und Boden, das nach altem Herkommen unter den Bourbonen jedes Jahr verlost wurde, unter Murat zu emphyteutischer Pacht verliehen war. In seinem Abscheu gegen jede Neuerung verbot er die begonnene Bebauung, er untersagte die Anwendung eines Pfluges, dessen Schar gross genug war, um die schädlichen Pflanzen zu entwurzeln, und er zwang die Eigentümer, von Neuem ihren Boden nur zur Weide zu verwenden, obgleich diese viel weniger vorteilhaft für sie war.

Lediglich durch eine höhere Gewalt, nicht zum Vorteil der Eigentümer und im Missbrauch des Eigentumsrechts hat man im Norden Schottlands alle Einwohner aus ihren alten Wohnstätten verjagt, sie eingepfercht in Städte, um sie im Elende verkommen zu

---

\*) d'Herbelot, Bibliothèque orientale, pages 380—381.

lassen, oder in die Schiffe, um sie nach Amerika zu bringen, weil die Herren des Landes ihre Rechnung dabei fanden, einen grösseren Nutzen darin zu sehen, weniger Vorschüsse zu geben und weniger zurückzubekommen; sie haben eine treue, kräftige und fleissige Bevölkerung, die aber zu ihrem Leben des Brotes bedurfte, durch Scharen von Rindern und Hammeln ersetzt, die sich mit Gräsern begnügen. Zahlreiche Dörfer sind verlassen worden, das Volk eines Teils seiner Kinder beraubt worden und vielleicht des wertvollsten: mit ihnen hat es verloren alle die Einkommen, von denen die Bauern selbst lebten und die sie durch ihre Arbeit entstehen liessen. Es ist wahr, die Herren des Bodens haben ihr Vermögen ansehnlich vermehrt, aber sie haben den Urvertrag gebrochen, auf Grund dessen die Gesellschaft ihr Eigentum gewährleistet hat. Wenn die Bevölkerung zum Hirtenleben zurückgeführt wird, muss das Land gemeinsam sein; lediglich in der Voraussetzung, dass die Eigentümer es auf einen höheren Grad von Kultur bringen werden und dass sie hierdurch mehr Überfluss auf alle Klassen verbreiten werden, hat die Gesellschaft das Recht des ersten Besitzergreifers gewährleistet.

---

### Drittes Kapitel.

#### Die patriarchalische Wirtschaft.

Die ersten Eigentümer des Bodens waren auch seine Bebauer. Sie bewältigten die ganze Bearbeitung ihrer Felder mit ihren Kindern und ihrem Hausgesinde. Es giebt keine soziale Organisation, in der der zahlreichsten Klasse der Bevölkerung mehr Glück und zugleich mehr gute Eigenschaften gewährleistet werden,

damit Hand in Hand gehend mehr Reichthum für Alle, mehr Ständigkeit für die öffentliche Ordnung. Die Aneignung des Grund und Bodens war als vorteilhaft für die ganze Gesellschaft erkannt worden, weil sie seinem Bearbeiter die Sicherheit gab, dass er bis zu den entferntesten Zeiten voll die Frucht seiner Arbeit geniessen werde. Der Fleiss, der auf den Boden verwandt wird, macht sich von allem am spätestens bezahlt; einige seiner Produkte gewähren erst nach hundert Jahren einen Ertrag: der Enkel fällt die Eiche, während der Grossvater die Eichel der Erde anvertraut hat. Die Arbeiten der Entwässerung und der Bewässerung, die Dämme, das Austrocknen von Morästen bringen Früchte nach mehreren Jahrhunderten; und die gewöhnlichen Arbeiten der Landwirtschaft bringen, abgesehen von dem unmittelbaren Nutzen, den man von ihnen erwartet, eine stetige Melioration mit sich, welche sich von Geschlecht auf Geschlecht überträgt. Jeder Vertrag, jede Teilung der Früchte, die das Interesse des Eigentums von dem Interesse an seiner Bewirtschaftung trennt, hat die Neigung, die gute Wirkung, die die Gesellschaft von der Aneignung des Grund und Bodens erwartet hat, zu vernichten oder wenigstens zu vermindern. Vergebens haben die Gesetze, um zur Bebauung des Landes anzueifern, neuerdings lange Pachtverträge geschaffen; schon die Thatsache, dass ein Pachtkontrakt eines Tages sein Ende findet, ist genügend, um das Interesse des Farmers weniger lebhaft, als das des Eigentümers sein zu lassen.

Aber abgesehen vom Interesse, ist die Liebe, die der Eigentümer für den von ihm bebauten Boden hegt, der Vervollkommnung der Landwirtschaft sehr günstig. Die Zuneigung eines Grossvaters für unbekannte Sprösslinge, die noch nicht einmal geboren sind, dürfte selten genügen ihn zu veranlassen, auf eigene Genüsse

zu ihren Gunsten zu verzichten, wenn das Vergnügen, das mit der Schöpfung, dem Wachsen, der Verschönerung verbunden ist, nicht dem sich einte, ein so weit entferntes Gut zu gewinnen. Der Mensch arbeitet für seine spätesten Enkel, weil der Mensch sein Werk ebenso liebt, wie er sie selbst lieben würde. Er hat auf eigene Genüsse verzichtet, um durch Meliorationen eine dauernde Rente für seine Abkömmlinge zu schaffen, und er hat es gethan, ohne zu rechnen, weil das Vergnügen, sich gewissermassen einer Zeit zu bemächtigen, welche er nicht sehen wird, und noch thätig zu sein, wenn er nicht mehr sein wird, seine vorzüglichste Belohnung bildet. In den Ländern, in denen der Farmer Eigentümer ist und die Früchte ohne Teilung denselben Menschen gehören, die den Boden bearbeitet haben, was wir unter patriarchalischer Bewirtschaftung verstehen, sieht man bei jedem Schritt die Zeichen der Liebe, die der Bebauer für das Haus, das er bewohnt, für den Boden, den er bearbeitet, hegt. Er fragt sich nicht, wieviel Arbeitstage ein Graben, den er ziehen will, ein Brunnen, den er graben will, der Hain und der Rasen, den er mit Blumen schmückt, kosten wird: die Arbeit selbst ist ein Vergnügen für ihn; er findet die Zeit und die Kraft, weil ihm die Zufriedenheit nicht fehlt; das Geld würde ihn nicht veranlassen haben, Dinge auszuführen, die die Liebe zu seinem Eigentum ihm leicht erscheinen lässt.

Ein dritter Vorteil, der sich an die Aneignung des Grund und Bodens knüpft, besteht in dem Fortschritt, den die Erfahrung und die Entwicklung der Einsicht die Wissenschaft vom Landbau hat machen lassen. Eine wie die andere sind gleich notwendig, eine wie die andere werden abgestumpft oder zerstört durch jede Bewirtschaftung, durch die die Früchte geteilt werden. In den glücklichen Ländern mit patriarcha-

lischer Wirtschaft wird die Eigennatur jedes Feldes beachtet und seine Kenntnis vererbt sich von Vätern auf Kinder; das Korn, das für den Boden passend ist, die geeignete Zeit für die Aussaat, die Gefahren, die der Hagel oder das Eis mit sich bringt, kennt man genau, und jeder, der mit den Landbebauern zusammengelebt hat, weiss, dass es keine Farm giebt, die so klein wäre, dass die Beobachtung nicht dazu geführt hätte, ein Stück Erde von dem andern unterscheiden zu können. Aber es genügt nicht, diese Unterschiede zu kennen, man muss auch die Ergebnisse durch Urteil kontrollieren; wir haben dazu kein anderes Mittel als dem Bebauer Wohlfinden und Ruhe des Geistes zu gewähren. Die Ausbeutung in grossen Farmen durch reichere Leute wird sich vielleicht mehr über Vorurteile und Routine erheben. Aber die höhere Einsicht wird nicht zu dem dringen, der arbeitet und sie wird somit schlecht angewandt sein. So braucht man, wenn man fast die ganze Schweiz, einige Provinzen Frankreichs, Italiens und Deutschlands durchwandert, bei der Betrachtung eines Ackerstückes nicht zu fragen, ob es einem Eigentümer gehört oder einem Pächter. Eine wohlangewandte Sorgfalt, die Nettigkeit, die das Land von seinen Händen empfangen hat, lassen schnell den ersten erkennen. Es ist wahr, dass eine schlechte Regierung das Wohlfinden vernichten und die Intelligenz schwächen kann, die das Eigentum geben sollte, und dass Auflagen den Erlös der Felder fast ganz fortnehmen können, dass der Übermut der Machthaber die Sicherheit der Bauern bedrohen kann, dass die Unmöglichkeit, gegen einen mächtigen Nachbar Gerechtigkeit zu erhalten, ihnen den Mut nimmt und dass in dem schönen Lande, das der Verwaltung des Königs von Sardinien wieder ausgeantwortet worden ist, ein Eigen-



tümer ebenso wie ein Tagelöhner dem gleichen Elend unterworfen ist. Eine Sache den Regeln der politischen Ökonomie anzupassen, ist an sich nicht imstande, das Gute zu bewirken, vielleicht kann sie das Übel vermindern.

Die patriarchalische Wirtschaft verbessert die Sitten und den Charakter dieses so zahlreichen Teils der Bevölkerung, dem alle Arbeiten des Landbaues obliegen. Das Eigentum gewöhnt an Ordnung und Sparsamkeit; weil, was da ist, für den Tag reichlich genügt, kann der Geschmack an Völlerei und Trunk nicht aufkommen: nur wer zu wenig hat, strebt nach einem Übermass, und nur wer Sorgen hat, versucht, sie durch Trunk abzustumpfen. Ein schneller Wechsel giebt dem Handel den nötigen Ansporn; wenn man die Vorteile genießt, muss man auch die Nachteile in den Kauf nehmen. Diese bestehen vorzugsweise darin, die Ehrlichkeit eines Volkes zu verringern. Man beschäftigt sich nicht lange damit, gut zu verkaufen, ohne dass man versucht, zu übervorteilen und zu täuschen; und je mehr Mühe jemand hat, sein Auskommen zu finden, um so leichter erliegt er der Verführung, betrügerische Mittel anzuwenden. Man hat sich oft beklagt, dass die Landleute nicht mehr den Ruf der Ehrlichkeit verdienen, aber diesen haben die Eigentümer begründet, und man kann ihn nicht ohne weiteres auf die andern Klassen der Bauern ausdehnen: diejenigen, die genötigt sind, jeden Tag ihre Thätigkeit und ihre Erzeugnisse zu verkaufen, alle Listen anzuwenden, um einen kläglichen Unterhalt zu gewinnen, zu markten und zu feilschen, müssen der Tugend verlustig gehen, welche der Eigentümer sich bewahrt hat, weil er, nur im Austausch mit der Natur stehend, weniger als irgend ein anderer industrieller Arbeiter Gelegenheit hat, sich in einen Kampf

mit den Menschen einzulassen und sie mit den Waffen der Unehrllichkeit zu bekämpfen.

In den Ländern, die sich die patriarchalische Bewirtschaftung bewahrt haben, wächst die Bevölkerung regelmässig und stetig, bis sie ihre natürlichen Grenzen erreicht hat, d. h. die Erbschaften fahren fort, sich zu teilen und wieder zu teilen unter mehrere Söhne, so dass nur mit einer Vermehrung von Arbeit jede Familie ein gleiches Einkommen aus einem kleineren Landteile ziehen kann. Der Vater, der weit ausgedehnte Weiden besass, teilt sie unter seine Söhne, damit sie sie zu Feldern und Angern umgestalten; diese Söhne teilen sie wiederum und schliessen das System der Brachen aus; jede Vervollkommnung der Wissenschaft des Landbaus erlaubt eine neue Teilung des Eigentums, und man braucht nicht zu fürchten, dass der Eigentümer seine Kinder erzieht, um aus ihnen Bettler zu machen; er kennt ganz gut die Erbschaft, die er ihnen hinterlassen kann, er weiss, dass das Gesetz sie gleichmässig unter sie teilen kann; er sieht den Zeitpunkt, in dem diese Teilung sie von der Stufe, die er selbst eingenommen hat, zwingen wird, herabzusteigen, und ein Familienstolz, der ebenso berechtigt bei dem Bauern, wie bei dem Edelmann ist, hält ihn ab, Kinder in die Welt zu setzen, für die es ihm nicht möglich sein würde zu sorgen. Werden sie dennoch geboren, so verheiraten sie sich nicht, oder sie wählen unter mehreren Brüdern den, der die Familie fortsetzen soll. In den Schweizer Kantonen sieht man niemals die Erbteile der Bauern in so kleine Teile geteilt, dass sie keine anständige Existenz mehr bieten, obgleich die Gewohnheiten in der Fremde zu dienen, die den Kindern eine unbekannte und unberechenbare Laufbahn eröffnet, häufig eine überschüssige Bevölkerung erzeugt.

Die stärkste Gewähr für die öffentliche Ordnung besteht in einer zahlreichen Klasse von Eigentum besitzenden Bauern. Wie vorteilhaft auch der Gesellschaft die Gewährleistung des Eigentums sei, es bleibt immer eine abstrakte Idee, die diejenigen schwer begreifen können, die das Eigentum nur unter dem Gesichtspunkte der Beraubung ansehen. Wenn das Eigentum an Grund und Boden den Bebauern genommen wird und das an den Manufakturen den Arbeitern, so bleiben alle die, die den Reichtum schaffen und die ihn ohne Aufhören aus ihren Händen hervor gehen sehen, allen seinen Genüssen fremd. Sie bilden den bei weitem zahlreichsten Teil der Bevölkerung; sie wissen, wie nützlich sie sind, und sie fühlen sich als Enterbte. Eine beständige Eifersucht erfüllt sie gegen die Reichen; kaum wagt man vor ihnen die öffentlichen Rechte zu besprechen, weil man stets fürchtet, dass sie von dieser Besprechung Gelegenheit nehmen würden, auf die Rechte des Eigentums zu kommen und die Teilung der Güter und des Grund und Bodens zu verlangen.

In einem solchen Lande muss eine Revolution fürchterlich sein; die ganze Gesellschaftsordnung ist untergraben, die Macht geht in die Hände der Menge über, die die physische Gewalt hat, und diese Menge, die viel gelitten hat, die die Not in Unwissenheit gehalten hat, steht jeder Art von Gesetz feindlich gegenüber, jeder Art der Auszeichnung, jeder Art des Eigentums. Frankreich hat eine solche Revolution durchmachen müssen zu einer Zeit, in der die grosse Menge des Volks dem Eigentum und demzufolge den Wohlthaten der Gesittung fremd gegenüberstand. Aber diese Revolution hat zugleich mit einem Meer von Übeln zahlreiche Wohlthaten mit sich geführt, als eine der grössten vielleicht die, dass kaum zu be-

fürchten ist, dass eine ähnliche Geissel je wiederkommen wird. Die Revolution hat die Klasse der Eigentum besitzenden Bauern in wunderbarer Weise vermehrt. Man zählt heute in Frankreich mehr als 3 Millionen Familien, die freie Herren auf dem von ihnen bewohnten Boden sind; dies setzt mehr als 15 Millionen Menschen voraus. So hat mehr als die Hälfte der Bevölkerung an der Gewährleistung aller Rechte ein Selbstinteresse. Die Menge ebenso wie die physische Kraft sind auf derselben Seite wie die Ordnung, und wenn die Regierung fallen würde, würde die Menge selbst sich beilehen, eine neue zum Schutz der Sicherheit und des Eigentums zu begründen. Dies ist der grosse Unterschied zwischen der Revolution von 1813—14 und der von 1789.

Es ist wahr, der Ruf an die Bauern, Eigentümer zu werden, erging an sie mit einer grossen Wucht; er war eine Folge der Konfiskation und des Verkaufs der Nationalgüter jeder Art. Aber die Leiden des Krieges, des bürgerlichen und des ausländischen, sind Übel, die unserer Natur anhängen, wie die Überschwemmungen und Erdbeben unserer Erde. Wenn die Geissel vorüber ist, muss man die Vorsehung segnen, wenn wenigstens etwas Gutes als Folge zurückgeblieben ist. Ohne Zweifel konnte nichts kostbarer, nichts beständiger sein. Jeden Tag erneut sich die Zerschlagung der grossen Erbschaften, jeden Tag werden grosse Ländereien mit Vorteil an die Farmer, die sie bebauen, verkauft; das Volk ist noch weit davon entfernt, alle Früchte, welche es aus dem Zerschlagen des Eigentums erwarten kann, gepflückt zu haben, weil die Gewohnheiten sich langsam bilden und die Freude an der Ordnung, der Sparsamkeit, der Reinlichkeit, der Nettigkeit, das Ergebnis einer längeren Übung sein muss. Ebenso wie die Schweiz auf dem alten Kontinent,

hat in dem neuen das freie Amerika das Eigentum an Grund und Boden von der Sorge und dem Segen seiner Bebauung nicht getrennt und ist dieses eine der Ursachen seiner so ungeheuren Fortschritte. Diese Art der Kultur, die einfachste, die natürlichste, musste die des ganzen Volkes bei seinem ersten Auftreten sein: deshalb haben wir sie die patriarchalische genannt. Man findet sie in der Geschichte aller Völker des Altertums. Leider war sie in dieser Zeit von der Sklaverei begleitet.

Der dauernde Kriegszustand der halbbarbarischen Gesellschaften lässt den Anfang der Sklaverei bis in die entlegensten Zeiten zurückverfolgen. Die Stärkeren hatten es als sehr bequem empfunden, sich Arbeiter dadurch zu verschaffen, dass sie ihren Sieg missbrauchten. Indessen war, so lange das Haupt der Familie selbst mit seinen Kindern und Sklaven arbeitete, die Lage der letzteren weniger hart. Ihr Herr fühlte sich nichts besseres als sie; er hatte dieselben Bedürfnisse, dieselben Mühen, er gab sich denselben Vergnügungen hin und wusste aus eigener Erfahrung, dass er nur geringe Arbeit von einem schlecht genährten Menschen erwarten könne. Der Diener des Bauern isst in ganz Frankreich an dem Tische seines Herrn; der Sklave hatte es in der patriarchalischen Zeit nicht schlechter. So war die Bodenbearbeitung in Judäa, so in den schönen Zeiten Italiens und Griechenlands, so ist sie noch heute im Innern Afrikas und in verschiedenen Teilen des amerikanischen Festlandes: überall arbeitet der Sklave an der Seite des freien Mannes.

Bei den Römern waren bis zu dem zweiten punischen Kriege die Landgüter so klein, dass die Zahl der Freien, die sie bearbeiteten, wesentlich die der Sklaven überstieg. Die ersten waren im vollen Genuss ihrer Personen und der Früchte ihrer Arbeit,

die zweiten waren mehr erniedrigt durch ihre Lage, als wirklich gedrückt. Ebenso wie der Ochse als Begleiter des Menschen, den sein eigenes Interesse lehrt ihn zu schonen, wurden sie selten schlecht behandelt, ebenso selten entbehrten sie des Notwendigen. Das Haupt der Familie sammelte selbst seine gesamte Ernte und machte keinen Unterschied zwischen Rente, Nutzen und Lohn. Mit dem Überschuss über das, was er zu seinem Unterhalt bedurfte, verschaffte er sich durch Tausch die Erzeugnisse der Stadt, und dieser Überschuss diente zur Ernährung der übrigen Bevölkerung.

---

#### Viertes Kapitel.

#### Der Betrieb durch Sklaven.

Die Fortschritte des Reichtums, des Luxus und des Hanges zum Müsiggang bewirkten in allen Staaten des Altertums die Ersetzung der patriarchalischen Wirtschaft durch den Sklavenbetrieb. Die Bevölkerung büsste dadurch viel an Glück und an Zahl ein, die Bodenkultur gewann auch nichts dadurch. In Rom hatten die Grundbesitzer durch die den besiegten Völkern abgenommenen Landteile ihren Besitz ausgedehnt, in Griechenland verschmähten sie in Folge der Reichtümer, die sie dem Handel verdankten, die Handarbeit, um sie bald völlig zu verachten. Sie verlegten ihren Wohnsitz in die Städte, sie vertrauten die Bewirtschaftung ihrer Ländereien Verwaltern und Sklavenaufsehern an,\*) und von da an wurde der Zustand des grössten Teiles der Bewohner des Landes unerträglich. Die Arbeit, welche ehemals ein freundliches Verhältnis zwischen den beiden Gesellschafts-

---

\*) Columella nennt sie villici, im Gegensatz zu coloni.

klassen geschaffen hatte, wurde zu einer trennenden Schranke. Verachtung und Härte traten an Stelle der Sorgfalt, die Strafen häuften sich umsomehr, als sie von untergeordneten Personen verhängt wurden und der Tod eines oder mehrerer Sklaven den Reichtum der Verwalter nicht verminderte. Diese schlecht ernährten, schlecht behandelten und schlecht bezahlten Sklaven verloren jedes Interesse an den Angelegenheiten ihrer Herren und fast jede Intelligenz. Weit davon entfernt, mit Liebe für die Produkte des Bodens zu sorgen, fühlten sie jedesmal eine geheime Freude, wenn sie den Reichtum ihrer Unterdrücker sich vermindern oder deren Hoffnung getäuscht sahen.

Man glaubt viel zu ersparen, wenn man den Mann, den man für sich arbeiten lässt, nicht zu bezahlen braucht; man muss ihn indessen ernähren und der grösste Geiz eines Herrn kann nicht verhindern, dass der Unterhalt eines Sklaven fast ebenso viel kostet, wie der eines freien Mannes. Wenn man ihm etwas über seine Bedürfnisse hinaus verweigert, so wird er sich seinerseits ein Vergnügen daraus machen, das Gut seines Feindes zu vergeuden; überdies hat man ihn kaufen müssen, und der Zins dieses Kaufpreises muss nicht in seinem Lohn, sondern an dem, was man an diesem Lohn erspart, ausgeglichen werden. Die Physiologen haben beobachtet, dass Heiterkeit bei den arbeitenden Menschen die Kräfte vermehrt und ihm die Ermüdung weniger fühlbar macht. Schon allein dieses Prinzip giebt der Arbeit des freien Menschen eine grosse Überlegenheit über die des Sklaven bei gleicher Kraftanstrengung. Columella, der gegen das Jahr 40 unserer Zeitrechnung schrieb, riet den Eigentümern, sich der Sklaven dann zu bedienen, wenn sie selbst ihre Landgüter bewirtschafteten, aber sich mit freien Bauern, mit Colonen zu versehen, wenn

ihre Besitzungen sehr entfernt lägen und sie nicht auf dem Lande mit ihren Arbeitern zusammen leben wollten. \*)

Das Studium der Wissenschaften und die Beobachtungen zeitigen, wie man zugeben muss, Fortschritte in der Theorie der Bewirtschaftung; zu gleicher Zeit aber zeigte ihre Praxis einen reissenden Niedergang und alle Schriftsteller des Altertums beklagen sich darüber. \*\*) Die Bearbeitung des Bodens entbehrte vollständig jener Einsicht, jener Zuneigung, jenes Eifers, die seine Erfolge bewirkt hatten. Die Einkünfte verringerten sich, während die Ausgaben sich vergrösserten und man versuchte es mit Ersparnissen an der Handarbeit, anstatt sich zu bemühen, die Produkte zu vermehren. Die freien Bauern hatte man längst sämtlich vom Lande verjagt, die Sklaven selbst nahmen reissend an Zahl ab. Während des Niederganges des römischen Reichs war die Bevölkerung nicht minder zurückgegangen, als heute die des Ager romanus, und sie war zu gleicher Zeit auf die unterste Stufe des Leidens und des Elends herabgestiegen.

Der Sklavenaufstand des Jahres 73-71 vor Jesus Christus liess Rom die Gefahr erkennen, die darin liegt, dass der Unterhalt des Staates von einer Bevölkerung abhängt, die man zu gleicher Zeit dem Elend und der Verzweiflung anheim fallen liess. Pompejus besiegte Spartacus, aber eine ungeheure Zahl von Sklaven wurden getötet und die erschreckten Herren zogen es vor, auf einen Teil ihrer Ernte zu verzichten, um nicht die Zahl ihrer Feinde auf ihren Besitzungen zu vermehren. Die Getreidekultur wurde

---

\*) De re rustica. L. I, cap. VII.

\*\*) Ib. L. I, in prooemio.



in Italien fast ganz aufgegeben, und Rom sah sich zu seinem Unterhalt auf die Zufuhr aus Afrika und Egypten angewiesen. Übrigens hatte man in Rom ebenso wie im Golf von Mexico eingesehen, dass Sklavenwirtschaft ohne Einfuhr von Sklaven nicht haltbar sei. Die Zwangsarbeit, die schlechte Ernährung, die Strafen, die Unterdrückung jeder Art verschuldeten eine reissende Vernichtung der Sklavenbevölkerung. So lange die Waffen des Reichs siegreich waren, sorgten die römischen Legionen für die Beschaffung von Sklaven. In Caesars Kommentaren kann man lesen, wie oft dieser Eroberer besiegte Völkerschaften dazu verurteilte, unter der Lanze des Prätors als Sklaven verkauft zu werden. An den Grenzen des Rheins und der Donau, Afrikas und des Euphrats, befanden sich Sklavenmärkte, von denen man für Italien, Gallien und Griechenland die Bebauer des Landes holte, und so kaufte man Blut um Blut.\*) Aber der Sieg verliess die entarteten Römer. Die römischen Provinzen wurden ebenso oft durch Barbaren geplündert, als die barbarischen Nationen durch die römischen Legionen bedrängt worden waren. Die Sklaven wurden aus den Landgütern fortgeführt, in entfernte Provinzen verkauft oder nach Germanien geführt, und als Alarich und Rhadagisus Italien durchzogen, vergrösserte sich ihr Heer um alle die, die noch die teutonische Sprache sprachen, und um alle die, die sich Goten oder Germanen nennen konnten. Zur selben Zeit zeigten die Aufstände der Bagauden in Gallien, Italien und in Spanien, dass die Unter-

---

\*) Man unterschied zwischen Sklaven, welche ohne Fesseln arbeiteten, und zwischen gefesselten. Diese letzteren, die man noch dazu des Nachts einschloss, waren meist Kriegsgefangene aus barbarischen Völkerschaften, während die ersten im Hause geboren waren. (Columella, de re rustica L. I cap. VII.)

drückung der Landbebauer mit der Verminderung ihrer Zahl nicht abgenommen habe und dass die Gefahr der Sklavenwirtschaft noch immer die gleiche sei.

Die ganze Nation war nach und nach dieser scheusslichen Wirtschaft erlegen. Man fand Römer nur noch in Rom, Italiener nur noch in den grossen Städten. Etliche Sklaven bewachten noch kleine Heerden auf den Feldern, aber die Flüsse hatten ihre Dämme durchbrochen, die Wälder hatten sich auf den Ebenen ausgebreitet, und Wölfe und Eber hatten wieder von diesem alten Gebiet der Civilisation Besitz ergriffen.

Die Ausbeutung der Kolonien am Golf von Mexiko war ebenfalls auf dem verderblichen System der Sklaverei begründet, auch hier wurde die Bevölkerung aufgerieben, die menschliche Race niedergedrückt und die Landwirtschaft zum Rückschritt gebracht. Der Negerhandel hat, wie man zugeben muss, die Lücken gestopft, die die Barbarei der Landbebauer jedes Jahr in die Landbevölkerung gerissen hat und das Nettoeinkommen ist bei einer Ausbeutung, bei der jeder Arbeiter ständig unter der Notdurft bleibt und in dem jeder, der sich zur Ruhe setzt, alles für sich behält, während einiger Zeit beträchtlich gewesen. Dabei blieb aber das Bruttoeinkommen, das einzige, das für eine Nation Wert hat, stets niedriger als das, was jedes andere System gezeitigt haben würde, und der Zustand von mehr als sieben Achteln der Einwohner des Landes war ein erbärmlicher.

Das Nettoeinkommen hat ebenso wie das Bruttoeinkommen sich in den Kolonien heutigen Tages derartig vermindert, dass man sich nicht darüber wundern kann, dass die Bebauer sich weigern, die Ausbeutung durch Sklaven beizubehalten. Die Erde ist unendlich viel fruchtbarer in den Antillen als in

Frankreich, die Sonne, die dort viel kräftiger ist, lässt einen sehr viel reicheren Pflanzenwuchs dort entstehen, ihre Produkte gedeihen nur auf einem begrenzten Raum, während sie von der ganzen Welt begehrt sind; die Ausgaben für die Regierung, die Armee und das Heer trägt das Mutterland; trotzdem können die Kolonien ihre Plantagen nur fortsetzen, weil man ihrem Zucker und ihrem Kaffee ein Monopol für ganz Frankreich zugestanden hat; und selbst mit einem so ungeheuren und ungerechten Vorteil ist das Land wertlos, und der Preis einer Plantage ist nicht grösser, als das Kapital, welches zu ihrer Bebauung gehört. So haben die schlimmen Folgen der Sklavenarbeit genügt, um allen Vorzügen der Fruchtbarkeit, des Klimas, des Fehlens jeder Steuer und des Monopols die Wage zu halten.

Die Herrschaft über die Sklaven ist kein Recht, es ist einzig und allein ein Diebstahl, den die Gesetze in einigen Ländern und unter bestimmten Umständen nicht bestrafen. Die Sklavenhalter, die Pflanzer sprechen häufig von ihren Rechten, von der Sicherheit, die die Gesetze ihres Landes dem Eigentum schuldig sind; aber das Stillschweigen der Gesetze kann unmoralische Handlungen zu moralischen nicht machen. Die Straflosigkeit, die man jemand gewährt, der sich des Eigentums eines Andern bemächtigt, hebt die Unterscheidung von gerecht und ungerecht nicht auf. Das Eigentum an Grund und Boden ist ein Zugeständnis, das das Gesetz zum Wohle Aller gemacht hat; aber das Eigentumsrecht eines jeden auf seine eigene Person und auf die Früchte seiner Arbeit ist älter als das Gesetz. Der Sklave ist nicht nur bestohlen worden an dem Tage, an welchem er in die Sklaverei geführt wird, er wird jeden Tag bestohlen, wenn man ihn ohne jede Entschädigung der Frucht seiner täglichen

Arbeit beraubt. Die Züchtigungen, die Strafen, mit denen der Herr seinen Widerstand zu brechen versucht, sind ebenso viele neue Verbrechen, die die Gesetze nicht bestrafen, lediglich, weil es sich um einen Sklaven handelt. Der europäische Herr kann sich über das verbrecherische seiner Handlungen keiner Täuschung hingeben; ebenso wie sie gegen das Naturrecht verstossen, sind sie auch dem positiven Gesetze seines Vaterlandes zuwider. Der Gesetzgeber scheint sich lediglich gescheut zu haben, die Rechtsbrüche zu bestrafen, die in der Ferne begangen werden: wenn der Herr und sein Sklave nach Frankreich oder England zurückkommen, tritt der Sklave wieder unter den Schutz des gemeinen Rechts, und jede Ungerechtigkeit, die der Herr gegen ihm begeht, wird bestraft als ob sie gegen einen andern Bürger sich gerichtet hätte. Das positive Gesetz hat auf den Antillen die klarsten Forderungen des Naturrechts nicht bestätigt, der Herr kann somit die Straflosigkeit seiner Verbrechen gegen seinen Sklaven verlangen, aber er hat kein Recht, von dem Gesetz zu beanspruchen, dass es nicht in Zukunft seinen Schutz allen Menschen gewähre, nicht alle Ungerechtigkeiten bestrafe. Es ist ja seine Schuld, wenn er wissentlich ein gestohlenen Gut erworben hat, wenn er für das Recht, eine Ungerechtigkeit zu begehen, die sich stündlich wiederholt und über deren Charakter er sich nicht täuschen kann, etwas bezahlt hat. Wenn es jemanden giebt, der eine öffentliche Entschädigung zu beanspruchen hat, so ist es der Sklave für die langjährige Beraubung, der die Ungerechtigkeit des Gesetzes ihn ausgesetzt hat.

Die Frage der Abschaffung der Sklaverei und ihr Ersatz durch eine andere Art der Ausbeutung bietet zweifellos Schwierigkeiten dar, aber diese Schwierigkeiten stehen in gar keinem Verhältnis zu dem wirksamen

Schutz, den wir einer lange Zeit unterdrückten Race schulden, ebenso wenig, wie die Folgen der moralischen Erniedrigung, der sie unterworfen gewesen ist. Der Gesetzgeber, der erst das sittliche Gefühl der Neger vernichtet hat, dann aber gestattet hat, dass man diese abgestumpften Wesen in eine zivilisierte Gesellschaft einführt, hat die Verpflichtung übernommen, sie erst wieder zu Menschen zu machen, ehe er ihnen ihre Rechte wiedergibt; er schuldet ihnen eine Erziehung, eine stufenweise Befreiung, weil ein zu schneller Übergang ihnen selbst am verhängnisvollsten sein würde. Ihren Herren aber schuldet er nichts: als Recht verdient ihr Eigentum, welches nur durch eine Folge von Vergehen ausgeübt werden konnte, keinen Schutz, aber ebensowenig als Thatsache, weil dieses Eigentum heute keinen Wert mehr hat. In der That ist die Sklavenwirtschaft eine so kostspielige, dass sie, sobald das Monopol der Kolonien aufgehoben wird, sobald alle Häfen dem Kaffee und dem Zucker, den freie Hände in Indien und auf dem amerikanischen Kontinent gebaut haben, geöffnet sein werden, die Konkurrenz nicht ertragen kann; wenn die europäischen Garnisonen von den Antillen zurückgezogen werden und eine fremde Macht, die sie nicht bezahlen, die Kreolen nicht mehr gegen die Neger schützt, wird der letzte Kreole sich schleunigst mit dem letzten Soldaten zurückziehen. Selbst heute ist der Neger kein Eigentum, er ist eine Ursache des Verlustes und der Gefahr für den Weissen. Nicht der Sklave schafft ein Einkommen für den Pflanzer: dieses Einkommen kommt einzig und allein aus der Tasche des europäischen Verbrauchers, dem die Kolonialwaren zu einem Monopolpreise verkauft werden; dieser nämliche Verbraucher muss ausserdem noch seiner Regierung Steuern zahlen, um durch Militär eine Ausbeutung aufrecht zu erhalten, die nicht

allein mit Ungerechtigkeit und Grausamkeit befleckt ist, sondern die noch ausserdem eine der kostspieligsten, die es geben kann, ist.

Edle Männer haben versucht, das Loos der Neger zu mildern, indem sie mit Eifer den hässlichen Handel, der sie lieferte, bekämpften. Es ist ihnen gelungen, ihn zu untersagen, und sie haben so, wenigstens in den englischen Kolonien, die Fortdauer eines grossen Verbrechens und den Niedergang neuer Massen Unglücklicher verhindert. Für die Milderung des Looses der Neger, die bereits als Sklaven nach Jamaika und in die englischen Kolonien gebracht waren, hat sich ein wirksames Heilmittel nicht finden lassen. Man sagt, dass die Eigentümer ebenso wenig wünschen, dass ihre menschlichen Herden zu Grunde gehen, wie ihre Viehherden. Aber diese Eigentümer lebten meistens in Europa. Interesse hatte also dafür nur der Farmer, welcher selbst für die Bewirtschaftung zu sorgen hat, aber nicht der Knecht, der nur einen Nutzen daraus zieht. Gibt es irgend Jemand, der die Pferde eines Droschkenkutschers lobt, oder der, wenn er es thut, nicht erwartet, dass sie an ihrer Arbeit zu Grunde gehen werden? Und hier hat man mit Menschen zu thun, deren Arbeit, Unterhalt und Bestrafung man Verwaltern überlässt! Die halbe Erde trennt die Herren von den Sklaven, ebenso wie von dem barbarischen Unternehmer, der sie beköstigt und der das Recht hat, sie zu strafen. Dieser hat kein Interesse an dem Wert der Pflanzung, an dem Wert der Sklavenmassen, und der ganze Kredit, den er bei seinem Herrn genießt, ist dem jährlichen Einkommen gleich, das er ihm herauswirtschaftet. Wenn das Gesetz eine so ungerechte und grausame Einrichtung, wie die Sklaverei, gestattet, wenn es für diese die Garantie übernimmt, so muss es die Bedingung daran knüpfen, dass der Sklave stets

unter den Augen seines Herrn bleibe, um jeder Zeit seine Zuflucht zu ihm nehmen zu können. Es ist schon nicht allzuviel, wenn man Unglücklichen keine andere Hilfe lässt, als das Mitleid derer, von denen sie abhängen. Man muss verlangen, dass diese sich stets in Hörweite halten, um dieses Mitleid fühlen zu können. Auf europäischen Gütern gehören die Herden dem Farmer und nicht dem Besitzer, und der Farmer sorgt in der That für seine Herden. Wenn die Plantagen der abwesenden Kolonisten zu Farmen gemacht würden und die Sklaven einen Teil des Eigentums des Farmers bilden würden, würden ihre Leiden ohne Zweifel weniger gross sein. In keinem andern Wirtschaftssystem liefert der Herr dem Farmer die Fahrhabe dreitausend Meilen von seinem Wohnort. Dabei könnte in keinem andern ein solches Vertrauen verhängnisvoller sein. Die Gesetze Europas erklären frei den Neger, der in einem europäischen Hafen landet: sie würden gerechter sein, wenn sie den Neger frei erklären würden, dessen Herr in Europa weilt.

---

### Fünftes Kapitel.

#### Von der Halbbauerei oder der Bewirtschaftung zu geteiltem Ertrage.

Die Einfälle der Barbaren in das römische Reich brachten mit neuen Sitten auch neue Wirtschaftssysteme mit. Die zu Eigentümern gewordenen Eroberer, viel weniger eingenommen für die Genüsse des Luxus, dabei viel kriegerischer als die, die sie besiegt hatten, hatten viel mehr noch als Reichtümer Menschen nötig; sie verzichteten auf den Aufenthalt in den Städten und liessen sich auf dem Lande nieder.

Aus ihren Schlössern machten sie ein kleines Fürstentum, welches sie selbst wollten verteidigen können, und sie fühlten das Bedürfnis, die Liebe derjenigen sich zu erwerben, die von ihnen abhängig waren. Die Erschlaffung des gesellschaftlichen Bandes und die Unabhängigkeit der grossen Grundbesitzer hatten dieselben Folgen innerhalb wie ausserhalb der Grenzen des alten römischen Reiches. Seit der Zeit seines Sturzes begannen in ganz Europa die Herren die Lage derer, die von ihnen abhingen, zu verbessern: diese Rückkehr zur Menschlichkeit hatte die erwartete Folge: sie vermehrte reissend die Bevölkerung, den Reichtum und das Wohlbefinden der Landbewohner.

Verschiedene Mittel gab es, um den Sklaven und den Landbauern das Interesse am Leben, am Eigentum, die Liebe für ihre Arbeit, ebenso wie für den Ort, an dem sie geboren waren, und für ihren Herrn wiederzugeben. Diese Mittel sind von verschiedenen Völkern angewendet worden und sie haben den entschiedensten Einfluss auf die Fortschritte des Bodenreichtums und der Bevölkerung geübt.

In Italien, in einem Teile Frankreichs und Spaniens und wahrscheinlich in dem grössten Teil des alten römischen Reichs, teilte der Herr sein Land unter seine Vasallen und kam mit ihnen überein, die Ernte in Natura zu teilen. Dies ist die Wirtschaft zu geteiltem Ertrage.

In Ungarn, in Polen, in Böhmen und überall in den Teilen von Deutschland, in dem sich Slaven niedergelassen hatten, hatten die Herren die Sklaven viel weniger befreit und hielten sie stets in einer vollständigen Abhängigkeit, als an die Scholle Gefesselte. Indessen gaben sie ihnen trotzdem die Hälfte ihres Landes als Anteil und behielten sich die andere Hälfte vor. Der Herr wollte nicht die Früchte



ihrer Arbeit mit ihnen teilen, sondern die Arbeit selbst, und er verpflichtete sie, unentgeltlich für ihn zwei, drei und in Ungarn vier Tage die Woche zu arbeiten. Das ist Frohndienst.

In Russland und in einigen Provinzen Frankreichs und Englands verteilte der Herr seine Ländereien ebenfalls an seine Vasallen und legte ihnen, anstatt einen Teil ihrer Zeit oder ihrer Ernten zu beanspruchen, eine Kopfsteuer auf. Die unbebauten Ländereien, die sich vorzüglich zur Urbarmachung eigneten, waren so fruchtbar, dass es keinen andern Unterschied in der Lage der Familien der Bebauer gab, als den, den die verschiedene Zahl der Arbeiter, aus der sie zusammengesetzt war, mit sich brachte. Mit der Kopfsteuer war stets die Verpflichtung zu persönlichen Diensten verknüpft und die Erhaltung des Vasallen in einer abhängigen Lage. Da indessen die Gesetze mehr oder weniger die Freiheit der Person schützten, brachte diese Wirtschaft die Bebauer in eine mehr oder weniger behaglicher Lage. In Russland kamen sie nicht aus der Schollengebundenheit heraus, in England gelangten sie nach einer kurzen Übergangszeit zu der Stellung von Farmern.

Die Halbbauernwirtschaft oder die Bewirtschaftung mit geteilter Frucht ist vielleicht eine der glücklichsten Erfindungen des Mittelalters: sie hat am meisten dazu beigetragen, Glück in den unteren Klassen zu verbreiten, den Boden zur höchsten Kultur zu bringen und Reichtümer aufzuhäufen. Es ist der natürlichste, leichteste und vorteilhafteste Weg, den Sklaven auf die Stufe des freien Menschen zu heben, seine Einsicht zu fördern, ihn Sparsamkeit und Mässigkeit zu lehren und in seine Hände ein Eigentum zu legen, das er nicht missbrauchen wird. Man nimmt an, dass der Bauer fast keine Kapitalien besitzt, aber der Herr

übergibt ihm sein Land besäet und im guten Zustande, er trägt ihm auf, auf diesem Lande alle nötigen Arbeiten zu machen, es in demselben Stande der Kultur zu erhalten, er beansprucht von ihm die Hälfte des ganzen Ertrages und er fordert nach Aufhören der Pacht zurück: das Land besäet, die Scheunen gefüllt, die Weinstöcke an ihren Rebenpfählen, endlich alles in demselben guten Zustande, in dem er es ihm übergeben hat.

Der Halbbauer entbehrt aller der Sorgen, die in anderen Ländern auf den niederen Klassen des Volks lasten, er bezahlt keine direkten Steuern, sein Herr bleibt dafür verantwortlich. Den Grundzins bezahlt er seinem Herrn nicht in Geld, er braucht deshalb zu kaufen und zu verkaufen lediglich für seine eigene häusliche Wirtschaft. Der Termin, zu dem der Farmer die Auflage oder die Rente zu zahlen hat, drückt ihn weder, noch zwingt er ihn, vor der Zeit die Ernte zu niederen Preisen zu verkaufen, die ihn für seinen Fleiss entschädigen soll. Er braucht sehr wenig Kapitalien, weil er nicht Händler mit Lebensmitteln ist: die Grundvorschüsse sind ein für alle Mal von seinem Herrn geleistet und die täglichen Arbeiten führt er selbst mit seiner Familie aus. Die Halbbauerei hat nämlich stets eine grosse Teilung des Grund und Bodens zur Folge, oder das, was man Kleinkultur nennt. Bei dieser Art der Bewirtschaftung hat der Bauer dasselbe Interesse am Eigentum, als wenn es sein eigenes wäre. Er findet bei seiner Pacht alle die Genüsse, mit denen die Freigebigkeit der Natur die Arbeit des Menschen belohnt, ohne dass sein Anteil so reichlich ist, dass er ihn in den Stand setzt, sich der Arbeit zu enthalten. Es giebt also auf dem Lande keine Stellung, die niedriger als die seine wäre, keine Tagelöhner, keine Dienstboten, die sich in schlechterer Lage als er befänden;

die seinige indes ist erträglich. Sein Fleiss, seine Sparsamkeit, die Entwicklung seiner Intelligenz, tragen regelmässig zur Entwicklung seines Wohlstandes bei, in guten Jahren erfreut er sich sogar eines gewissen Überflusses; er erscheint nicht von dem Gastmahl der Natur ausgeschlossen, das er bereiten hilft, er richtet seine Arbeiten nach seinem eigenen Verstande ein, und er pflanzt, damit seine Kinder die Früchte pflücken.

Der hohe Zustand der Kultur in den schönsten Teilen Italiens, besonders in Toscana, wo die Ländereien im allgemeinen auf diese Weise bewirtschaftet werden, die Anhäufung eines ungeheuren Kapitals auf dem Erdboden, die Erfindung der Einteilung der Felder in Schläge und vieler sinnreicher Verfahren, die ein beobachtender und sinnender Geist allein aus den Thätigkeiten der Natur hat ableiten können, die Ansammlung einer sehr zahlreichen Bevölkerung auf einem sehr beschränkten und fast überall wenig fruchtbaren Gebiete, zeigen genugsam, dass diese Art der Ausbeutung ebenso vorteilhaft sein kann, dem Lande selbst wie dem Bauern, dass es ebenso glücklich machen kann die niedere Klasse, die von der Arbeit ihrer Hände lebt, als reichliche Früchte aus der Erde ziehen, um sie mit verschwenderischer Hand unter die Menschen zu streuen.

Seit der Befreiung von St. Domingo ist die Bewirtschaftung durch Halbbauern ebenfalls dort eingeführt und die Bewohner von Haïti haben hierdurch eine Probe hoher Weisheit gegeben. Während die englischen Menschenfreunde nach einem Mittel suchen, die Neger ihrer Colonien nach und nach frei zu geben, haben die Bewohner von Haïti, die ganz in ihrer Nähe leben, das praktische, unfehlbare Mittel gezeigt, wie man den Befreiten an Arbeit gewöhnt, wie man sein Interesse weckt, seine Intelligenz aufrüttelt

und ihn die Reize des Eigentums kosten lässt, das er sich durch seinen Fleiss errungen hat. Alle Pflanzungen auf Haïti werden zu halber Frucht bestellt, mit Ausnahme der Zuckerplantagen, welche Vorschüsse eines sehr beträchtlichen Kapitals fordern; wenn diese Vorschüsse von dem Eigentümer geleistet werden, so wird der Anteil des Kolonisten auf ein Viertel des Nettoprodukts in Zucker erniedrigt und dieser Anteil ist vollständig der Hälfte jedes anderen Produkts gleich.

Indessen fehlt viel daran, dass dies Wirtschaftssystem ebenso vorteilhafte Ergebnisse in Frankreich gehabt hätte. Einesteils ist es nicht rein ausgeführt worden, weil man im Allgemeinen den Halbbauer mit der Zahlung oder dem Vorschuss von Steuern belastet hat; man hat ihm damit die Notwendigkeit auferlegt, zu einem bestimmten Tage Geld zu schaffen, und ihm dadurch alle Verlegenheiten und Verluste des kleinen Farmers aufgebürdet. Andererseits hat man es überhaupt in den Provinzen im Süden von der Loire eingeführt, wo es wenig grosse Städte, wenige Mittelpunkte, wenige Verkehrswege giebt, und wo man gesehen hat, dass die Bauern in einer tiefen Unwissenheit geblieben sind, in ihren alten Gewohnheiten, in dem alten landwirtschaftlichen Schlendrian und unfähig, dem Zuge der Civilisation, wie das übrige Frankreich zu folgen. Das ist die Bewirtschaftung, wie sie in dieser Vendée zu Hause ist, in der sich der Bauer noch in einer vollständigen Abhängigkeit von seinem Herrn und seinem Priester befindet, in der die Revolution keinen einzigen dieser Zusammenhänge gelockert hat und keinem seiner Rechte etwas hinzugefügt hat, in der keine Belehrung auf das Land dringen kann und jedes Vorurteil unausrottbar erscheint.

In der That, ist die Halbbauernwirtschaft ein

erster Fortschritt in der Lage des Bearbeiters, aber sie genügt nicht an sich, um weitere Fortschritte zu sichern; die Lage des Bauern ist ziemlich sicher, aber sie bleibt stets die gleiche: der Sohn steht genau auf der|Stelle, auf der sein Vater gestanden hat, er denkt nicht daran, reicher zu werden, er versucht nicht, seinen Zustand zu ändern. Man möchte glauben, eine dieser indischen Kasten vor sich zu sehen, die die Religion unwiderruflich an die gleichen Handwerke und an die gleichen Thätigkeiten fesselt. In einem Lande wie Frankreich, wo alles fortschreitet, wo alles thätig ist, muss die Klasse der Bevölkerung, die neun Zehntel derselben ausmacht, und die seit vier oder fünf Jahrhunderten stehen geblieben ist, sehr weit hinter der übrigen Bevölkerung zurück sein. Dieselbe Klasse hat in Italien sich an den Fortschritten der allgemeinen Gesittung beteiligt, weil sie einerseits nur die Hälfte der Nation ausmachte, andererseits sich unaufhörlich mit der städtischen Bevölkerung vermischt hat und weil wenigstens in der Zeit, in der Italien seine wahre Entwicklung erhalten hat, die in dieser Gegend so zahlreichen und ehemals so blühenden Städte reissende Fortschritte in jeder Beziehung gemacht haben.

In Frankreich wird ein liberales und constitutionelles Regiment in den gegenrevolutionären Provinzen südlich von der Loire nur dann festen Fuss fassen, wenn ein Teil des Grund und Bodens von Bauern in eigenen Besitz genommen sein wird und eine andere Klasse Bauern mit mehr Hoffnungsfreudigkeit und mit mehr Intelligenz sich mit den Halbbauern gemischt haben wird; diese werden dann endlich die Möglichkeit eines Fortschrittes vor sich sehen, anstatt, wie bisher, immer nach rückwärts zu blicken.

In andern Teilen Italiens, in denen sich dieselben Übelstände nicht fühlbar gemacht haben, besteht

ein anderer in einem ungemessenen Anwachsen der Bevölkerung, welche dem System der Halbbauerei eigentümlich ist. Wenn das Eigentum und die persönliche Sicherheit für diese Klasse einigermaßen gewährleistet sind, hat die Landbevölkerung bald ihre natürlichen Grenzen erreicht; das heisst, die Pachtungen werden geteilt und wieder geteilt, bis zu dem Punkte, wo bei dem gegebenen Stande der Landwirtschaftswissenschaft eine Familie bei mässiger Arbeit mit ihrem Anteil an den Ernten auf dem ihnen gebliebenen Raume sich bei einem leidlichen Wohlstand erhalten kann. Wir haben gesehen, dass die Bevölkerung in der patriarchalischen Wirtschaft bei diesem Punkte Halt macht; liesse man die Halbbauern gewähren, so würden sie auch an diesem Punkte in der Wirtschaft zu halbem Ertrage Halt machen, aber sie sind nicht allein Herren ihres Schicksals. Man sieht niemals, dass eine Familie von Halbbauern ihrem Herrn den Vorschlag macht, die Pachtungen zu teilen, es sei denn, dass die Arbeit wirklich über ihre Kräfte geht und dass sie die Gewissheit hat, dieselben Genüsse auf einem kleineren Raum sich verschaffen zu können. Man sieht niemals in einer Familie, dass mehrere Söhne sich zu gleicher Zeit verheiraten und ebenso viel neue Hausstände bilden; ein einziger nimmt ein Weib und befasst sich mit der Sorge für den Haushalt; keiner seiner Brüder verheiratet sich, es sei denn, dass der erste keine Kinder hat, oder dass diesem andern Bruder eine neue Pachtung angeboten wird.

Aber das Eigentum ist erblich, während eine Pachtung von dem guten Willen eines Herrn abhängig ist. Eine Familie Halbbauern kann wegen ihrer Untüchtigkeit oder auch nach dem Belieben der Eigentümer entfernt werden; bald werden sich zweite Söhne aus Bauernfamilien, die sich verheiraten wollen,

finden und die Pacht übernehmen. Die erste Familie, die durch den Verlust ihrer Arbeit dem Elend anheimfällt, bietet ihre Dienste allen Eigentümern an; um diese zur Annahme geneigt zu machen, ist sie bereit, sich härteren Bedingungen zu unterwerfen. Die zweiten Söhne, die sich verheiraten wollen, bieten ebenso ihre Arme an: daraus entsteht ein toller Handel, der die Eigentümer veranlasst, ihre Ländereien weit über die zulässigen Grenzen hinaus zu teilen. Jede Teilung vermehrt die Masse von Arbeit, die auf den Boden verwandt wird und dadurch zugleich seinen Bruttoertrag, aber die Entnahmen der Arbeiter auf diesen Ertrag müssen immer grösser werden, während sie doch thatsächlich immer gleich bleiben sollten. Der Eigentümer, welcher die Hälfte des Bruttoertrages für sich beansprucht, sieht bei jeder Zerstückelung sein Einkommen wachsen, der Bauer, der viel mehr Arbeit gegen eine gleiche Menge eintauscht, sieht das seinige sich vermindern. Die Halbbauern, die so den Anteil, den die Eigentümer ihnen lassen wollen, sich gegenseitig streitig machen, kommen endlich dahin, sich mit dem kläglichen Unterhalte zu begnügen, mit einem Anteil, der kaum in den guten Jahren genügt, sie aber in den schlechten dem Hunger zur Beute werden lässt.

Dieser tolle Handel hat die Bauern an der Genuesischen Riviera in der Republik Lucca und in verschiedenen Provinzen des Königreichs Neapel dazu getrieben, sich mit einem Drittel der Ernten anstatt mit der Hälfte zu begnügen. In einer herrlichen Gegend, die die Natur mit allen ihren Gaben ausgestattet hat, die die Kunst mit allem ihr zu Gebote stehenden Glanze bekleidet hat, und die jedes Jahr die reichsten Ernten spendet, genießt die zahlreiche Klasse, denen die ganzen Früchte der Erde verdankt werden, niemals das Korn, das sie erntet, noch den Wein, den sie presst. Ihre Nahrung

ist Hirse und Mais und ihr Getränk Tresterwein oder Wasser, in dem der Rückstand der Weintraube noch einmal ausgepresst wird. So kämpft sie beständig mit dem Elend. Denselben Unglück wäre wahrscheinlich das toskanische Volk verfallen, wenn die öffentliche Meinung den Bebauer nicht schützte; aber kein Eigentümer würde wagen, Bedingungen, die in dem Lande nicht üblich sind, aufzuerlegen und er ändert nichts an dem gebräuchlichen Vertrage, wenn er einen Wechsel seiner Pächter vornimmt. Es ist eine Wahrheit, die von den Nationalökonomien vielfach betont worden ist, dass jeder sein eigenes Interesse besser versteht, als die Regierung es könnte; sie haben daraus geschlossen, dass jede Bemühung der Gesetzgebung, die versucht den Einzelnen in den Bemühungen um sein eigenes Glück zu leiten, stets nutzlos und häufig verderblich ist. Aber sie haben zu leichthin bejaht, dass das Interesse des Einzelnen, ein grösseres Übel zu vermeiden, zu gleicher Zeit das Interesse Aller sein müsse. Es liegt in dem Interesse dessen, der seinen Nachbar beraubt, ihn zu bestehen, und es ist im Interesse dieses, ihn gewähren zu lassen, wenn jener die Übermacht hat, um nicht noch dazu totgeschlagen zu werden; aber es liegt nicht im Interesse der Gesellschaft, dass der Eine die Macht ausübt und der Andere ihr erliegt. Die Organisation der Gesellschaft zeigt uns bei jedem Schritte einen solchen Zwang, nicht immer mit den gleichen Zeichen der Gewalt, aber doch mit derselben Schwierigkeit, ihr Widerstand zu leisten. Die Gesellschaft hat fast immer durch ihre Einrichtungen diesem Zwange Nahrung gegeben, sie darf ihn nicht noch mit ihrem ganzen Gewicht schützen. Sie hat sehr oft den Armen in die Notwendigkeit versetzt, sich lästigen und immer lästigeren Bedingungen zu unterwerfen, wenn er nicht Hungers sterben wollte;



da sie ihn in diese gefährliche Lage gebracht hat, ist es auch an ihr, seine Verteidigung in die Hand zu nehmen. Das Interesse der Halbbauern als Gesamtheit ist zweifellos darauf gerichtet, sich mit nicht weniger als der Hälfte der Ernte als Preis ihrer Arbeit zu begnügen; aber das Interesse des Halbbauern, der seine Stelle verloren hat und eine neue nicht finden kann, ist darauf gerichtet, sich mit einem Drittel oder noch weniger zu begnügen und so die Existenz aller seiner Genossen zu gefährden. Das Interesse der Tagelöhner geht zweifellos darauf hin, dass der Lohn für eine zehnstündige Arbeit zum Leben genüge und zur Erziehung ihrer Kinder, bis sie erwachsen sind; zweifellos ist dies auch im Interesse der Gesellschaft; aber das Interesse des arbeitslosen Tagelöhners geht darauf, Brot zu jedem Preise zu finden: er wird vierzehn Stunden täglich arbeiten, er wird seine Kinder von sechs Jahren an in die Fabrik bringen und er wird zugleich mit seiner Gesundheit und seinem Leben die Existenz seiner ganzen Klasse aufs Spiel setzen, um dem augenblicklichen Hunger zu entfliehen.

Die englische Gesetzgebung hat neuerdings die Notwendigkeit gefühlt, in den Verträgen zwischen den Armen und den Reichen zu vermitteln zum Schutze der Schwächeren, sie hat das Mindestalter festgesetzt, unter welchem Kinder in Fabriken nicht aufgenommen werden dürfen, ebenso wie die Anzahl der Stunden, in denen sie beschäftigt werden dürfen. Die Gesetzgebung der römischen Kaiser, welche gewiss nicht in dem Geruche der Liberalität zu Gunsten der unteren Klassen steht, hatte unter ihre Fittige die Kolonen genommen, deren Lage der der russischen Leibeigenen, die der Kopfsteuer unterliegen, ähnlich gewesen zu sein scheint. Ein Gesetz des Kaisers Konstantin (Cod. Just. L. XI tit. 49, lex 1): „Jeder

Kolone, dessen Herr eine grössere Vergütung fordert, als er bisher geleistet hatte und als bisher Brauch war, soll sich an den Richter wenden und in dessen Gegenwart seine Klage begründen, damit derjenige, der beschuldigt wird, mehr verlangt zu haben, als er nach Brauch zu beanspruchen habe, entweder Erlaubnis bekommt, dies weiter zu verlangen oder gezwungen wird, das zurückzuzahlen, was er widerrechtlich erpresst hat.“ Da die Sklaven ihren Herrn nicht vor den Richter fordern konnten, gab ein späteres Gesetz des Arcadius und Honorius (eb. L. II) ihnen das formelle Recht in einem solchen Falle.

Im Allgemeinen üben die Herren des Bodens, seitdem es keine unbebauten Ländereien mehr giebt, gegenüber der übrigen Bevölkerung eine Art von Monopol aus. Das Gesetz billigt dieses Monopol durch die Erlaubnis, sich Grund und Boden anzueignen, sie hat es als der Gesellschaft nützlich erklärt und unter ihren Schutz genommen; aber überall, wo das Monopol herrscht, muss der Staat mit seiner Obergewalt vermittelnd eintreten, damit die Nutzniesser dieses Monopols es nicht missbrauchen. Ohne die Erlaubnis der vergleichsweise geringen Zahl von Bodeneigentümern könnte kein Mensch weder selbst arbeiten, noch die Erde fruchtbar machen, noch Nahrung erhalten. Die Volkswirte haben daraus geschlossen, dass die Bodeneigentümer die eigentlichen Herrscher seien und dass sie die Nation, sobald es ihnen beliebt, von ihrem Boden verjagen könnten. Freilich sollte man vielmehr daraus schliessen, dass ein so weittragendes Privilegium nur im Interesse der Gesellschaft hat gewährt werden können und dass es der Gesellschaft zustehen müsse, es zu regeln. Die Gesellschaft hätte ebenso gut das Eigentum an den Gewässern vergeben können und kein Mensch hätte trinken können, ohne die Zustimmung der Eigen-

tümer der Bäche oder ihrer Pächter. Sie hat es nicht gethan, einzig und allein, weil hieraus ein Vorteil für die Gesellschaft nicht zu erwarten war. Wenn sie das Eigentum an Grund und Boden bestätigt hat, so ist sie verpflichtet, dafür zu sorgen, dass der Vorteil für die Gesellschaft, den sie erwartet hat, ihr auch thatsächlich erwächst. Sie muss über die Interessen derer wachen, welche von dem Boden Nahrung oder Arbeit verlangen.

---

## Sechstes Kapitel.

### Von der Frohnwirtschaft.

Wir haben Frohnwirtschaft den Vertrag genannt, durch den der Eigentümer oder vielmehr der Bodenbesitzer einem Bauern, Sklaven oder Vasallen ein ländliches Haus übergibt mit einem bestimmten angrenzenden Landteil und ein Recht auf die Weiden und auf Brennholz aus der Herrschaft; als Entgelt fordert er von seinen Bauern eine bestimmte Anzahl Wochentage Arbeit mit ihren Gespannen zur Bebauung des Bodens, der in den Händen des Herrn geblieben ist.

Dieses Wirtschaftssystem wurde schon in der Zeit des Niedergangs des römischen Reichs eingeführt, als die rasende Verminderung der Zahl der Sklaven, die Unmöglichkeit, den feindlichen Völkern neue zu entreissen, auf Mittel sinnen liessen, ihr Geschick zu mildern. Es scheint, dass eine Anzahl der Bauern, die der Codex Justinianus als Kolonen bezeichnet, den Boden als Frohnbauern bearbeiteten. Dieses System hat seine Spuren in ganz Europa gezogen, innerhalb und ausserhalb des ganzen alten römischen Reiches; in den germanischen Ländern, aus denen das Feudal-

system gekommen ist, in den slavischen und in Schottland, in dem eigentliche Lehen niemals existiert haben. Das Lehnverhältnis der Hochländer, jener celtischen Bergbewohner Schottlands, deren Mut und Hingebung für ihre Herren so gepriesen wird, war gleicher Art; es ist dies eben die gemeinsame Praxis des ganzen östlichen Europas bis zur Türkei und man findet sie bis zu den Fakiren der Eusofzyen in Caubul.\*)

Die Frohnwirtschaft scheint eines der ersten Mittel zu sein, die sich dem Geiste der Sklavenbesitzer darbieten, um aus der Arbeit ihrer Sklaven den möglichsten Vorteil zu ziehen, ohne für ihren Unterhalt sorgen zu müssen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Ländereien in Gallien auf diese Art zur Zeit Cäsars bewirtschaftet wurden, da er das Landvolk als in einem der Sklaverei sich nähernden Zustand darstellt, obgleich es nicht in den Häusern ihrer Herren lebte.\*\*)

In einigen Kolonien am Mexikanischen Golf hat man den Sklaven an Stelle der Nahrung ebenfalls eine gewisse Zeit wöchentlich zugestanden, um ein Landstück zu bebauen und auf diese Weise sich ihren Unterhalt zu erwerben. Aber in Folge der Härte, die alle Gesetze, die die Neger betreffen, auszeichnet, hat man ihnen nur zwei Tage in der Woche gewährt, von denen der eine noch dazu der Ruhetag sein sollte. In Transsilvanien haben die Bauern nur zwei Arbeitstage für sich ausser dem Sonntage.

Es fehlt viel daran, dass die Frohnwirtschaft eine so glückliche Einrichtung genannt werden kann, als die Wirtschaft zu halbem Ertrage. Es ist wahr, dass sie den Bauern ein Interesse am Leben und eine Art Eigentum gegeben hat, aber sie hat sie dafür in die

---

\*) Elphinstone, Account of Caubul, p. 344.

\*\*) De bello gallico L. IV, capp. 13 et 15.

Lage gebracht, ihre häusliche Wirtschaft jeden Augenblick durch die drückenden Forderungen des Herrn oder seines Verwalters in Unordnung gebracht zu sehen. Der Bauer kann nicht eine einzige Thätigkeit, die seine Wirtschaft erfordert, an dem Tage machen, den er dazu bestimmt hat; die Arbeit für den Herrn muss stets vor der seinigen gemacht werden, die Regentage kommen stets auf seinen Teil. Er frohndet nur mit Widerstreben, ohne Interesse am Erfolg seiner Thätigkeit, ohne Neigung oder ohne eine Entschädigung. Er arbeitet auf den Feldern des Herrn so schlecht, wie er es kann, ohne Gefahr zu laufen, bestraft zu werden, andererseits beansprucht der Verwalter das Recht zur Anwendung körperlicher Strafen, die seiner Willkür überlassen sind.

Die Schollengebundenheit ist dem Namen nach in einer Anzahl Länder, die die Frohnwirtschaft eingeführt haben, abgeschafft, aber so lange dieses allgemeine Wirtschaftssystem in Kraft ist, kann es eine Freiheit für die Bauern nicht geben. Obgleich die Abschaffung der Sklaverei den Vasallen das Recht auf ihre Person und die Früchte ihrer Arbeit gegeben hat, die das Gesetz bis dahin nicht anerkannt hat, ist ihnen doch fast kein Mittel gewährt worden, diese Rechte geltend zu machen. Sie sind ständig ebenso gehindert und entmutigt in ihrer eigenen Wirtschaft wie früher, sie bearbeiten ebenso schlecht den Boden ihres Herrn, ihre Hütten sind ebenso elend, wie ehemals, und der Herr, der gehofft hatte, dass die Abschaffung der Sklaverei sein Einkommen vermehren würde, hat keinen Vorteil davon gehabt. Er ist der ständige Gegenstand des Hasses und des Misstrauens seiner Vasallen und die soziale Ordnung wird ständig bedroht und kann nur durch Gewalt aufrecht gehalten werden.

Die Grundlage des Vertrages der Halbbauern und

der Frohnwirtschaft ist genau die gleiche. In Ungarn wie in Italien hat der Herr dem Bauern seinen Boden unter der Bedingung gegeben, für diese Zuweisung die Hälfte der Früchte zu erhalten. Man hat in dem einen, wie in dem andern Lande angenommen, dass die eine Hälfte für den Unterhalt des Bebauers und als Entschädigung für seine Vorschüsse ausreichend sei. Ein einziger nationalökonomischer Irrtum hat für das eine dieser Länder verderblich gemacht, was sich als äusserst vorteilhaft in dem andern bewährt hat. Der Ungar hat den Arbeiter nicht an seinem eigenen Fleisse zu interessieren verstanden, er hat den Boden und die Arbeitstage an Stelle der Früchte geteilt, und er hat sich dadurch den zum Feinde gemacht, der sein Helfer hätte sein sollen. Die Arbeit wird ohne Eifer und ohne Intelligenz ausgeführt, der Anteil des Herrn ist ein erheblich geringerer, als er es unter einem andern System sein würde, und er empfängt ihn nur mit Furcht. Der Anteil des Bauern ist so gering, dass sein Leben in einem stetigen Elend dahin fliesst: so befinden sich gerade die fruchtbarsten Länder der Erde seit Jahrhunderten in einem Zustande des Leidens und der Unterdrückung.

Indessen war ohne Zweifel die Einführung der Frohne an Stelle der Sklaverei eine erste Verbesserung in der Lage der ärmeren Klassen und so hat auch diese zu weiteren Vervollkommnungen geführt. Das wechselseitige Interesse des Herrn und des Vasallen machte allen Beiden eine genauere Bewertung der Dienste erwünscht, die der Erste von dem Letzten zu fordern hatte. So wurden diese Dienste teils in eine Naturalleistung, teils in eine Leistung in Geld umgewandelt. Die Frohnen und die Kopfsteuer, von denen wir in dem nächsten Kapitel sprechen wollen, verknüpften sich in verschiedener Weise. Eine be-

stimmte Menge Geld oder Getreide wurde von jedem Bauern gefordert und man knüpfte an seine Entrichtung als Zeichen der früheren Sklaverei und der Herrenrechte nur die Verpflichtung, gewisse Dienste in Person zu verrichten, an den Gräben des Schlosses zu arbeiten, oder irgend einen anderen Dienst zu leisten, der für seinen Stand als bezeichnend gelten konnte. Fast alle Ländereien in Frankreich und England waren abgabepflichtige Bauerngüter und diejenigen in diesem letzteren Lande welche man mit dem Namen copyhold bezeichnet, waren ursprünglich der Frohne oder der Kopfsteuer unterworfen, aber ihre Bewohner sind nach und nach von allem, was ihrer Lage erniedrigendes anhaftete, befreit worden. Der Pachtzins und die copyholds sind erblich geworden und ganz wie andere Erbschaften; die Rente, die früher eine willkürliche war, wurde dauernd und unveränderlich; die Entwertung des Geldes hat sie fast überall in ein günstiges Verhältnis zu dem Wert des Grund und Bodens gesetzt und die einzige Unbequemlichkeit, welche noch diesem Eigentum anhaftet, ist die Zahlung von Verkaufsgebühren an den Grundherrschaft, die zu Gunsten desselben dem Landwirte einen Teil des Kapitals entzieht, das den Wert seines Grund und Bodens zu vermehren bestimmt ist.

Im Königreiche Polen, in dem die Befreiung der Bauern sich erst jüngst vollzogen hat, werden die Frohnen in Naturalien geleistet; aber da die Frohnen die Folgen eines freiwilligen Vertrages sind, steht die Zahl der von den Bauern zu leistenden Arbeitstage regelmässig im Verhältnis zu der Grösse des Landteils, den der Herr ihm gegeben hat. Trotzdem wird die Lage des Bauern thatsächlich erst dann eine sichere sein, wenn dieser Zins durch einen gleichen Wert ersetzt sein wird, der in Landesprodukten zahlbar ist.

Das Dazwischentreten des Gesetzgebers, das wir zu Gunsten des Halbbauern verlangt haben, ist in fast allen Ländern eingetreten, die frohnweise bebaut werden und zwar zu Gunsten des Bauern, des Vasallen oder des Leibeigenen. Im alten Frankreich war der Grundzins für unverjährbar und als unablöslich erklärt, aber er konnte durch den Herrn nicht erhöht werden. In England musste der copyholder einen Zins bezahlen, den der Wille des Herrn festgesetzt hatte, aber das Gesetz bestimmte, dass dieser Wille durch die Ortssitte begrenzt sei und dass diese selbst unveränderlich bleibe. In den deutschen Teilen Österreichs wurde der Vertrag zwischen dem Herrn und seinen Bauern durch Gesetz für unwiderruflich erklärt, gleichzeitig wurden die meisten Frohnen in Zinszahlungen in Geld oder in Naturalien umgewandelt und als unveränderlich erklärt. Der Bauer hat auf diese Weise ein wirkliches Eigentum an seinem Hause und an seinem Boden erworben, das lediglich mit einer Rente und einigen Feudaldiensten belastet ist. Um diese Klasse nicht nach und nach unterdrücken oder durch die reichen Besitzer, die unter ihnen lebten, auskaufen zu lassen, hat das Gesetz keinem Edelmann erlaubt, Bauernland zu kaufen, oder nur unter der Voraussetzung, dass er es unter denselben Bedingungen einer andern Bauernfamilie übergibt. So kann das Eigentum der Edelleute niemals wachsen, die Bauernbevölkerung niemals sich vermindern.

Die Bevölkerung dieser Provinzen, die sich der Wohlhabenheit und der Sicherheit erfreute, hat frühzeitig einen hohen Grad von Zufriedenheit erreicht und die Kultur des Landes sehr gefördert, ohne die Grenzen, die ihr gesteckt sind, zu überschreiten. Die Familienväter, in genauer Kenntnis ihrer Mittel, hüten sich der Dürftigkeit zu verfallen, oder mehr Kinder



zu verheiraten, als sie ausstatten können. Man kann darauf bauen, dass diese Menschen sich in ihrer Stellung erhalten werden und dass sie Wert darauf legen, von keinem andern abzuhängen. Die Klasse, die den Staat stetig mit einer elenden Bevölkerung überschwemmt, ist die, die für ihren Unterhalt nur auf ihre Arme rechnet und auf den Willen eines Andern und nicht versteht zu beurteilen, ob und welche Aussichten sich ihren Kindern darbieten.

Die österreichische Regierung, die somit einer Klasse zu Hilfe gekommen ist, die ohne diese Hilfe notwendiger Weise unterdrückt worden wäre, hat zum Glück für ihre Unterthanen und für ihre eigene Stellung den grössten Teil der Fehler ihres Systems wett gemacht. In einem Lande ohne Freiheit, in dem die Finanzen alle Zeit recht übel verwaltet worden sind, in dem die Kriege ebenso dauernd wie verderblich gewesen sind, weil die Hartnäckigkeit sich stets der Unfähigkeit geeint hat, ist die grosse Masse der Bevölkerung, die sich fast ausschliesslich aus besitzenden Bauern, die in Wohlbehagen leben, zusammensetzt, glücklich geworden. Diese Masse, die ihr Glück empfindet und jeden Wechsel fürchtet, hat alle Versuche einer Umwälzung oder einer Eroberung, die gegen dieses Reich gerichtet worden sind, zu nichte gemacht.

---

### Siebentes Kapitel.

#### Über die Bewirtschaftung mit einer Kopfsteuer.

Die Kopfsteuer ist wahrscheinlich in allen Ländern üblich gewesen, in denen das Gesetz die Sklaverei gestattet hat. Sie war ein Mittel, das die Begehr-

lichkeit der Herren erfunden hat, um aus diesem hässlichen Rechte Vorteil zu ziehen, ohne zugleich die Sorgen zu übernehmen, die der Unterhalt der Sklaven und die Leitung ihrer Arbeiten auferlegt. Der Sklavhalter, der diese nicht für seine Rechnung arbeiten lassen will, hat die Wahl, sie an andere zu vermieten, die sie arbeiten lassen, oder sie selbst für ihre Rechnung arbeiten zu lassen und von ihnen den Wert der Miete zu erhalten, den er von einem Andern erhalten könnte.

Diese jährliche Personalmietete, die die Russen Obrok nennen, haben wir Kopfsteuer genannt. Auf den Antillen ist sie nicht unbekannt. Die kleinen Eigentümer erlauben sehr häufig den Negern, ein Handwerk oder einen kleinen Handel auszuüben und eine Kopfsteuer dafür zu bezahlen. Diese Steuer herrscht allgemein in der Türkei, in der die Rajahs ihr unterworfen sind und jährlich ihren Kopf zurückkaufen müssen, welcher als verfallen gilt und nur durch die Gnade des Sultans erhalten werden kann. Sie wird in allen Ländern auferlegt, in denen das Feudalsystem herrscht: aus diesem Grunde werden die Kopfsteuern aller Orten als ein Zeichen der Sklaverei betrachtet.

Aber diese Personalrente, welche der Herr als Entgelt für sein Recht auf die Arbeit auferlegt, konnte zu einem Mittel der Bewirtschaftung nur in einem Lande werden, in dem der Grund und Boden so reichlich, in dem noch so viele brachliegende Ländereien vorhanden sind, dass die Arbeit des Menschen alles ist, und das Eigentum an dem Grund und Boden nichts gerechnet wird. Dies war wahrscheinlich der Zustand Russlands, als der Obrok den Kronbauern auferlegt wurde. Es gab viel mehr fruchtbare Ländereien, als ein Einzelner bewirtschaften konnte, und keine dieser Ländereien war bisher der

Bewirtschaftung unterworfen gewesen. Die Krone überliess infolgedessen ihren Bauern den unbeschränkten Gebrauch der Ländereien, innerhalb deren ihr Dorf lag, und forderte von ihnen anstatt der Hälfte der Früchte oder Frohndienste oder einer Natural- oder Geldgrundrente den Obrok, den jeder männliche Sklave zu zahlen hatte, sobald er das mannbare Alter erreicht hatte. Dieser Preis der Ablösung war nicht in ganz Russland gleich. Die Gouvernements dieses Reiches wurden in vier Klassen geteilt; der Obrok einer jeden war mehr oder weniger hoch, gemäss der Fruchtbarkeit des Landes oder der Entfernung von den Märkten, aber gleich für alle Männer aus demselben Bezirk. Wir wenden dieses Fremdwort an, weil der russische Bauer ausser dem Obrok eine weitere Kopfsteuer zahlt, welche mit diesem Namen bezeichnet wird und gemeinsam allen Bewohnern des Reiches auferlegt ist.

Die Freiheit hat in dem letzten halben Jahrhundert so grosse Fortschritte gemacht, dass die Bauern, welche den Obrok bezahlen, heute vielleicht die zahlreichste Klasse unter den Sklaven der gesitteten Völker bilden. Im Jahre 1782 zählte man 4,675,000 männliche russische Kronbauern. Sie sind bei Weitem die glücklichsten unter den Leibeigenen in diesem Reiche, und man hört sie nicht selten ihr Glück denen gegenüber preisen, die die alten Zeiten zurücksehnen und die es schmerzlich empfinden, wie der Mensch seine alten Rechte wiedererlangt. In der That ist ihre Kopfsteuer eine mässige, ihr Eigentum durch das Gesetz geschützt, und jedes Dorf verteilt unter der Autorität seiner eigenen Obrigkeit die ihm gehörenden Ländereien an die Bewohner. Neuerdings haben sie das Recht erhalten, Ländereien zu Eigentum zu erwerben; sie können gegen eine Geldsumme das Recht erwerben,

drei Jahre lang im Innern des Reiches zu reisen, zuweilen erhalten sie auch gegen eine Summe die Erlaubnis, sich unter die Stadtbewohner einreihen zu lassen. Mittels dieser Privilegien erfreuen sie sich in ihren Wirtschaften einer thatsächlichen Wohlhabenheit und manche haben sich zu grossem Reichtum aufgeschwungen. Indessen kann diese bevorzugte Klasse alle diese Vorteile verlieren. Sie kann Fabrikanten überlassen werden, sie kann verpachtet, verkauft oder Privatleuten übergeben werden, welche diese Unglücklichen in eine vollständige Sklaverei zurückführen. Endlich ist sie neuerdings einer Beraubung unterworfen worden, die nach einem allgemeinen Plan ausgeführt wird, durch die Begründung von Militärkolonien und es ist schwer, heute die Folgen davon abzusehen.

Die Ermutigung der Manufakturen und der Bergwerke ist in Russland, wie im übrigen Europa in diesem Jahrhundert an der Tagesordnung gewesen. Die Krone selbst besitzt Bergwerke und Fabriken, denen sie solche Bauern zuweist, die aufgehört haben, den Obrok zu bezahlen und dafür der Frohne unterworfen worden sind, die die Arbeit, in der sie seitdem beschäftigt sind, ebensowenig verlassen dürfen, wie die zu Zwangsarbeit verurteilten, die in den Gefängnissen schmachten. Ebenso bewilligt sie ganze Dörfer denen, die im Staat eine neue Industrie einführen, und der Zustand der unglücklichen Bauern, die ihr neuer Besitzer zu Handarbeitern macht, wird noch viel trostloser.

Die Krondomänen in den ehemals schwedischen und polnischen Provinzen werden häufig Civil- oder Militairbeamten als Belohnung in Pacht gegeben und der Pächter oder der Unterpächter verfehlen nicht, die Lage der Bauern zu verschlechtern. Katharina und

ihre Vorgänger schufen neue Ländereien, um damit ihre Günstlinge zu begaben; die auf diese Weise verschenkten Kronbauern verloren alle ihre Vorrechte und wurden Sklaven. Der Zar Alexander hat derartige Schenkungen niemals gemacht, aber kein Gesetz bindet weder seinen Willen, noch den seiner Nachfolger.

Im Jahre 1782 machten die dem russischen Adel gehörigen Leibeigenen eine Bevölkerung von 6,678,000 Männern aus. Von diesen beschäftigt sich weitaus der grösste Teil mit der Landwirtschaft und bezahlt Obrok. Obgleich dieser Obrok nach dem Willen ihrer Herren einer Veränderung unterliegen kann und auch ihr Eigentum, ebenso wie ihre Person von keinem Gesetz geschützt wird, sind dies doch die weniger Unglücklichen, trotzdem alles, was sie sich durch eine lange Reihe von Jahren durch ihren Fleiss erspart haben, ihnen mit einem Male genommen werden kann. Einige frohnen für ihren Herrn, andere werden an Farmer verpachtet. Zu dem kommt noch, dass alle Leibeigenen ebenso in der Landwirtschaft, wie in den Bergwerken, in Fabriken oder im Handwerk beschäftigt oder zu häuslichen Arbeiten verwendet werden können, ebenso im Hause ihrer Herren als bei andern, denen es ihren Herren beliebt, sie zu vermieten.

Es ist wahr, dass die Uneigennützigkeit einer Anzahl adliger Familien, die seit vielen Generationen den Obrok nicht geändert haben, den Bauern genug Vertrauen einflösst, um ihren Fleiss zu beleben, ihre Sparsamkeit und Arbeitsamkeit zu heben und ihnen zuweilen sogar erlaubt, grosse Reichtümer zu sammeln. Obgleich sie stets von dem guten Willen ihrer Herren abhängen, bleiben ihnen diese erworbenen Reichtümer doch gewahrt. So ist Russland das einzige Land, in dem die Sklaven sich nicht nur auf demselben Bevölkerungsniveau erhalten, sondern sich sogar ohne erneute Ein-

fuhr vermehren. Indessen hat die Sklaverei ihre Natur nicht geändert; stets kann der Sklave von seinem Wohnsitz entfernt, verschickt, verkauft werden, seines ganzen Eigentums, das er sich durch seinen Fleiss erworben hat, verlustig gehen, so dass die Ordnung der Dinge ihm ohne Unterlass ins Gedächtnis ruft, dass er alles, was er erspart, sich entzieht, um es seinem Herrn zu geben, dass alle seine Anstrengungen unnütz sind, dass jede von ihm gemachte Erfindung ihm Gefahr bringt, jede Vervollkommnung seinen Interessen zuwider ist, jeder Eifer endlich sein Elend vergrössert, indem er ihm seine Lage mehr zum Bewusstsein bringt.

Wir haben gesagt, dass die Kopfsteuer im westlichen Europa zugleich einer der ersten Schritte war, der die Landbevölkerung der Sklaverei entreissen sollte. Die Kopfsteuer war zuerst ein Mittel, um die Frohne abzulösen, sie verband sich dann mit dem Werte des von dem Herrn verliehenen Landes und schuf den Grundzins. Wir verzichten darauf, die Geschichte dieser Verbesserung des Loses der Bauern zu wiederholen, wie wir sie am Ende des vorigen Kapitels skizziert haben.

---

## Achtes Kapitel.

### Der Pachtkontrakt.

Bei den reichsten Nationen hat der Pachtvertrag fast gänzlich alle Verträge, die der alten Sklaverei angehören, verdrängt; er hat mehr als alle andern die Aufmerksamkeit der Volkswirte auf sich gelenkt und wird gewöhnlich als die vorzüglichste Folge der Fortschritte der Gesittung betrachtet. Durch den Pachtkontrakt überlässt der Eigentümer dem Bebauer

seinen Grund und Boden vollständig kahl und verlangt von ihm als Entgelt dafür ein stets gleiches Einkommen; es ist dem Pächter überlassen, selbständig alle Arbeiten auszuführen, das nötige Vieh, die Arbeitswerkzeuge und die nötigen Vorräte zu stellen, die Früchte zu verkaufen und die Steuern zu bezahlen. Der Pächter nimmt auf sich alle Sorgen und erhält den ganzen Nutzen, die die Wirtschaft mit sich bringt. Er behandelt sie wie eine kaufmännische Spekulation, von der er einen Nutzen erwartet, der dem hineingesteckten Kapital entspricht.

Im Augenblick der Abschaffung der Sklaverei konnte das System nicht sofort eingeführt werden; es ist unmöglich, dass Freigelassene so wichtige Pflichten auf sich nehmen; sie sind nicht im Stande, für ein ganzes Arbeitsjahr Vorschüsse zu machen, noch weniger für mehrere Jahre, um eine Pachtung in die Höhe zu bringen. Der Herr, der ihnen die Freiheit gegeben hat, musste ihnen noch auf die Beine helfen, musste ihnen das nötige Vieh, die Ackergeräte, Sämereien und Nahrung für ein Jahr geben: nichtsdestoweniger würde die Pachtung trotz aller Vorschüsse eine Last geblieben sein, denn er verzichtet laut seinem Kontrakte auf die Wohlthat der guten Jahre, damit sein Pächter ihn vor schlechten bewahre. Aber der Pächter, der nichts hat, kann keine Gewähr bieten, und der Herr würde seine guten Ernten ohne irgend einen Entgelt geopfert haben.

Die ersten Pächter waren einfache Arbeiter, die mit ihren Händen den grössten Teil der nötigen landwirtschaftlichen Arbeiten ausführten. Ihre Unternehmungen standen im Verhältnis zu den Kräften ihrer Familien. Da sie dem Eigentümer kein grosses Vertrauen einflössten, beschränkten diese ihre Thätigkeit durch eine Unmenge von Klauseln, sie gaben die

Pacht nur auf wenige Jahre und hielten die Bebauer in einer steten Abhängigkeit. Dies ist noch überall da der gewöhnliche Zustand der Pächter, wo dieses Wirtschaftssystem herrscht, mit Ausnahme von Rom und von England. Allerdings sind diese verpflichtenden Klauseln nach und nach eingeschränkt oder weniger beachtet worden; die Pächter verfügen mit mehr Freiheit über das Land, als vor einem halben Jahrhundert und die Pachttermine sind längere geworden. Dabei haben die Bauern nicht aufgehört, Bauern zu sein: sie führen noch selbst ihren Pflug, sie gehen hinter ihrem Vieh auf dem Felde wie im Stall, sie leben in freier Luft und sind an Anstrengungen gewöhnt und an eine nüchterne Nahrung, die kräftige Bürger und tapfere Soldaten schafft. Sie gebrauchen fast niemals als Mitarbeiter Tagelöhner, sondern Dienstboten, die sie unter ihresgleichen wählen, die sie als gleiche behandeln, die mit ihnen an demselben Tisch essen, denselben Wein wie sie trinken und dieselbe Kleidung wie sie tragen. Mit ihren Dienstboten bilden die Pächter eine Klasse Bauern, die dieselben Anschauungen haben, die dieselben Vergnügungen geniessen und denselben Entbehrungen ausgesetzt sind und mit gleicher Liebe an dem Vaterlande hängen.

Die Lage der Pächter ist ohne Zweifel weniger glänzend, als die der kleinen Eigentümer, aber doch günstiger als die der Halbbauern; haben sie auch mehr Sorgen, müssen sie sich auch mühen, zum bestimmten Tage den Pachtzins und die Steuern zu beschaffen, was sie freilich grösseren Unbequemlichkeiten und härteren Verlusten aussetzt, so haben sie doch auf der anderen Seite auch mehr Hoffnungen, ihr Fortkommen ist nicht begrenzt, sie können höher steigen, reich werden, Eigentümer werden, wie dies das Ziel ihres Ehrgeizes ist. Diese Mischung von Hoffnungen und Befürchtungen



schärft den Geist, lässt den Wert von Kenntnissen zum Bewusstsein kommen und hebt den ganzen Menschen: die französischen Pächter sind Franzosen, die Halbbauern sind nur Vasallen.

Aber in England sind die Pächter, die an den Fortschritten des allgemeinen Wohlstandes und an der Vermehrung der Kapitalien teilnehmen, eine höhere Klasse der Gesellschaft. Um ihre Ersparnisse besser anzulegen, haben sie grössere Farmen in Pacht genommen, ausgedehntere Erfahrungen und eine höhere Bildung setzten sie in den Stand, die Landwirtschaft wie eine Wissenschaft zu behandeln. So haben sie viele wichtige Entdeckungen, die in der Chemie und den Naturwissenschaften gemacht worden sind, praktisch angewendet und haben ferner ihrer landwirtschaftlichen Thätigkeit die des Kaufmanns zugesellt. Die Hoffnung auf einen grösseren Nutzen lässt sie ganz erhebliche Summen in ihren Betrieb stecken. Sie üben nicht die Sparsamkeit, die der Not entspringt und die einer wahren Ökonomie gerade entgegengesetzt ist; sie führen regelmässig Bücher, was ihnen ermöglicht, ihre eigene Erfahrung zu verwerten.

Dagegen haben die Pächter schon lange aufgehört, Arbeiter zu sein, und es hat sich infolgedessen eine ihnen untergeordnete Klasse von Arbeitern gebildet, die durch ihre Arbeit die gesamte Bevölkerung ernähren und die somit die wahren Bauern und der wesentlichste Teil der Bevölkerung sind. Die bäuerliche Klasse, gestärkt durch die dem Menschen naturgemässeste Arbeit, ist dauernd im Stande, alle anderen zu ergänzen. Sie ist es, die im Notfall das Vaterland verteidigen muss, sie ist es auch, die sich am meisten dem Boden anschmiegt, der sie hat geboren werden sehen, und schon allein die Politik sollte dazu veranlassen, ihr Los glücklicher

zu gestalten, wenn die Menschlichkeit es nicht verlangte.

Wenn man, wie man dies schon oft gethan hat, die Kleinkultur mit der Grosskultur vergleicht, übersieht man leicht, dass diese letztere dadurch, dass sie die Leitung der Arbeit den Bauern entzieht, diese auf einen viel elenderen Zustand herabdrücken würde, als dies irgend eine andere Art der Bewirtschaftung thut. In der That sind die Tagelöhner, die unter der Leitung des reichen Pächters alle landwirtschaftlichen Arbeiten ausführen, in einer viel abhängigeren Lage nicht nur als die Halbbauern, sondern in vielen Beziehungen als die Hörigen, die der Kopfsteuer oder der Frohne unterliegen. Diese letzteren, mögen sie auch eine Bedrückung, wie auch immer, ertragen müssen, haben wenigstens die Hoffnung ein Eigentum und eine Erbschaft ihren Kindern hinterlassen zu können. Die Tagelöhner haben keinen Anteil am Eigentum, sie haben nichts zu hoffen von der Fruchtbarkeit des Bodens, noch von einer reichen Ernte; sie arbeiten nicht für ihre Kinder. Sie vertrauen nicht der Erde die Arbeit ihrer Jugend an, um als Entgelt dafür im Alter die Früchte zu pflücken. Sie leben mit ihrem Wochenlohn von einem Tage zum andern. Immer gewärtig, ihre Arbeit zu verlieren, wenn das Glück ihrer Herren sich wendet, stets nahe daran, die äusserste Not zu erleiden infolge von Krankheit, Unglücksfällen oder selbst dem Herannahen des Alters, haben sie alle Aussicht unterzugehen und keine, es zum Wohlstand zu bringen. In der Lage, in der die Landarbeiter sich befinden, ist es sehr wenig wahrscheinlich, dass sie sich auf Sparsamkeit verstehen. Die täglichen Entbehrungen und Leiden gewöhnen sie daran, nach täglichen Genüssen zu begehren. Abgesehen davon, dass der Trunk für sie eine Notwendigkeit wird, um ihre

Sorgen zu betäuben, sind die Gedanken eines Menschen, dem es jeden Augenblick an Nahrung mangeln kann, beständig auf Essen und Trinken gerichtet, ebenso wie das Fasten und die Entbehrungen zum Schlemmen anreizen. Das Volk muss seine Vergnügungen haben und nicht der Fehler des Tagelöhners ist es, wenn die sozialen Einrichtungen ihn zwingen, nur die grössten kennen zu lernen.

Wenn es dem Tagelöhner gelingen sollte, ein kleines Kapital zu ersparen, so hindert ihn die Unterdrückung aller Zwischenglieder in der Gesellschaft an seiner Benutzung. Es ist ein zu grosser Schritt von seiner Lage bis zu der eines Grosspächters, als dass er diese Entfernung überbrücken könnte, während der Tagelöhner in dem System der Kleinkultur mit seinen geringen Ersparnissen eine kleine Pachtung übernehmen, und von dieser zu einer grösseren oder zu einem Eigentum übergehen kann. Dieselben Ursachen haben den Mittelstand in den anderen Berufen unterdrückt. Ein Abgrund thut sich auf zwischen dem Tagelöhner und jedem Fabrik- oder Handelsunternehmer, ebenso wie in der Landwirtschaft, und die unteren Klassen haben die Hoffnung verloren, die sie in früheren Zeiten der Gesittung haben hegen dürfen. Selbst die Hilfe von ihrem Kirchspiel, die den englischen Tagelöhnern gewährt wird, vermehrt ihre Abhängigkeit. In dem Zustande des Leidens und der Schmerzen, dem sie unterworfen sind, können sie nur mit Mühe das Gefühl der menschlichen Würde oder der Liebe zur Freiheit bewahren und bei dem so hohen Zustande, den die heutige Gesittung einnimmt, nähert sich die Landwirtschaft von heute der Verrottung der antiken Gesittung, in der die Felder von Sklaven bebaut wurden. Der Zustand Irlands und die krankhaften Zuckungen, unter denen dieses

unglückliche Land unaufhörlich seufzt, zeigen genugsam, wieviel selbst für die Ruhe und die Sicherheit der Reichen davon abhängt, dass es der landarbeitenden Klasse, die die grosse Mehrheit eines Volkes ausmacht, wohlgehe, dass sie an der Hoffnung und am Glück nicht verzweifele. Die irischen Bauern, die stets bereit sind, sich zu erheben und ihr Land in die Greuel eines Bürgerkrieges zu stürzen, leben in elenden Hütten, angewiesen auf die Nahrung aus Kartoffeln und etwas Kuhmilch. Sie sind heute viel unglücklicher, als die englischen Landbebauer, aber sie haben ein kleines Eigentum, das die letzteren nicht besitzen. Als Entgelt für den ihnen zugewiesenen Anteil verpflichten sie sich zur Arbeit auf dem Gutshofe, zu einem bestimmten Lohn; aber der Wettbewerb, den sie sich gegenseitig machen, hat sie dazu geführt, sich mit einer ganz unzureichenden Summe als Lohn zu begnügen. Dieser Wettbewerb kann sich sogar in einem unglücklichen Augenblick gegen die englischen Landbebauer richten. Die Kräfte sind gar zu ungleich zwischen dem Tagelöhner, der Hunger hat, und dem Pächter, der nicht einmal das Einkommen eines Teils seines Grund und Bodens verliert, wenn er einige der gewöhnlichen Arbeiten unterlässt. Bei einem Kampfe zwischen diesen beiden Klassen ist das Ergebnis stets das Unterliegen der ärmsten, der zahlreichsten, der Klasse, die den grössten Anspruch auf den Schutz des Gesetzgebers hat.

Wenn indessen einmal das System der Grosskultur beginnt sich einzubürgern, können die kleinen Pächter den Wettbewerb nicht aushalten. Die kleinen Eigentümer selbst werden durch Nebenbuhler vernichtet, welche ihre Arbeiten mit grösserer Wirtschaftlichkeit ausführen können, die ihre Ernten stets zu günstigerer Zeit verkaufen können. Wenn die Steuern sehr erhöht sind, ist jeder Besitzer kaum etwas mehr, als

der Pächter des Fiskus. Man findet, dass diejenigen, die man in England die kleinen free-holders (Freibesitzer eines Bauerngutes) nennt, gewöhnlich in einem sehr leidenden Zustand sich befinden. So ist das System, welches das Volk verelendet, durch seine eigene Kraft im Stande den Sieg über alle anderen davonzutragen. Dieser Vorzug erklärt sich leicht. Der Gewinn eines Pächters ist das Ergebnis dreier sehr verschiedener Kämpfe, die er bestehen muss mit den Konsumenten, mit den Eigentümern des Grund und Bodens und mit den Tagelöhnern, die für ihn arbeiten. Er kann seinen Nutzen dadurch vermehren, dass er entweder seine Ernten teurer verkauft oder weniger Pacht bezahlt, oder seine Tagelöhner zwingt, sich mit einem geringeren Lohn zu begnügen. Für jede dieser Thätigkeiten ist der Grosspächter, der über grosse Kapitalien verfügt, erheblich günstiger gestellt als der kleine.

Je kleiner die Zahl der Pächter ist, um so leichter ist es ihnen, sich unter einander zu verständigen und den Verzehrern für ihre Ernten Monopolpreise aufzuerlegen. In dem Kirchenstaat giebt es mehr als eine Stadt, welche von den Ländereien eines Landgutes umgeben ist. Es ist unzweifelhaft, dass die Bewohner von Nepi oder die von Ronciglione in einer vollständigen Abhängigkeit von dem sie umschliessenden Landgut sich befinden; sie kaufen von diesem allein alle die Erzeugnisse, die lange Reisen nicht aushalten oder sich nicht lange halten, wie Früchte, Kräuter, Geflügel. Wenn die Stadt Velletri an vier Güter angrenzt oder Tivoli an zehn, so wird die Lage der Verbraucher um so viel weniger ungünstig sein, als sie mehr Leute haben, die um ihre Versorgung bemüht sind; je kleiner die Güter sind, um so weniger werden die Besitzer einen Monopolpreis fordern können.

Gegenüber den Tagelöhnern üben die Pächter ein ganz ähnliches Monopol. Wenn die Einwohner von Nepi oder Ronciglione ihre Arbeit um Lohn anbieten, können sie nur mit einem einzigen Menschen verhandeln, der vollständig imstande ist, den Lohn auf den niedrigsten Stand herabzudrücken. Die Bewohner von Velletri haben die Hoffnung auf einen etwas grösseren Wettbewerb, da sie vier Nachbarn besitzen, die von Tivoli einen noch grösseren, da sie deren zehn haben; sie können daher etwas beruhigter sein, für ihre Arbeit den entsprechenden Preis zu erhalten.

Andererseits macht der Grosspächter eine direkte Ersparnis durch den elenden Zustand, in dem er die Arbeiterfamilien erhält. Wenn wir annehmen, dass tausend Morgen in der Kleinkultur von fünfzig Familien bestellt werden, die in einem bescheidenen Wohlstande leben, so wird in der Grosskultur der Pächter aus dem gleichen Boden eine einzige Fläche machen und fünfzig Tagelöhnerfamilien darauf setzen, die in Armut leben; infolgedessen gewinnt er den ganzen Unterschied zwischen dem Verbrauch der Tagelöhner und dem ihrer Vorgänger. Kann man einen solchen Gewinn als vorteilhaft für die Bevölkerung betrachten?

Indessen wird der Pächter bald noch etwas anderes thun; er wird seine Tagelöhner verabschieden, er wird ihr Dorf unter Kultur setzen und er wird, um sein Werk zu vervollständigen, auf Arbeiter zählen, die zur Zeit der Aussaat und der Ernte von weither kommen.

Der Pächter von tausend Morgen verkauft somit besser seine Erzeugnisse und bezahlt schlechter seine Arbeiter, und wird deshalb zweifellos imstande sein, dem Eigentümer einen viel höheren Pachtzins zu bezahlen als die fünfzig kleinen Pächter, die er vertrieben

hat. Er fängt damit an, die niederen Hütten abzureissen, die er zu seinem Betriebe nicht mehr braucht, er lässt den Pflug gehen über den Garten, über die Wiesen, denen der kleine Haushalt seine Genüsse verdankte, er reisst die Zäune nieder, welche keinen Zweck mehr haben, und unterwirft seine tausend Morgen einem gleichmässigen Wechsel der Bestellung. Wenn jetzt der Eigentümer selbst gern zu der Kleinkultur zurückkehren möchte, würden ihm doch die Mittel dazu fehlen, es würden neue und erhebliche Vorschüsse von Kapitalien notwendig sein, um alles in den früheren Zustand zurückzusetzen. Die Grosskultur passt nur für grosse Farmer. Niemand kann daran denken, dem nicht ein Kapital zur Verfügung steht, das für tausend Morgen Landes genügt. Die Zahl solcher Unternehmer ist ganz anders begrenzt, als die der arbeitenden Pächter, die durch sie ersetzt worden sind. Es ist ihnen leicht möglich, sich mit einander zu verständigen, sie vermeiden es, sich eine gefährliche Konkurrenz zu machen, sie sind bald imstande, dem Eigentümer die Bedingungen vorzuschreiben, und der Grossfarmer, der mehr als der kleine gewonnen hat bei dem Unterhalt seiner Arbeiter, gewinnt noch viel mehr als der kleine bei seinem Handel mit dem Eigentümer.

So muss, wenn das System der Grosskultur einen Kampf eingeht mit dem der Kleinkultur, ohne dass die letztere am Gesetz oder an der öffentlichen Meinung einen Schutz oder eine Stütze findet, die erstere den Sieg davontragen, obgleich die Gesellschaft kein Interesse daran hat. Der kleine Pächter, der kleine Eigentümer können sich in der Unmöglichkeit befinden, den Wettbewerb mit ihren reichen Nachbarn auszuhalten, ohne dass diese Thatsache, wie dies oftmals geschieht, einen Schluss zu Gunsten des sieg-

reichen Systems erlaubt, wenn man es unter dem Gesichtspunkte der Volkswohlfahrt betrachtet.

Die Vorteile, von denen wir soeben gesprochen haben, sind eine Folge der Bedingungen, die die grossen Farmer denen aufzuerlegen imstande sind, mit denen sie verhandeln. Einige andere sind das Ergebnis eines wirklichen Anwachsens des Reichtums. Der kleine Pächter oder der kleine Eigentümer kann selten ein Kapital verwenden, welches selbst für seinen kleinen Betrieb ausreichend erscheint; er ist stets darauf angewiesen zu verkaufen, und er kann selten zu rechter Zeit kaufen. Auf der anderen Seite erspart der Grosspächter viel Zeit, die bei dem kleinen verloren geht. Die Leitung eines Werkes erfordert fast denselben Grad von Aufmerksamkeit und Bemühungen, gleichviel wie gross dasselbe sei, und vierzig Arbeiter werden ebenso leicht beaufsichtigt als vier. Aber zehn Pächter machten früher zur selben Zeit dasselbe, was heute ein einziger macht; so kann alles, was früher für die Arbeit von neun von diesen zehn an Lohn aufgewandt ist, erspart werden. Wenn man zehn Felder zu einem vereinigt, können ebenso viel Zäune und Wege fortfallen; das Dorf selbst mit all dem Boden, den seine Häuser und Höfe einnehmen, kann der Bewirtschaftung erschlossen werden.

Die Grosskultur ist imstande in derselben Zeit mit einer gleichen Anzahl Menschen eine viel grössere Arbeitsmenge zu leisten. Sie neigt überhaupt dahin, durch die Anwendung grosser Kapitalien den Nutzen, den man früher durch den Gebrauch vieler Menschenhände erzielte, zu erreichen. Sie führt den Gebrauch kostspieliger Werkzeuge ein, die die menschliche Arbeit abkürzen und erleichtern; sie erfindet Maschinen, mittels deren der Wind, die Wasserkräfte, die Ausdehnung des Dampfes die Stärke der Arme ersetzen;



sie lässt Tiere die Arbeit verrichten, die früher den Tagelöhnern zugewiesen war; sie verjagt diese von einer Beschäftigung zur andern, und endet damit, ihr Dasein vollständig unnötig zu machen. Die Ersparung an Menschenkraft ist ein ausserordentlicher Vorteil in einem Neulande, in einer Kolonie, in der man stets vorteilhaft überschüssige Kraft verwenden kann. Man verlangt mit Recht im Namen der Menschlichkeit die Verwendung von Maschinen auf den Antillen, um die Arbeit der Neger zu erleichtern, die die von ihnen verlangte nicht leisten können und die man ohne Aufhören durch einen schändlichen Handel ersetzen muss. Aber in einem Lande, in dem schon eine überschüssige Bevölkerung vorhanden ist, ist es ein grosses Unglück, wenn mehr als die Hälfte der Landarbeiter ihrer Arbeit beraubt wird, noch dazu in einer Zeit, in der eine ebensolche Vervollkommnung der Maschinen mehr als die Hälfte der Fabrikarbeiter aus den Städten treibt. Die Nation ist nichts anderes, als eine Vereinigung der Einzelwesen, aus denen sie sich zusammensetzt, und die Fortschritte des Reichthums sind nur scheinbare, wenn sie um den Preis allgemeinen Elends und Vermehrung der Sterblichkeit erkauft werden.

Man kann sich die Gefahr vorstellen, die ein Land bedroht, welches sich der Grosskultur überantwortet, wenn man den Zustand betrachtet, zu dem die römische Campagna gebracht worden ist, — so nennt man das ganze Land, von dem Gebirge von Viterbo bis Terracina, vom Meer bis zu den Sabinerbergen. In dieser Provinz von einer Ausdehnung von neunzig Meilen Länge und fünfundzwanzig in der Breite, oder 2250 Meilen im Geviert zählt man heute nicht mehr als ungefähr vierzig Pächter. Freilich tragen sie heute nicht mehr diesen Namen, den sie

als zu gering für sich betrachten. Man nennt sie heute *mercanti di tenute*, Händler in Ländereien. Sie gebrauchen zu diesem Handel ungeheure Kapitalien und ihr ausserordentlicher Reichtum lässt eine andere Konkurrenz nicht aufkommen. Aber ihre Art, die Ländereien wertvoll zu machen, und es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Art die vorteilhafteste für sie ist, besteht darin, wo es nur angeht, menschliche Arbeit zu ersparen, sich mit den natürlichen Erzeugnissen des Bodens zu begnügen, hauptsächlich die Weiden zu pflügen und nach und nach den Rest der Bevölkerung zu vertreiben. Dieses römische Territorium, von einer wunderbaren Fruchtbarkeit, in dem fünf Morgen eine Familie ernährten, in dem der Weinstock, der Ölbaum, die Feige auf den Feldern wuchsen und drei oder viermalige Ernten jedes Jahr gestatteten, ungefähr wie in dem Staat Lucca, welcher nicht mehr als dieses von der Natur begünstigt ist; dieses Territorium hat nach und nach verschwinden sehen die einzelnen Häuser, die Dörfer, die ganze Bevölkerung, die Hürden, die Weinstöcke, die Ölbäume und alle Erzeugnisse, die die dauernde Aufmerksamkeit, die Arbeit und die Liebe des Menschen erforderten. Weite Felder sind daraus geworden, und die *mercanti di tenute* haben es sparsamer gefunden, Saat und Ernte durch Arbeitertrupps ausführen zu lassen, die jedes Jahr von den Sabinerbergen hinabsteigen; diese schlafen, zufrieden mit einem Stück Brot, auf offenem Felde unter dem Tau, gehen hundertweise an dem Maremmenfieber in jedem Jahre zu Grunde, da sich keiner um sie kümmert, und begnügen sich, trotzdem sie diese Gefahren laufen, mit dem elendesten Lohn. Eine eingeborene Bevölkerung können die Pächter in der römischen Campagna nicht gebrauchen, und sie ist auch vollständig verschwunden. Einige Städte

sind noch mitten in den grossen Ländereien stehen geblieben, die einem einzigen Herrn gehören; aber Nepi und Ronciglione sehen reissend ihre Einwohner abnehmen, die man dem Boden fremd gemacht hat, aus dem sie gewohnt waren, ihren Unterhalt zu ziehen, und man kann im Voraus die Zeit berechnen, wann der Pflug über den Boden gehen wird, den heute ihre Gebäude einnehmen, wie er schon jetzt seine Furchen zieht über die Ruinen von San Lorenzo, Vico, Bracciano und selbst Roms. Andererseits räumen die Felder ihren Platz dem Weidelande, und auf diesen machen Dornen und Disteln täglich mehr den Gräsern den Platz streitig: im Centrum der Gessittung erstehen wieder die Stätten der Tartarei.

Der Gesetzgeber ist ohne Zweifel verpflichtet, dieser Ächtung der Bevölkerung entgegenzutreten, die im Namen des Eigentums geübt wird. Nicht um die Erde daran zu hindern, Früchte hervorzubringen, sondern um den Menschen zu befähigen, seine Arbeit nützlich anzuwenden, ist das Recht des ersten Besitzer-greifers gewährleistet worden. Was noch ganz besonders die Pflicht des Gesetzgebers dringender macht, ist, dass das ganze Übel, das aus dieser fehlerhaften Wirtschaft entspringt, sein Werk ist. Die Natur hat ein Heilmittel gewährt für die Schäden, die sich aus der Anhäufung des Eigentums ergeben, nämlich die Vermehrung der Familien und die gleiche Teilung unter den Erben. Die Geissel, die die grossen Reichtümer darstellen, die nicht minder bedrohlich ist für die Gesellschaft wie die Geissel eines grossen Unglücks, würde sich selbst unwirksam gemacht haben, wenn der Gesetzgeber nicht gesucht hätte, sie durch das Erstgeburtsrecht zu verewigen. Das Gesetz kann vielleicht nicht, ohne seinen Druck zu sehr fühlbar zu machen, die Ausdehnung einer Pacht regeln, aber es

muss sich stets bestreben, die Eigentumsteilungen zu begünstigen, um das grösste Unglück für ein Volk zu verhindern, das, was augenblicklich die römische Campagna darbietet, die Austreibung des Volks aus seinem eigenen Gebiete.

Während in England die bäuerliche Klasse reissend ihrem Untergange zueilt, während sie in der römischen Campagna bereits vernichtet ist, erhebt sie sich und kräftigt sie sich in Frankreich und erfreut sich, ohne die Handarbeit aufzugeben, der Wohlhabenheit, entwickelt ihren Geist und macht sich, wenn auch langsam, die Entdeckungen der Wissenschaften zu eigen. Ein langer Krieg und drückende Steuern haben die Fortschritte nicht aufhalten können, die der Erwerb des Rechts auf Eigentum die Landbewohner hat machen lassen. Die gewerbfleissigsten Provinzen sind hierdurch zu einer unerwarteten Beschränkung des Pachtvertrages geführt worden, zur Verpachtung von Parzellen. Ein grosser Eigentümer, anstatt seine Pacht einem einzelnen Farmer zur Bewirtschaftung zu geben, findet heute bedeutend besser seine Rechnung, wenn er seinen Grund und Boden unter eine grosse Zahl von Bauern teilt, die seine Nachbarn sind und die jeder so viel Land von ihm erhalten, als sie zu bebauen vermögen. Der Bauer bringt im Allgemeinen gern den Boden, den er als Pacht erhält, dem zum Opfer, den er als Eigentum besitzt; indessen wird der eine, wie der andere mit der Zuneigung bebaut, die dem Arbeiter das Selbstinteresse einflösst, und die Einsicht, die sich so bei ihm entwickelt, kann kein Herr mehr unterdrücken. In der That ist die Klasse der Landbebauer so glücklich, als die politischen Umstände es irgend erlauben, da sie heute ein Vaterland hat, das sie mit Inbrunst liebt.

Wenn wir uns klar zu machen suchen, welche

schweren Missstände die Ausdehnung der Pachtgüter mit sich bringt und der Verzicht der Pächter auf alle Handarbeit, so haben wir noch nicht gründlich die Frage der Gross- und Kleinkultur behandelt; wir haben es auch noch nicht gekonnt, denn diese Frage greift ebenso sehr ein in die Wissenschaft der Landwirtschaft wie in die der politischen Ökonomie. Das Klima, die Lage, die Märkte, bestimmen die Natur der Ernten, die man von der Erde erwartet, und die Natur dieser Ernten bestimmt wieder die Grösse der Pachtungen oder der Meiereien. Ein System, das Kornfeldern und Weiden zusagt, ist verderblich für Weinstöcke, Ölbäume, Obstgärten. Die Grosskultur gehört den Früchten, welche hauptsächlich mit Hilfe von Tieren gewonnen werden, die Kleinkultur denen, die der sorgfältigen und oft kleinlichen Thätigkeit des Menschen bedürfen. Sehr häufig hängt es nicht von uns ab, welche von beiden wir wählen wollen; ebenso ist die Ausdehnung der Liegenschaften nicht bestimmend, welcher von beiden der Vorzug zu geben ist. In Toskana, einem Lande mit Kleinkultur, ist ein grosses Gut (una fattoria) in zwanzig bis dreissig Meiereien geteilt; in dem Kirchenstaat, einem Lande der Grosskultur, sind häufig sieben oder acht Güter in der Hand eines einzigen Pächters vereinigt.

Aber ohne dem einen oder dem andern System den Vorzug zu geben, haben wir nur zeigen wollen, wie ein jedes von ihnen bis zum äussersten getrieben werden kann, und wie der Gesellschaft gegen dieses Äusserste durch den Eigentümer keinerlei Gewähr geboten wird. Im fünften Kapitel haben wir gesehen, wie in Italien der Eigentümer häufig zu der äussersten Teilung der Meiereien gedrängt hat und wie er dadurch den Zustand der Halbbauern verelendet hat. Wir haben geglaubt, zeigen zu sollen, dass in

England die äusserste Vereinigung von Pachtungen häufig durch den Eigentümer gegen das Interesse der Bevölkerung veranlasst worden ist. England hat seinen Wohlstand auf eine so hohe Stufe gehoben, hat die Anwendung der Naturwissenschaften auf den Landbau, die Vervollkommnung der Haustierrassen, der fruchtbringenden Kulturen, der geistreich erdachten Maschinen so gefördert, dass man nicht auf den ersten Blick die Missstände sieht, die die Grosskultur verschuldet hat. Wenn man diese so gepflegten Ländereien so bewundert, muss man die Bevölkerung zählen, die sie bebaut: sie ist um die Hälfte geringer, als sie in Frankreich auf demselben Raume sein würde. In den Augen einiger Volkswirte ist dies ein Gewinn, in den meinigen aber ein Verlust. Dazu ist diese geringere Bevölkerung zu gleicher Zeit auch eine viel ärmere. Der cottager steht in Bezug auf Genüsse, auf Hoffnungsfreudigkeit, auf Sicherheit des Eigentums, dem Bauern in fast allen andern Gegenden Europas nach; danach will es mir scheinen, dass der Zweck der Schaffung von Reichtum nicht erreicht ist.

Sieht man näher zu, so ist es traurig zu bemerken, dass alle die kleinen Genüsse, die die Natur giebt, mit dem Menschen selbst, der sie geniessen soll, verloren gegangen sind. Keine Sträucher, keine Fruchtbäume säumen die Landschaft ein; nicht das Klima verhindert dies, das dem eines Teils Frankreichs ähnlich ist und günstiger, als das Deutschlands, aber die eingehende Sorgfalt, die die Fruchtbäume beanspruchen, kann ein Pächter von 500 acres nicht auf sie wenden; ebensowenig giebt er sich Mühe, Geflügel zu halten: mit Eiern befrachtete Schiffe kommen aus der Normandie und versehen die englischen Märkte. Er hat grosse Kuhherden, und seine Meierei erfreut sich einer Eleganz und

einer Sauberkeit, die unsern Neid erweckt, aber er verkauft keine Butter, keine Sahne und keine Milch. Mehr noch verachtet er die Gartenkunst, so dass man Gemüse in grösseren Massen nur in der Nähe der grossen Städte oder in den zu den Landhäusern der grossen Herren gehörigen Gärten angebaut findet. Der reiche Farmer beschäftigt sich nur mit dem Verkauf von Getreide und von Vieh. Alle Einzelheiten der Landwirtschaft, die wenig Geld aber viel Genüsse den armen Wirtschaften auf dem Kontinent bringen, scheinen ihm seiner nicht würdig zu sein.

Alles spitzt sich somit auf die Kunst zu, Getreide zu produzieren; ist es nicht deshalb sonderbar, dass der englische Farmer nicht imstande ist, den Wettbewerb der festländischen Bebauern zu ertragen, dass er vielmehr eines Monopols bedarf, damit seine Felder ihm seine Vorschüsse wieder einbringen? Die Einfuhr von Korn ist verboten, und es hat in diesem Jahre (1826) des ganzen Einflusses des Ministeriums bedurft, um vom Parlament, weil die Ernte ungenügend gewesen war, die Erlaubnis zu erhalten, eine beschränkte Menge einführen zu dürfen, welche dazu noch einen Eingangszoll von ungefähr 20% zu bezahlen gehabt hat.

Man kann nicht läugnen, dass die Wissenschaft der Landwirtschaft in England, und dies, wenn man so will, dank der Grosskultur, ungeheure Fortschritte gemacht hat. Aber man fragt sich mit Erstaunen, wer davon einen Gewinn gehabt hat? Sind die Bauern zahlreicher geworden? Nein; den Hauptvorteil, den man im Auge gehabt hat, war die Ersparnis an Handarbeit, und die Landbevölkerung ist um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Sind die Bauern glücklicher geworden? Nein; sie sind weder besser genährt noch besser gekleidet, noch wohnen sie besser, als die französischen Bauern, und es fehlt ihnen

ausserdem das, was den französischen Bauern gewährleistet ist: der cottager hat niemals die Sicherheit, Arbeit das Jahr hindurch zu haben oder auch nur die nächste Woche; ohne Aufhören ist er genötigt, um leben zu können, auf die Börse der Armen zurückzugreifen, auf die Unterstützung durch sein Kirchspiel. Bereichern sich die Pächter? Nein; fast alle wurden vor einigen Jahren durch das plötzliche Sinken der Lebensmittelpreise zu Grunde gerichtet; die Eigentümer fordern von ihnen den höchsten Pachtzins, den sie überhaupt bezahlen können, rack rent, und mit allem ihren Fleiss sind sie froh, wenn sie sich nur über Wasser halten können. Ist es vielleicht der Eigentümer, der alle Früchte der Fortschritte des Landbaues pflückt? Nein; der Pachtzins von fünf- und zwanzig Franken für den acre, den man als Durchschnittspreis in England betrachtet, bleibt unter dem französischen Durchschnittspreis und selbst dies ist nur zu ermöglichen mit Hilfe eines Monopols, welches heute die Bevölkerung in allen ihren Tiefen aufregt und das sich nicht aufrecht erhalten lassen wird. Bereichert sich endlich der Konsument auf Kosten des Produzenten? Nein; er kann weder Früchte, noch Geflügel, noch Milch, noch Gemüse erhalten: das Fleisch bezahlt er ebenso teuer, wie auf dem Festlande und er kämpft vergeblich dafür, das Korn des Festlandes kaufen zu dürfen, ohne dass man ihm einen Eingangszoll von 20% auferlegt. Sicherlich kann ein System, das solche Ergebnisse zeitigt, nicht als ein nachahmungswertes Beispiel hingestellt werden.

---



## Neuntes Kapitel.

### Die emphyteutische Pacht.

Um die Übersicht über die Systeme zu beenden, durch welche der Reichtum des Grund und Bodens ohne Aufhören erneut wird, wollen wir uns noch einen Augenblick mit der Emphyteuse oder der ewigen Pacht beschäftigen, die zu Gunsten des Bauers ein halbes Eigentum schafft und die dem Volke eine Bauernklasse erzieht, die fast ebenso glücklich, ebenso fleissig, und ebenso vaterlandsliebend ist, als die kleinen Eigentümer.

In den andern Wirtschaftssystemen, in denen der Genuss der Früchte von dem Eigentum getrennt ist, machen sich dem Bebauer seine jährlichen Vorschüsse wohl bezahlt, aber er ist nicht imstande, Vorschüsse à fonds perdu zu machen, durch welche man dauernd den Wert des Bodens erhöht: Austrocknung von Morästen, Anpflanzungen, Rodungen. Der Eigentümer ist selten imstande, selbst diese Vorschüsse zu machen; und wenn er sein Land verkauft, wird der Käufer behufs Erwerbung sich des Kapitals berauben, mit dem er diese Vorschüsse hätte machen können. Es war also eine sehr glückliche Erfindung, die emphyteutische oder Anpflanzungspacht, denn dies ist der eigentliche Sinn des Wortes, durch welches der Bebauer sich verpflichtet, eine Wüste zu einem wertvollen Besitz zu machen, mittels der ewigen Abtretung, des Niessbrauchs, während der Eigentümer sich eine unveränderliche Rente vorbehält, welche an Stelle des direkten Besitzes tritt. Kein Mittel kann besser in einem und demselben Menschen die ganze Liebe zum Eigentum mit dem ganzen Eifer für die Wirtschaft vereinen oder ihn veranlassen, die Kapitalien zur

Verbesserung des Bodens zu verwenden, die dazu bestimmt sind, ihn wertvoll zu machen.

Diese Vorteile werden allerdings durch die immer recht ernsthafteste Unbequemlichkeit wett gemacht, die darin besteht, dass zwei Menschen auf denselben Gegenstand ein unveräusserliches Recht haben und ihre gegenseitige Lage von den Bedingungen eines Vertrages abhängig machen, welcher lange vor der Geburt beider Interessenten abgeschlossen worden ist. Der Zwang, den die beiden Miteigentümer sich auferlegen müssen, um ihre gegenseitigen Rechte zu wahren, kann ein Vorteil für das Eigentum nicht sein; er muss zu Prozessen führen, die schon an sich ein Übel sind und deren Entscheidung um so viel ungewisser und um so viel ungerechter sein wird, als sie sich auf ein älteres Recht stützen.

Die Emphyteusen haben eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Grundzins, von dem wir schon gesprochen haben, nur dass dieser seinen Ursprung in dem Feudalrecht zur Zeit der Sklaverei hat, die Emphyteusen aber aus dem römischen Recht stammen und aus einer Zeit, in der die Bebauer bereits frei waren. Feudale Vorbehalte haben sich vielfach in unsere modernen Zeiten hinübergerettet. Die Übergabe von Grund und Boden ist an Stelle einer immerwährenden zu einer lebenslänglichen und vielleicht noch auf ein weiteres Leben hin dauernden geworden; beim Aussterben der dazu berufenen Generationen hat der Eigentümer sein Land mit allen Vorschüssen und allen Verbesserungen, die der Bebauer gemacht hat, zurückgenommen und hat so den Untergang des letzteren herbeigeführt. In Italien und namentlich in Toskana, in welchem Lande der Grossherzog Peter Leopold fast alle Güter der Krone und einen grossen Teil der des Klerus zu Emphyteuse oder livellarisch

austeilte, und so aus dem Nichts die Provinzen schuf, die heute die blühendsten sind, befahl der Herrscher zugleich, dass die für vier Generationen bewilligte Emphyteuse stets erneuert werden konnte und dass hierfür die Zahlung des fünffachen Wertes der jährlichen Rente genügen sollte, welche man als zu drei Prozent annahm oder fünfzehn Prozent des Kapitals unter dem Namen *Laudemium*. Das Gesetz war ohne Zweifel sehr weise; es vermehrte den Wert der emphyteutischen Pachten und ermutigte den Bebauer beim Herannahen des Erlöschens der ursprünglich berufenen Generationen in seiner Sorgfalt nicht zu erlahmen. Andererseits ist es immer eine missliche Wirtschaft, die dem Bebauer einen Teil seines Kapitals an Stelle der Rente entzieht und ihn in einem Jahre mit einer Last beschwert, die besser nach und nach den Früchten seines Fleisses auferlegt werden sollte.

Die Emphyteuse kann ein vorteilhaftes Mittel sein, um die Pächter grosser Güter, die von ihren Herren nicht verkauft werden können, an dem Eigentum Teil nehmen zu lassen. Indessen wird dieses System niemals allgemein gebräuchlich werden, weil es den wirklichen Eigentümer aller Genüsse des Eigentums beraubt, ihm alle Lasten und keinen der Vorteile des Kapitalisten auferlegt, und ein Familienvater weder klug noch sparsam genannt werden kann, wenn er so auf ewige Zeiten sein Eigentum abtritt, ohne sich wenigstens die Bestimmung des Preises vorzubehalten, den er dafür erzielen will.

Die englische Gesetzgebung hat versucht, diese Verträge zu begünstigen. Sie betrachtet die emphyteutischen Besitzer als Freibesitzer (*free-holders*), sie gestattet ihnen unter diesem Titel sich an den Wahlen zu beteiligen, und sie schliesst diejenigen aus, die einen Pachtzins zahlen (*copy-holders*), ebenso wie die

einfachen Pächter (lease-holders). Indessen nimmt die Zahl der ersteren in allen Grafschaften auffallend ab. \*) Fast jedes Mal, wenn eine derartige Pacht zu Ende geht, verpachtet der Eigentümer, anstatt sie zu erneuern, sein Land für 21 Jahre, und er lässt nur die free-holds bestehen, die er notwendig zur Wahrung seines Einflusses bei den Grafschaftswahlen gebraucht. In Irland sind die kleinen Besitzungen der cottagers diesen auf Lebenszeit überlassen, was aus ihnen ebenso viele Freigutsbesitzer macht, die von dem Herrn bei jeder Wahl vollständig abhängig sind. Wenn der Gesetzgeber diese Wirtschaftsform hätte ermutigen wollen, so hätte er für einen Freigutsbesitzer, der das Recht zu wählen haben soll, ein bedeutend höheres Einkommen als 40 Schilling fordern müssen, wie das Gesetz es bestimmt. Die Belohnung, die so auf der Zerschlagung dieser einzigen Wirtschaftsform gesetzt scheint, und der ausdrückliche Ausschluss aller andern, sind ebenso entgegengesetzt dem wirtschaftlichen wie dem politischen Zweck, dem sie ursprünglich haben dienen sollen. Das Gesetz hat die Klasse der wirklich unabhängigen Bauern nicht vermehrt, während es doch gerade ihre Unabhängigkeit sein sollte, die ihnen das Wahlrecht verschafft hat.

In Schottland sind die Emphyteusen dauernde und sehr häufig, aber nur in der Nachbarschaft der Städte

---

\*) Es ist nicht eigentlich die Zahl der free-holders, die in England abnimmt, sondern der Umfang der Ländereien, die nach diesem System bewirtschaftet werden. Die Herren, um eine grosse Anzahl Wähler für sich zu haben, vermehren die free-holds beim Herannahen der Wahl; aber dies sind niemals grosse Güter, die sie so ihren Pächtern überlassen, und sie verkleinern sie im Gegenteil bis zu der niedrigsten gesetzlich gestatteten Grenze, einem jährlichen Wert von vierzig Schilling, während sie alle Ländereien, von denen sie ein Einkommen zu erzielen wünschen, zur Pacht austeilen.

und auf Ländereien, die zum Häuserbau geeignet sind. Diese Parzellen, die man um Edinburgh zu hunderten sieht, unter dem Namen *to feu*, sind nicht mehr ein Gegenstand landwirtschaftlicher Bewirtschaftung, sondern vielmehr ein Anreiz zu jenen leichtsinnigen Speculationen, die zum Bau so vieler unbewohnter Strassen geführt haben und die rund um die Hauptstadt Schottlands so viele Bauunternehmer ins Elend gestürzt haben.

Die Emphyteusen kennt man in einigen Provinzen Frankreichs und in Savoyen unter dem Namen *abergemens*, aber sie sind nicht zahlreich genug, um einen fühlbaren Einfluss auf den Stand der Landarbeiter auszuüben.

---

## Zehntes Kapitel.

### Über den Getreidehandel.

Wir haben die Wirtschaftssysteme betrachtet, die in den verschiedenen Ländern jedes Jahr den Bodenreichtum schaffen; sind die Ernten eingebracht, so gehören sie dem kaufmännischen Reichtum, es sind schon Waren; und verschiedene Regeln, die wir in dem nächsten Buche über den kaufmännischen Reichtum aufstellen werden, finden ebenso Anwendung auf den Handel mit Getreide und anderen Bodenerzeugnissen wie auf den, der die Erzeugnisse des städtischen Gewerbfleisses eintauscht. Da aber das Getreide zu gleicher Zeit die Hauptnahrung des Menschen ist und die Bewirtschaftung des Bodens die grösste Anzahl Arme beschäftigt, die durch ihre Masse ein grosses Wertobjekt darstellen, hat man den Getreidehandel einer besonderen Gesetzgebung unterworfen, die wir hier einer Prüfung

unterziehen wollen, weil sie eng mit den Wirkungen der verschiedenen Wirtschaftssysteme verknüpft ist.

Das erste Ziel, das die Gesetzgeber sich bei ihrem Versuch, den Getreidehandel zu leiten, gestellt haben, bestand darin, den Marktpreis des Getreides niedrig zu halten. Man kann nicht leugnen, dass dieses Ziel ein wünschenswertes sei, obgleich man sich fast stets getäuscht hat, wenn man versucht hat, durch Gesetze über den Preis der Lebensmittel, über die Getreidespeicher, über die Kornwucherer und durch alle möglichen Versuche zu erreichen, dass das billig verkauft wird, was teuer gewesen war, herzustellen. Es hiesse die Zeit vergeuden, wenn wir Irrtümer bekämpfen wollten, welche längst abgethan sind; jedermann erkennt heute an, dass es heisst die Produktion beschränken, wenn man den Landmann zwingt, mit Verlust zu verkaufen, und dass man dadurch in einem Lande anstatt der Billigkeit Teuerung und selbst den Hunger heraufbeschwört; dass die vermeintlichen Kornwucherer Kaufleute sind, welche einen nahezu gleichen Preis zwischen den verschiedenen Provinzen und den verschiedenen Jahreszeiten aufrecht zu erhalten bemüht sind; dass die öffentlichen Kornspeicher das Volk teurer und schlechter versorgen, als es die Kornhändler gethan hätten; endlich dass alle diese von alters her geübten Anstrengungen der Regierungen, den Preis des Korns niedrig zu halten, stets den entgegengesetzten Erfolg gehabt haben.

Aber man darf daraus nicht etwa schliessen, dass ein niedriger Getreidepreis, wie man ihn erstrebt hat, nicht für das Volk von Vorteil sei. Ein jeder ist ein Verbraucher von Getreide, ein jeder hat davon Vorteil, wenn es in reicher Fülle vorhanden und zu billigen Preisen zu haben ist; alles, was man erstreben muss, ist, dass dieser niedrige Preis von Dauer sei, und dass er zu-

gleich ein lohnender ist, wie die Engländer sagen, d. h., dass er alle Auslagen der Produzenten ersetzt und somit geeignet ist, zu einer Fortsetzung der Produktion anzueifern. Der Getreidepreis ist die Grundlage für die Höhe der Löhne. Wenn das Getreide sich auf einem hohen Preisstande erhält, muss alles, was menschliche Arbeit schafft, ebenfalls seinen Preis erhöhen und aus der Teuerung des Getreides muss sich nach einer gewissen Zeit der Untergang aller Manufakturen ergeben, deren Waren zur Ausfuhr bestimmt sind.

Indessen hat die gewerbfleißigste, die reichste und die in der Volkswirtschaft erfahrenste Nation, England, Gesetze, die speciell dazu dienen, den Preis des Getreides hochzuhalten. Diese Gesetze, deren Aufhebung die eine Hälfte des englischen Volkes nunmehr fordert und zwar mit einem tiefen Ingrimm gegen die, die sie aufrecht erhalten wollen, während die andere Hälfte ihr Fortbestehen verlangt, mit einem gleichen Zorn gegen die, die sie abschaffen wollen. Diese Gesetze, hinsichtlich deren das Ministerium geteilter Meinung ist, für oder gegen die Partei zu nehmen das Parlament, das nur aus Eigentümern gebildet ist, zittert, da es fürchtet, hiermit gewaltsame Zuckungen des Volkskörpers und sogar einen Bürgerkrieg hervorzurufen, sind die einzigen, die noch gegenwärtig einer Prüfung unterzogen zu werden verdienen.

England ist, wie wir gesehen haben, ein Land der Grosskultur. Die Landwirtschaft vollzieht sich dort unter der Leitung spekulierender Pächter durch Tagelöhner, die diese Pächter wöchentlich in Geld bezahlen. Um ihr Gewerbe fortsetzen zu können, müssen diese Pächter Geld erzielen durch den Verkauf ihrer Produkte, die fast gänzlich auf den Markt

gebracht werden. Diese Pächter können ihr Gewerbe nicht mit Verlust fortführen; wenn das Getreide, das sie ernten und verkaufen, ihnen nicht die Löhne bringt, die sie vorgeschossen haben, werden sie ihr Kapital aus dem Boden herausziehen, sie werden das Land wüst dem Eigentümer zurückgeben, der nun kein Einkommen mehr aus ihm erzielen wird, aber das ist nicht ihre Sache; sie werden ihre Arbeiter entlassen, die vor Hunger sterben werden, aber das ist noch weniger ihre Sache; — und der Getreidebau wird aufhören. In England behaupten die Eigentümer und die Pächter übereinstimmend, dass der gegenwärtige Preis von 50 bis 60 sh. der Quarter kaum ein lohnender Preis, remunerating price, sei, da er gerade die Erzeugungskosten decke, so dass sie, wenn dieser Preis fallen sollte, genötigt sein würden, den Getreidebau aufzugeben. Andererseits bieten die Länder an den Ufern des baltischen, des schwarzen, des mittelländischen Meeres, sowie die, die an den grossen amerikanischen Strömen liegen, Getreidemassen an, die zur Ernährung ganz Englands ausreichen, und dies zu einem unendlich billigerem Preise, als der sogenannte lohnende Preis. Das beste Getreide, das in England für 56 sh. der Quarter verkauft wurde, war im August 1826, frei Hafen Danzig oder Lübeck, für 17 sh. zu haben. In diesem Frühling, als das Ministerium über den Stand der Ernten in England beunruhigt war, forderte es vom Parlament die Erlaubnis, eine beschränkte Menge Getreide bei einem Zoll von 10 sh. der Quarter im Notfall einzuführen; es begegnete dieses Verlangen selbst unter dieser zeitlichen Beschränkung der wütendsten Gegnerschaft der Aristokratie, und das Ministerium konnte seinen Willen nur durch das Aufgebot aller von ihm abhängigen Personen durchsetzen.



Indessen peinigte eine Handelskrise die Fabriken dieser Nation, welche fast die Hälfte ihrer Bevölkerung bei städtischen Thätigkeiten beschäftigt. und die infolgedessen nur mit Hilfe des Auslandes bestehen kann, das es mit allen Manufakturwaren versorgt. Die Hälfte der Handwerker, die darauf angewiesen ist, von ihrem Lohn zu leben, gingen dieses verlustig. Die fremden Märkte waren überfüllt und hörten auf, Käufer zu sein. Der Hunger meldete sich bei den Armen, die mit Unwillen sahen, dass man ihnen zu einem übermässigen Preise das Brot verkaufte, während sie kaum so viel hatten, um nur halb satt zu werden, lediglich, um ein erhebliches Einkommen den grossen Herren zu sichern, die schon so wie so eine oder zwei Millionen Renten zu verzehren hatten; dass man das Getreide zurückwies, das an allen Häfen für weniger als die Hälfte des einheimischen Preises angeboten wurde, und dass der Hunger, dem sie anheimfielen, einzig und allein das Werk der Reichen sei. Die Fabrikanten fügten hinzu, dass die Zurückweisungen, die sie auf den fremden Märkten erfuhren, das Werk der gleichen Gesetze sei; dass die Reichen auf dem Festlande die englischen Waren nicht kaufen können, weil sie nicht im Stande waren, einen Käufer für ihr Getreide zu finden; dass die Fabriken auf dem Festlande mehr blühten, als die ihrigen, weil die Lebensmittel dort bedeutend wohlfeiler seien und infolgedessen die Löhne niedriger: deshalb kämen die Produzenten die Waren erheblich niedriger zu stehen. So stehen die beiden Hälften des Volkes einander gegenüber in einem Kampfe, in dem es sich nicht nur um einen Nutzen, sondern um die Existenz selbst handelt. Die Minister finden es nicht nur äusserst schwierig, sich für das eine oder das andere zu entscheiden, sie wissen nicht einmal, ob sie sich die

Mitwirkung des Parlaments sichern können, das wesentlich aus Eigentümern besteht und somit Richter und Partei in einer Person ist.

Die Öffnung des englischen Marktes für das fremde Getreide würde wahrscheinlich die englischen Eigentümer zu Grunde richten und den Preis aller Güter unendlich erniedrigen. Ohne Zweifel wäre dies ein grosses Übel, aber keine Ungerechtigkeit. Das einzige Recht, was den Eigentümern zusteht, ist, für das Darleihen ihrer Ländereien ein Entgelt zu erhalten, welcher dem Wert des Dienstes entspricht, den sie der Gesellschaft durch die Bewirtschaftung ihres Grund und Bodens leisten. Wenn dieser Dienst kein Dienst ist, so haben sie nichts zu beanspruchen; wenn die andern ihrer Dienste nicht bedürfen und sie die andern trotzdem zwingen, von ihnen einen Dienst anzunehmen, der nicht verlangt wird und der noch dazu bezahlt werden soll mit einem Preise, den sie selbst bestimmen, so bestehlen sie sie. Die Gesellschaft wird ohne Zweifel an Wohlhabenheit erheblich einbüßen, wenn die Eigentümer ihr Einkommen verlieren, andererseits wird sie aber der Verarmung nicht entgehen, wenn sie das Einkommen der einen nimmt, um es den anderen zu geben.

Man muss zugestehen, dass nicht nur die Eigentümer Interesse am Landbau haben: die Pächter und die Tagelöhner leben gleichfalls von ihm; am leichtesten werden die Pächter sich mit den Thatsachen abfinden, sie werden ihr Kapital herausziehen und, wenigstens teilweise, es einer anderen Industrie zuwenden, oder sie werden es nach Amerika überführen, wo ihre Kenntnisse sich ihnen nützlich erweisen werden; sie sind weder an ihre Felder gebunden, noch an ihr Gewerbe; sie werden selbst nichts verlieren, den Verlust trägt einzig und allein die Nation.

Was wird aber aus dem Tagelöhner? Trotz der ausserordentlichen Verminderung der Handarbeit in der Landwirtschaft durch die Grosspachtungen giebt es in England aller Wahrscheinlichkeit nach doch noch 600 000 Arbeiterfamilien, die als Tagelöhner auf den Feldern beschäftigt sind. Wenn die Bebauung der Felder aufhört, werden aus den Feldern Weideplätze werden; der Bewirtschafter wird sich auf die Züchtung von Viehherden beschränken: zu deren Wartung man nicht des zehnten Theiles der Arme bedarf, die die Getreideerzeugung erforderte. Was wird aus den 540 000 Familien, die ihre Beschäftigung verloren haben? Wenn man selbst annimmt, dass sie zu jedem Gewerbe tauglich seien, wo ist heute eine Industrie, die im Stande ist, sie aufzunehmen? Die englische Landwirtschaft beschäftigt heute in England um ein geringes weniger Arme als alle anderen Gewerbe zusammengenommen, während die französische viermal so viel als alle anderen zusammengenommen beschäftigt; wie soll ein einzelnes Gewerbe, wie sollen alle zusammengenommen alle Landarbeiter in ihren Schooss aufnehmen können?

Giebt es eine Regierung in der ganzen Welt, die die Hälfte ihrer Unterthanen freiwillig solchen Wechselfällen aussetzen möchte? Wenn sie es thäte, wäre sie im Stande dem Ausbruche ihrer Verzweiflung Stand zu halten? Fänden die, denen man so die Landarbeiter geopfert hätten, in diesem Opfer irgend einen Vorteil? Diese Landbebauer selbst sind doch die natürlichsten und sichersten Verbraucher der englischen Waren. Das Aufhören ihres Verbrauches würde der Industrie einen Schlag versetzen, der verhängnisvoller sein müsste, als die Schliessung selbst des grössten ausländischen Marktes.

Ich weiss, dass man mir den Vorwurf machen wird, dass ich die Dinge auf die Spitze treibe und

ich höre schon, wie die Volkswirte mir sagen, dass in den Ländern, die England ihr Getreide liefern, ebenso wie in England selbst, der Getreidebau nicht fortgesetzt werden könnte, wenn er nicht einen genügenden Ertrag brächte, dass, wenn die mit Getreide bestellten Ländereien in Polen nicht den Nutzen lieferten, der in jeder anderen Gewerbethätigkeit erzielt werden kann, die polnischen Pächter einen anderen Gebrauch von ihren Kapitalien machen würden; dass die Ländereien No. 4, 5, 6 aufhören würden, bewirtschaftet zu werden in Polen, wie in England, während die Ländereien No. 1, 2, 3 ebenso in England, wie in Polen weiter bestellt werden würden.

Die Volkswirte, die so sprechen, und sich einbilden, mit ihren acht Nummern nicht nur alle Grade der Fruchtbarkeit, sondern auch alle Ursachen, die auf die Produktion einen Einfluss ausüben, festlegen zu können, haben sich niemals um die verschiedenen Arten der Wirtschaft bekümmert; sie wissen nicht, dass in der Frohnwirtschaft die produzierende Arbeit ein für alle Male im voraus bezahlt worden ist, dass sie fortdauernd geschuldet wird von einer Generation an die andere, so dass das Getreide den, der es verkauft, niemals zu teuer zu stehen kommt, oder dass er es je so billig verkauft, dass er die Bebauung nicht fortsetzen kann; kostet ihn das Getreide ja nicht mehr und nicht weniger als einige hundert Stockschläge, die er seinen Bauern zukommen lässt; zu welchem Preise er es auch immer verkaufen mag, er wird sich stets für die Stockschläge bezahlt finden, die er ausgeteilt hat.

Wir haben gesehen, wie in den ungeheuren Landstrecken, die der Frohnarbeit unterliegen und die ganz Polen, die fruchtbarsten Gegenden des südlichen Russlands und sehr viele andere uncivilisierte Länder um-

fassen, das Land in zwei Teile geteilt ist, in das Land des Bauern und das des Herrn. Der Anteil des Bauern ernährt die Bevölkerung des bebauten Landes; das Getreide, welches dem Herrn gehört, fällt vollständig aus dem Rahmen der nationalen Produktion: es ist das Getreide, was heute die europäischen Märkte überschwemmt, und was zu jedem Preise verkauft werden kann, denn das Getreide aus Polen und der Ukraine kostet die, die es verkaufen, nichts. Ebenso wenig kostet das ägyptische Getreide und das der Barberei, das zu halbem Ertrage erzeugt wird, die Paschas oder die Beys, die die halbe Ernte erhalten.

In den Ländern der Frohnwirtschaft kümmert den Bauern es wenig zu wissen, wie hoch der Marktpreis der von ihm erzielten Produkte ist: er besät nicht, um die Früchte zu verkaufen, das Land, das sein Herr ihm an Stelle des Lohnes überlässt: er gebraucht sie zu seiner Ernährung; er behält kaum soviel übrig, als er braucht, um andere Bedürfnisse dagegen eintauschen zu können, aber er kauft und verkauft niemals etwas; er zahlt, indem er für Andere arbeitet, nicht mit Geld. Er verzehrt sein Getreide, seine Milch, das Fleisch seiner Herden, er bereitet sich Schuhe aus ihren Fellen, kleidet sich in ihre Wolle, er spinnt seinen Flachs, baut aus seinem Holz sein Haus, seine Möbel und seine Gerätschaften: seine Armut besteht viel mehr darin, dass die ihm nötigen Dinge roh und schlecht gearbeitet sind, als dass er Mangel an ihnen litte. Krieg und Unterdrückung haben sein Land entvölkert und so findet er stets im Überfluss unbebautes Land, das er bestellt, wenn er soviel Sicherheit genießt, als nötig ist, seine Familie zu vermehren und trotz der Entwertung der Erzeugnisse seiner Industrie, von der er vielleicht nicht einmal etwas weiss, befindet er sich heute in vergleichsweise fortgeschrittenem Zustande.

Aber die andere Hälfte dieser Länder gehört den Herren: diese Hälfte, die an Umfang grösser ist als Frankreich und England zusammen genommen und die viel fruchtbarer ist als alle beide, bestellt der Bauer lediglich auf seine Kosten und das Produkt verkauft der Herr, der keine Kosten darauf zu verwenden nötig gehabt hat. Ohne Zweifel leidet der Herr, wenn er das Getreide schlecht verkauft, denn sein Einkommen wird geringer, aber das Einkommen kostet ihn ja nichts, weder Kapital noch Arbeit; und so tief auch immer der Preis sinken möge, ihm wird es immer noch vorteilhaft erscheinen, Getreide durch seine Bauern erzeugen zu lassen, denn so hat er doch etwas Einkommen, während er, wenn er mit der Bestellung aufhören würde, gar keines haben würde; im Gegenteil: der niedrige Preis veranlasst ihn, eine grössere Fläche bestellen zu lassen, um durch eine grössere Masse von Getreide dasselbe Einkommen zu erzielen, das ihm früher eine kleinere Ernte eingebracht hat.

Für ein Land mit Grosskultur ist es unmöglich, eine solche Konkurrenz zu ertragen: es ist dies ein Wettbewerb mit Verkäufern, die stets in der Lage sind, ihre Ware billiger als irgend ein anderer abzugeben. Wenn die englischen Häfen dem Getreide aus den Ländern am baltischen und schwarzen Meere geöffnet werden, muss der Getreidebau in England unter allen Umständen aufhören; denn, wie vollkommen auch die englische Landwirtschaft, wie fruchtbar auch der Boden sein möge, immer wird das Getreide den englischen Pächter eine benennbare Summe kosten, während das Getreide, das der polnische Bauer baut, mag er noch so dumm sein, oder noch so gross die Unfruchtbarkeit seines Bodens, den Herrn, der es verkauft, nichts kostet. Ebensowenig

kostet das Getreide den ägyptischen Pascha oder den Bey von Tunis und Tripolis, der es als Naturalabgabe erhält.

Was soll man indessen thun? Soll man die englischen Häfen öffnen oder schliessen? Soll man dem Hunger und dem Tode die englischen Fabrikarbeiter oder die Tagelöhner überantworten? Die Fragestellung ist zweifellos eine fürchterliche; die Lage, in der sich das englische Ministerium befindet, ist eine der heikelsten, in die Staatsmänner jemals gekommen sind; wir glauben ihre Aufmerksamkeit auf die Folgen der Frohnwirtschaft lenken zu sollen, die ihnen entgangen zu sein scheinen, aber wir erwarten neue Aufklärungen von den Verhandlungen im Parlament, die diese Frage eher studieren sollten, als vorgeben, sie lösen zu können. Ein anderes allgemeineres Ergebnis bietet sich indessen den Augen, es ist dies die Gefahr der Grosskultur, die Gefahr, die ganze Landwirtschaft der Spekulation unterworfen zu sehen.

Der Reichtum, wir können es uns nicht versagen es zu wiederholen, ist nicht der Zweck der Gesellschaft, sondern lediglich ein Mittel, zu diesem Zweck zu gelangen. Die Grosskultur, die Verwendung grosser Kapitalien in der Landwirtschaft, die Verbindung der Naturwissenschaften hiermit, hat, wie wir nicht leugnen können, einen gewissen Fortschritt des Reichtums begünstigt; die Arbeiten werden besser ausgeführt, das Unkraut sicherer aus dem Boden ausgejätet, die Ernten sind reichlicher im Verhältnis zur Aussaat, die Aufzucht des Viehstandes wird besser verstanden; aber die Industrie, von der der Unterhalt der ganzen Nation abhängt, ist dem wechselnden Marktpreise unterworfen; der Getreidebau in England muss aufgenommen oder verlassen werden, je nach-

dem die Börsen von Danzig, Taganrog oder Kentucky für das englische oder für das russische oder für das amerikanische Getreide Gewinn oder Verlust anzeigen. Dies ist nicht anders in einem Lande, in dem das Getreide nur zum Verkauf erzeugt wird; ein Pächter von tausend acres, der jährlich bald auf diesem, bald auf jenem Teile seiner Felder ungefähr 1200 Quarters Getreide erntet, verzehrt im Verein mit seiner Familie nicht mehr als 20—30; der ganze Rest muss verkauft werden und der Marktwert ist das einzige, was den Pächter bei seiner Bewirtschaftung beschäftigt. Wenn aber die Pachten anstatt 1000 acres nur 50 umfassten, wenn die 20 Familien, die an Stelle des Grosspächters treten würden, selbst ihre Felder bewirtschaften würden und jede von den 60 Quartern, die sie erntet, 20-30 verzehren würde, so würde jede bei dem Getreidebau für ihren eigenen Gebrauch bleiben, sie würde keinen Verlust auf den Preis des Getreides, welches sie verkaufen könnte, erleiden, gemäss dem Preis, auf welchen die fremden in der Frohnwirtschaft gebauten Kornfrüchte gesunken seien.

Dies ist heute der Fall fast auf dem ganzen europäischen Festlande. Das polnische und das russische Getreide ist Frankreich ganz nahe; das böhmische und das ungarische sind Deutschland näher als England; das Getreide vom schwarzen Meere und aus der Berberei sind Italien noch näher. Ohne Zweifel leidet die Landwirtschaft durch den niedrigen Preis, auf den diese fremden Körnerfrüchte gesunken sind, trotzdem haben die meisten Regierungen nicht daran gedacht, sie zu verbieten oder sie mit hohen Zöllen zu belegen, und die Bauern Frankreichs, Deutschlands und Italiens haben wohl etwas ihren Getreidebau eingeschränkt, in soweit sie Verlust daran zu haben fürchten, aber sie denken keineswegs daran, ihn aufzugeben, weil



sie vor allem seiner zu ihrer eigenen Ernährung bedürfen.

Je mehr man den Tausch in einem Volke vermehrt, je mehr man einen jeden daran gewöhnt, alles zu kaufen, was er bedarf, und alles zu verkaufen, was er produziert, um so mehr vervielfältigt man die Umlaufsmittel in einem Lande, den Anschein des Reichthums und die Mittel, auf einmal über erhebliche Kapitalien zu verfügen. Aber es giebt daneben die Genüsse der Sorglosigkeit, der Zufriedenheit, die eng verknüpft sind mit der Gewohnheit für seinen eigenen Bedarf zu arbeiten, von seinen eigenen Erzeugnissen sich zu nähren, sich zu kleiden, ohne der Märkte zu bedürfen. Die Dichter kennen diese Genüsse wohl und haben sie oft besungen; sie gefallen sich darin, den Landmann darzustellen, wie er Genüge findet in seinen Vorratskammern, in seinem Hühnerstall, bei der Schur seiner Schafe und den Geweben aus seinem Flachse und seinem Hanfe. Die Volkswirte haben diese Liebe des Einzelnen zu seinen eigenen Erzeugnissen lange Zeit eine Täuschung genannt, sie haben ständig wiederholt, dass jeder am besten arbeitet, wenn er eine Arbeit ausschliesslich macht, und es sei zu gleicher Zeit Vervollkommnung und Sparsamkeit, zu kaufen und zu verkaufen, anstatt alles, was man braucht, selbst anzufertigen. Das Beispiel von England zeigt uns, dass diese Praxis ihre Gefahren hat.

Wenn es wahr ist, dass der Arbeiter, der selbst sein Feld besäet, um selbst sein Getreide zu verzehren, teurer produziert als der, der fast sein ganzes Getreide verkauft, um Arbeit zu kaufen, mit welcher er neues Getreide produzieren kann; es würde immer besser sein, dass die grösste Masse der Arbeiter der ersten Klasse als etwa der zweiten Klasse angehört. Der hohe Kostenpreis des Getreides ist freilich ein Schaden

für die Nation, aber man könnte keinen bessern Gebrauch von dem Nationalreichtum machen, als Zufriedenheit dafür zu kaufen. Es kann unmöglich die Zufriedenheit eines Volkes befördern, wenn seine Ernährung von den Preisschwankungen des Marktes abhängt. Wenn, je nach dem höheren oder niederen Preise des Getreides die Spekulanten die Bevölkerung ermutigen oder sie niederdrücken, wenn die Fülle eines Jahres keine Gewähr bietet gegen die Teurung des nächsten und ein Volk, um sich zu nähren, alle Krisen, alle Stockungen und Nöte, die die Märkte zeitweilig erschüttern, durchmachen muss, welche man schon Mühe genug hat, in den Manufakturen zu unterdrücken, und die doch nur die notwendige Folge davon sind, dass die Spekulanten zu gleicher Zeit glauben, dass zu wenig von ihren Waren auf dem letzten Markte gewesen sind oder auch, dass ihrer zuviel gewesen sind. In Frankreich und Italien, in welchen Ländern man annimmt, dass vier Fünftel der Bevölkerung dem Ackerbau obliegen, ernähren sich diese vier Fünftel mit dem im Lande gebauten Getreide, gleichviel, wie hoch der Preis des fremden Getreides sein möge. Die Schwankungen der Spekulation machen sich nur bei dem letzten Fünftel geltend; von der ganzen Ernte haben somit vier Fünftel einen festen Preis und nur der Preis für ein Fünftel ist veränderlich. In England gehört nicht nur weniger als die Hälfte der Bevölkerung dem Landbau an, es ist auch nur der zehnte Teil der Arbeiter, die von ihrem eigenen Getreide leben. Die durch die Spekulation erzeugten Schwankungen, die Folgen der beiden Irrtümer, die die Engländer *overtrading* und *undertrading* nennen (das Übermass im Handel nach Oben und nach Unten) machen sich somit bei der Gesamtheit des produzierten Getreides fühlbar und ziehen die ganze Nation in Mitleidenschaft.

Dies ist aber nicht alles. Die Engländer behaupten, dass ihre Grosskultur das einzige Mittel zur Vervollkommnung der Landwirtschaft sei, d. h. die grösste Fülle ländlicher Erzeugnisse bei grösster Billigkeit, während sie im Gegenteil teurer produzieren. Wir sehen ja, wie diese reichen, intelligenten Pächter, denen alle Errungenschaften der Wissenschaft zu Gebote stehen, deren Gespanne so schön, deren Zäune so gut im Stande, deren Felder so rein von Unkraut, den Wettbewerb des elenden, unwissenden polnischen Bauern nicht aushalten können, trotzdem dieser durch die Sklaverei abgestumpft ist und seine Erholung nur im Trunke sucht und sein Landbau sich noch in der Kindheit befindet. Das Getreide, das man inmitten von Polen erntet, ist, nachdem es die Kosten für den Transport auf mehrere Hunderte von Meilen, durch Ströme, über Land und Meer, auf sich genommen, nachdem ein Zoll von dreissig und vierzig % des Wertes bezahlt worden ist, immer noch billiger, als das der reichsten Gegenden Englands.

Die englischen Volkswirte, die sich niemals um das, was ausserhalb ihrer Grenzen vorgeht, bekümmert haben, greifen, um diesen sie verwirrenden Gegensatz zu erklären, zu dem Mittel, die Minister anzuklagen wegen der Höhe der Zölle, die sie auf das Getreide legen und wegen der Veränderung des Geldwertes. Es ist mir nicht gelungen, die Beweisführung der modernen Schule hinsichtlich der Veränderung des Geldwerts zu verstehen, noch mich zu überzeugen, dass diejenigen, die sich ihrer bedienen, selbst sie verstehen. Es ist sicher, dass die Zölle hoch sind und notwendig den Preis jeder Ware verteuern müssen, aber es hiesse, die britische Freiheit sehr gering anschlagen, wenn man nicht zugäbe, dass der Mangel an jeder Sicherheit, jeder Garantie, aller Gerechtigkeit

viel schwerer noch auf dem polnischen Bauer, dem Fellah in Egypten oder der Berberei lastet, als alle Auflagen, die die englischen Arbeiter bezahlen.

Man wird stets gut daran thun, von den Ministern Steuerherabsetzungen und Sparsamkeit zu verlangen; da aber alle diese Herabsetzungen nicht imstande sind, die Zinsen der öffentlichen Schuld zu erniedrigen, können die Steuermässigungen immer nur sehr unbedeutend sein. Es ist eben das Wirtschaftssystem, das fehlerhaft ist und auf einer gefährlichen Grundlage beruht, deshalb muss man sich bemühen, dieses zu ändern, wenn auch nicht heftig und unvermittelt, so doch wenigstens wirksam. Es ist dies dasselbe System, welches alle Schriftsteller erst neuerdings unserer Bewunderung empfohlen haben und das wir gut kennen lernen müssen, um uns zu hüten, es nachzuahmen.

Wie wird man in England wirksame, wenn auch langsame Massregeln treffen können, um die Kleinkultur wieder zu Ehren zu bringen, während die Hälfte der Nation, die in den Fabriken beschäftigt ist, Hunger leidet, während die von dieser geforderten Massregeln die andere Hälfte der Nation, die in der Landwirtschaft beschäftigt ist, mit Hunger bedrohen? Ich weiss es nicht. Ich halte es für notwendig, die Gesetzgebung für den Getreidehandel grossen Veränderungen zu unterwerfen; aber ich empfehle denen, die ihre vollständige Abschaffung fordern, sorgfältig die folgenden Fragen zu prüfen:

1. Wenn das in der Frohnwirtschaft produzierte Getreide, das den Verkäufer nichts kostet, in England ungehindert eingeführt werden kann, wird es einem einzigen englischen Pächter möglich sein, auch nur ein einziges Kornfeld zu bestellen?

2. Wenn das englische Volk es vorteilhafter findet, fremdes Getreide zu kaufen und auf den Körner-

bau zu verzichten, eine wie grosse Verminderung würde die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Arme erfahren? Wieviel würde die Klasse der Fabrikarbeiter der Unterhalt aller Familien der entlassenen Arbeiter im Armenhause kosten? Wieviel würden die Fabriken durch das Aufhören der Konsumtion dieser ganzen Arbeiterklasse verlieren, die fast die Hälfte der Bevölkerung ausmacht? Wieviel würden die Fabriken durch das Aufhören der Konsumtion der Reichen verlieren, deren Einkommen aus Grund und Boden fast ganz aufhören würde?

3. Wie steht es mit der Sicherheit der Nation, wenn seine Unterhaltsmittel einzig und allein von Fremden abhängen, insonderheit von denen, die gar leicht seine Feinde werden können, von den barbarischen und despotischsten Regierungen Europas, von denen, die lediglich dadurch abgehalten werden, ihr Schaden zuzufügen, weil sie fürchten, hierdurch ihren eigenen Unterthanen zu schaden? Was wird aus der englischen Ehre, wenn der russische Kaiser, wenn er irgend ein Zugeständnis von England erlangen will, imstande ist, es auszuhungern, indem er die Häfen des baltischen Meeres schliesst?

Dies sind die Schwierigkeiten neben manchen anderen, die bei der Schaffung eines Gesetzes in die Wagschale fallen, das die ganze Arbeiterbevölkerung Englands zu vernichten imstande ist; das sind die Schwierigkeiten, die sich noch in anderer Gestalt in zehn oder zwanzig Jahren zeigen werden, wenn die reissende Vermehrung der Hammel in Australasien in die Häfen Englands so erstaunliche Mengen Wolle einführen wird zu so niedrigen Preisen, dass die Aufzucht der Hammel ebenso wenig Vorteil in England bringen wird, wie heute die Bebauung der Felder; das sind endlich die Ergebnisse des allgemeinen Wett-

bewerbs, so billig als möglich zu produzieren, dessen Folgen man voraussehen muss, heute, wo alle unsere Fortschritte uns dahin führen, das ganze Universum nur als einen einzigen ungeheuren Markt zu betrachten.

---

### Elftes Kapitel.

#### Von dem Verkauf des Grundeigentums.

Im allgemeinen genügt es für die Erneuerung des Bodenreichtums, dass ein thätiger Mann, der den Wert des Bodens zu schätzen weiss, den Niessbrauch an ihm hat, während das Eigentum dem Reichen verbleibt, der weder dasselbe Interesse an der Arbeit noch die gleiche Geschicklichkeit zu ihr hat, und dessen Denken und Trachten nur auf Genuss geht. Indessen fordert das Interesse der Bevölkerung auch oft, dass das Eigentum selbst in Hände übergeht, die einen besseren Gebrauch davon machen können. Nicht nur für sich selbst sorgen die Reichen, wenn sie die Erde fruchtbringend machen, sondern für die ganze Bevölkerung; wenn ihr Vermögensstand sich ungünstig gestaltet und sie infolgedessen die Produktivkraft der Ländereien nicht ausnutzen können, so liegt es im Interesse der ganzen Bevölkerung, dass ihr Eigentum auf andere Bewerber übergeht.

Das persönliche Interesse dürfte übrigens genügen, um diesen Übergang sich vollziehen zu lassen, vorausgesetzt, dass die Gesetzgebung keine Hindernisse in den Weg legt. Wenn man annimmt, dass ein Mensch, der der Fabrikation fremd gegenüber steht, z. B. ein Soldat, eine Maschine zum Strümpfe stricken erbt, so wird man mit Recht fürchten, dass er die Maschine nicht lange sein eigen nennen wird; während in seinen Händen die Maschine nutzlos sein würde,

für ihn, wie für die Bevölkerung, würde sie in den Händen eines Fabrikanten produktiv sein für die Bevölkerung, wie für ihn selbst: alle beide sehen dies ein und ein Wechsel vollzieht sich. Der Soldat erhält Geld, das er benutzen kann, der Fabrikant tritt in den Besitz des Werkzeugs, welches sich für ihn eignet, und eine neue Produktion kann vor sich gehen. Die meisten europäischen Gesetze über unbewegliche Güter sind derartig eingerichtet, dass sie, wenn das Werkzeug eine unbewegliche Sache wäre, den Soldaten hindern würden, sich des Werkzeugs zu entäussern, obgleich er einen Gebrauch davon nicht machen kann.

Die Erde kann niemals wertvoll werden, wenn man sich nicht eines Kapitals bedient, welches die Anwendung von Arbeit gestattet, die imstande ist, die Natur des Bodens zu ändern. Für die Existenz der Bevölkerung ist es also wesentlich, dass dieser Boden stets in den Händen von Personen ist, die ihm ihre Thätigkeit widmen, und Kapitalien auf ihn verwenden können. Wenn es jemals verboten würde, ein Arbeitswerkzeug zu verkaufen, so würde es doch wohl kaum verboten werden können, neue für den Gebrauch neuer Arbeiter anzufertigen: aber neuen Boden kann man nicht anfertigen. Wenn also das Gesetz die Veräusserung des Bodens hindert, den jemand besitzt, der ihn nicht gebrauchen kann, so verschüttet es die wesentlichste Quelle jeder Produktion.

Die Wirtschaftssysteme, die wir kennen gelernt haben, gestatten wohl, dass die Hände des zeitlichen Bebauers den Boden fruchttragend machen, wenn die dauernden Vorschüsse einmal geleistet worden sind, aber sie ermutigen in keiner Weise, diese dauernden Vorschüsse zu machen. Da diese Vorschüsse dem Eigentum einen allzeit dauernden Wert geben, können sie nur durch die geleistet werden,

denen dieses Eigentum verbleiben soll. Gewöhnlich hat der Gesetzgeber, ganz davon erfüllt, die Veräusserung unbeweglichen Eigentums zu beschränken und die grossen Vermögen den grossen Familien zu erhalten, gefürchtet, dass man das Verbot der Veräusserung durch eine langfristige oder ewige Verpachtung umgehen könne. Er hat die Rechte der Eigentümer gegen die Eigentümer selbst ausgespielt; er hat für sie das Recht des Reukaufs geschaffen, er hat die Zeitpachten nur auf kurze Termine gestattet, er hat endlich gewissermassen den Bebauern ohne Aufhören zugerufen: „das Land, das ihr bebaut, gehört nicht euch, liebt es nicht zu sehr, steckt nicht zuviel hinein, denn ihr lauft Gefahr, es zu verlieren, nutzt den gegenwärtigen Augenblick, wenn ihr es könnt, aber denkt nicht an die Zukunft, hütet euch für eine spätere Zeit zu arbeiten.“

Abgesehen von den Hindernissen, die der Gesetzgeber ohne Aufhören der Unauflöslichkeit der Pacht entgegengestellt hat, liegt es in der Natur der Zeitpacht, dass der Pächter niemals dem Boden ein gleiches Interesse entgegenbringt, wie der Eigentümer. Schon die Thatsache, dass die Zeitpacht ihr Ende findet, schwächt das Interesse des Pächters an seinen Ländereien und dies umsomehr, als dieser Termin näher rückt, und hält ihn ab, dem Boden Kapitalien anzuvertrauen, die sich erst nach langer Zeit wieder herauswirtschaften lassen. Ebenso scheut sich nicht weniger der Halbbauer, den ihm anvertrauten Boden zu meliorieren, weil die Bedingungen seiner Pachtung unveränderlich sind und er aus ihr nur wegen schlechter Wirtschaft entfernt werden kann. Nun setzt sich der Pächter im Gegenteil der Gefahr aus, entfernt zu werden, gerade wenn er gut wirtschaftet. Je mehr der Pächter den ihm anvertrauten Boden verbessert



hat, um so geneigter wird bei der Erneuerung der Pacht sein Herr sein, von ihm eine Erhöhung der Rente zu fordern. Da nun der grösste Teil der Vorschüsse, die der Bebauer auf den Boden wendet, einen dauernden Wert schafft, so ist es weder gerecht noch natürlich, dass der sie leistet, der nur ein zeitliches Interesse hat. Der Pächter wird wahrscheinlich seine Sorgfalt den Feldern und den Wiesen zuwenden, die ihm in wenigen Jahren seine Vorschüsse wiedererstaten, aber er wird wenig Obstbäume pflanzen, im Norden wenig Hochwaldwirtschaft treiben; im Süden selten Weinstöcke oder Ölbäume pflanzen, er wird keine Kanäle anlegen für die Schifffahrt, noch für Entwässerung oder Bewässerung, er wird nicht neuen Boden heranzuführen, keine Rodungen ausführen, er wird gerade die Arbeiten unterlassen, die dem öffentlichen Interesse am meisten dienen, da sie den Wohlstand der Nachkommen begründen.

Alle diese Arbeiten, von denen ein Zuwachs an Unterhaltungsmitteln für die ganze Bevölkerung abhängt, können nur von einem Eigentümer unternommen werden, der im Besitz von beweglichem Kapital ist. Also nicht die Erhaltung der grossen Vermögen liegt im Interesse der Bevölkerung, sondern die Vereinigung des Bodenbesitzes mit den Umlaufkapitalien. Die Ländereien werden nicht fruchtbringender werden in den Händen derer, welche schon zu viel angelegtes Vermögen zu überwachen haben, sondern in den Händen derer, die genügend Geld haben, um sie wertvoller zu machen. Die Bodengesetzgebung müsste also dahin drängen, ohne Aufhören das bewegliche Kapital dem fixen Kapital zu nähern, das Eigentum, das die Engländer Personaleigentum nennen, dem zu einen, was sie reales nennen, mit einem Worte den Verkauf unbeweglicher Güter zu erleichtern. Die Gesetzgebung

der ganzen Erde thut beinahe das Gegenteil. Die Anhäufung der Reichtümer in der Gesellschaft hat zur natürlichen Folge, die Arbeit immer mehr von dem Genuss zu trennen; es ist Sache des Gesetzgebers, ohne Aufhören zu versuchen, den Genuss mit der Arbeit wieder zu vereinen. Wer selbst ein Vermögen erworben hat, hat ein Recht auf Ruhe und Annehmlichkeit: dies sind die Früchte seiner Arbeit und es ist gerecht, dass er ihrer genieße; aber es ist ebenso ein berechtigter Genuss, wenn er ohne Unruhe die Vermehrung seiner Familie ansehen kann, und er wird, wenn der Gesetzgeber nicht selbst sich bemüht, ihm antisociale Vorurteile einzupflanzen, sich freuen, mehrere Kinder aufzuziehen, sein Gut gleichmässig unter sie zu teilen und sie beginnen lassen, wie er selbst begonnen hat. Andererseits ist es, wenn das Vermögen eines Grundbesitzers Schaden gelitten hat, für ihn selbst, wie für seine Familie und für die Gesellschaft besser, wenn er seinen Grund und Boden verkauft, anstatt ihn durch Anleihen mit Hypotheken zu überlasten. Die Liebe zum Eigentum, das Vorurteil und besonders die Eitelkeit veranlassen ihn fast stets, das Gegenteil zu thun. Er belastet sich mit einem Eigentum, das zu seinem Kapital in einem Missverhältnis steht, ebenso wie zu seinen körperlichen Kräften und zu der Sorgfalt, die er ihm angedeihen lassen kann. Er leih zu lästigen Bedingungen, und die Zahlung der Zinsen vermindert noch jedes Jahr das Kapital, das er zur Verbesserung seines Landes hätte verwenden müssen: die Folge davon ist schliesslich eine geringere Produktivität seines ganzen Gutes, als eine Hälfte desselben gebracht haben würde, wenn er die andere verkauft hätte. Wäre diese andere Hälfte in die Hände eines Käufers gekommen, welcher leistungsfähig ist, so würde sie zu ihrem vollen Werte

ausgenutzt worden sein und die Gesellschaft würde anstatt eines Bruttoertrages deren zwei gehabt haben.

Die Gesetzgebung soll dem Eigentümer das Mittel, sich durch Anleihen zu helfen, nicht verschränken, aber sie soll ihm den besseren Ausweg, den Verkauf, erleichtern; sie soll in seinem eigenen Interesse dem Darleiher starke Garantien geben und die stärkste von allen muss die sein, verkaufen zu können, wenn der Schuldner nicht zahlt. Fast alle Gesetzgeber haben den entgegengesetzten Weg eingeschlagen. In ihrer Hochschätzung des Grundeigentums haben sie die Enteignungen so schwierig gestaltet, dass das Interesse des Eigentümers, welches sie haben begünstigen wollen, ganz ebenso aufgeopfert ist, wie das seines Gläubigers. Man hat die Ordnung der Bodengläubiger nach der Zeit ihrer Eintragung geregelt, während die Gläubiger beweglichen Eigentums ohne Rücksicht auf das Datum vollständig gleichmässig behandelt werden. Entweder ist das Privilegium der ersten unnötig und in Folge dessen gefährlich, denn je verwickelter man die Rechte gestaltet, um so mehr vervielfältigt man die Prozesse, oder man muss dem Eigentümer den Vorteil verschaffen, zu einem billigeren Zinssatze zu leihen, als Gegenleistung für eine grössere Sicherheit. Gerade das Gegenteil ist der Fall. In Frankreich war der Zinsfuss im Handel häufig 4<sup>0</sup>/<sub>100</sub>, während der Zinssatz für eine erste Hypothek 6<sup>0</sup>/<sub>100</sub> war. In der That vollziehen sich die Zwangsenteignungen so langsam, so kostspielig, so schwerfällig, dass der Gläubiger weniger Sicherheit hat, wenn er auf den Boden leiht, als wenn er sein Geld gegen einen Wechsel hergiebt.

So vorsichtig und furchtsam das Gesetz auftritt, wenn es sich um den Verkauf von Grund und Boden handelt, so wenig Rücksichten nimmt es, wenn es sich um die Freiheit der Person handelt. Fast in

allen Ländern ist die Festsetzung eines Schuldners leichter zu erreichen, als der Zugriff auf sein bewegliches Eigentum und dieser viel leichter, als der Verkauf unbeweglicher Güter. Richtiger hätte der Gesetzgeber, abgesehen von der Achtung, die die persönliche Freiheit verdient, mit dem Ziel vor Augen, den öffentlichen Reichtum zu schützen, den entgegengesetzten Weg einschlagen müssen. Setzt man eine Person ins Gefängnis, so zerstört man das ganze Einkommen, das die Arbeit entstehen lässt; nimmt man das bewegliche Eigentum fort, so kann man es nicht anders als bedeutend unter dem Wert verkaufen, den es für den Eigentümer hat; nimmt man die Ware, so richtet man häufig den Kaufmann zu Grunde, nimmt man das unbewegliche Eigentum, so schädigt man weder den Schuldner, noch die Nation. Für die schnelle Löschung der Schulden hätte man schon viel gethan, wenn das Gesetz in den Fällen den Verkauf der Ländereien genehmigte, in denen sie heute gestattet, den Schuldner in Schuldhaft zu nehmen. Auf diese Weise würde der grösste Teil der alten Schulden gelöscht sein und die unbeweglichen Güter, die der Ernährung der Bevölkerung dienen müssen, kämen in die Hände von Personen, die durch ihre Kapitalien und ihre Arbeitskraft imstande sind, aus ihnen die Unterhaltsmittel der Bevölkerung zu gewinnen. Anstatt dessen besitzen heute die Hälfte der Ländereien Europas Leute, die weit davon entfernt, über das nötige Kapital zu verfügen, im Gegenteil ein erhebliches Kapital schulden, welches sie nicht zurückzahlen können. Leider haben diese notleidenden Eigentümer einen stetigen Rückhalt an diesen elenden Auskunftsmiteln, um immer wieder Geld aus ihren Ländereien zu ziehen: sie leihen auf ihre Pachtungen,

vermindern den Wirtschaftsfond, verkaufen ihre Wälder, verschlechtern ihren Grund und Boden und haben kein Kapital, den Wert ihres Grund und Bodens zu vermehren.

---

## Zwölftes Kapitel.

### Über die Gesetze zur Erhaltung des Grundeigentums in den Familien.

Das Interesse der Gesellschaft fordert, dass das Eigentum geteilt wird, gerade so wie es angehäuft worden ist, und dass alle durch einen schnellen Umlauf Genuss von einem Vermögen haben, das alle durch ihre Arbeit schaffen. Die Gesellschaft gedeiht infolge der Anstrengungen, die ein Jeder anwendet, um seinen Reichtum zu vermehren und geht mit dem Augenblick zurück, in welchem diese Thätigkeit aufhört: die Gesellschaft trägt die Kosten, wenn man Dinge auf einem und demselben Punkte bleiben lässt, welche zum Wohle Aller fortschreiten sollten.

Dies ist etwas, was die Gesetzgeber nicht verstanden haben. Fast immer aus den vermögenden Klassen hervorgegangen, sind sie der Ansicht, dass man nicht genug Wert darauf legen könne, den Reichen den Genuss ihrer Reichtümer zu erhalten, und dass man deshalb alles thun müsse, dass dieser Reichtum ihnen und ihren Kindern stets verbleibe. Was durch Thätigkeit erworben ist, soll auch erhalten bleiben, selbst wenn die Thätigkeit aufgehört hat, so dass die Andern das nicht thun dürfen, was jene selbst gethan haben: deshalb hat man als Grundsatz aufgestellt, dass die staatliche Ordnung mit der Bewahrung der alten Vermögen in den alten Familien stehe und falle.

Es ist eine Verfassungsfrage und keine wirtschaftliche, bis zu welchem Punkte ein Adel für eine Monarchie notwendig sei und ein altangestammter Bodenreichtum für diesen Adel. Dagegen ist es eine wirtschaftliche Frage, welchen Einfluss die Bürgschaften, die man dem Familienstolz gegeben hat, auf die Entwicklung der Landwirtschaft und des Gewerbflusses gehabt haben: durch die steten Erbeinsetzungen, die Majorate, die Rechte der Erstgeburt, das Nählerrecht und alle die Vorkehrungen, die man getroffen hat, um die Reichen vor dem Untergang und dem Verlust ihrer Güter zu schützen. Noch eine andere wirtschaftliche Frage hängt eng mit der eben berührten zusammen, bis zu welchem Punkt derartige Gesetze die Wirkung gehabt haben, die man von ihnen erwartete, und ob sie ohne Verschlechterung das gleiche Eigentum in den gleichen Familien erhalten haben.

In den Monarchien haben die Gesetze dauernde Erbeinsetzungen verschiedener Art zugelassen, Begründungen von Lehen, von Komthureien, von unverbindlichen Pfründen bei Familienschenkungen, Majoraten, Erbverträgen zu Gunsten nachgeborener Söhne oder einer Tochter. Durch solche verschiedenen Massnahmen beschränkt ein Eigentümer seine Erben in der Verfügung über sein Vermögen, er lässt ihnen weder die Macht, es zu veräussern, noch zu teilen, noch eine Hypothek auf dasselbe aufzunehmen, oder von Todes wegen darüber zu verfügen. Im Gegenteil verpflichtet er sie, diese Erbschaft unangetastet zu lassen in männlicher Linie dem künftigen Vertreter der Familie, von dem noch vor seiner Geburt vorausgesetzt wird, dass er ein Recht habe, welches höher steht, als das der lebenden Generation. Diese dauernde Erbeinsetzung, die die Engländer unter dem Namen entail kennen und die Spanier unter dem Namen majorazgo, nennt man in

Italien fedecompresso, weil der gegenwärtige Inhaber nur als Fiduciarerbe betrachtet wird, zum Vorteil der Geschlechter, die noch ungeboren sind.

Der erste Begründer einer dauernden Erbeinsetzung behält sich stets einen Teil seines Besitzes vor, welchen er dem Fideikommiss oder dem Majorat entzieht und gleichmässig unter seine Kinder teilt. Sein ältester Sohn kann sich ebenso einen Teil seiner Güter frei erhalten, um mit diesem seine jüngeren Söhne und seine Töchter auszustatten. Wenn die jüngeren Söhne reicher Häuser es verstehen, ihre Thatkraft und ihre kleinen Kapitalien gut anzuwenden, wenn sie sich eine Stellung erringen im Heere, in der Marine, den Wissenschaften, der Kirche oder im Handel, mittels der kleinen Vorschüsse, die das Vaterhaus für ihre Stellung oder für ihre Erziehung aufgewendet hat, so hat man oft gesehen, dass sie im Stande waren, durch ihre Ersparnisse die Verschwendung ihrer älteren Brüder wieder gut zu machen. Die meisten von ihnen kommen zu spät zu einem Vermögen, um ans Heiraten denken zu können und die Erbschaft eines alten Onkels hat oft genug das Vatererbe eines Hauses gerettet, das bereits dem Verfall nahe war.

Aber der gewöhnliche Verlauf der Erbeinsetzungen bringt schon in der dritten Generation den Erben dahin, keine freien Güter mehr zur Verfügung zu haben. Zwei aufeinander folgende Teilungen dieser freien Güter haben nach und nach seine Oheime, seine Tanten, seine Brüder und seine Schwestern ausgestattet, was kann ihm bleiben, um seine Söhne und seine Töchter zu begaben?

Wird er selbst ein Vermögen erworben haben? Leider scheint die Erbeinsetzung vielmehr darauf zugeschnitten, ihn zu verhindern, das Seinige zu vermehren, als es zu vermindern. Da er nicht über das Kapital verfügen

kann, so kann er seinen Reichtum bei keinem gewinnbringenden Unternehmen verwenden. Man macht Ersparnisse nur aus Einkommen oder aus Kapitalien, welche man Gewinnen verdankt. Der Fiduciärerbe eines Landkomplexes kann Fonds weder im Handel verwenden, noch eine Fabrik gründen oder mit Kapitalien unterstützen, noch sich an einem nützlichen öffentlichen Unternehmen beteiligen, das geeignet ist, den Wert des Grundbesitzes zu vermehren, den er seinen Nachkommen hinterlassen muss. Er hat keine Mittel, um einen Kanal zu graben, einen Hafen anzulegen, eine Brücke zu bauen, oder Schleusen herzustellen. Er darf nicht über einen Teil des Reichtums verfügen, um den andern zu verbessern, keine Rodungen vornehmen, keine Moräste entwässern, keinem Fluss einen neuen Lauf anweisen, keine Torfmoore, keine Mergelgruben, keine Minen ausnutzen, überhaupt nichts von den Reichtümern erschliessen, die sein eigener Boden birgt. Alles, was das Geld zum Vorteil eines Landes bewirken kann, ist diesen unveränderlich Reichen unmöglich gemacht: dies ist die erste und verhängnisvollste Wirkung der Bande, mit denen das Eigentum gefesselt ist. Die Reichtümer sind es, die nach Arbeit begehren, sie sind es, die neue Reichtümer schaffen; aber alle die, die die Erbeinsetzungen festgelegt haben, sind, wenn nicht unfruchtbar, so doch unfähig geworden, sich zu vermehren.

Wenn man die freie Verfügung über sein Gut dem lebenden Geschlecht entzieht und ihm den Willen derer auflegt, die schon lange tot sind und der Anwartschaft derer, die noch nicht geboren sind, macht man es ihm unmöglich, an der stetigen Verbesserung seines Landes zu arbeiten, man raubt ihm das Interesse an seinem Lande, man entzieht ihm das gemeine Recht des Menschen, das Recht, bei seinen Lebzeiten über



seine irdischen Güter zu verfügen, ebenso unbegrenzt, wie seine Vorgänger vor ihm über dasselbe verfügt haben, wie seine Nachfolger eines Tages verfügen werden. Aber dies ist nicht alles. Durch diese ungerechte Verteilung der Vermögen vernichtet man die moralischen Fähigkeiten derer, die man zu begünstigen glaubte. Man nimmt ihnen die Spannkraft des Geistes, ebenso wie man sie nimmt den Kapitalien, die die Erbeinsetzung ausser Thätigkeit gesetzt hat.

Ein älterer Bruder in einem Lande, in dem er das ganze Vermögen erbt und mehr noch, wenn dieses Vermögen ein substituiertes ist, betrachtet seine jüngeren Brüder als darauf angewiesen, nützliche und einträgliche Beschäftigungen zu suchen. Er dagegen glaubt seinen Beruf vollständig erfüllt zu haben, wenn er das Erbteil, das ihm seine Väter hinterlassen haben, hütet. Schon bei Zeiten hat man ihn gelehrt, dass es für ihn genügend sei, als Edelmann zu leben, man hat ihn von Beschäftigungen, Studien, Kenntnissen, entfernt gehalten, die man nur für die Niedrigen bestimmt erachtet, und die man ihm als schachernde, handwerksmässige, knechtische bezeichnet. Man sagt ihm, dass, während seine Brüder durch allerlei Mittel versuchen müssen, sich ein Vermögen zu erwerben, ihm die Ehre zu Teil geworden ist, den alten Glanz seines Hauses aufrecht zu erhalten. Der Name und der Ruf dieses Hauses erscheinen ihm stets als der Gegenstand einer Art von Kultus. Die Diener, die Künstler, die von ihm abhängen, die Schmarotzer, die sich um ihn scharen, erzählen ihm, durch welchen Luxus sein Vater, sein Grossvater sich in ihrer Jugend der Beachtung, die ihnen gezollt worden ist, würdig gemacht haben, wie gross die Zahl ihrer Bedienten, ihrer Wagen, ihrer Pferde, ihrer Jagdhunde gewesen ist; wie prächtig ihre Feste, wie elegant und geschmackvoll ihre Möbel,

ihre Tafel, ihr ganzes Haus. Eine andere Art Ruhm zu erwerben, braucht der Erbe eines grossen Vermögens sich nicht vorzunehmen, eine andere Ehre erscheint ihm seiner nicht würdig, ausser der, die durch ausschweifende Ausgaben erreicht wird. Alle die, die von diesen Verschwendungen Nutzen ziehen, klatschen so lange Beifall, als sie andauern, und selbst die Öffentlichkeit vergisst, welches ernste, wenn auch fernliegende Interesse mit der Bewahrung des Nationalreichtums verknüpft ist, um sich mit dem Tagesinteresse eines Aufwandes zu beschäftigen, der ihm Spass macht. Auch hat man sich zu allen Zeiten und in allen Ländern weit duldsamer gezeigt gegenüber den Verschwendern als gegenüber den Geizigen.

Sobald ein Familienvater stirbt, ist sein ältester Sohn, der ihm nachfolgt, gehalten, eine Mitgift für jede seiner Schwestern und ein Jahrgehalt für jeden seiner Brüder auszusetzen. Die Mitgift eines Mädchens ist ein Kapital, das er versuchen muss, aus dem väterlichen Erbteil herauszuziehen; hat der Vater bei seinem Tode nur Ländereien und keine Kapitalien hinterlassen, so muss man entweder diese Ländereien verkaufen, oder sie beleihen und mit Hypotheken belasten, oder sie selbst an Stelle der Mitgift geben. Ein substituiertes Land kann aber weder verkauft, noch belastet, noch abgetreten werden und der Fiduciarerbe benutzt den Kredit, den sein Einkommen ihm verschafft, um ohne Pfand zu leihen und diese Schuld aus seinem Einkommen zu bezahlen.

Von dieser Zeit an ist er mit seinen Gläubigern in einer Verbindung, die zu lösen ihm fast unmöglich ist: selbst sein Luxus, der seinen Kredit schädigen sollte, trägt dazu bei, ihn zu heben; dieser Kredit muss ein dauernder sein, denn er sucht ja, indem er sich selbst täuscht, seine Gläubiger zu täuschen. Er hat Jugend-

schulden zu begleichen, er muss Verpflichtungen für die Ausgaben für seine Einrichtung, für die seiner Heirat eingehen, aber Niemand versagt ihm Kredit auf sein Wort oder auf seine einfache Unterschrift; alle Kaufleute reissen sich danach, ihm zu verkaufen, alle Handwerker, für ihn zu arbeiten, alle Dienstboten, ihm zu dienen. Ohne Schwierigkeit kreditieren sie ihm Lieferungen, Löhne, Gehälter, und sie warten, bis seine Verhältnisse sich in einer vollständigen Unordnung befinden, bevor sie ihm ihr Vertrauen entziehen. Jeder kennt die Höhe seines Einkommens, aber jeder stellt nur das von ihm gelieferte in Rechnung und bleibt überzeugt, dass zwei, vier, sechs Jahre grösster Sparsamkeit imstande sein werden, alle diese Schulden zu tilgen. Jeder bildet sich ein, dass er bezahlt werden wird, sobald diese Sparsamkeit eintritt, und trägt in dieser Erwartung durch neue Lieferungen dazu bei, diesen Zeitpunkt immer weiter hinauszuschieben. Der Kaufmann erhöht den Preis der Waren, die er auf Kredit liefert, der Handwerker, der Diener machen sich selbst an den Vorräten des Hauses bezahlt. Sie ziehen ihren Nutzen aus der Verschwendung ihres Herrn und aus seiner mangelnden Ordnung; die Konsumtion steigt und die Früchte der Arbeit vermindern sich, ohne dass der Herr wagen darf, sich über Leute zu beklagen, die er nicht bezahlt und die noch viel mehr Recht hätten, sich über ihn zu beklagen.

Wer weiss es nicht, dass in ganz Europa dies das Schicksal der grossen Vermögen ist, die man selten drei Generationen andauern sieht, ehe sie in die Hände eines Verschwenders geraten. Dieser kämpft während des grössten Theils seines Lebens mit den Schwierigkeiten, in die er sich verstrickt hat, er braucht alle Listen, um von seinen Gläubigern Auf-

schub zu erhalten, von dem er einen Nutzen nicht zu ziehen versteht; er lässt sich ein in Unternehmungen, eine immer verderblicher als die andere, um sich wenigstens einen kurzen Aufschub in seinen Verlegenheiten zu verschaffen; er durchkostet endlich alle Leiden der Armut, alle ihre Ängste, ihre Sorgen, ihre Erniedrigungen, ohne sich entschliessen zu können, auf seine Pferde und Wagen, seinen offenbaren Luxus, den eitlen Glanz, mit dem er sich umkleidet, zu verzichten, obgleich ein Genuss damit für ihn nicht verbunden ist, und er endet sein Leben, mit Schulden überladen, die er zu bezahlen keine Mittel hat.

Der Verschwender stirbt endlich und das Eigentum geht im ganzen auf den neuen Fiduciarerben über, ohne dass dieser für die Irrtümer und Fehler seines Vaters aufzukommen verpflichtet ist. Das ist es ja gerade, was der erste Vererber durch die dauernde Erbeinsetzung hat erreichen wollen; das ist es, was der Gesetzgeber, der für sie Bürgschaft geleistet hat, erstrebt hat. Die Gläubiger des Vaters dagegen sind durch den Verlust, den sie erleiden, an den Bettelstab gebracht. Sie hatten fünf, ja zehnmal den Wert seines Einkommens zu beanspruchen, dies war ihr Kapital, ihr Verlust ist zugleich ein Verlust der Nation. Die Kaufleute, die Fabrikanten, die ihm Waren geliefert haben, machen Bankrott; die Handwerker, die Diener, sehen ihre Ersparnisse verschwinden, die sie für ihre alten Tage zurückgelegt hatten. Lange und mühsam geübte Sparsamkeit der Klassen, die Vermögen anhäufen, werden in einem Tage vernichtet durch die Klasse, die verschwendet und der die dauernden Erbeinsetzungen das Privilegium gewähren, nicht Bankrott machen zu können. Nicht auf diese Weise sollen die grossen Reichtümer sich teilen und in den Umlauf zurückkehren.

Aber erhält der Fiduciarerbe wirklich das substituierte Eigentum in seiner Gesamtheit? Auch dies darf man nicht glauben. Die Erfindung der Erbsetzungen verhindert wohl die Vermehrung der Vermögen, aber sie verhindert nicht ihre Verminderung. Der Eigentümer, der sich zwanzig oder dreissig Jahre lang in einem Zustande steter Bedrängnis befunden hat, hat kein Kapital, keine Ersparnisse weder auf die Verbesserung seiner Ländereien verwenden können, noch auf Rodungen, überhaupt nicht auf die grossen Arbeiten, durch die man den Bodenreichtum erhält. Die menschliche Arbeit ist es, der die Erde ihre Produktivkraft verdankt, die menschliche Arbeit muss sie erhalten. Kanäle, die man für die Bewässerung oder für den Abfluss von Gewässern gegraben hat, versanden: nach Verlauf einer längeren oder kürzeren Zeit muss man sie von neuem öffnen; Dämme stürzen ein, Schleusen werden unbrauchbar, die ländlichen Gebäude, die Ställe, die Kelter gehen ein. Es bedarf eines neuen Kapitals, um sie wiederherzustellen und dies Kapital mangelt. Die Pflanzungen müssen ohne Aufhören erneut werden, wenn sie in gutem Stande erhalten bleiben sollen. Auf hundert Ölbäume, auf fünfzig Maulbeerbäume, auf zwanzig Rebstöcke muss jährlich ein neuer gepflanzt werden. Es ist Sache des Eigentümers, diese Vorschüsse zu machen, da der Pächter oder der Halbbauer die Früchte nicht pflücken kann. Wenn er sie mehrere Jahre hindurch vernachlässigt, verfällt alles, und endlich tritt der Augenblick ein, in welchem die Pachtung beinahe wüst ist, der Weinstock, die Maulbeerbäume, die Ölbäume nicht mehr die Arbeit vergelten, die sie erfordern und keinen grössern Ertrag geben, als Felder oder Wiesen gebracht haben würden. Diese dagegen bedürfen zahlreicher Gespanne, Pflüge und des ganzen Trains der Landwirtschaft, die der Verschwender hat

zu Grunde gehen lassen; Viehherden, die er in einem Augenblick der Not verkauft hat, Dienstboten und Arbeiter, die er zum Teil entlassen hat, um, seines Geldmangels wegen, wo er konnte, zu sparen. Es wird dann vorteilhafter, auf die Bebauung der Ländereien zu verzichten, sie zu Viehweiden zu machen und einigen Eigentümern grosser Herden das Triftrecht mietsweise zu überlassen. So geht langsam ein Boden zu Grunde, wie der des lachenden Geländes von Lucca, der in vier Jahren sechs reiche Ernten bringt, ohne die Ölbäume, Weinstöcke, Feigenbäume, Maulbeerbäume, mit denen er bedeckt ist, zu rechnen, bis er endlich den ungeheuern Landstrichen ähnelt, die sich um Rom erstrecken oder denen des Kapitanats. Disteln und Dornen überwuchern von Tag zu Tag mehr den Boden, der einer ärmlichen Weidewirtschaft dient, und jetzt die ganze Pracht der reichsten Vegetation ersetzt hat. In diesen wüsten Provinzen ist aber der Boden substituiert, dieselbe Familie besitzt immer dieselbe Anzahl Morgen, aber diese Morgen, die der Mensch verlassen hat, stellen nicht mehr für sie, noch für die Nation, denselben Wert dar.

Aber es ist nicht nur die Gefahr, einem Verschwender in die Hände zu fallen, die das substituierte Eigentum bedroht, man muss sich auch versehen, dass das Familiengut nicht immer ohne Unterbrechung in direkter Linie vom Vater auf den ältesten Sohn übergeht. Wenn der Fiduciärerbe keine Kinder hat oder nur Töchter oder natürliche Söhne, so ist er von vornherein dazu verurteilt, bei seinem Ableben seine ganzen Güter einem Bruder, einem Neffen, einem Vetter zu hinterlassen, zum Schaden seiner Witwe, seiner Töchter, den Gegenständen seiner teuersten Gefühle. Er hat infolgedessen kein anderes Lebensziel, als für die zu sparen, die er liebt, und häufig noch

das andere, denen zu schaden, die der Gegensatz der Interessen ihn hassen lehrt. Um sich ein kleines Erbteil zu schaffen, ein kleines Kapital, über das er verfügen kann, fällt er die Bäume auf seinen Ländereien, entfernt er die fahrende Habe aus seinen Baulichkeiten, vermeidet er jede Ausgabe, die dazu dient, ein Besitztum in Stand zu erhalten, über das er gegen seinen Willen verfügen muss. Wie oft hat man nicht diesen steten Interessenwiderstreit zwischen dem augenblicklichen Besitzer und dem Fiduciarerben gesehen, zwischen dem, der alle Vorschüsse machen muss und dem, der die Früchte aller Vorschüsse einmal geniessen wird, zwischen dem, der eines Tages sein Eigentum abtreten muss und dem, der darauf die Anwartschaft hat und es deshalb schon jetzt ängstlich hütet? Wie oft hat man nicht dadurch Feindschaft entstehen sehen, wo man sie am wenigsten hätte erwarten sollen, zwischen einem Vater und seinem ältesten Sohn. Der Vater bemüht sich ohne Aufhören, einen Teil des gefesselten Eigentums abzulösen, er freut sich an jedem Baum, den er schlagen lässt, weil er aus ihm einige Thaler lösen kann, die seinen jüngeren Söhnen zufließen sollen, er versagt sich die Anpflanzung eines neuen Baumes, eines neuen Weinstocks, denn dies sind etliche Thaler, die er zu Gunsten des reichen Sohnes aus der Börse nehmen müsste, die er für die armen Söhne bestimmt hat. Seine Eifersucht gegen einen seiner Söhne vereint sich mit seiner Liebe für die andern. Seine Habgier und seine Gerechtigkeit, seine Tugenden und seine Fehler gehen eine innige Verbindung ein: die Wirkung dieser Verbindung hat häufig die Zerstörung des ihm anvertrauten Eigentums zur Folge.

Die allgemeine Erfahrung scheint alle Gesetzgeber von den unheilvollen Folgen, die die dauernden Erb-

einsetzungen mit sich bringen, überzeugt zu haben; trotzdem verschaffen ihnen die Familieneitelkeit oder das Vorurteil, das sie für die Bewahrerinnen eines aristokratischen Interesses hält, immer neue Verteidiger. In Schottland bestehen sie in voller Kraft, in England, wo das Statut de donis conditionalibus (13, Edw. I, c. 1) sie ins Leben gerufen hatte, haben die Richter dauernd gesucht, sie durch Spitzfindigkeiten aus der Welt zu schaffen, wenigstens konnten die Erbschaften im Fall des Hochverrats beschlagnahmt werden; und in der That hat seit der Regierung Eduard IV. und noch mehr der Heinrichs VIII. ein Scheinprozess, den das englische Recht unter dem Namen „fines and recoveries“ kennt, dem Inhaber ein Mittel gegeben, sie ungiltig erklären zu lassen; aber das Gesetz hat eine erste Erbeinsetzung (remainder) unter ihre Fittige genommen und diese, die ständig erneut werden kann, hat beinahe die gleiche Wirkung. Die dauernden Erbeinsetzungen haben seit langem an dem Untergang Spaniens, Portugals und ihrer Kolonien gearbeitet. Sie sind häufig in Deutschland, sie sind von Neuem in Frankreich von Napoleon erlaubt worden, der das wohlerkannte Interesse des Staates dem Wunsche, Majorate für seinen neuen Adel zu begründen, opferte, und sie haben sich seit der Restauration noch befestigt; endlich haben fast alle Regierungen, die man in Italien wiederhergestellt hat, ihnen ihre alte Stellung wiedergegeben aus Hass gegen die philosophischen Lehren, mit denen man sie bekämpft hat.

Es hat des Zusammenwirkens mehrerer Umstände bedurft, um die Erbeinsetzungen so verhängnisvoll zu machen, wie wir es gezeigt haben. Wenn ein Land, wie England, zu einem hohen Grade des Wohlstandes gelangt ist, wenn alle Laufbahnen den thatkräftigen und tüchtigen Menschen geöffnet sind, wenn die



Stellungen in der Regierung, der Marine, der Armee, dem Handel, in Indien zahllose Hilfsquellen darbieten, und die Fürsprache eines Vaters oder eines mächtigen Bruders genügt, um jungen Leuten von guter Erziehung, die wohl einen Namen, aber wenig Vermögen haben, eine Stellung und ein gutes Fortkommen zu sichern, so erhält sich der Wohlstand der Bevölkerung und der der Familien nicht durch die Erbeinsetzungen, sondern trotz ihrer. Wenn der Wohlstand dieses Landes einmal erschüttert würde, wenn zahlreiche Bankerotte seinen Handel vernichtet hätten, wenn die Höhe des Preises seiner Fabrikate ihm die fremden Märkte gesperrt hätte, wenn Unordnung in seinen Finanzen es zwingen würde, seine Armee und seine Marine zu vermindern, und die zahlreichen Arbeitsgelegenheiten seiner Regierung zu reformieren, wenn durch all dies die einzelnen thatkräftigen Männer aus den oberen Klassen, diejenigen, die heute so ausserordentlich zu seinem Reichtum beitragen, die jüngeren Familienglieder, zu Müssiggang verdammt wären, so würde dieses Land bald die verhängnisvolle Erfahrung machen, wie verderblich die Wirkungen der dauernden Erbeinsetzungen sind und wie nötig es ist, behufs ihrer Abschaffung auch den Familienstolz nicht zu schonen und alle Kinder zu einer gleichen Teilung der Erbschaft zuzulassen. In der That lenkt gleichmässig in jedem Lande nicht nur die Erbeinsetzung, sondern der waltende Gebrauch, alle Ländereien dem Ältesten zu lassen und ihm einen ungeheuren Vorsprung vor seinen jüngeren Geschwistern zu geben, ihn stetig von jeder lohnenden Beschäftigung ab und verurteilt ihn zum Müssiggang gerade wegen seiner Reichtümer, während es zum Besten des Landes gerade dem Reichtum obliegen sollte, zur Thatkraft anzuregen. Ohne Reichtum giebt

es kein industrielles Unternehmen, keinen Handel, keine Landwirtschaft, und es ist mindestens ebenso wesentlich, durch Kapital und Kredit die Menschen zur Arbeit anzuregen, als die Erde fruchtbar zu machen.

Das Recht des Erstgeborenen, ebenso wie das der Erbeinsetzung, bewirkt unvermeidlich die Trennung des Geldbesitzes von dem an Grund und Boden. Dagegen hängt die Wohlfahrt der Familien und die der Nationen wesentlich von der Vereinigung des stehenden mit dem Umlaufskapital ab, aber eine Substitution oder auch nur das Vorurteil, das den Glanz der Familie mit der Bewahrung aller Ländereien, die sie jemals besessen hat, verknüpft, erneuert bei jeder Erbfolge die verderbliche Trennung des Geldes von dem Boden. Bei dem Tode eines jeden Familienhauptes geht das ganze Umlaufskapital auf die Töchter, die jüngeren Söhne, die Witwe über; allein der Boden, der, soweit es angängig ist, mit Schulden belastet ist, verbleibt dem Erben. Die Mittel, aus ihm etwas herauszuwirtschaften, werden jeden Tag schwieriger: je unfruchtbarer seine Besitzungen im Laufe der Zeit werden, je unmöglicher wird es ihm, sie wieder in Stand zu setzen, wenn er — und dies ist der Fall — keine Mittel darauf verwenden kann. Wieviel Grundbesitzer würden den verlorenen Wohlstand wiedererlangen, wenn sie die eine Hälfte ihres Eigentums verkauften, um mit ihrem Erlös die andere Hälfte aufzufrischen, aber das gerade verbietet ihnen die Substitution, das Gesetz oder das Vorurteil.

Aber nicht nur die Thatkraft und das Umlaufskapital raubt die Substitution den Grundbesitzern, sie entzieht ihnen auch den Kredit; man könnte es gewissermassen eine Preisaufgabe nennen für eine schlechte Verwaltung, es fertig zu bringen, die Reichen zu verhindern, das Vertrauen einzufliessen, das sie befähigt,

das Kapital eines Andern zu ihrer Verfügung zu erhalten: die dauernden Erbeinsetzungen haben diese Preisaufgabe gelöst. Ein Eigentümer, von dessen Gedeihen das Schicksal von sechzig Bauernfamilien abhängt, die seine Ländereien bebauen, könnte den Wert derselben verdoppeln, wenn er einen Damm auführt, der ihm Schutz vor Überschwemmungen gewährt, wenn er einen Kanal gräbt zum Austrocknen seiner Sümpfe oder zur Bewässerung seiner Weidestrecken oder wenn er einen Schiffahrtsweg schafft, der seinen Ernten einen leichteren Verkauf sichert; er könnte von einer vorteilhaften Anlage Nutzung ziehen, wenn er einen jetzt unfruchtbaren Hügel mit Weinstöcken bepflanzt, er könnte weite Steppen in Olivenpflanzungen, in Maulbeerplantagen, in Felder, in Weideplätze umwandeln, welche jetzt der Dornstrauch dem Haidekraut streitig macht. Aber zu diesem Allen, was nicht minder seinem Lande als ihm, nicht minder seinen Bauern als seinem Erben vorteilhaft wäre, bedarf er vierzig, sechzig, hunderttausend Thaler, für die er gerne Zinsen zahlen und die er auf die Ländereien, die er meliorieren will, hypothekarisch eintragen lassen möchte. Die Substitution untersagt es ihm, sie erlaubt nicht, dass eine Hypothek auf seine Ländereien eingetragen wird; sie sagt seinen Gläubigern, dass, wenn sie so unklug sind, ihm das Geld vorzuschiesse, sie bei seinem Ableben das Kapital verlieren werden, das den Wohlstand seiner Erben begründet hat.

Hieraus ergibt sich, dass der Gesetzgeber das Ziel, das er sich mit der Einführung der Erbeinsetzungen und der Majorate gestellt hat, durchaus nicht erreicht hat. Er hat alle Söhne der Familien, deren Glanz er aufrecht erhalten wollte, zum Müßiggang veurteilt, er hat allen, den älteren aus Stolz, den jüngeren aus Unfähigkeit, die Industrie, das

einziges Mittel, ihr Vermögen zu vermehren, verschlossen, während er sie allen Wechselfällen unterwirft, die unaufhörlich alles angreifen, was alt ist und die stets mit der Zerstörung jedes Wohlstandes endigen, der sich nicht erneuert.

Die Erfahrung hat diese wichtigen Lehren bestätigt; sie zeigt uns in der Geschichte aller Völker, dass, wenn man im Interesse der Aristokratie den alten Familienglanz stützen will, man dies nur durch ein Gesetz vermag, welches die gleiche Teilung unter den Kindern einführt, weil dann jeder Vater sich hüten wird, viele Söhne zu haben, während die Begünstigung des ältesten Sohnes den Vater von dieser Art von Zwang befreit. Abgesehen davon muss die Abfindung der jüngeren Söhne, so gering bemessen sie auch sein mag, wenn sie zahlreich sind, das reichste Erbe schliesslich zu Grunde richten. Alle Aristokratien, die sich erhalten haben, in Griechenland, Rom, Florenz, Venedig, in den italienischen Republiken des Mittelalters, der Schweiz und Deutschland unterlagen dem Gesetz der gleichen Teilung unter den Kindern. Ausserordentlich grosse Vermögen haben sich dort im Laufe mehrerer Jahrhunderte angesammelt, besonders da, wo sie in Handel angelegt waren, wie bei den Strozzi und bei den Medici in Florenz und bei den Fuggern in Augsburg. In diesen Familien gab es selten eine grosse Anzahl von Brüdern, trotzdem haben sie sich ziemlich lange erhalten.

Alle die Adligen, die verarmt sind in den Monarchien Spaniens, Italiens, Deutschlands und des früheren Frankreichs standen unter der Herrschaft von Majoraten und Substitutionen. Jeder Vater hatte eine grosse Anzahl Söhne, von denen die jüngsten zum Müssiggang und zum Elend verurteilt waren. Ihre Zahl hindert indes die adligen Familien nicht

am Aussterben, man kann in diesen Ländern täglich die Erfahrung machen, dass ein Vater von 8 Kindern selten Enkel hat. Verheirateten sich diese jüngeren Brüder, so gaben sie neuen Zweigen das Leben, die ebenso dem Elend verfielen, und so die Hochachtung vernichteten, die man an die historischen Namen hatte knüpfen wollen.

Diese Thatsache, die man als eine feststehende in der Weltgeschichte betrachten kann, erklärt sich durch das Prinzip, welches wir bereits aufgezeigt haben und das wir in unserem letzten Buche weiter entwickeln wollen: die Bevölkerung wird stets durch das Einkommen bestimmt. Wir können hier feststellen, dass die edlen und reichen Familien, weit davon entfernt, sich unendlich zu vervielfältigen, im Gegenteil stets geneigt sind auszusterben (wenn man die Verzeichnisse des Adels Jahrhundert nach Jahrhundert vergleicht, kann man sich von der Wahrheit dieser Thatsache überzeugen), dass diese Familien ganz ebenso schnell aussterben, wenn sie viele Kinder haben oder nur ein einziges, weil, jemehr Kinder vorhanden sind, die Eltern sich um so weniger beeilen, sie zu verheiraten; dass es im Interesse dieser Familien und in dem der Aristokratie liegt, dass sie stets nur aus einer kleinen Anzahl von Personen bestehe und dass sie diese kleine Zahl niemals überschreiten werden, wenn die Väter wissen, dass ihr Erbteil gleichmässig unter alle ihre Kinder geteilt wird; dass das Vermögen der Familien sich durch die Mittel erhält, durch die es erworben ist, dass man es zerstört, wenn man es unveräusserlich machen will; dass die grossen Namen endlich schon an sich geneigt sind, grosse Erbschaften auf sich zu vereinigen, und dass das Gesetz nicht nötig hat, sich einzumischen, wenn ein Pair von Frankreich den Wohlstand, den seine Stellung erfordert,

durch eine Mitgift wiederherstellt, wenn einer der zahlreichen Wechselfälle, denen alles Menschliche unterworfen ist, ihn ins Wanken gebracht hat.

---

### Dreizehntes Kapitel.

#### Ricardos Theorie über die Bodenrente.

Man würde sagen können, dass wir nur sehr unvollkommen die Natur und die Entwicklung des Bodenreichtums auseinandergesetzt haben, wenn wir die neue Lehre, die ein Schriftsteller, der sich in England einer grossen Berühmtheit erfreut, vor Kurzem entwickelt hat; eine Lehre, die der von Adam Smith vollkommen entgegengesetzt ist und die sich dermassen von der unsrigen entfernt, dass wir dieselbe nur bekämpfen können, wenn wir unsere eigenen Anschauungen darlegen. Es ist die Lehre, die Ricardo in seinem neuen Werke: „Grundsätze der politischen Ökonomie“ auseinandergesetzt hat und die Say in den ausgezeichneten Anmerkungen, die er seiner Übersetzung beigefügt hat, zum Teil widerlegt hat.\*)

Ricardo stellt als Grundsatz auf, dass zwischen den Gewinnen aus jeder Art von Industrie ein vollständiges Gleichgewicht herrscht, weil, so bald eine Industrie durch irgend einen Umstand weniger lohnend geworden ist, als die übrigen, diejenigen, die ihr obliegen, sie aufgeben, während sie im Gegenteil die überlaufen, deren Nutzen grösser sind. Er glaubt,

---

\*) Principles of political economy and taxation by David Ricardo, Esq. 8. Lond. 1817. — Principes de l'économie politique et de l'impôt traduit par F. S. Constancio, avec notes p. J. B. Say. 2 vol. 8. Paris 1818. — Deutsche Uebers. v. E. Baumstark. 2. Aufl. 8. Lpz. 1877.

dass durch diese beständige Bewegung der Menschen und der Kapitalien die Gewinne in der ganzen Bevölkerung sich stets die Wage halten. Er schliesst daraus, dass alle Pächter stets den gleichen Nutzen ziehen aus jeder Art Boden: denn keiner von ihnen würde den schlechteren bebauen wollen, wenn er nicht fände, dass auf ihm genau so viel zu gewinnen sei, wie auf dem besseren. Dieses Gleichgewicht zwischen allen Pächtern wird in seinen Augen durch den Preis der Pacht dargestellt, den sie für ihre Farmen bezahlen. Er unterstellt, dass diejenigen, die den schlechtesten Boden bebauen, überhaupt keine Pacht zahlen, und dass die Pacht der bessern Landstücke stets sich stützt auf das Verhältnis aller zu dieser, welche für ihn der Nullpunkt seiner Stufenleiter ist. Wenn eine Arbeit und ein Kapital von diesem Boden, dem schlechtesten, den man sich denken kann, einen Ertrag von 100 Muds Korn ziehen und dieselbe Arbeit und dasselbe Kapital aus Boden besserer Beschaffenheit 110, 120, 130 und 140 Muds Korn ernten, so nimmt er an, dass die Pacht eines jeden gleich dem genauen Werte sei von 10, 20, 30, 40 Muds Getreide.

Nachdem er so die Pacht auf die einfache Berechnung des Unterschiedes zwischen der Produktivkraft der verschiedenen Arten von Boden zurückgeführt hat, zieht Ricardo hieraus verschiedene Schlüsse über die Art, wie die Steuern auf das Nettoeinkommen, das Bruttoeinkommen und auf die Lebensmittel die verschiedenen Klassen der Gesellschaft belasten; diese Schlüsse scheinen sich uns nicht aus seinen Voraussetzungen zu ergeben. Wir folgen indessen nicht seinen Beweisführungen, so wichtig auch die Schlüsse aus ihnen sein mögen, weil wir ihre Grundlage nicht zugeben können. Wir bemerken beiläufig, dass Ricardo, wie alle englischen Volkswirte, die Pacht als das einzige

Mittel der Ausbeutung des Grund- und Bodenreichtums ansieht, während auch in seinem Lande andere Systeme in Übung sind, die vielleicht höher stehen.

Wir beginnen mit der feierlichen Verwahrung, dass wir in keiner Weise die Grundlagen der Beweisführung Ricardos zulassen können, nämlich das ständige Gleichgewicht der Gewinne in allen Industrien. Wir glauben grade im Gegenteil bei der Unmöglichkeit, in der sich stets die Eigentümer feststehender Kapitalien befinden, diese Kapitalien zu realisieren und ihre Bestimmung zu wechseln, sie fortfahren werden, sie noch recht lange arbeiten zu lassen, nachdem diese Kapitalien schon ein viel niedrigeres Einkommen bringen, als alle anderen. Ihre Beständigkeit in der gleichen Thätigkeit wird noch durch ihre Furcht gesteigert, die ganze Geschicklichkeit, die sie erworben haben, verlieren zu sollen und ihre Unfähigkeit, sich in eine andere Thätigkeit hineinzuarbeiten. Je zahlreicher eine Klasse ist, um so stärker wirkt dieses Hindernis; und wenn wirklich einige Arbeiter der Entmutigung verfallen und ihren Beruf wechseln, so bilden sich neue aus den heranwachsenden Generationen und ersetzen sie und ein Gleichgewicht stellt sich niemals her. Die Pächter können nicht nach ihrem Belieben Weber werden, die Pächter gehen nur sehr schwer aus einer Ortschaft in eine andere und wenn die Erfahrung eines beweist, so ist es dieses, dass ihre Gewinne nicht in allen Provinzen und auf jeder Art von Boden gleich sind.

Wir legen ebenso gegen die Aufstellung Verwahrung ein, dass die Pächter gewöhnlich dem Eigentümer des Bodens ihre Bedingungen auferlegen können. Es scheint uns, dass sie sehr häufig seine Bedingungen annehmen müssen. Die Menge der zu pachtenden Ländereien ist beschränkt und kann sich nicht ver-



grössern, die Menge der Kapitalien und die Zahl der Arme, die sich anbieten, wächst ins Unendliche und meistens wird es in der Gesellschaft mehr Leute geben, welche Ländereien zu pachten suchen, als Leute, die solche abzugeben haben.

Aber ohne uns bei diesen wesentlichen Meinungsverschiedenheiten aufzuhalten, die das ganze System Ricardos erschüttern, bestreiten wir selbst die Richtigkeit seiner Art zu schliessen. Wenn eine Bevölkerung wächst und ein Einkommen, mit dem sie ihren Unterhalt fristen kann, besitzt, so wird sie Ländereien unter Kultur setzen, die bisher un bebaut waren, sie wird aber zugleich den Besitzer dieser Ländereien in den Stand setzen, sich ihren Gebrauch bezahlen zu lassen. Wenn die un bebauten und weniger guten Ländereien Niemandem gehörten und wenn jeder ohne Unterschied berechtigt wäre, sie zu bebauen, sobald er glaubt, Vorteil daraus ziehen zu können, so wäre die Beweisführung Ricardos begründet. Aber man weiss wohl, dass in der ganzen civilisierten Welt alles Land, sei es gut oder schlecht, bebaut oder ungerodet, einen Eigentümer hat, sei dies ein Privatmann, seien es Gemeinden; dass deshalb Niemand sie in Gebrauch nehmen kann, ohne die Zustimmung des Eigentümers zu erkaufen, und dass man den Preis für diesen Kauf Pacht nennt. Selbst in Amerika, am äussersten Ende der westlichen Staaten, wo ein Neuland von ungeheurer Ausdehnung unaufhörlich neue Bebauer heranzieht, erhält man den Boden nur durch Kauf von den Staaten, zum Preise von 2 Dollars den acre. Dieser Preis ist ohne Zweifel ganz gering, aber trotzdem stellt er das Kapital einer Rente dar, die vollständig unabhängig von der Vergleichung ist, die Ricardo gezogen hat. Das Eigentum am Boden ist stets etwas; Ricardo hat unterstellt, dass es nichts

sei. Er hat Null genannt die niedrigste Stelle seiner Stufenleiter; wo er Null gesetzt hat, hätte er wenigstens eine Eins setzen sollen.

Wir haben Bruttoertrag die Gesamternte eines Jahres genannt, so wie sie unter denen, die zu ihrer Entstehung beigetragen haben, geteilt werden soll, und Nettoertrag den Teil dieser Ernte, der dem Eigentümer nach Abzug der Kosten zukommt. Der Nettoertrag dient als Grundlage für die Berechnung der Rente, wenn der Boden verpachtet ist. In den anderen Wirtschaftssystemen ist er stets der jährliche Wert des Eigentumsrechts, aber in dem Nettoertrage stecken Einkommenarten ganz verschiedener Natur. In der Pacht, die er verlangt, vereinigt der Eigentümer: 1. den Entgelt für die Arbeit der Erde oder die Menge, um die ihre Produktionskraft wirklich den Wert der Produkte, den die Arbeit aus ihrem Schosse zieht, erhöht; 2. den Monopolpreis, den er ihr dadurch giebt, dass er ihren Gebrauch allen denen, die arbeiten wollen und keinen Boden haben, versagt, ebenso allen denen, die verzehren wollen und keine Lebensmittel haben; 3. den Mehrwert, den er erhält von einem besseren Boden, im Vergleich zu einem geringeren; 4. das Einkommen aus den Kapitalien, die er selbst auf seinen Boden gewendet hat, um ihn in Kultur zu setzen, und die er nicht aus ihm heraus ziehen kann. Von diesen 4 Grundlagen des Nettoeinkommens kennt Ricardo nur die beiden letzteren und auch diese sind ihm nicht vollkommen klar. Man muss immer, und diese Beobachtung zielt auf das ganze Werk Ricardos, in der politischen Ökonomie zwei Arten von Werten unterscheiden, den eigentlichen und den relativen. Der eine entsteht durch die Produktion, der andere durch den Wettbewerb; der eine ist die Beziehung der Sache zu der Arbeit, der sie ihr Entstehen ver-

dankt, der andere die Beziehungen der fertigen Sache zu dem Begehren derjenigen, die ihrer bedürfen. Man kann die Schätzung dieser beiden Werte der Feststellung des Nettoeinkommens gleichstellen.

Der eigentliche Wert ist von jedem Tausch vollständig unabhängig. Der Arbeiter, der 5 Sack Korn gesäet hat und 25 erntet, braucht sich nicht nach der Nachfrage zu erkundigen, um zu wissen, dass seine Produktion an sich den Wert seiner Vorschüsse übersteigt, denn sie setzt ihn in den Stand, nicht nur dieselbe Arbeit von Neuem zu beginnen, sondern auch eine bedeutend grössere zu leisten. Seine Arbeit, das Roden, Düngen, Säen und Ernten mag 10 weitere Sack geschätzt werden, er würde also mit 15 Sack sich genau auf demselben Punkte befinden, als er sich befand, als er seine Arbeit begann: es bleiben also 10 Sack übrig, die die Arbeit der Natur darstellen.

Da die Landwirtschaft die einzige Thätigkeit ist, die Unterhaltsmittel schafft, ist sie auch die einzige, die ohne irgend einen Tausch bewertet werden kann. Die Erde kann einem einzelnen Menschen alles das liefern, was er zum Leben gebraucht, wenn er nur versteht, die Erde Werte schaffend zu machen. Wenn er sich in die Felle seiner Hammel kleidet, wenn er sich von ihrem Fleische und von dem Korn, das er erntet nährt, wenn er seine Hütte aus dem Holze seiner Wälder zimmert, so kann er ohne irgend ein Hilfsmittel die Menge, die seine Arbeit geschaffen hat, mit der Menge vergleichen, die er während seiner Arbeit verbraucht hat, und er wird somit den Beweis erhalten, dass die zweite kleiner ist, als die erste. Er sieht vor sich und für sich einen Nettoertrag erstehen, der vollständig unabhängig ist von jedem Wettbewerb, von jeder Nachfrage des Marktes, von jedem Werte, gegen den er dieses Produkt eintauschen wird. In

jeder andern Industrie kann die Arbeit des Handwerkers nicht gänzlich für seine Ernährung bestimmt sein; er lebt dann nicht von diesem Produkt, sondern von dem, was er in Tausch gegen dieses Produkt erhalten hat. Hängt auch der Überschuss seiner Produktion über seinen Konsum von den Bedingungen ab, unter welchen er das Produkt eintauscht, so hebt sich doch kein Nettoprodukt irgend einer industriellen Arbeit trotz der Hilfe, die ihm ausserdem die Natur oder die Wissenschaft gewährt, welche Vorteil aus Naturkräften zieht, so klar und so bestimmt hervor, wie das Nettoprodukt der Landwirtschaft.

Aber wenn der Arbeiter für seine eigenen Bedürfnisse gesorgt hat, so hat der Überschuss an Getreide, den er gewonnen hat, nur soviel Wert, als er durch Tausch für ihn löst. Es handelt sich somit für ihn, seinen relativen Wert zu bestimmen oder das Verhältnis zwischen der Nachfrage und der Produktion. Das Gleichgewicht steht somit im umgekehrten Verhältnis zu den Kräften der Konsumenten und der Produzenten, und der Arbeiter verkauft die zehn Sack, die ihm bleiben, nicht für den Preis der Arbeitstage, die er für ihre Entstehung hat aufwenden müssen, sondern zum Preise der Arbeit, zu dem man ihm die Produkte anbietet, die er kaufen will. Zuweilen nutzt der Arbeiter für sich die Macht des Monopols aus, weil die Menge des bebauten Landes begrenzt ist, und das Verlangen der Bevölkerung die Menge der Produkte übersteigt. Dann erhöht er seine Forderungen und verkauft sein Getreide zu dem Preise, zu dem der seinem Markte am weitesten entfernte Produzent es auf diesem selben Markte anbietet, obgleich dieser letztere ebenso viel wie er für die Produktion aufgewandt hat und ausserdem noch die Transportkosten von seinem Wohnorte bis zu dem Markt. In diesem selben Falle fühlt dieser entferntere

Produzent, wie die Macht des Monopols sich gegen ihn wendet. Er hat keine Verbraucher in der Nähe, und um sich von seinem Getreide zu befreien, muss er den Käufern einen Teil seines Nettoertrages zum Opfer bringen.

Wenn die Ländereien verpachtet sind, behandelt der Arbeiter, nachdem er mit dem Käufer über den Preis des Getreides einig geworden ist, mit seinem Eigentümer die Höhe seiner Pacht; und um dies festzustellen, darf er nicht nur die Leichtigkeit des Verkaufs in Betracht ziehen, er muss auch die Zahl seiner Mitbewerber berechnen, die gleich ihm Arbeit und landwirtschaftliches Kapital anbieten, und er diktiert dem Eigentümer den Preis oder muss ihn sich von diesem diktieren lassen, je nachdem die Kapitalien und die angebotenen Arme grösser oder geringer an Zahl sind, als die verfügbaren Ländereien.

So ist der Nettoertrag der Landwirtschaft oder der Mehrwert der Ernten über die Einlagen des Arbeiters eine positive Menge, durch die die Gesellschaft sich bereichert, unabhängig von den Wechselfällen des Marktes, und ergibt für die Rente von Grund und Boden eine wirkliche Grundlage. Aber der Kaufwert dieses Produktes kann durch einen doppelten oder selbst dreifachen Kampf festgestellt werden, dergestalt, dass er je nach den Umständen gänzlich dem Eigentümer verbleibt, sogar erhöht durch einen Monopolpreis, während er ein anderes Mal zum Teil dem Pächter oder dem Tagelöhner verbleibt, denen die Ernte verdankt wird, endlich wird häufig der Verzehrer davon den Vorteil haben. So ergibt in den neuen Kolonien, den westlichsten des Festlandes von Amerika, in Illinois, woselbst der Ansiedler das Land für 2 dollars den acre kauft, was eine Rente von ungefähr 20 cents das Jahr ausmacht,

auf diesen fruchtbaren Landstrichen, die Landwirtschaft einen viel erheblicheren Nettonutzen; aber dieser Nettonutzen teilt sich zwischen dem Pächter, dem Tagelöhner, dem Getreidehändler aus New-Orleans so, dass der erste einen viel grösseren Nutzen hat, der zweite einen viel grösseren Lohn erhält und der dritte sein Getreide viel billiger kauft, als alle drei dies in New-York hätten erzielen können. Die ansehnliche Bodenmiete, die man in New-York zahlen muss, und die man in Illinois nicht zahlt, genügt zur Aufsaugung des Nutzens dieser drei Personenklassen.

Die Arbeit der Natur, diese schöpferische Arbeit, die sie ohne den Menschen machen würde, aber nicht für seinen Gebrauch, ist also der Ursprung des Nettoertrages der Ländereien im eigentlichen Sinne. Die Nachfrage des Marktes oder die Beziehung des Einkommens der Verzehrter zu der Menge Bruttoertrag, die zum Kauf angeboten wird, bestimmt den Wert des Nettoertrages oder stellt seinen relativen Preis fest. Das Eigentumsrecht oder das durch die Gesellschaft gewährleistete Monopol gegen zwei Klassen von Personen übt, einmal gegen die, die Lebensmittel brauchen, das andere Mal gegen die, die Arbeit, um die Lebensmittel entstehen zu lassen, anbieten, verhindert ebenso, dass der Preis der Pacht, wie der der Lebensmittel auf den Mindestwert herabgedrückt werden.

Erst nachdem diese drei Ursachen gewirkt haben, und dies mit unzähligen Abweichungen, je nach den Umständen, kommen die andern Ursachen, die Ricardo erkannt hat, zur Geltung. In demselben Bezirk wird ein Pächter, der zwischen zwei verschiedenen Boden die Wahl hat, dem Eigentümer in der That für den besseren einen höheren Preis zahlen, der dem Mehr gleich ist, das dieser Boden bringt, als der andere mit einer gleichen Arbeit. Also um diese Überlegen-

heit zu schätzen, wird man die Verbesserungen am Boden, die der Eigentümer mit seinem eigenen Kapital vorgenommen hat, ebenso in Rechnung ziehen müssen, wie die Natur des Landes. Viele dieser Verbesserungen sind Jahrhunderte alt: so die Kanäle in der Lombardei, die Terrassen Toskanas drei oder vier Jahrhunderte. Ähnliche Verbesserungen verbinden sich mit der Natur des Bodens selbst.

Zuweilen ruht der Nettoertrag, den die Natur gewährt, vollständig, während der Nettoertrag, den das Eigentum dem Monopol verdankt, an Wert zunimmt. Die Gärten in dem Umkreise von Paris bringen einen sehr erheblichen Zins; dieser Zins stellt die Arbeit einer sehr lebhaft thätigen Natur dar; denn dieser Boden, Jahrhunderte hindurch verbessert, bringt viel mehr Unterhaltsmittel hervor, als behufs seiner Bebauung verbraucht werden können. Baut man jetzt eine Geschäftsstrasse durch diese Gärten, so wird der Boden vollständig aufhören, zu produzieren, aber er wird noch viel teurer verkauft werden, als wenn er von den reichsten Ernten bedeckt wäre. Der Eigentümer wird sich den Vorzug des Orts bezahlen lassen und ausserdem alle Früchte, anf deren Hervorbringung er verzichtet. Diese Verpachtung von Grund und Boden, den man daran verhindert, Frucht hervorzubringen, findet sich in allen aufsträubenden Städten. In Pittsburgh in Lexington, selbst in den Städten von Westamerika, die erst vor zehn Jahren gegründet sind, aber deren Wohlstand reissend wächst, ist in den besten Stadtteilen der Boden viel teurer, als in den schönsten Strassen Londons.

Als Ergebnis betrachten wir, weit entfernt davon, mit Ricardos Satze: „dass die Pacht stets auf den Verzehr zurückerfalle und niemals auf den Pächter,“\*)

\*) Ricardo, Kap. VI.

übereinzustimmen, die Pacht oder vielmehr den Nettoertrag als unmittelbar der Erde entstammend, zum Vorteil des Eigentümers; er nimmt nichts dem Pächter und nichts dem Verzehrter; wir glauben aber, dass, je nach dem Stande des Marktes, bald der Pächter, bald der Verzehrter aus einem Teil der Pacht Nutzen ziehen; dass aber auch der Eigentümer nicht nur die Pacht im ganzen erhält, sondern sich auch überdies einen Monopolpreis bezahlen lässt, der, wenn auch nicht in gleicher Weise, den Bebauer und den Verzehrter trifft. Im Allgemeinen muss man sich in der politischen Ökonomie vor absoluten Sätzen hüten, ebenso wie vor Abstraktionen. Jede einzelne der Kräfte, die auf jedem Markte sich die Wage halten, kann für sich selbst und unabhängig von der, mit der man sie ins Gleichgewicht setzt, Veränderungen zeigen. Man findet nirgends eine absolute Menge, man begegnet niemals einer stets gleichen Kraft und jede Abstraktion ist immer eine Täuschung. So ist die politische Ökonomie nicht eine Wissenschaft der Berechnung, sondern der Moral. Sie führt in die Irre, wenn man glaubt, sie durch Zahlen leiten zu können: sie führt nur dann zum Ziele, wenn man die Gefühle, die Bedürfnisse, die Leidenschaften der Menschen in Rechnung zieht.

---



# Viertes Buch.

---

## Von dem Handelsreichtum.

---

### Erstes Kapitel.

#### **Der Nationalwohlstand im Handelssystem.**

Der Mensch hat durch seine Arbeit seine ersten Reichtümer aus der Erde gezogen; aber kaum hatte er selbst seine dringendsten Bedürfnisse befriedigt, als seine Wünsche sich auf Genüsse richteten, die er sich nur mit Hilfe von Seinesgleichen verschaffen konnte. Der Tausch begann: er erstreckte sich auf alles, was Wert hat, auf alles, was man dafür gewähren konnte; er umfasste gegenseitige Dienste und Arbeiten, ebenso wie die Früchte der Arbeit und trug bei zur Bildung und zum Wachsen eines neuen Reichtums, der nicht mehr sein Augenmerk richtete auf die Bedürfnisse dessen, der ihn schuf, sondern auf die Bedürfnisse aller derer, mit denen man einen Tausch machen konnte, mit denen man handeln konnte; deshalb nennen wir ihn Handelsreichtum.

Dieser Reichtum stellte sich von Anfang an vollständig abgelöst dar von dem Besitz am Boden: er bestand in der Vereinigung alles dessen, was die Arbeit des Menschen für seinen Gebrauch hergestellt und geeignet gemacht hatte, alle seine Bedürfnisse

zu befriedigen oder allen seinen Einbildungen zu schmeicheln. Von dem Augenblick an, in dem die Erzeugnisse der Erde, welcher Art sie auch immer sein mochten, aus den Händen des Bebauers heraustraten, bis zu dem Augenblick, in dem sie in die Hände des Verzehrers übergingen, begründeten sie den Handelsreichtum. Während dieses Zeitraums unterziehen sich die Einen den verschiedenen Thätigkeiten, die die Gegenstände für den Verbraucher immer kostbarer machen sollen: sind sie Gegenstand einer Arbeit, so nennt man sie Rohstoffe, denn jeder von denen, die ihre Arbeit an sie wenden, vergisst die Thätigkeiten, die vorangegangen sind, und betrachtet die Gegenstände, die er bearbeitet, als rohe; andere, schon beendet und zum Gebrauche fertig, werden nach Orten verschickt, an denen Verbraucher zu finden sind, oder sie erwarten auch wohl ihr Kommen in den Niederlagen und Läden und dann nennt man sie Waren; andere wieder sind für die Verzehrung durch die Produzenten selbst bestimmt, ihr Wert muss mit dem der Rohstoffe, die der Arbeiter bearbeitet, vereinigt werden und ist dann Umlaufkapital der Manufakturen, andere endlich sind bestimmt, die Arbeit des Menschen zu unterstützen und die verschiedenen Erzeugnisse seines Fleisses zu vermehren: dies ist das stehende Kapital. Alle gehören gleichmässig zum Handelsreichtum und die verschiedenen Klassen der Kapitalisten, Fabrikanten, Fabrikarbeiter, Kaufleute, Kleinhändler, Seeleute und Fuhrleute, die sich mit der Anfertigung und der Verschickung der Waren beschäftigen, leben gleicherweise vom Handel.

Wir haben gesehen, dass der Bodenreichtum mehr oder weniger ungleich unter diejenigen verteilt ist, die zu seiner Entstehung beitragen, aber dass es für den wirklichen Wohlstand einer Nation zwar nicht

darauf ankommt, dass ein Jeder einen gleichen Anteil an den Früchten der Erde habe, es aber doch wenigstens wesentlich ist, dass ein Jeder die Gewähr habe, durch seine Arbeit nicht nur das dringend Notwendige, sondern auch die Genüsse des Lebens sich zu verschaffen; und dass die Bevölkerung still steht vor dem Punkte, an welchem sie beginnt, sich die tägliche Existenz strätig zu machen. Dieselbe Regel gilt auch bei dem Handelsreichtum. In dem einen, wie in dem andern ist es weder der Nettoertrag noch das Wohlbefinden einiger Eigentümer oder Leiter von Arbeiten, das der Bevölkerung von Wert ist, noch weniger die Menge geleisteter Arbeit, ohne Rücksicht auf seine Belohnung, sondern die allgemeine Behaglichkeit, das Glück aller ist das Zeichen des Reichtums.

Solange der Handelsreichtum nur im Verhältnis zu den Bedürfnissen, die für seine Bildung den Ausschlag geben, wächst, verbreitet sich das Wohlbefinden über alle die, die zu seiner Entstehung beitragen; er bewirkt dagegen Elend und Vernichtung, wenigstens für die unteren Klassen der Bevölkerung, wenn seine Bildung dem Bedürfnis voraneilt. Der Landbebauer, der Eigentümer werden, wenn sie Bedarf an Kleidern haben, ohne Weigern demjenigen, der sie ihnen verschafft, einen Teil der Erzeugnisse ihrer Felder geben, der genügend zu ihrem Lebensunterhalt ist; denn sie werden einsehen, dass dieser Teil vergleichsweise sehr viel geringer ist, als derjenige sein würde, den sie aufwenden müssten, wenn sie sich diese Kleider selbst anfertigen sollten. Aber wenn der Tuchhändler und der Schneider mehr Kleider angefertigt haben, als der Landbebauer und der Eigentümer verbrauchen können oder wollen, wenn mehrere Tuchhändler, mehrere Schneider sich die Käufer streitig machen und ihre Ware billiger an-

bieten, so werden sie nur mehr einen zum Leben unzureichenden Anteil erhalten, und die Fülle des Handelsreichtums wird die Armut der Händler zur Folge haben.

Eine Nation gedeiht in Wahrheit sowohl, was die im Handel wie in der Landwirtschaft beschäftigte Bevölkerung anbetrifft, wenn das angesammelte Umlaufkapital genügt, um alle Arbeit in Bewegung zu setzen, die zu machen vorteilhaft erscheint; wenn keine Verbesserung, kein neues Produkt, dessen die vorhandene Bevölkerung bedarf, und das sie gut bezahlen kann, unausgeführt bleibt, mangels eines Kapitals, das zum Unterhalt der Arbeiter bis zum Austausch ihrer Erzeugnisse gegen das erwartete Einkommen genügt. Dieses Kapital, das einem bereits vorhandenen Einkommen entspricht und das zum Ersatz dieses Einkommens dient, wird stets eine angemessene Miete für den wesentlichen Dienst, den es leistet, beanspruchen können; der Zins wird ein hoher sein und der Nutzen des Handels beträchtlich, und so werden im nächsten Jahre aus diesem zwei neue Einkommenteilchen entstehen. So werden im Wohlstande diejenigen, die daran teilnehmen, leben, und sie werden durch eine starke Verzehrung zu einer reichlichen Wiedererzeugung beitragen.

Wenn die Kapitalien längere Zeit hinter den Bedürfnissen zurückbleiben, so wird daraus kaum ein Schaden entstehen, da eine Bevölkerung, die durch sie hätte ernährt werden sollen, nicht vorhanden ist: es werden also lediglich Wesen, die noch nicht geboren sind, der Genüsse beraubt. Dagegen gewähren vorhandene, unzureichende Kapitalien ein verhältnismässig grösseres Einkommen; sie erleichtern die Sparsamkeit und ermutigen sie durch den Hinweis auf den Gebrauch, den man von den Ersparnissen

machen kann; sie ermutigen, Kinder aufzuziehen, indem sie eine Vermehrung der Mittel versprechen, die man auf sie wenden wird. So ist der Zustand im freien Amerika. Es giebt dort schon ansehnliche Kapitalien, aber sie bleiben hinter den Bedürfnissen und der Nachfrage zurück. Sie dienen zur Anfertigung nützlicher Arbeiten und zwar vieler Arbeiten, die geeignet sind, eine viel zahlreichere Bevölkerung, als vorhanden ist, zu ernähren. Der Kummer um die Glückseligkeit, an der diese ungeborene Bevölkerung Theil nehmen könnte, ist der einzige Übelstand, der sich an die Unzulänglichkeit der amerikanischen Kapitalien knüpft. Die ganze lebende Bevölkerung indessen erhält als Lohn, als kaufmännischen Nutzen oder als Kapitalzins einen ausreichenden Anteil an dem diesen Kapitalien entstammenden Einkommen.

Aber wenn die vorhandenen Kapitalien durch ein grosses Unglück oder durch die Verschwendungssucht, sei es der Kapitalisten, sei es der Regierung, vernichtet werden, stehen die erhaltenen unzureichenden Kapitalien in keinem Verhältnis, nicht nur zu den Bedürfnissen und der Nachfrage der Verzehrter, was keine sehr schmerzhaften Wirkungen nach sich ziehen würde, sondern auch in Missverhältnis zu den Arbeitern, denen sie Lebensmittel schaffen sollen und die, im Überfluss aufgewachsen, der Arbeitslöhne beraubt werden, die ihnen als Einkommen dienen. Diese Arbeiter verfallen somit dem Hunger und dem Elend.

Wenn aber die Kapitalien die Bedürfnisse der Konsumtion übersteigen, so ist die erste unangenehme Folge dieses Überflusses, dass die einen den andern ihren Gebrauch streitig machen und ihre Eigentümer sich mit einer geringeren Miete begnügen müssen: der Zinsfuß fällt, das Einkommen der Besitzer dieses wesentlichen Theils des kaufmännischen Reichthums nimmt ab und ihre Genüsse vermindern sich.

Dies ist aber nicht alles. Die Unternehmer, die ihre Arbeiten nicht nur nach den Bedürfnissen der Gesellschaft, für die sie bestimmt sind, sondern auch nach den vorhandenen Kapitalien einrichten, liefern mehr Arbeit als verbraucht werden kann. Infolgedessen machen sie sich ihre Kunden streitig und begnügen sich, um nur verkaufen zu können, mit einem kleineren Nutzen. Das Fallen des kaufmännischen Nutzens verringert das Einkommen derer, die vom Handel leben, und verringert ihre Genüsse.

Die Kapitalien, die die Bedürfnisse übersteigen, haben aber nicht nur die ungemessene Thätigkeit der Händler entfacht, sie üben denselben Einfluss auf die Handwerker. Neue Werke werden in Thätigkeit gesetzt, nicht etwa, weil man sicher ist, die in ihnen hergestellten Waren verkaufen zu können, sondern weil man genügend Kapitalien hat, um Vorschüsse auf längere Zeit machen zu können; man nimmt den Familienvätern ihre Kinder, indem man ihnen einen Lohn bietet, dessen Höhe nicht von Dauer sein kann. Man lässt eine neue Bevölkerung entstehen, indem man ihr eine Arbeit in Aussicht stellt, welche nicht stetig vorhanden sein wird. Die Zahl der Hände übersteigt bald die Bedürfnisse, ebenso wie die Kapitalien, infolgedessen tritt eine Verminderung des Einkommens eines jeden Arbeiters ein: diese dritte Klasse, die ebenfalls von dem Handelsreichtum lebt, hat weniger Einkommen, weniger Genüsse, weniger Glück.

So ist die Sparsamkeit, die die Kapitalien anhäuft, und die einzig und allein neue Reichtümer schafft, nicht immer ein Gut: sie kann häufig unzeitgemäß sein, wenn die Ersparnisse nicht vorteilhaft verwandt werden können. Eine Bevölkerung ist glücklich, wenn sie fortschreitet und sich zugleich in jeder Beziehung entwickelt, wenn sie sich zur selben Zeit auf einem

neuen Gebiet ausdehnen kann, oder das nutzbar machen kann, was bisher vernachlässigt geblieben ist: reichlich für einen auskömmlichen Unterhalt ihrer Bevölkerung sorgen und Lebensmittel für eine zahlreiche Bevölkerung schaffen, die geboren werden wird, Kleidungsstücke, Möbel, Wohnungen, Genüsse aller Art gut bezahlen, und mehr davon für die Zukunft begehren. Befindet sie sich in diesem Zustande, so kann sie ohne Furcht Kapitalien anhäufen. Ihre Ersparnisse werden mit neuen Wohlthaten eine neue Generation überschütten.

Aber eine Nation, die in ihren Fortschritten aufgehalten ist, muss sich auch in ihrer Thätigkeit beschränken. Wenn sie die Nahrungsmenge nur dadurch vermehren kann, dass sie den Anteil eines Jeden ungebührlich beschränkt oder derselbe nur durch eine übermässige Arbeit erkaufte werden kann, so darf sie ihre landwirtschaftlichen Arbeiten oder die Teilung des Bodens nicht weiter ausdehnen. Wenn sie ihre im Handel thätige Bevölkerung nur dadurch vermehren kann, dass sie von einem Jeden eine grössere Arbeit für den gleichen Lohn beansprucht, so muss sie vor einem Anwachsen ihrer industriellen Bevölkerung Furcht hegen. Wenn sie die Masse ihrer Erzeugnisse nur gegen ein Einkommen tauschen kann, das nicht ebenso schnell wächst, als ihre Erzeugnisse, so muss sie ihrer Arbeit Schranken setzen. Wenn die Arbeiten, die sie mittels ihrer Kapitalien bewirkt, nicht mehr Beschäftigung für eine grössere Summe bieten, so muss sie die Anhäufung ihrer Kapitalien beschränken. Eine Bevölkerung, die keine Fortschritte macht, darf nicht sparsam sein.

Da jede Thätigkeit zur Ursache des Fortschreitens des Reichtums wird, so ist nichts schwerer, als sich darüber klar zu werden, wo diese fortschreitende Bewegung beginnen, wo sie aufhören soll. Indessen

scheint es, dass der kaufmännische Reichtum in der Wirtschaftsordnung erst an zweiter Stelle steht, und dass der Bodenreichtum, der die Unterhaltungsmittel liefert, vorerst anwachsen muss. Diese ganze zahlreiche Klasse, die vom Handel lebt, kann an den Früchten der Erde nur insoweit teilnehmen, als sie vorhanden sind: sie soll nur in dem Verhältnis anwachsen, wie diese Früchte sich vermehren. Sie vervollständigt nur die Bevölkerung, aber sie macht sie nicht aus. Wenn man auch zuweilen gesehen hat, dass kleine Völker sich einzig und allein durch den Handel bilden und zu einem grossen Reichtum und zu einer ebenso grossen Macht gelangen, ohne eine Landwirtschaft oder kaum ein Gebiet zu haben, so muss man sich ins Gedächtnis rufen, dass die politischen Teilungen, die unabhängige Völker schaffen, sich nicht immer mit den wirtschaftlichen Teilungen decken, die aus wechselseitigen Bedürfnissen hervorgehen. In den Wirren des Mittelalters hatten die Städte allein ihre Freiheit bewahrt, während das Land, von dem sie abhingen und das von ihnen abhing, in der Sklaverei verblieb; damals lösten sich die Hauptstädte von ihren Provinzen, um ohne sie Republiken zu bilden. Ihr Wohlstand schien lediglich ein Ergebnis ihres Handels zu sein; indessen bedurfte doch sogar Holland für seinen Handel der Landwirtschaft treibenden Provinzen an den Rheinufern, die Hansestädte der Provinzen an den Ufern der Elbe und der Weser, die kaiserlichen Städte der Gebiete im Mittelpunkt Deutschlands.

Die nationale Entwicklung beruhte stets auf dem Fortschreiten des Einkommens; wir haben bereits angeführt, dass jedes Einkommen aus dem Handel der Arbeit des Menschen entspringt, während es neben dem Bodeneinkommen, das derselben Arbeit verdankt wird, ein zweites giebt, das aus der



Arbeit der Erde entsteht. So scheinen die Fortschritte des Bodenreichtums, während sie direkt das Einkommen vermehren, dazu bestimmt, zu allen übrigen Fortschritten den Anstoss zu geben. Quesnay und seine Nachfolger hatten diesen Grundsatz auf die Spitze getrieben: sie wollten kein anderes Einkommen anerkennen, als das, das der Erde verdankt wird, und sie nahmen an, dass der Handel, die Künste und die Industrie lediglich Diener des Grundbesitzers seien. Wir haben keineswegs so ausschliesslich das Einkommen aus dem Grund und Boden betrachtet, es ist keineswegs das Einzige, sondern nur das reichlichste: wenn es sich nicht zugleich mit den anderen vermehren würde, würde bald ein Missverhältnis zwischen der Produktion und der Konsumtion eintreten.

---

## Zweites Kapitel.

### Von der Kenntnis des Marktes.

Ogleich die Verwaltung des Bodenreichtums zu vielen Fehlern, vielen falschen Systemen Anlass gegeben hat, kann sie doch als sehr einfach gegenüber dem Handelsreichtum betrachtet werden.

In der ersten hatte man das Ziel, das man erreichen wollte, beständig vor Augen. Die Interessenten wussten genau, was sie von einander fordern sollten: der Landbebauer wollte von den Erzeugnissen seines Feldes leben, und seine Bedürfnisse waren der erste Massstab seiner Arbeiten. Aber derjenige, der von dem kaufmännischen Reichtum lebt, hängt von einem, so zu sagen, übersinnlichen Publikum ab, von einer unsichtbaren, unbekanntem Macht, deren Bedürfnissen er genügen, deren Geschmack er erraten, deren Willen oder Kräfte er erkunden soll. Er soll dies

alles erraten, ohne dass diese Macht spricht, und er setzt seine Unterhaltungsmittel und sein Leben auf das Spiel, wenn er es schlecht errät, und wenn er schlecht rechnet. Diese so bedenkliche Lage aller Klassen, die von dem kaufmännischen Reichtum leben, ist schon für den Gesetzgeber ein mächtiger Grund hinsichtlich des Bestehens des Staates und seines Wohlstandes weniger auf sie zu zählen, als auf die Klassen, die der Bodenreichtum ernährt.

So lange der Mensch allein war, arbeitete er für seine eigenen Bedürfnisse und sein Konsum war der Massstab seiner Produktion. Er sorgte vielleicht für Lebensmittel für ein Jahr oder für zwei, aber vermehrte sie nicht ins Unendliche; es genügte ihm ihre Erneuerung, um sie stetig auf demselben Punkte zu erhalten. Wenn er ausserdem noch Zeit übrig hatte, so arbeitete er nur, um sich irgend ein neues Vergnügen zu schaffen, oder um seinen Launen nachzugehen. Die Gesellschaft hat durch den Handel unter alle ihre Glieder lediglich das geteilt, was der Einzelmensch einzig und allein für sich selbst gemacht hat. Jeder arbeitet ebenso, um Nahrungsmittel für alle für ein Jahr, zwei Jahr oder mehr zu beschaffen. Jeder arbeitet dann daran, diese Versorgung wieder zu vervollständigen, wenn die Verzehrung einen Teil davon zerstört hat. Da die Teilung der Arbeit und die Vervollkommnung der Künste immer mehr hervorbringt, so kann ein Jeder, wenn er für die Wiedererzeugung des Verzehrten gesorgt hat, sich mit der Erweckung neuer Genüsse beschäftigen, kann neuen Launen nachhängen und sie befriedigen. So lange ein Mensch nur für sich selbst arbeitete, konnte er an Launen erst dann denken, wenn er für seine Bedürfnisse gesorgt hatte. Seine Zeit bildete sein Einkommen und zugleich sein Hilfsmittel der Produktion. Er brauchte

nicht zu fürchten, dass eines zum andern nicht im richtigen Verhältnisse stände: er arbeitete ja niemals um einen Wunsch zu befriedigen, den er nicht hatte, und den er nicht als ein Bedürfnis ansah. Durch die Einführung des Handels arbeitete Niemand mehr für sich, sondern für einen Unbekannten: das Verhältnis zwischen dem Begehren und dem Mittel der Befriedigung, zwischen der Arbeit und dem Einkommen, zwischen der Produktion und dem Konsum, waren infolgedessen nicht mehr so sicher; eines wurde vom andern unabhängig, und jeder Handwerker war gezwungen, zu erraten, was selbst die klügsten Menschen nur vermuten konnten.

Die Kenntnis, die der Einzelmensch von seinen eigenen Hilfsmitteln und von seinen eigenen Bedürfnissen hatte, musste durch die Kenntnis des Marktes ersetzt werden, für den der Mensch in der Gesellschaft arbeitet, durch die Erkenntnis seiner Nachfrage und seiner Ausdehnung.

Die Zahl der Verzehrer, ihr Geschmack, die Grösse ihres Konsums und ihres Einkommens bestimmen den Markt, für den jeder Produzent arbeitet. Jedes dieser vier Elemente verändert sich unabhängig von den drei andern, und jede Veränderung hemmt oder beschleunigt den Verkauf.

Die Zahl der Konsumenten kann sich vermindern, wenn der Krieg ein Land, mit dem man Handel treibt, verheert hat, wenn Krankheit, Hunger oder Elend die Sterblichkeit daselbst vergrössert hat, wenn die Regierung des Landes aus politischen Rücksichten dem Verkehr zwischen den Käufern und Verkäufern Hindernisse in den Weg legt, wenn diese neuen Hindernisse natürliche sind, z. B. schlechtere, gefährlichere und kostspieligere Wege, so dass die Ware für denselben Preis nicht gleich weit befördert werden

kann, endlich, wenn neue Produzenten mit den früheren in Wettbewerb treten: denn je grösser die Anzahl der Verkäufer gegenüber einer bestimmten Anzahl von Käufern sein wird, ein um so kleinerer Teil wird auf jeden der Verkäufer kommen.

Der Geschmack der Verzehrer kann sich durch die Mode ändern, ebenso wie durch eine längere oder kürzere Unterbrechung alter Gewohnheiten und dadurch bewirkte Entstehung neuer, durch die Einführung bisher unbekannter, geschmackvollerer, bequemerer oder billigerer Produkte, durch einen Religionswechsel der Bevölkerung, die z. B. bei den Muselmanen einen Begehre nach gegohrenen Getränken hervorrufen oder in den katholischen Ländern den Begehre nach getrockneten Fischen aufhören lassen könnte.

Die Verzehrung irgend eines Erzeugnisses kann unabhängig von der Zahl, dem Geschmack und dem Einkommen der Verzehrer abnehmen, wenn dieses Einkommen eine andere Richtung genommen hat. Ein Land, das von Krieg bedroht ist, wird Waffen kaufen, vom Hunger bedroht für Getreidevorräte sorgen, bei dem Herannahen der Pest Krankenhäuser ausstatten und dadurch seinen sonstigen Konsum einschränken, wenn auch die gefürchtete Plage es verschonen sollte.

Endlich kann das Einkommen der Verzehrer abnehmen, ohne dass ihre Zahl sich vermindert: so werden sie bei denselben Bedürfnissen nicht mehr dieselben Mittel zu ihrer Befriedigung haben. Wenn tatsächlich das Einkommen die Vermehrung der Bevölkerung nicht unterstützt, so genügt diese allein nicht, um das Bestehen eines Marktes zu ermöglichen. Vergebens würde man Getreide für die Hungernden wachsen lassen oder Kleidung für die Nackten anfertigen, wenn sie nicht im Stande sind, zu zahlen: nicht

Bedürfnisse sucht der Handel, sondern Käufer. Wenn das Einkommen der Reichen sinkt, so muss, wenn auch ihre Zahl dieselbe bleibt, ihr Gebrauch sich vermindern. Wenn das Umlaufskapital der Reichen sich vermindert, muss sich auch der Verbrauch der Armen vermindern, wenn auch ihre Zahl die gleiche bleibt: wir haben ja gesehen, dass die Arbeit, die das Einkommen der Armen bildet, einen Handelswert nur durch seinen Austausch gegen das Umlaufskapital erhält; es wird gänzlich gegen dieses Kapital gegeben, und seine Höhe muss sich vermindern mit der Verminderung dieses Kapitals. So giebt es kein Unglück, das den Reichtum einer Nation trifft, welches nicht zu gleicher Zeit den Markt, den diese Nation den Produzenten darbietet, verengt: entweder sein Kapital oder sein Einkommen wird getroffen und so werden entweder seine Reichen oder seine Armen schlechtere Käufer werden.

Diese Erschütterungen des Marktes sind mit Sicherheit schwer zu erkennen und schwer zu berechnen. Die Schwierigkeit vermehrt sich noch für jeden Produzenten, weil ihm die Zahl und die Mittel der anderen Kaufleute, seiner Nebenbuhler, die im Wettbewerb mit ihm stehen, unbekannt ist. Nur eine einzige Beobachtung kann ihm Licht bringen, nämlich die Vergleichung seines Preises mit dem Verkaufspreise. Diese Vergleichung lehrt ihn, je nachdem sie ihm Nutzen oder Schaden zeigt, ob er seine Produktion für das nächste Jahr vermehren oder vermindern soll. Unglücklicherweise wird dieser Vergleich von allen Produzenten auf ein Mal angestellt, alle bemühen sich, ihn zur Richtschnur zu nehmen, und alle, unbekannt mit der Ausdehnung der Anstrengungen ihrer Nebenbuhler, überschreiten fast immer das Ziel, das sie sich gesteckt haben.

Der Produzent stellt seinen Preis nach dem Kostenpreis seiner Ware, nachdem er seinen Nutzen darauf geschlagen hat, der dem annähernd gleich sein muss, den er in irgend einer anderen Industrie erzielen kann. Dieser Preis soll ausreichen zur Bezahlung der Löhne der Arbeiter, der Bodenrente und der Zinsen für das in der Produktion angelegte stehende Kapital, für den Wert der Rohstoffe, die der Produzent verarbeitet hat, für alle Transportkosten und für alle Geldvorschüsse. Wenn alle diese Zahlungen, zu einem mittleren Preise berechnet, durch den letzten Käufer zurückbezahlt sind, so kann die Produktion auf demselben Fusse fortgesetzt werden. Wenn der Nutzen sich über den mittleren Preis erhebt, so kann der Produzent sein Unternehmen ausdehnen, er wird neue Arme und neue Kapitalien gebrauchen und wird, um von diesem ausserordentlichen Nutzen Vorteil zu ziehen, ihn früher oder später auf das Niveau der andern zurückführen. Wenn im Gegenteil der Käufer einen Preis bezahlt, der zu niedrig ist, um die Auslagen zu ersetzen, so wird der Produzent versuchen müssen, seine Produktion zu beschränken. aber diese Änderung wird nicht so leicht sein als die andere.

Man hat als Grundsatz in der Nationalökonomie aufgestellt, dass die Produktion abnimmt und zunimmt im Verhältnis zum Bedarf; es fehlt aber viel daran, dass diese Bewegung regelmässig sei. Während das Bedürfnis, das die Produktion anschwellen lässt, einen allgemeinen Wohlstand verbreitet, bewirkt das Übermass, das sie sinken lässt, langes und grausames Leiden für den ganzen Volkskörper, ehe der erwartete Erfolg eingetreten ist. Das Gute, das man dadurch gethan hat, dass man neue Arbeiter ins Leben rief, steht zu dem Übel, das sie dem Hunger in die Arme wirft, in keinem Verhältnis.

Die Arbeiter eines Unternehmers, der bei dem Kaufpreise nicht mehr seine Rechnung findet, sind selten imstande, ein anderes Gewerbe zu ergreifen. Die Geschicklichkeit, die sie durch eine lange und oft kostspielige Lehre sich angeeignet haben, bildet einen Teil ihres Reichtums: sie würden auf diesen verzichten, wenn sie sich einer anderen Thätigkeit zuwenden würden. Es bedürfte dazu eines neuen Kapitals, das sie sehr oft nicht einmal haben, abgesehen davon, dass es zweifelhaft ist, ob in einem anderen Gewerbe eine beständige Nachfrage nach Arbeit ist: sie können also nicht von einem Gewerbe zum andern laufen. Anstatt dessen fangen sie an, billiger zu arbeiten und für weniger, als sie zu ihrer Notdurft brauchen. Das Produkt wird billiger werden, aber seine Menge, weit davon entfernt sich zu vermindern, wird sich vielleicht noch vermehren. Der Handwerker, der für seinen Unterhalt eine zehnstündige tägliche Arbeit gebraucht hat, wird die Verminderung seines Lohnes durch eine Vermehrung von Arbeit wett zu machen suchen, um so die Mittel, die er zum Leben braucht, sich zu verschaffen. Er wird vierzehn Stunden täglich arbeiten, er wird an den Festtagen nicht ruhen, er wird die Zeit, die er früher dem Vergnügen gewidmet hat, zur Arbeit benutzen, und dieselbe Anzahl Arbeiter wird viel mehr Produkte hervorbringen.

Ebenso können die stehenden Kapitalien zu einem andern Werk nicht verwandt werden. Ein Baumwollenfabrikant hat mit grossen Kosten stattliche Gebäude für seine Fabrikation errichtet, er hat von weit her einen Wasserlauf geführt, der seine Räder treibt und er hat für jeden Arbeiter kostspielige Veranstaltungen getroffen. Die Hälfte, ja dreiviertel seines Vermögens sind unablässig thätig, Baumwollengewebe herzustellen. Der Preis, den ihm ein Käufer zahlt,

deckt nicht mehr ganz seine Zinsen und seine Kosten; soll er deshalb seine Fabrik schliessen? Ohne Zweifel, nein. Er ist zufrieden, die Hälfte des Einkommens aus seinem stehenden Kapital zu verlieren und fährt damit fort zu produzieren, um so die andere Hälfte zu erzielen; wenn er aber seine Fabrik schliesst, so verliert er sein ganzes Einkommen.

Endlich bedarf der Fabrikant selbst seiner Industrie zum Lebensunterhalt und verzichtet deshalb nicht gern darauf; stets wird er geneigt sein, Zufälligkeiten den Niedergang seines Handels im vergangenen Jahre zuzuschreiben: je weniger er gewonnen hat, um so weniger wird er geneigt sein, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Auch die Produktion wird fortgeführt werden, lange noch, nachdem das Bedürfnis befriedigt ist. Kommt sie endlich zum Stillstande, so hat sie bei allen denen, die mit ihr zu thun haben, einen Verlust an Kapitalien, an Einkommen und an Menschenleben verursacht, welchen man nicht ohne Schauern schätzen kann. Die Produzenten werden sich von der Arbeit nicht zurückziehen und ihre Zahl wird sich erst dann vermindern, wenn ein Teil der Fabrikanten zahlungsunfähig geworden und ein Teil der Arbeiter Hungers gestorben ist.

Kein Irrtum ist verbreiteter, als der, den wir eben gekennzeichnet haben. Er erhält sich trotz einer täglichen Erfahrung und ist soeben durch Ricardo, einen geistreichen englischen Schriftsteller, wieder ans Tageslicht gezogen und sehr gewagte Schlüsse auf ihn aufgebaut worden. Es ist wahr, eine Art Erfahrung scheint ihn zu bestätigen: der Leiter einer Manufaktur geht sehr leicht von einem Stoffe, der unmodern geworden ist, zu einem andern über, den die Mode begünstigt, von gestreiftem Sammet zu einfarbigem, von geköpertem Barchent zum Piqué. Dasselbe Gebäude dient dem



einen wie dem andern; die gleiche Erfahrung bei Meister und Geselle schmiegt sich dem neuen Werk genau so an, wie dem alten, und der Nutzen, den die Neuheit bringt, gleicht die Ausgabe für einige neue Maschinen aus. Aber fast alle Stahlarbeiter würden eher Hungers sterben, als imstande sein, zur Baumwollweberei überzugehen. Der Übergang der Fabrikanten und ihrer Umlaufkapitalien ist zwar nicht ganz so schwer, aber er vollzieht sich mit einer ausserordentlichen Langsamkeit; die Überleitung der fixen Kapitalien ist fast unmöglich.

Man kann also nicht absolut, was wir gesagt haben, so verstehen, dass der Nutzen des Produzenten an jeder Ware dem gleich sein muss, den er von jeder andern Industrie erwarten könnte. Wenn jemand die Aussichten einer neuen Spekulation erwägt, macht er in der That zuerst diese Berechnung. In jedem Lande giebt es einen gewissen Handelsnutzen, ebenso wie einen allgemeinen Zinsfuss; dieser Nutzen gleicht sich in jedem Handel, den man mit Leichtigkeit unternehmen und wieder aufgeben kann, und er dient den allgemeinen Spekulationen als Grundlage. Aber jeder alte Handel und besonders jede Industrie, die eine lange Lehrzeit und grosse, stehende Kapitalien beansprucht, entzieht sich vollständig diesem Wettbewerbe. Ihre Gewinne können während einer ziemlich langen Zeit viel grösser oder viel kleiner sein, im Vergleich zu denen einer Industrie, die in demselben Lande von Menschen, die nicht von einer Industrie zur andern übergehen können, ausgeübt wird. Ganilh hat mit Recht bemerkt, dass die Gewinne der Pächter in keinem Verhältnis zu denen des Handels stehen, wenn man die Gefahr und die persönliche Thätigkeit gleichsetzt. Die Gewohnheiten sind eine sittliche Macht, die der Rechenkunst nicht

unterworfen ist, und die Nationalökonomien haben allzuoft vergessen, dass es sich um Menschen handelt und nicht um Maschinen.

Durch eine erhebliche Herabsetzung des Zinsfußes der stehenden Kapitalien, eine Verminderung des Nutzens des Fabrikanten und des Lohnes des Arbeiters findet die billiger gewordene Ware neue Käufer und die Vermehrung der Energie, die das Elend selbst bewirkt hat, kann zuweilen die Industrie erhalten. Die Erfahrung wird uns lehren, ob die neue Thätigkeit der Manufakturen, deren Wirrnisse man uns erst kürzlich geschildert hat, nicht dieser Ursache entspringt. Die Zuckungen eines Sterbenden scheinen häufig mehr Kraft anzuzeigen, als er in der Fülle der Gesundheit besessen hat.

Andererseits wird der Kaufpreis durch die Konkurrenz bestimmt. Man erwägt nicht, was eine Sache kostet, sondern unter welchen Bedingungen man eine andere als Ersatz erhalten kann, die denselben Zweck erfüllt. Man wendet sich an verschiedene Händler, welche dieselbe Sache anbieten und bleibt bei dem, der den billigsten Preis fordert. Man trifft auch seine Auswahl unter verschiedenen Dingen, von denen eines durch das andere ersetzt werden kann und wählt die, die am besten zusagt. Jeder denkt nur an sein eigenes Interesse und strebt demselben Ziele zu; alle Verkäufer einerseits, alle Käufer andererseits, handeln wie im Einverständnis; die Nachfrage und das Angebot setzen sich ins Gleichgewicht: ein mittlerer Preis entsteht.

Der Preis soll den Verkäufer in die Lage setzen, die verkaufte Ware unter denselben Bedingungen in derselben Güte mit Nutzen wiederherstellen zu können. Sein Markt erstreckt sich über jedes Land, in dem der von der Konkurrenz gebildete Preis nicht unter dem seinigen bleibt. Seine Produktion beschränkt sich

nicht auf den Verbrauch seiner Nachbarn und seiner Landsleute; sie setzt sich vielmehr in Beziehung zu den Bedürfnissen aller derer, die, wo sie auch wohnen mögen, es vorteilhaft finden seine Ware zu kaufen oder für die sein Erstehungspreis nicht höher ist, als ihr Kaufpreis. So entsteht die Ausdehnung des Marktes.

---

### Drittes Kapitel.

#### **Wie der Verkäufer seinen Absatz vergrößert.**

Wir haben gesagt, dass der Produzent, wenn der Preis, den der Käufer bietet, den übersteigt, der notwendig ist, um alle Vorschüsse zu decken und ihm einen annehmbaren Nutzen zu verschaffen, seine Fabrikation ausdehnt, um den gebotenen Vorteil auszunutzen. Er nimmt zu diesem Zwecke neue Kapitalien auf, die er infolge des Angebots höherer Zinsen leicht erhält und er bildet neue Arbeiter aus. Wenn die Kinder der Arbeiter einen Beruf suchen, so ist der Fabrikant stets sicher, durch das Angebot eines höheren Lohnes die an sich zu fesseln, die er verwenden kann. Er ergreift mit Inbrunst alle Erfindungen, die zur Vielfältigung seiner Produkte dienen können und der erwartete Nutzen ermutigt ihn, ein beträchtliches Kapital auf die Aufstellung neuer Maschinen zu verwenden. Das ist der Lauf des wirklichen Gedeihens des Handels, alles bringt ihm Nutzen, sein Gewinn im Handel vergrößert sich, der Kapitalist, der ihm leiht, erhält von ihm einen grösseren Zins, der Arbeiter einen höheren Lohn, der Maschinenfabrikant einen neuen Auftrag.

Aber diese wohlthätige Betriebsamkeit bedarf einer stärkeren Nachfrage, als die vorherige Produk-

tion: diese Nachfrage aber setzt ein neues Einkommen voraus, das zur Verzehrung bestimmt ist. Das Gedeihen des Fabrikanten ist erst die Folge des Gedeihens eines Anderen. Weil Andere sich bereichert haben, bereichert sich der Fabrikant. Es ist vollständig gleichgiltig, ob das neue Einkommen, welches er gegen seine Erzeugnisse eintauscht, der Erde oder den Handwerken entstammt, ob es seinen Landsleuten oder Fremden gehört, ob es sich in seiner Nähe oder weit entfernt von ihm gebildet hat, ob es den Armen oder den Reichen gehört: ihm genügt es, dass der Tausch sich vorteilhaft für ihn vollzieht, und für die Wohlfahrt der Gesellschaft genügt es, dass dieses Einkommen ein neues ist und dass es eine neue Arbeit hervorruft.

Andererseits vermehrt die Teilung der Arbeit ohne Unterlass ihre Produktivkraft, ebenso wie das Anwachsen der Kapitalien diese täglich nötigt, eine neue Verwendung in der Industrie zu suchen und sich auf neue Fabrikationen zu werfen. Aus diesem Grunde hat der Produzent kein dringenderes Interesse, als die Ausbreitung seines Marktes. Findet er nicht neue Kunden, so war die Sparsamkeit unnütz, durch die er sein Kapital vermehrt hat; es nützt ihm nichts, weder die Ausdehnung seiner Fabrik, noch die Annahme neuer Arbeiter, noch die Vermehrung der Produktivkräfte der Arbeit durch eine Vervollkommnung der Maschinen. Mit einer feststehenden Konsumtion wird er das, was er in einer neuen Werkstatt anfertigt, der alten nehmen, alles, was er mit Maschinen macht, wird er seinen Arbeitern nehmen. Das Fortschreiten seines Vermögens hängt von dem Fortschreiten seines Absatzes ab.

Keine Wahrheit ist von den Händlern früher erkannt worden, keine entspricht mehr der täglichen

Erfahrung. Um so seltsamer ist es, dass die neueren Nationalökonomien diese Wahrheit so gänzlich aus den Augen verloren haben. Während das ganze Talent eines Kaufmanns naturgemäss dahin strebt, seinen Absatz zu erhöhen, während die ganze Politik des Handels das Ziel hat, den Absatz der Nation auszuweiten, und jede Handelskrise sich durch die Verminderung des Absatzes erklärt; — was soll man von einer Lehre denken, die die Sozialwissenschaft darauf beschränkt, eine immer grössere Zahl von immer thätigeren Produzenten zu schaffen und die voraussetzt, dass die unendliche Vermehrung der Produktion auch unendlich den Absatz vermehrt?

Ganz im Gegenteil muss das Interesse der Gesellschaft bei der Vermehrung der Produktion und des kaufmännischen Reichtums durch Betrachtungen gemässigt werden, auf die der einzelne Produzent keine Rücksicht zu nehmen hat. Die Gesellschaft verlangt, dass ein neues Einkommen eine neue Arbeit hervorruft; dem einzelnen Produzenten genügt es auch, wenn ein altes Einkommen sich ihm zuwendet, er giebt seine Konkurrenten preis, wenn er dadurch sein eigenes Geschäft heben kann. Die Gesellschaft muss stets wünschen, dass die Arbeit sich nach der Nachfrage richtet, damit der Absatz allgemein sei und kein Produzent leide; dagegen richtet jeder Produzent seine Thätigkeit anstatt nach der allgemeinen Nachfrage, nach der Menge der ihm zur Verfügung stehenden Kapitalien. Er richtet sich stets nach den Mitteln, zu produzieren, und nicht nach den Mitteln, zu konsumieren. Wenn man auch nur ganz wenig Aufmerksamkeit der Bewegung des Handels schenkt, wird man sich bald überzeugen, dass ein Händler seine Anstrengungen nicht vermindert, weil er wenig Kunden am Platze hat, dass dies vielmehr für ihn ein

Grund zur Erhöhung seines Eifers ist, um die Kunden zu sich heran zu ziehen. Die Regierung sollte also, anstatt ohne Unterscheidung zur Produktion anzuregen, vielmehr darüber wachen, einen blinden Eifer zu zügeln, welcher sich meist gegen Mitbürger oder doch wenigstens gegen andere Menschen wendet. Das eine widerspricht der Politik, das andere der Menschlichkeit.

Die Vermehrung des Einkommens der Gesellschaft oder des Marktes, für den er arbeitet, hängt keineswegs von dem Produzenten ab; er ist nicht imstande, einfach den Austausch für eine vermehrte Produktion zu bewirken; deshalb muss sein ganzer Eifer dahin gehen, sich den grösstmöglichen Anteil am Austausch zu sichern. Unter Geschäftsleuten betrachtet man es als nicht anständig, sich gegenseitig die Kunden fortzunehmen, aber die Konkurrenz aller gegen alle lässt dieses nur als einen Wahn erscheinen. Ein Händler hat nicht weniger Eifer, seinen Absatz auf Kosten seiner Geschäftsgenossen auszudehnen, als ihn dem Anwachsen der Reichtümer anzupassen, wenn diese selbst ihm den Tausch gegen ein neues Einkommen anbieten. Er wird mehr verkaufen, wenn er billiger verkauft, weil die andern weniger verkaufen werden: die Aufmerksamkeit des Fabrikanten ist deshalb unablässig darauf gerichtet, Ersparnisse in der Arbeit oder beim Gebrauch der Arbeitsstoffe zu machen, um dadurch in den Stand gesetzt zu sein, billiger als seine Genossen verkaufen zu können. Da die Stoffe ihrerseits das Ergebnis einer früheren Arbeit sind, so läuft seine Ersparnis am letzten Ende immer darauf hinaus, weniger Arbeit für ein gleiches Produkt zu verwenden. Wenn er Arbeit in Bewegung setzt, um eine neue Fabrik zu errichten, um neue Arbeitsmethoden einzuführen, um seinem Dienste das Wasser, den Wind, das Feuer,

den Dampf unterthänig zu machen, so leistet er diese ausserordentlichen Aufwendungen nur, weil er überzeugt ist, dass sie die gewöhnliche Arbeit erheblich vermindern werden und dass künftig, wie man in den Fabriken zu sagen pflegt, ein Kind das wird machen können, was zehn Männer früher geleistet haben.

Indessen ist der Zweck des Fabrikanten nicht, einen Teil seiner Arbeiter zu entlassen, vielmehr die gleiche Zahl zu behalten und mit dieser mehr zu produzieren. Machen wir uns klar, was er erstrebt: er wird seinen Genossen ihre Kunden wegnehmen, er wird mehr verkaufen, und sie werden weniger verkaufen, die Ware wird ein wenig im Preise sinken. Sehen wir zu, was das Ergebnis für die Bevölkerung sein wird, wenn sämtliche bei dem Handel Beteiligten einem Staate angehören.

Die anderen Fabrikanten werden, wenn sie es können, das Vorgehen des ersten nachahmen; die Folge davon wird sein, dass die einen oder die anderen ihre Arbeiter entlassen müssen und zwar in demselben Verhältnis, in dem die neue Maschine die Produktivkraft der Arbeit erhöht. Wenn der Konsum unveränderlich ist, dieselbe Arbeit aber mit zehnmal weniger Armen geleistet wird, so wird  $\frac{9}{10}$  der Arbeiter ihr Einkommen entzogen und ihr Konsum um ebensoviel gekürzt. Die alten Werkstätten gehen ein und mit ihnen der Teil des Einkommens aus den stehenden Kapitalien, der aus ihnen hervorging; der Nutzen aus dem Handel ist infolge der Konkurrenz genau auf dem Punkte geblieben, auf dem er sich vorher befand. Einzig und allein die Verzehrer werden gewonnen haben, sie werden ihre Bedürfnisse ein wenig billiger kaufen können. Aber dieser Vorteil steht in gar keinem Verhältnis zu der durch ihn verschuldeten Verminderung der Arbeit. Hatte der erste Fabrikant nur

eine Ersparnis von 5% durch Ersatz der Arbeiter durch eine Maschine gemacht, so zwang er dadurch alle seine Genossen ihm zu folgen und gleich ihm  $\frac{3}{4}$ ,  $\frac{9}{10}$  ihrer Arbeiter zu entlassen. Das Ergebnis wird, wenn die Nation keinen auswärtigen Handel hat, und ihr Konsum unveränderlich ist, somit ein Verlust für alle sein, eine Verminderung des Nationaleinkommens, die die allgemeine Verzehrung des folgenden Jahres schwächen muss.

Sicherlich würde der Erfinder eines neuen Verfahrens, wenn er gewiss wäre, dass alle seine Genossen dasselbe unmittelbar nachahmen werden, sich hüten, es bei sich einzuführen, ausser wenn die Bedürfnisse die Produktion erheblich übersteigen. Er sucht also ein Geheimnis daraus zu machen: wenn ihm dies gelingt, so bemächtigt er sich allein alles dessen, was bis jetzt den Reichtum aller ausmachte. Seine Mitproduzenten sind genötigt, so billig wie er zu verkaufen; einige Zeit werden sie fortfahren, wenn auch mit Verlust, zu verkaufen, sie werden sicherlich ihre alten Maschinen und ihren Handel nicht eher aufgeben, als bis sie sich in der Notwendigkeit befinden, Bankrott zu machen. Ihr früheres Einkommen verschwindet, ihr Umlaufkapital geht verloren, ihre Arbeiter werden verabschiedet und verlieren ihr Brot. Der neue Erfinder reisst diesen ganzen Teil des Handels an sich, er gewinnt das ganze Einkommen, das die alten Fabrikanten früher unter sich geteilt haben, abzüglich der Preisminderung, die er dem Verzehrler zugestanden hat.

Bis jetzt hat in dem einen und dem andern Falle die Entdeckung eines neuen Verfahrens einen grossen nationalen Verlust, eine grosse Verminderung des Einkommens und hierdurch der Verzehrung zur Folge gehabt. Und dies musste so sein; da die Arbeit an sich einen wichtigen Bestandteil des Einkommens



bildet, hat man die verlangte Arbeit nicht vermindern können, ohne die Nation ärmer zu machen. Der Nutzen, den man von der Entdeckung eines wirtschaftlichen Verfahrens erwartet, beschränkt sich fast stets auf den auswärtigen Handel.

Da die Politik den Menschen daran gewöhnt hat, soziale Pflichten nur gegen Landsleute zu üben, hat sich der Wettbewerb zwischen fremden Produzenten offener gezeigt. Sie haben gesucht, sich gegenseitig von den Märkten auszuschliessen, auf denen sie im Wettbewerb standen, dadurch, dass die einen billiger verkauften als die andern. Wenn in einem Lande ein neues Verfahren entdeckt wird, das eine grosse Ersparnis verspricht, sieht man, wie in diesem Lande plötzlich fast unzählbar die Zahl seiner fremden Kunden wächst. Die englischen Strumpffabrikanten hatten vor der Erfindung des Strumpfwirkerstuhls nur Engländer zu Kunden. Nach dieser Erfindung hatten sie bis zu dem Augenblick, in welchem sie ausserhalb ihres Landes nachgeahmt wurde, das ganze Festland zu Abnehmern. Sämtliche festländischen Produzenten wurden damals notleidend, während die Engländer den Vorteil davon hatten. Die Zahl ihrer Arbeiter vermehrte sich, anstatt abzunehmen, die Löhne stiegen ebenso wie der Nutzen des Fabrikanten, und diese Entdeckung schien ein allgemeines Wohlbefinden zur Folge zu haben. Waren doch die, die hierunter litten, Fremde und wohnten in weiter Entfernung, während alle die, welche die Erfindung bereicherte, unter den Augen des Erfinders lebten.

Jede Vervollkommnung, welche Industriewerkzeuge erfahren haben, so weit sie nicht das Ergebnis einer neuen Nachfrage war und nicht eine stärkere Verzehrung mit sich brachte, hat fast immer dieselben Wirkungen gebracht. Sie hat auf weite Entfernungen

hin alte Produzenten getötet, die man nicht sah und die unbekannt gestorben sind; sie hat neue Produzenten bereichert, die, da sie ihre Opfer nicht kannten, eine jede solche Erfindung als eine Wohlthat für die Menschheit betrachtet haben.

Wenn indessen ein einziger Fabrikant in einem Volke diese Arbeitersparnis anwendet und dadurch seinen Markt ausdehnt, oder wenn der ausschliessliche Gebrauch des von ihm entdeckten Verfahrens ihm durch ein Privileg gesichert ist, so werden alle seine Landsleute, die dasselbe wie er fabrizieren und denen er mit Erfolg Konkurrenz macht, den ganzen Verlust tragen, vorausgesetzt, dass sie ehemals mit ihm den auswärtigen Markt geteilt hatten, auf dem er jetzt allein herrscht, während er selbst seinen Nutzen mit den auswärtigen Verzehrern teilt, denen er zu billigeren Preisen verkauft. In einem Jahrhundert, in dem der Verkehr zwischen den Völkern ein so leichter ist, in dem alle Wissenschaften auf alle Künste angewandt werden, werden Entdeckungen bald erkundet und nachgeahmt, und kein Volk wahrt lange den Fabrikationsvorteil, den sie nur einem Geheimnis verdankt. Der Markt, der durch einen Fall der Preise im Augenblick ausgedehnt ist, verengt sich bald wieder; wenn die allgemeine Konsumtion sich nicht vergrössert hat, so hat es die Produktion um so mehr. Man sollte daraus schliessen, dass die Methode, Entdeckungen durch ein ausschliessendes Privilegium zu ermutigen von geringer Vorsicht zeugt. Bevor das Privilegium ausgenützt ist, haben die Fremden schon das Geheimnis entdeckt und das Volk, das auf seine Kosten, durch ein Opfer, das es sich selbst auferlegt, die Erfindungen ermuntert, wird von ihnen niemals die Frucht pflücken.

Man muss ohne Zweifel mit mehr Nachsicht den Produzenten betrachten, der durch eine Entdeckung

imstande ist, seinen Landsleuten zu dienen, die früher durch die Fremden bedient worden sind. Die Wirkung ist gleichwohl die nämliche; er nimmt Arbeitern ihr Brot, die von ihm weit entfernt sind, um neue in seiner Nachbarschaft zu schaffen. Aber dies ist die unausweichliche Folge der Fortschritte der Gesittung. Die ersten, die für ihren Lebensunterhalt auf einen fremden Markt gerechnet haben, der sich ihnen mittelst der Vervollkommnung der Industrie verschliessen musste, befanden sich von vornherein in einer heiklen Lage, in der das Elend sie bald erreichen musste. Die Regierung muss die Bildung einer neuen Klasse von Bürgern gern sehen, die durch ihre Arbeit ein genügendes Einkommen erzielen, und der Menschenfreund kann diese neue Thätigkeit nicht tadeln; aber er ist betrübt, dass das Ergebnis des Wettbewerbs unter den Produzenten stets eine Quelle neuer Leiden für irgend einen von ihnen sein muss.

Soll man nun daraus schliessen, dass jede neue Erfindung, die die Arbeit eines Menschen erspart, stets einem Teile der Menschheit verhängnisvoll sein muss? Ohne Zweifel, nein. Die Menschheit hat Fortschritte nur durch solche Entdeckungen gemacht, nur durch sie ist die Arbeit für die menschlichen Bedürfnisse ausreichend geworden und bald auch für seine Vergnügungen. Die Arbeit nur eines Teils der Gesellschaft hat den Luxus der ganzen Gesellschaft ermöglicht, einen ungeheuren Konsum erzeugt und zu gleicher Zeit die Anhäufung eines ungeheuren Reichtums ermöglicht. Jede Erfindung, die die Arbeitskraft des Menschen vervielfältigt hat, von dem Pfluge bis zu der Dampfmaschine, ist nützlich, aber sie wird nützlich angewendet nur in ihrem Verhältnis zur Konsumtion. Wenn die Konsumenten einer grösseren Menge Produkte bedürfen, so wird die Erfindung da-

durch nützlich, dass sie ihnen diese grössere Menge mittelst der gleichen Arbeit liefert. Wenn die Konsumenten einer grössern Menge Produkte nicht bedürfen, so kann die Erfindung doch nützlich wirken, wenn sie den Produzenten eine grössere Erholung gewährt. Nicht die Schuld des Fortschrittes in den mechanischen Wissenschaften ist es, sondern die der sozialen Ordnung, wenn der Arbeiter, der die Fähigkeit erlangt, in 2 Stunden das anzufertigen, wozu er früher 12 Stunden gebraucht hätte, nicht reicher wird und infolgedessen nicht imstande ist, sich mehr Genüsse zu verschaffen, vielmehr gezwungen ist, sechsmal mehr Arbeit zu leisten, als früher.

Die Gesellschaft leidet nicht unter ihrer grössern Produktivkraft, sondern unter dem schlechten Gebrauch, den sie davon macht, indem sie nur produziert, um zu produzieren. Jede Arbeit, die einer Vermehrung der Nachfrage dient, ist der Gesellschaft nützlich, aber die Arbeit, die lediglich dazu dient, die Arbeit eines andern unnötig zu machen, ist meistens gefährlich und grausam. Wenn die Verzehrung begrenzt ist und sich nicht ausdehnen kann, wenn die Fabrikarbeiter im Überfluss vorhanden, so dass sie selbst unter den grössten Anstrengungen einen ungenügenden Lohn erzielen, ist die Erfindung einer Maschine, die durch eine unbelebte Kraft eine Anzahl Menschen entbehrlich macht, ein Unglück, weil der Erfinder sie statt zur Erleichterung seiner eigenen Arbeiter zur Vernichtung der Arbeiter seines Nebenbuhlers verwendet.

Die zurückgebliebenen Provinzen des westlichen Amerikas würden zu der Zeit, in der sie ihre unermesslichen Produkte in Umlauf bringen wollten, auf keine Weise genug Arbeiter gefunden haben zur Einbringung ihrer ganzen Ernte, noch genügend Ruderer für die Schiffe, um sie mit ihnen zu befrachten. Keine

Erfindung konnte daher nützlicher sein, als die der Dampfschiffe, welche die ungeheuren Flüsse Amerikas durchschneiden und dem abgelegenen Pflanzler Wege öffnen, die ihm bis dahin verschlossen geblieben waren. Eine kleine Zahl Maschinen verrichtete die Arbeit von mehreren Tausenden von Menschen, aber weit davon entfernt, dass ihre Anwendung dazu gedient hätte, ebenso viele Arbeiter zu verabschieden, war sie vielmehr die Ursache, dass Tausende von Arbeitern Arbeit erhielten, die ohne sie unmöglich gewesen wäre. Das sind Ergebnisse, nach denen man die Anwendung der Wissenschaft auf die menschliche Arbeit beurteilen soll: sie ist immer vorteilhaft in einem Lande, in dem die Handarbeit selten ist und in dem man genötigt ist, durch tausend Auskunftsmittel Arbeiter zu ersetzen, die noch nicht da sind.

Wir haben gesehen, dass jedes neue Verfahren, das die Arbeit verbilligt, von einer Verminderung des Preises des Produkts begleitet ist. Dies ist das Ziel, das der Fabrikant sich gesetzt hat und durch welches er seinen Absatz ausgedehnt hat. Diese Verminderung bedeutet für den Verzehrter nicht nur eine kleine Ersparnis, sondern auch eine Vermehrung, die in der gesamten Konsumtion erheblich sein kann. Der Käufer hatte einen bestimmten Teil seines Einkommens für eine bestimmte Ausgabe festgesetzt; hat sich dieses Einkommen weder vermehrt noch vermindert, so wird er wahrscheinlich denselben Teil auf die Beschaffung derselben Gegenstände verwenden: nach dem Preisfall erhält er für die bestimmte Summe entweder eine grössere Menge oder eine bessere Sorte desselben Gegenstandes. Er kann eine grössere Menge Kleider für dasselbe Geld haben oder feinere Kleider und in dem einen wie in dem anderen Falle wird er seinen Genuss erhöhen, ohne eigentlich seinem Reichtum

etwas hinzuzufügen. Ferner werden neue Konsumenten durch den billigen Preis angezogen, sie werden an einen Genuss denken, den sie wohl schon früher erstrebt haben, der ihnen aber infolge des hohen Preises bis jetzt unerreichbar war. Sie werden, um ihn sich zu verschaffen, sich anstrengen, ihr Einkommen zu vermehren, sei es durch grössere Thätigkeit, sei es durch grössere Sparsamkeit. So sehen wir, wie gewisse Genüsse, die früher als Luxus galten, nach und nach zu den Klassen herabsteigen, denen diese Genüsse bisher gänzlich unbekannt waren. Glasfenster, die ehemals nur in den Palästen zu finden waren, findet man heutzutage selbst in den geringsten Hütten. Der Verkäufer, der seinen Fabrikpreis herabsetzt, trägt somit indirekt zur Vermehrung der Zahl der Käufer und der Verkäufe bei: häufig lässt er sogar ein neues Einkommen entstehen, indem er Wünsche erregt und dadurch diejenigen zur Verdoppelung ihres Fleisses veranlasst, die gewillt sind, die von ihm angebotenen Artikel zu erwerben. Im allgemeinen fehlt aber nicht die Lust zum Kaufen dem Armen, sondern die Mittel. Wenn nun der Arme nur durch Sparsamkeit sich in die Lage setzt, eine bestimmte Ware zu erwerben, so giebt er diesem Produzenten das, was er einem andern Produzenten nimmt.

Oft hört man den Trugschluss, dass durch die Verminderung der Produktionskosten die Ware dem Ärmeren leichter erreichbar gemacht und somit die Konsumtion erhöht wird. Es ist wahr, dass man den Konsum des einen oder des andern Artikels vermehrt, aber nicht den Gesamtkonsum oder den Gesamtbetrag, den die Produktion erhält. Eine Familie, die nur tausend Franken Einkommen hat oder nicht mehr als tausend Franken verdient, kann nicht mehr als tausend Franken für ihre Bedürfnisse aufwenden,

gleichgültig, ob die geringe Höhe des Preises der Glasfenster oder der Strümpfe ihm Glasfenster oder Strümpfe anzuschaffen gestattet. Die Nation, die tausend Familien zählt, von denen eine jede tausend Francs Einkommen hat, kann nicht mehr als eine Milliarde für ihre Gesamtkonsumtion ausgeben, auf welchen Preis auch die Manufakturwaren gefallen sein mögen, es sei denn, dass ihr Einkommen sich vermehrt.

Der Verkäufer kann seinen Absatz auch ohne eine neue Erfindung vermehren, wenn er sich mit einem geringeren Nutzen am Verkauf begnügt. Der thatkräftigste, der fleissigste, der sparsamste, kann hierdurch seinen Nebenbuhlern die Kunden wegnehmen oder ihnen, wie man im Handel sagt, das Geschäft verderben. Die Juden, die sich fast keinen Luxus und fast kein Vergnügen gestatten, werden besonders in Polen von den übrigen Kaufleuten beschuldigt, dass sie durch diese äusserste Sparsamkeit jede Konkurrenz mit ihnen unmöglich machen. Für den Kaufmann, der sich mit kleinem Nutzen begnügt, ist das Ergebnis sicher ein vorteilhaftes. Dieser kleine Nutzen wird durch die Wiederholung ein um so ansehnlicheres Kapital, besonders, wenn er das Kapital seiner Konkurrenten durch das eigene ersetzt. Aber es ist nicht leicht zu entscheiden, ob die Nation bei dieser Ersparnis etwas gewinnt, oder ob sie nicht sogar etwas daran verliert. Ohne Zweifel gewinnt der Verzehr bei jeder Herabsetzung des Handelsnutzens. Einmal gewinnt er Genüsse, die ihm den Gebrauch seines Einkommens angenehmer machen, wenn sie auch dieses Einkommen nicht gerade vermehren, sondern lediglich die Nettigkeit seiner Kleidung oder seiner Wohnung erhöhen. Da das Vergnügen, das diese Nettigkeit gewährt, auf seiner Seltenheit beruht, so bemerkt man einen Fortschritt nicht, den man mit allen seines gleichen

gleichzeitig macht. Der Gebrauch eines feineren Leinens, das heute denselben Dienst thut, wie früher ein gröberes, erhöht den Genuss in keiner Weise. Dagegen ist z. B. der Verlust des kaufmännischen Einkommens der Warschauer Kaufleute, der die jüdischen Hausierer ihre Niederlagen zu schliessen zwang, eine wirkliche Verminderung eines Einkommens, das seinerseits geeignet war, eine neue Verzebrung zu bewirken.

---

#### Viertes Kapitel.

### **Der kaufmännische Reichtum folgt dem Wachsen des Einkommens.**

Der Verkäufer hat kein Mittel zur Ausdehnung seines Absatzes, das seine Handlungsgenossen nicht beeinflusste: er macht ihnen eine gegebene Menge Einkommen streitig, um es durch sein eigenes Kapital zu ersetzen, und je mehr es ihm gelingt, davon für sich selbst zu erhalten, um so weniger lässt er den andern. Die Vermehrung dieses Einkommens hängt nicht von ihm ab, aber bringt ihm Nutzen, und so wird er selbst zu einem Beförderer der allgemeinen Wohlfahrt. Wie wir schon öfter gesagt haben, setzt sich das Volkseinkommen zusammen aus dem Anteil der Reichen, d. h. des Nutzens aus allen stehenden und umlaufenden Kapitalien und aus dem Anteil der Armen, dem Werte ihrer Arbeit, die sie gegen das Umlaufkapital eingetauscht haben. Jede Verzebrung, die nicht für ein Einkommen eingetauscht ist, ist ein Verlust für den Staat, jede Verzebrung, die gegen ein neues Einkommen eingetauscht wird, ist eine Quelle neuen Wohlstandes.

Ein neues Einkommen erwächst für den Staat aus jedem stehenden oder umlaufenden Kapital, das



neu durch Sparsamkeit geschaffen und angemessen auf die Entstehung einer neuen und begehrten Produktion verwandt wird.

Ein neues Einkommen erwächst auch aus jeder neuen Arbeit, die ein Umlaufskapital im Verhältnis zur Nachfrage schafft; diese vollbezahlte Arbeit lässt entstehen oder verwendet Arbeiter, welche bis zu diesem Augenblicke nicht vorhanden oder nicht beschäftigt waren.

Jedes neue Umlaufskapital, das eine zureichende Verwendung findet oder eine neue Produktion schafft, deren Verzehrung gesichert ist, ohne einer anderen zu schaden, bringt somit der Gesellschaft den Nutzen von zwei neuen Einkommen, das eine für den Reichen, durch das Anwachsen seines beschäftigten Umlaufkapitals, das andere für den Armen, durch seine Arbeit. Beide Einkommen werden gegen eine neue Verzehrung eingetauscht und vermehren ebenso den Absatz der Verkäufer.

Aber ein Einkommen, welches lediglich den Inhaber wechselt, ist kein neues Einkommen. Der Kaufmann, dessen Einkommen sich durch den Verlust seiner Nebenbuhler vermehrt, macht dadurch die Nation nicht reicher. Der Fabrikant, der sein Einkommen durch die Verminderung der Löhne seiner Arbeiter vermehrt, fügt dem Volkseinkommen nichts hinzu; ebensowenig schafft der öffentliche Beamte, dessen Einkommen aus den Steuern entnommen wird, neue Reichtümer. Alle diese werden ohne Zweifel durch seine Verzehrung dem Handel einen vorteilhaften Absatz verschaffen und eine gewisse Produktion anregen; aber sie ersetzen lediglich die Verzehrung anderer Bürger, deren Einkommen in ihre Hände übergegangen ist.

Ebenso wie es für das Glück der Bürger gleich-

gültig ist, ob der Wohlstand und die Genüsse aller nahezu gleich sind, oder ob eine kleine Zahl im Überfluss lebt, während eine grosse Zahl gerade das Notwendige hat, ebenso wenig sind diese beiden Verteilungen des Einkommens gleichgültig für den Fortschritt des kaufmännischen Reichtums. Die Gleichheit der Genüsse giebt dem Handel der Produzenten eine immer grössere Ausdehnung, ihre Ungleichheit schnürt ihn immer mehr ein. Dasselbe Einkommen wird von dem Reichen und von dem Armen verwandt, aber nicht auf die gleiche Art. Der erste verbraucht viel mehr Kapital und viel weniger Arbeit als der zweite, er begünstigt viel weniger die Bevölkerung und trägt deshalb viel weniger zur Schaffung des Reichtums bei.

Nachdem die Grosskultur die kleine abgelöst hatte, sind vielleicht mehr Kapitalien auf die Ländereien verwandt und von ihnen reproduziert worden und somit mehr Reichtümer als früher unter die ganze Masse der Landbebauer verteilt worden; aber der Verbrauch einer Familie reicher Pächter zuzüglich dem von 50 elenden Tagelöhnerfamilien hat für die Nation nicht denselben Wert, wie der von 50 Bauernfamilien, von denen zwar keine reich war, aber doch jede eine gewisse Wohlhabenheit genoss. Ebenso ist in den Städten der Verbrauch eines Fabrikanten, der Millionär ist und dem 1000 Arbeiter mit dürftigem Einkommen unterstehen, für die Nation nicht dem von 100 sehr wenig reichen Fabrikanten gleichwertig, die jeder nur zehn weniger arme Arbeiter beschäftigen.

Es ist wohl wahr, dass 100000 livre Einkommen, mögen dieselben einem einzigen oder 100 Menschen gehören, immer gleichmässig für die Verzehung bestimmt sind: aber die Art dieser Verzehung ist nicht gleichgültig. Ein sehr reicher Mann kann nicht unendlich mehr Dinge gebrauchen als der Arme, aber

wohl erheblich bessere; er begehrt feinere Arbeit, kostbarere und von weit her bezogene Stoffe, er ermutigt überhaupt die Vervollkommnung einzelner Arbeiter, welche eine kleine Anzahl Arbeiten mit besonderer Geschicklichkeit herstellen, wofür er ihnen ausserordentlich hohe Löhne bezahlt. Er ist es auch, der die Arbeiter besoldet, die wir unproduktiv genannt haben, weil sie nur flüchtige Genüsse verschaffen, die nicht aufgehäuft werden und somit niemals einen Teil des Nationalreichtums bilden können.

Hundert wohlhabende Familien hätten ein besseres Brot und besseres Fleisch gegessen, besseren Wein und Bier getrunken und auf diese Weise den Landbau befördert. Sie hätten sich mit besseren Stoffen bekleidet, die in dem Lande angefertigt sind, ihr Luxus würde darin bestanden haben, mehrere Kleidungsstücke zu besitzen und genügende Leibwäsche; auf diese Weise würden sie der nationalen Fabrikation eine mächtige Förderung haben angeeignet lassen.

Wenn dasselbe Einkommen unter 99 sehr armen und einer sehr reichen Familie verteilt ist, wird der von ihnen der Nationalindustrie gegebene Ansporn ein erheblich geringerer sein. Die ersteren leben von Kartoffeln und Milch und werden deshalb an den Früchten eines zehnmal kleineren Landes genug haben; sie werden sich in billigere Stoffe kleiden, die auch schlechter gearbeitet sind, und werden weniger Kleider zum Wechseln haben. Sie werden deshalb die nationalen Manufakturen weniger beschäftigen als die ersteren.

Um eine Unterbrechung der Thätigkeit und allgemeines Elend zu verhindern, muss also die einzige reiche Familie, die das Einkommen in sich vereint, was früher unter die 100 geteilt worden ist, den ganzen Verbrauch, den die 99 nicht aufwenden können, aus der Erde und den Manufakturen aufnehmen.

Ohne Zweifel wird sie eine gewisse Zahl von Dienern halten, die die Früchte der Erde verzehren helfen, aber dieser Unterhalt wird viel weniger dem Landbau ihres Landes zu Gute kommen, als dem entfernter Länder. Sie wird ihre Weine aus den berühmten Weinbergen Frankreichs, Spaniens, Ungarns und Afrikas beziehen, ihre Liköre von den Inseln, ihre Spezereien aus Indien, und anstatt den Grund und Boden, deren Früchte die 99 andern Familien nicht mehr verbrauchen können, zu beschäftigen, wird sie nur einen Teil davon ablösen, auf den geschickte Gärtner ihren ganzen Fleiss wenden werden. Der übrige Boden wird sich nach neuen Verbrauchern umsehen müssen. Dasselbe gilt für Kleidung und für Möbel. Die reiche Familie wird niemals alle Stoffe verwenden können, die die 99 andern Familien nicht mehr kaufen, aber sie wird Teppiche aus Persien und aus der Türkei kommen lassen, Shawls aus Kaschmir, Mousseline aus Indien; sie wird Stickerinnen und Modewarenhändler beschäftigen, sie wird den Fleiss, die Eleganz eines einzelnen Arbeiters glänzend bezahlen, aber  $\frac{9}{10}$  der nationalen Manufakturen ohne Beschäftigung lassen, die die andern Familien auch nicht mehr beschäftigen können.

Man mag sich klar machen, dass, während die Vermehrung der Kapitalien im Allgemeinen die Zusammendrängung der Thätigkeit in sehr grossen Fabriken begünstigt, die grossen Reichtümer die Neigung haben, die Produkte dieser grossen Manufakturen von dem Verbrauch der Reichen fast gänzlich auszuschliessen. Wenn ein Gegenstand, den früher die Geschicklichkeit eines Arbeiters hergestellt hat, das Werk einer blinden Kraft wird, verliert er ebenso an seiner Feinheit, wie in den Augen der Mode an seiner Beliebtheit. Die Erfindung des Tülls mag für

mittlere Vermögen ganz gut sein, aber er kann den Reichen für die Spitzen einen Ersatz nicht bieten; dasselbe ist der Fall mit allen andern Erzeugnissen der Maschinen.

So verengt sich durch die Vereinigung der Vermögen auf eine kleine Zahl von Eigentümern der innere Markt immer mehr und die Industrie wird genötigt, auf fremden Märkten ihre Absatzwege zu suchen, wo noch grössere Umwälzungen sie bedrohen.

Alle Staaten, deren Produktion den Konsum übersteigt, wenden in gleicher Weise ihre Blicke auf diesen fremden Markt. Da seine Grenzen unbekannt sind, scheint sein Umsatz unbegrenzt. Seitdem die Schifffahrt vervollkommenet ist, die Wege geebnet sind und die Sicherheit gewährleistet ist, hat man eingesehen, dass der Weltmarkt ebenso beschränkt ist, wie früher der eines jeden einzelnen Volkes; dass ein allgemeines Vertrauen aller Produzenten, an die Fremden verkaufen zu können, überall die Produktion über die Nachfrage erhöht hat; dass der billigere Preis, den die Produzenten eines Landes den Konsumenten eines andern machen, zugleich ein Todesurteil für die Produzenten desselben Landes sei; dass dieser Handelskrieg ein heftiger und ungeordneter, aber fast immer volkstümlicher sei, so entgegengesetzt er auch auf den ersten Blick dem Interesse der Konsumenten erscheinen möge, die indessen alle Einwohner des Landes umfassen.

Wie wir im Eingang dieses Kapitels gesehen haben, kann der innere Markt sich nur bei nationaler Wohlfahrt und Vermehrung des Nationaleinkommens ausdehnen; ebenso wahr ist es für jede Nation, die auf dem Weltmarkt konkurrieren will und ihre Produkte für die Fremden bestimmt, dass die Vermehrung des Absatzes auf dem Weltmarkt nur eine Folge der Wohlfahrt der ganzen Welt sein kann.

Nur wenn die Menschen neue Einkommen erzielen, können sie neue Bedürfnisse befriedigen, und kaufen, was wir ihnen verkaufen wollen.

Der Markt kann sich also für den Fabrikanten und dies ist der höchste Wunsch der Staatsmänner, durch den Fortschritt der Gesittung, des Wohlstandes, der Sicherheit und des Glücks bei den fremden Nationen ausdehnen. Europa hat heute in allen seinen Teilen eine Industrie und eine Fabrikation, die weit über seine Bedürfnisse produzieren, aber wenn eine falsche Politik nicht stets bei seinem Nachbarn die Fortschritte der Gesittung aufgehalten hätte, wenn Egypten in den Händen eines Volkes wäre, welches nach den Künsten Europas Begehren trägt, wenn Griechenland und Kleinasien der Unterdrückung entzogen wären, unter der sie seufzen, wenn die Siege über die Barbaresken benutzt worden wären, um die Küsten Afrikas der Gesittung wiederzugeben, wenn Spanien nicht einem Despotismus unterworfen wäre, der die Bevölkerung zerstört und vernichtet, wenn die Unabhängigkeit des spanischen Amerika erhalten geblieben wäre, so dass sie die Vorteile, die die Natur ihnen bietet, hätten wahrnehmen können, wenn die Indier sich mit den Europäern vermischt hätten und die Franken sich unter ihnen niedergelassen hätten, so würde der Verbrauch in diesen verschiedenen Gegenden sich derartig gesteigert haben, dass er imstande wäre, alle die überschüssige Arbeit, mit der Europa heutzutage nichts anzufangen weiss, aufzunehmen, und dem Elend, in dem die Armen heute versunken sind, ein Ziel zu setzen.

Mag man die Handelsberichte, die Zeitschriften, die Erzählungen der Reisenden durchgehen, überall wird man Beweise finden von der überschüssigen Produktion, die den Konsum weit übersteigt, von

einer Fabrikation, die sich nicht nach der Nachfrage richtet, sondern nach den zur Verfügung stehenden Kapitalien, von der Thätigkeit der Kaufleute, die sie antreibt, sich in Masse auf jede neue Absatzquelle zu stürzen, und sie da vernichtenden Verlusten aussetzt, wo sie einen Nutzen erwartet haben. Wir haben gesehen, wie die Waren aller Art, besonders die englischen, alle Märkte Italiens überfluten in einer Ausdehnung, die derartig die Nachfrage übersteigt, dass die Kaufleute, um nur einen Teil ihrer Fonds wieder einzubekommen, genötigt gewesen sind, ihre Waren mit  $\frac{1}{4}$  oder  $\frac{1}{3}$  Verlust anstatt eines Nutzens loszuschlagen. Der Strom des Handels, den Italien zurückgeworfen hat, hat sich auf Deutschland, auf Russland, auf Brasilien gestürzt und ist dann dort auf dieselben Hindernisse gestossen.

Die letzten Zeitungen melden uns ähnliche Verluste in den andern Ländern.\*) Im August 1818 beklagte man sich am Kap der guten Hoffnung, dass alle Läden mit europäischen Waren angefüllt wären, die man zu niedrigeren Preisen als in Europa anbot, ohne sie verkaufen zu können. Aus Kalkutta ertönten im Juli ähnliche Klagen. Es musste eigentümlich berühren, dass England damals nach Indien Baumwollgewebe sandte, und es somit als möglich erachtete, billiger zu arbeiten, als die halbnackten Arbeiter Hindostans, was natürlich ihre Arbeiter zu einer noch elenderen Lage verurteilte. Diese seltsame Richtung, die man dem Handel gegeben hat, hat nicht lange angedauert. Heute erhält man die englischen Produkte billiger in Indien, als in England selbst. Im Mai war man gezwungen, aus Neuholland die europäischen Waren, die man

---

\*) Die letzten beziehen sich auf die erste Ausgabe dieses Werkes vom Jahre 1819.

in grosser Fülle dahin gesandt hatte, wieder zurückkommen zu lassen. Buenos Ayres, Kolumbien, Mexico, Chili sind ebenso mit Waren überschwemmt. Fearons Reise nach den Vereinigten Staaten, die im Frühjahr des Jahres 1818 ihr Ende erreichte, giebt uns ein noch packenderes Bild. Von einem Ende dieses ungeheuren und so wohlhabenden Festlandes bis zu seinem andern giebt es keine Stadt, keinen Marktflecken, in dem die Menge der zum Verkaufe ausliegenden Waren die Mittel der Käufer nicht bedeutend überstiege, obgleich die Verkäufer sich bemühen, durch sehr lange Kredite und zahlreiche Arten von Zahlungserleichterungen, durch Abzahlungen und Annahme von Waren an Zahlungsstatt die Kunden anzulocken. Dieses Missverhältnis zwischen Nachfrage und Angebot zeigt sich uns aller Orten und in der verschiedensten Gestalt; es beweist uns die Unmöglichkeit der Produzenten, auf eine Industrie zu verzichten, weil sie sich auf absteigender Linie befindet, und ferner, dass eine Aufklärung über ihre Verhältnisse nur durch Bankerotte herbeigeführt werden kann. Wie kommt es, dass nur die Philosophen nicht sehen wollen, was einem Jeden aus dem Volke in die Augen springt?

Ihr Irrtum beruht auf dem falschen Grundsatz, dass sie die jährliche Produktion und das Einkommen als ein und dieselbe Sache ansehen. Ricardo spricht es Say nach und bestätigt es: „Say hat in erschöpfendster Weise nachgewiesen, dass es kein Kapital, so gross es auch sein möge, gebe, das nicht in einem Lande angewandt werden könne, weil die Nachfrage nach Produkten nur durch die Produktion beschränkt wird. Jeder produziert nur in der Absicht, die produzierte Sache zu verbrauchen oder zu verkaufen, und man verkauft nur, um ein anderes Produkt zu kaufen, das entweder unmittelbar nützt oder das geeignet ist, zu einer neuen Produktion beizutragen. Der



Produzent wird also Verbraucher seiner eigenen Produkte, oder Käufer und Verzehrer der Produkte anderer“.)\*)

Mit diesem Grundsatz wird es vollständig unmöglich, die bezeugteste Thatsache in der Geschichte des Handels, die Überfüllung der Märkte zu verstehen oder zu erklären. Mit diesem Grundsatz ist es ebenso unmöglich, sich aus den Widersprüchen, die Say und Ricardo sich gegenseitig vorwerfen über die Bedeutung, die den Worten „Wert“ und „Reichtum“ zukommt, herauszuziehen; es ist unmöglich zu erklären, wieso der Kapitalsnutzen und die Löhne häufig in demselben Augenblick sinken, in dem die Fabrikation zunimmt. Die Vermengung des jährlichen Einkommens mit der jährlichen Produktion bedeckt die ganze Wissenschaft mit einem dichten Schleier. Dagegen lässt sich alles erklären, alle Thatsachen stehen mit der Theorie in Einklang, wenn man das eine von dem andern loslöst.

Es ist nötig zu bemerken, dass Adam Smith die Irrtümer vermieden hat, denen seine Schüler zum Opfer gefallen sind: in dem ganzen Kapitel, aus dem wir soeben einen Auszug gegeben haben, bemüht sich Ricardo Adam Smith zu bekämpfen.

Sieben Jahre sind vergangen, seitdem dieses Werk zum ersten Male veröffentlicht worden ist und die Umwälzungen im Handel, die sich in diesem Zeitraum abgespielt haben, haben in meinen Augen immer mehr die Lehre befestigt, dass bei den reichen Nationen die Produktion häufig bestimmt wurde, nicht durch das Bedürfnis, sondern durch das Übermass an Kapitalien, dass sie dann aber bald den Verbrauch übersteigt und grausames Elend hervorruft.

Die Krise, die den englischen Handel im Jahre

---

\*) Ricardo, Kap. 21.

1819 erschütterte, hatte sich beruhigt und die wiedererwachende Regsamkeit der Fabriken ist mir häufig als ein Beweis meiner Irrtümer entgegengestellt worden. Ich habe geantwortet, dass eine freie, betriebsame, aufgeklärte Bevölkerung, wie die englische, fast immer die Kraft hat, sich aus seinem Missgeschick wieder zu erheben; ungeheure Kapitalien wären im Jahre 1819 verloren gegangen, zahlreiche Familien an den Bettelstab gebracht, aber der Reichtum der übrigen Welt habe sich während des Friedens gehoben, und ein neues und sehr beträchtliches Einkommen, welches die Fremden gegen die englischen Produkte eingetauscht haben, habe neues Leben seiner Industrie eingeflösst. Eine andere Ursache indessen hat noch viel mächtiger gewirkt; sie verdient etwas näher betrachtet zu werden.

Die Eröffnung des ungeheuren Marktes, den das spanische Amerika den Produkten der Industrie darbot, scheint mir am wesentlichsten auf die Wiedererstarkung der englischen Manufakturen gewirkt zu haben. Die Regierung Englands war derselben Ansicht, und eine bis dahin unbekannte Thatkraft ist in den sieben Jahren seit der Krisis vom Jahre 1818 geübt worden, um den englischen Handel in die entlegensten Gebiete Mexikos, Kolumbias, Brasiliens, Rio de la Platas, Chilis und Perus zu tragen. Ehe das Ministerium sich schlüssig gemacht hatte, diese neuen Staaten anzuerkennen, hatte es schon Vorsorge getroffen, den englischen Handel durch Schiffsstationen, die dauernd mit Linienschiffen besetzt waren, zu schützen, deren Befehlshaber mehr diplomatische als militärische Befugnisse hatten. Es hat dem Geschrei der heiligen Allianz getrotzt und die neuen Republiken anerkannt in demselben Augenblick, als ganz Europa ihre Vernichtung beschloss. Aber wie gross auch die Absatzquellen waren, die das freie Amerika darbot, sie hätten

doch nicht zugereicht, um alle Waren, die England über die Bedürfnisse des Verbrauchs produziert hatte, aufzunehmen, wenn die Anleihen der neuen Republiken nicht plötzlich ohne Mass ihre Mittel, englische Waren zu kaufen, vermehrt hätten. Jeder Staat Amerikas entlieh von den Engländern eine Summe, um seine Regierung zu befestigen, und obgleich dies ein Kapital war, verausgabte er sie unmittelbar in demselben Jahre wie ein Einkommen, d. h. er verbrauchte sie gänzlich, um englische Waren für öffentliche Rechnung zu kaufen, oder die zu bezahlen, die für Rechnung von Privatleuten abgesandt worden waren. Zahlreiche Gesellschaften wurden zu gleicher Zeit gegründet mit ungeheuren Kapitalien, um alle amerikanischen Minen auszubeuten, aber alles Geld, was sie ausgegeben haben, wurde zugleich in England Einnahme, um die Maschinen zu bezahlen, die sie unmittelbar gebrauchten, oder die Waren, die nach den Orten gesandt waren, an denen die Maschinen arbeiten sollten. Solange dieser seltsame Handel angedauert hat, in dem die Engländer von den Amerikanern nur verlangten, dass sie mit englischem Kapital englische Waren kauften, schien der Gang der englischen Manufakturen glänzend zu sein. Nicht mehr das Einkommen, sondern das englische Kapital hat den Verbrauch bewirkt; die Engländer, die ihre eigenen Waren, die sie nach Amerika schickten, selbst kauften und bezahlten, haben sich nur das Vergnügen entzogen, sie selbst zu geniessen. Niemals haben die englischen Manufakturen mehr Bestellungen erhalten, als während der Speculationen des Jahres 1825, die die Welt so sehr in Erstaunen gesetzt haben. Nachdem aber die Kapitalien ausgegeben waren, und der Augenblick des Zahlens gekommen war, fiel plötzlich der Schleier, die Täuschung zerrann, und der Niedergang machte

sich noch bemerkbarer, als im Jahre 1818. Die Produktion war thatsächlich ungeheuer angewachsen, die in den Fabriken beschäftigte Bevölkerung hatte nicht aufgehört, sich zu vermehren, aber enorme Kapitalien, in gewagten Spekulationen angelegt, deren Rückzahlungstermine zudem sehr lange waren, waren der Industrie entzogen, und die auswärtigen Käufer, die in einem oder zwei Jahren diese ungeheuren Kapitalien verschlungen hatten, waren in ihre frühere Armut zurückgesunken, die sie zur Sparsamkeit zwang, abgesehen von den auf ihnen lastenden ungeheuren Schulden.

Die Krisis ist also stärker als jemals. Keine Bestellungen bei den Fabriken, kein Absatz, ungenügende Löhne der Arbeiter, von denen ein grosser Teil überhaupt keine Arbeit finden kann; die Kapitalien der Fabrikanten vollständig in ihren Produkten festgelegt: dies sind die Zeichen des thatsächlichen Niederganges und des wachsenden Missverhältnisses zwischen der Produktion und der Konsumtion. Die Leiden des Volkes sind gross, werden vielleicht sehr lange dauern, denn die angebliche Glückseligkeit des vergangenen Jahres hat die Lage Englands erheblich erschwert. Die Freudenschreie, mit denen man die Ankunft einiger Bestellungen begrüsst, die Thätigkeit, die einige Fabriken wieder aufgenommen haben, dürfen uns nicht täuschen. England hat 40 000 000 Pfd. Sterl. (1 Milliarde Franken) den verschiedenen Staaten, die bei ihm Anleihen gemacht haben, vorgeschossen und eine gleiche Summe den Gesellschaften, die so ungeheure Unternehmungen begründet haben. Diese beiden Milliarden, die man in den letzten 2 bis 3 Jahren ausgegeben hat, können nicht nur nicht in den nächsten 2 oder 3 Jahren von neuem ausgegeben werden, es ist sehr wahrscheinlich, dass sogar der Eingang der Zinsen dieses so unvor-

sichtig angelegten Geldes auf längere Zeit entbehrt werden muss. Es ergibt sich daraus ein ungeheures Deficit in dem Verbrauch, wenn man sie mit der künstlichen Thätigkeit vergleicht, die diese vorgeschossenen Kapitalien ihr gegeben hatten. Ich bin indessen weit davon entfernt anzunehmen, dass das Übel unheilbar sei: die Nation hat grosse Hilfsquellen, und das Ministerium ist sehr geschickt. Allein eine so teuer erkaufte Erfahrung sollte doch endlich Licht verbreiten; sie sollte zur Erkenntnis bringen, dass der Verbrauch nicht die notwendige Folge der Produktion ist, dass im Gegenteil die Überfüllung der Märkte die unvermeidliche Folge des Systems ist, in das man sich gestürzt hat.

---

### Fünftes Kapitel.

#### Von den Löhnen.

Da ein Vergleich zwischen dem mittleren Marktpreise oder dem Angebot des Käufers und dem Preise, den der Produzent fordert, entscheidet, welche Art von Ware für jedes Land passt, welche Produktion dem Fabrikanten und dem Händler und allen denen, die von ihr leben wollen, ein auskömmliches Einkommen gewährt, und welche Produktion die allgemeine Wohlfahrt günstig beeinflusst und deshalb ermutigt werden muss, ist es wesentlich, die verschiedenen Elemente, aus welchen sich der Preis des Produzenten zusammensetzt, vorzuführen,

Die Handarbeit ist das wichtigste: sie regelt bis zu einem gewissen Punkte die andern, weil es einen notwendigen Lohn giebt, unter dem selbst die Konkurrenz nicht lange den Arbeiter halten kann, während es scheint, dass die Herabsetzung des Geldzinses oder

des Kapitalsnutzens, die die andern Elemente des Preises darbieten, bis zum Endlosen gehen kann.\*)

Der niedrige Preis der Handarbeit gestattet im Allgemeinen dem Produzenten eine billige Herstellung der Ware. Sie lässt ihn einen Nutzen finden in einer Industrie, deren Betrieb in einem Lande mit höheren Löhnen unmöglich wäre. Der niedrige Lohn vermehrt so den Absatz der Manufakturen und giebt ihnen einen Schein von Gedeihen. In der That betrachtet man häufig den niedrigen Lohn als Ursache für den Erfolg der Manufakturen eines Landes.

Aber der Preis der Handarbeit kann entweder wirklich oder nominell niedrig sein, je nachdem die Arbeit gegen eine ungenügende oder reichliche Menge von Dingen umgetauscht werden kann, die zum Leben erforderlich sind. Das Geld ist nur eine Bezeichnung für den Tausch, der Arbeiter hat keineswegs die Absicht, das Geld zu bewahren: kaum hat er es erhalten, so giebt er es für die nötigen Nahrungsmittel aus. Wenn diese niedrig im Preise stehen, und seine tägliche Arbeit schliesslich nicht nur gegen das dringend Notwendige umgetauscht wird, vielmehr ihm noch etwas für das scheinbar Überflüssige bleibt, so ist der Lohn nur nominell niedrig. Einzig und allein dem Überflüssigen eignet das Gefühl der Annehmlichkeit, das Überflüssige ist es, das dem Leben einen Wert giebt und die Arbeit zu einem Vergnügen macht. Wenn der Arbeiter für seine Arbeit überflüssiges erhält, mag die Nation sich des Daseins dieses Arbeiters

---

\*) Ricardo hat diesen Gedanken aufs äusserste getrieben. Er betrachtet den Arbeitslohn als die einzige auf den Preis wirkende Ursache. Wäre seine Rechnung eine richtige, so müssten die Arbeiter auf das unerlässlich Notwendige herabgedrückt werden, so dass ein weiterer Rückgang unmöglich ist, ein Vorgang, der glücklicherweise niemals in die Erscheinung tritt.

freuen, denn das Leben wird ein Glück für ihn sein mag der Wert seines Arbeitstages sich auch so niedrig, wie er wolle, in Geld ausdrücken lassen.

Wenn zu gleicher Zeit die Lebensmittel teuer sind und der Lohn der Handarbeit niedrig und infolgedessen die Arbeiter, gezwungen durch den Wettbewerb, sich mit dem Notwendigen oder mit noch weniger zum Leben begnügen und auf alle ihre Genüsse und alle ihre Ruhestunden verzichten, wenn ihr Dasein ein unaufhörlicher Kampf gegen das Elend ist, so sind die Preise wirklich niedrig und ihre Winzigkeit ist ein nationales Unglück. Solche Arbeiter schaffen wohl auch einen tauschbaren Reichtum, sie benutzen wohl das Nationalkapital und schaffen dem Fabrikanten Gewinne; aber dieses Anwachsen von Reichtümern auf Kosten der Menschlichkeit ist zu teuer erkauft. Man hat schon lange erkannt, dass die zu grosse Teilung von Grund und Boden für die Landbevölkerung einen Zustand allgemeinen Elends mit sich bringt, indem der Arbeiter bei allergrösster Arbeit einen zum Lebensunterhalt ausreichenden Lohn nicht erhält, und obgleich seine grössere Thätigkeit, zu der er gezwungen ist, eine Vermehrung des Bruttoertrages herbeiführt, hat man eingesehen, dass dieser Reichtum, der für die, die er nähren soll, unzureichend ist, ein nationales Unglück ist. Dasselbe ist wahr für die Manufakturarbeiter. Die Bevölkerung verarmt, anstatt reicher zu werden, wenn sein Einkommen sich vermehrt wie 1, seine Bevölkerung wie 2.

Wenn die Löhne nur nominell niedrig sind, die Tagesarbeit eines Mannes z. B. nur mit 10 sous bezahlt wird, man für diese 10 sous aber so viel Lebensmittel oder dringend notwendige Gegenstände haben kann als anderswo für 20 sous, so verlangt die Nationalwohlthahrt nicht nur, sondern fordert viel-

mehr die Einrichtung neuer Fabriken. Dieser niedrige Lebensmittelpreis, der auch die Löhne gesenkt hat, beweist einen Zustand des Leidens bei dem Ackerbauer. Er findet sichtlich keinen zureichenden Markt für seine Erzeugnisse; die Verbraucher sind zu entfernt und die Versandkosten zu hoch. In seiner Nähe eine Fabrik errichten, heisst noch mehr für ihn thun, als wenn man einen Kanal von seinem Wohnsitz bis zu dem Markte eröffnete: es heisst den Markt ihm nähern. Die Arbeiter, die man in der Nähe seines Bodens ansiedelt, werden seine überschüssigen Nahrungsmittel verzehren und ihre Produkte, die immer weniger umfangreich sind, als diese Lebensmittel, werden sich leichter ausführen lassen. Jeder gewinnt somit: der Landbebauer zieht einen grössern Nutzen aus seinem Grund und Boden, der Arbeiter lebt im Wohlstande und der Kaufmann bereichert sich.

Man hat häufig den niedern Preis der Handarbeit für einen nationalen Vorteil angesehen, ohne zu untersuchen, ob er nur nominell oder wirklich niedrig sei; und man hat die Vaterlandsliebe der Fabrikanten gepriesen, die die Löhne ihrer Arbeiter zu erhöhen sich geweigert haben. Häufig haben die Regierungen ihnen darin beigestanden, sie haben die Höhe der Löhne festgesetzt und diese Höhe gewaltsam aufrecht erhalten. Man kann sich schwer ein unpolitischeres und zugleich ungerechteres Gesetz denken. Nicht der Nutzen des Fabrikanten liegt im nationalen Interesse, sondern die Wohlthaten, die die Fabrikation unter alle mit ihr zusammenhängende Klassen verteilt: es ist dies der Anteil aller an dem der Arbeit entspriessenden Nationaleinkommen. Wenn eine Verwaltung sich das Ziel setzen wollte, das Wohlbefinden einer Klasse der Bevölkerung auf Kosten der andern zu begünstigen, so sollten es die Arbeiter sein, die sie



begünstigen müsste. Sie sind die zahlreichsten unter denen, die am Werte der Produktion teilnehmen: ihr Glück sichern, heisst die grosse Masse der Bevölkerung glücklich machen. Sie haben weniger Genüsse als alle andern, sie ziehen die geringsten Vorteile aus der gesellschaftlichen Ordnung, sie lassen den Reichtum entstehen, ohne selbst daran Teil zu nehmen. Stets im Kampf um ihre Unterhaltungsmittel mit denen, die sie beschäftigen, sind sie stets die Schwächeren. Es ist wahr, dass die Herren und die Arbeiter gegenseitig auf einander angewiesen sind, aber diese Notwendigkeit drückt lediglich den Arbeiter, während der Fabrikant diesen Druck nicht spürt; der erste muss arbeiten, um zu leben, der zweite kann abwarten und auch noch leben, wenn er nicht arbeiten lässt. Wer könnte ohne tiefen Schmerz die Arbeiter sehen, die zusammen die Fabrik verlassen, weil ihre Herren entschlossen sind, die Löhne nicht zu erhöhen, die ein Jahr des Niedergangs hat sinken lassen! Man sieht sie alle Entbehrungen ertragen, in der Hoffnung, endlich die Hartnäckigkeit der Fabrikanten zu brechen und man kann zu gleicher Zeit berechnen, wie jeder Tag das kleine Kapital einer unglücklichen Familie mehr abbröckeln lässt, wie Entblössung, Kälte und Hunger sie schon bedrohen, während Jahre der Unterbrechung den Fabrikanten noch nicht in Bedrängnis bringen würden. Während diese Unglücklichen um einen Lohn ringen, von dem ihr Leben und das ihrer Kinder abhängt und auch in ihrer Verzweiflung eine Ordnung achten, die sie zermalmt, haben die Fabrikanten Soldaten und Häscher, die sie bewachen; ungeduldig erwarten sie die erste Unordnung, um die Unvorsichtigen den Gerichten und schwerer Strafe zu überliefern; wer weiss es, ob nicht sogar Verräter sich unter sie mischen, um sie zu einem Verbrechen zu verleiten, für das man ungeduldig ist, sie zu strafen?

Die Nationen bereichern sich, wenn sie ihr Einkommen vermehren, aber nicht, wenn das Einkommen einer Klasse durch eine andere widerrechtlich in Besitz genommen wird; sie bereichern sich, wenn sie eine grössere Menge ihrer Produkte zu gleichem Preise verkaufen, weil, wenn sie mehr produzieren, das Einkommen des Armen ebenso wächst, wie das des Reichen, aber nicht, wenn der Reiche das gewinnt, was der Arme verliert, wenn der Nutzen des Handels lediglich eine Verminderung des Lohnes ist. Selbst wenn die Verminderung des Lohnes dem nationalen Handel eine grössere Ausdehnung gäbe, wäre die neu geschaffene Produktion zu teuer bezahlt, wenn sie eine unglückliche und leidende Bevölkerung schüfe. Man soll nicht vergessen, dass der Reichtum nur die Vertretung der Süssigkeiten und der Bequemlichkeiten des Lebens ist: es heisst das Wort für die Sache nehmen, wenn man einzelnen ein Wohleben schafft und die ganze Bevölkerung zu Leiden und zur Armut verurteilt. Der Lohn ist nicht nur ein Engelt für die Arbeit, das man stundenweis nach der Dauer rechnet, es ist das Einkommen des Armen, deshalb muss es genügen, nicht nur zu seiner Erhaltung während seiner Thätigkeit, sondern auch während seiner Arbeitslosigkeit; es muss genügend sein, in der Kindheit, im Alter, wie bei voller männlicher Kraft, in Krankheit, wie in Gesundheit, in den Tagen der Ruhe, die man braucht zur Erneuerung der Kräfte oder die das Gesetz oder die Religion anbefehlen, ebenso wie in den Tagen der Arbeit.

Es ist weit davon entfernt, vorteilhaft für die Wohlfahrt des Staates zu sein, wenn man eine Arbeit ermutigt, die nicht für alle diese verschiedenen Bedürfnisse den entsprechenden Lohn gewährt. Diese neue Arbeit wird stets eine Bevölkerung hervorrufen,

die zu ihr bereit ist. Diese unglückliche Bevölkerung wird stets eine unruhige und der öffentlichen Ordnung feindselig gesinnte sein, sie wird stets ebenso gefährlich den andern, wie sich selbst eine Last sein. Wenn sie vorhanden ist, muss man sie vor der Verzweiflung bewahren, aber man soll sich hüten, sie ins Leben zu rufen.

Wenn es einen Fond giebt, der dazu bestimmt ist, den Armen in Krankheitsfällen, in ungünstiger Jahreszeit, bei Arbeitsmangel, in der Kindheit oder im Alter zu Hilfe zu kommen, ein Fond, der in der That in England in der Armentaxe existiert, so wird derselbe bald als eine Zubusse zu den Löhnen betrachtet, und wenn die Armen infolge wirtschaftlicher Verhältnisse sich schon in Abhängigkeit von den Reichen befinden, wenn mehr Angebot als Nachfrage nach Arbeit vorhanden ist, so werden die Armen, die sicher sind, im Alter oder in Krankheitsfällen für ihre Kinder Unterstützung zu bekommen, sich mit einem geringeren Lohn begnügen und auf einen Teil dessen verzichten, was ihnen nach Recht und Gerechtigkeit zukommt, indem sie diesen Teil von andern verwalten lassen, damit er ihnen als Reservefond diene. In dieser Hinsicht muss man sagen, dass, wenn es keine Armentaxe gäbe, die Arbeiter nichts desto weniger für einen ungenügenden Lohn arbeiten würden: nur könnte dieser Zustand der Entbehrungen kein dauernder sein, weil diese Klasse reissend zu Grunde gehen würde.

In dem Zustande, in den die Armentaxe England versetzt hat, kann man das Einkommen der Armen als aus zwei Theilen bestehend ansehen: einmal aus dem ungenügenden Lohn, den sie für ihre Arbeit erhalten, das andere Mal aus dem Fond, der durch eine Steuer der Allgemeinheit auferlegt wird, um sie über Wasser zu halten.

Dieser Fond, der sich im letzten Jahre (1818) auf £ 8168340 belief, musste jedem elften Bewohner Englands Hilfe bringen, d. h. 516963 Personen wurden dauernd unterstützt, und 423663 gelegentlich, im Ganzen 940626 Personen auf eine Gesamtbevölkerung von 10150615, von denen 6 Millionen kein Eigentum besitzen. Die Unterstützten, die ungefähr £ 8,14 sh. jährlich jeder erhalten, konnten sich mit einem um so viel geringeren Lohn begnügen. Die £ 8,14 sh., die ihre Herren an ihren Löhnen ersparten, kamen so zu dem Nutzen hinzu, den diese Herren mittelst der Arbeit der unterstützten Arbeiter erzielten. Unter den Ungerechtigkeiten und Drangsalen, die dieser schimpflichen Einrichtung entspringen, darf man die Seltsamkeit nicht übersehen, die darin besteht, dass man den Eigentümern einen Teil ihres Einkommens nimmt, um aus ihm eines für die Fabrikanten zu bilden, damit diese imstande sind, ihre Produkte dem Fremden ohne einen Nutzen für die Nation zu verkaufen, und sich für ihre Mühe lediglich durch den Verlust bezahlt zu machen, den sie den übrigen Gliedern der Gesellschaft zufügen.

Im Allgemeinen glaubt man etwas Besonderes für die Wohlfahrt der Nation gethan zu haben, wenn man die Kinder zur Thätigkeit anhält und sie in zartestem Alter zugleich mit ihren Vätern in den Fabriken arbeiten lässt. Indessen folgt stets aus dem Kampfe zwischen der Arbeiterklasse, und der, die sie bezahlt, dass die erstere für den ihr bewilligten Lohn alles giebt, was sie an Arbeit gewähren kann, ohne dabei zu Grunde zu gehen. Wenn die Kinder nicht arbeiteten, so müssten ihre Väter genügenden Verdienst haben, um sie unterhalten zu können, bis sie selbst ihre Kräfte voll entwickelt haben, oder aber, die Kinder würden in jugendlichem Alter sterben und die Arbeit würde

bald stocken. Aber seitdem die Kinder einen Teil ihres Lebensunterhaltes selbst erwerben, war es möglich, den Lohn ihrer Väter herabzusetzen. Aus ihrer Thätigkeit folgt also nicht eine Vermehrung des Einkommens der armen Klasse, sondern nur eine Vermehrung an Arbeit, die stets für dieselbe Summe getauscht wird, oder eine Verminderung des Tagelohns, während der Gesamtpreis der nationalen Arbeit derselbe geblieben ist. Die Nation hat also schlechterdings keinen Nutzen gehabt von der Beraubung der Kinder der Armen, denen so das einzige Glück ihres Lebens, der Genuss ihrer Jugend, in der die Kräfte ihres Körpers und ihres Geistes sich entwickeln sollen, entzogen ist. Auch der Reichthum oder die Industrie hat keinen Nutzen davon gehabt, dass man die Kinder von ihrem sechsten oder achten Jahre an in jene Baumwollspinnereien hat eintreten lassen, in denen sie 12—14 Stunden arbeiten müssen, in einer Luft, die stetig mit Fasern und Staub geschwängert ist, und in der sie nach und nach an Schwindsucht zu Grunde gehen, ehe sie ihr 20. Jahr erreicht haben. Man müsste vor Scham erröthen, die Summe zu berechnen, die ein solches Opfer an Menschenleben eingebracht hat: Aber dieses tägliche Verbrechen wird ohne Entschädigung geübt.

Ebenso hat man manchmal angenommen, der arbeitenden Klasse nützen zu können, wenn man sie von der Beobachtung des Ruhetages entbindet, der von der Religion eingesetzt worden ist: auch hierdurch würde man ihre Lage nur härter machen. Gezwungen wie sie ist, alle Arbeit, die sie nur leisten kann, gegen Unterhaltsmittel einzutauschen, giebt sie sechs Arbeitstage, um sieben leben zu können, weil es ihr verboten ist, mehr zu geben; wäre ihr die Beobachtung des Ruhetages nicht auferlegt, so wäre

sie gezwungen, ohne Unterbrechung für den heutigen Wochenlohn zu arbeiten. Das erste Land, das den Ruhetag aufhebt, würde allerdings seinen Absatz durch Ermässigung der Preise heben, es würde allen Arbeitern der anderen Länder den Krieg ansagen und sie ihres Brotes berauben, bis auch sie in derselben Lage wären. Aber sobald die Arbeiter der übrigen Länder auf ihren einzigen Genuss Verzicht geleistet hätten, würde der Vorteil des Neuerers verschwinden, der Markt sich einengen und die Arbeit würde eine noch härtere für alle geworden sein.

Die Sonntagsruhe ist also nicht nur ein einfacher jüdischer Brauch, noch eine äussere Form der Gottesverehrung, die nur bei einer Nation vorhanden ist, wie die Speisegesetze und die Opfer; es ist ein Gesetz, das das Wohlwollen geschaffen hat und das man sich freuen muss, gleichmässig von allen verschiedenen Religionen, der jüdischen, mohamedanischen und christlichen, beobachtet zu sehen. Diese Ruhe ist dem Menschen nicht nur vorgeschrieben, damit er bete und den religiösen Verrichtungen obliege, sondern damit er die Erholung und die Freude geniesse; dass eine heitere Geselligkeit, dass der Tanz, der Gesang, kurz alle ehrbaren Freuden, deren der Mensch bedarf, von Zeit zu Zeit auch dem Sklaven und dem Arbeiter zu Teil werden. Nicht allein der Gläubige ist es, dem die zehn Gebote einen Ruhetag zubilligen, sondern auch der Sklave und der Fremde, die im Dienste des Juden stehen. Es ist auch nicht nur der Mensch allein, sondern auch Ochs und Esel, die für den Menschen arbeiten, damit auch das Tier den Genuss des Lebens erfahre.

Man kann schwer begreifen, wie dieses wohlthätige Gesetz von einem einzigen christlichen Volke entstellt worden ist, welches den Tag der Ruhe und

der Freude in einen Tag der Trauer verwandelt hat. Mehr als eine verhängnisvolle Folge hat diese angebliche Sittenstrenge gehabt. Die Untersagung unschuldiger Vergnügungen hat dem Charakter der Masse des Volks eine dunkle und zuweilen grausame Färbung gegeben, die Untersagung lärmender Vergnügungen hat im Trunk einen Ausweg gefunden. So ist die Beobachtung des Ruhetages durch die Untersagung aller öffentlichen Vergnügungen entartet und der Trunk ein Nationallaster geworden: die Sittlichkeit hat eingeblüht, was man glaubte, der Befolgung der Satzungen zugestehen zu sollen.

Man wird aber sagen: wenn alle Arbeiter einer Nation 7 Tage anstatt 6 arbeiteten, würden sie mehr arbeiten und mehr Reichthum hervorbringen. Wenn jeder Mensch anstatt 12 Stunden täglich 14 Stunden arbeiten würde, wenn er anstatt im Tagelohn zu arbeiten, im Accord arbeitete und infolgedessen mit all der Thatkraft, die das Interesse an der Arbeit ihm einzuflößen imstande ist, wenn jedes Kind schon im jüngsten Alter anfangen zu arbeiten, wenn jeder Greis bis zum letzten Atemzuge schaffte, würde die Produktion ins Unendliche vermehrt werden. So ungefähr urtheilte Archer Young über Frankreich, dem er seinen Müßiggang vorwarf, indem er die verlorene Zeit berechnete, oder vielmehr die Zeit, die die kleinen Eigentümer auf ihr Vergnügen verwenden, im Vergleich zu den englischen Grosspächtern und Tagelöhnern.

Dieser Trugschluss beruht auf der Nichtbeachtung eines wesentlichen Grundsatzes, den wir bei der Darstellung der Bildung des Reichthums erkannt haben: der Mensch arbeitet, damit er sich ausruhe; stets soll der Arbeit eine entsprechende Ruhe folgen, die ihm einen Genuss gewährt. Dem Fortschritt der Gesittung verdankt man, dass ein Mensch sich für 10, für 100,

für 1000 ausruhen kann, dies bedeutet, dass, wenn er sich ruht, er in einem Tage das verzehren kann, was andere in 10, 100, 1000 Arbeitstagen geschafft haben.

Dieses Missverhältnis ist weder der Zweck der Gesellschaft, noch der der politischen Ökonomie oder der Sicherheit, die man dem Reichtum gewährt hat, im Gegenteil, es ist ein Missbrauch. Wenn ihr die Kindheit und das Alter des Armen ihrer Ruhe beraubt, wenn ihr die Nachtstunden des Tagelöhners kürzt, um sie mit Arbeit auszufüllen, wenn ihr seiner Gottesverehrung und der Feier seiner Religion Stunden entzieht, um sie seinem Kampf ums Dasein hinzuzufügen, so bereitet ihr mit der gleichen Hand dem Reichen neue Genüsse und eine neue Üppigkeit, um ihm auch den Verbrauch dieser neuen Arbeit zu ermöglichen. Er selbst würde euch kaum danken, dass ihr ihm diese neuen Genüsse verschafft habt, die so teuer erkaufte sind und die dabei so wenig beachtet werden; er merkt es nicht einmal, dass sein Hemd ein wenig feiner ist, dass das Messer, dessen er sich bedient, ein wenig mehr glänzt, dadurch, dass viele hunderte menschlicher Geschöpfe ihres Schlummers beraubt sind, um diesen neuen Tand für ihn zu schaffen.

Schliesslich ist nicht der Reiche das Ziel der Gesellschaft; der Reichtum in der Gesellschaft ist nur wegen der Annehmlichkeit wünschenswert, die er über alle Klassen ausschüttet. Solange die Vermehrung der Arbeit dazu beiträgt, diese Annehmlichkeit zu vermehren, ist diese Arbeit selbst ein Segen für die Bevölkerung; sobald man sich aber nicht mehr um die bekümmert, die sie ausführen, sondern nur um die, die den Genuss von ihr haben, muss sie sich in eine schreckliche Plage verwandeln.

---



## Sechstes Kapitel.

## Der Zins.

Der Lohn und der Nutzen sind die Elemente, die den Preis einer jeden Sache bestimmen. Der Lohn stellt die unmittelbar verwandte Arbeit dar. Der Nutzen stellt den aus den verkauften Waren erzielten Gewinn dar. Man unterscheidet zwei Teile dieses Nutzens: den Kapitalzins, die reine Kapitalmiete, von jeder Arbeit und von jeder Belohnung der Geschicklichkeit des Arbeiters abgelöst, und den kaufmännischen Nutzen, der diese Belohnung an sich ist und der, während er stets im Verhältnis zu der Summe des angewandten Kapitals steht, dennoch der Natur des Lohns ähnlich ist, da er sich infolge von Geschicklichkeit vergrößert und infolge von Nachlässigkeit verloren geht. Die Kaufleute, die selten unterscheiden können, ob ihr Gewinn der Verlust eines andern ist oder ob sie ihn dem allgemeinen Fortschreiten des Reichtums verdanken, stellen ihren Nutzen im Gegensatz zu dem Kapitalzins und nehmen an, dass der Handel um so vorteilhafter für den Staat sei, je niedriger der Zinsfuß ist. In der That, wenn der Erfolg eines Geschäftes ihnen 10% auf das angelegte Kapital bringt, so ist es für sie besser, 6 oder 7 davon in ihren Beutel zu thun und nur 4 oder 3 davon dem Kapitalisten zu geben, als 5 zu geben und nur 5 zu behalten. Aber man sieht ein, dass dieser Vorteil einer Klasse auf der Schädigung einer andern beruht und eine Vermehrung des Nationaleinkommens dadurch nicht erzielt wird.

Ein niedriger Zinsfuß kann sein: entweder das Kapital hat sich für ein gegebenes Bedürfnis vermehrt oder das Bedürfnis hat sich für ein, und dasselbe Kapital vermindert: der eine Umstand ist ein Mittel

zur Wohlfahrt, der andere ein Unglück. Bis man mit Sicherheit weiss, welcher dieser beiden Umstände vorwiegt, und bis zu welchem Punkte der eine mit dem andern sich verbindet, kann man aus dem niederen Stande des Zinsfusses nur schliessen, dass die Kapitalisten einen Teil ihres Einkommens verlieren. Wenn dieser niedere Stand einem Überfluss an Kapital entspringt, so hat sich das Gesamteinkommen der Gesellschaft vermehrt; ein grösseres Kapital verschafft dem Kapitalisten ein grösseres Einkommen, auch bei einem niedrigeren Zinsfuss. Die Händler verdienen doppelt; einmal, weil die Summe grösser, das andere Mal, weil der Zins geringer ist. Ein Teil des Einkommens der Kapitalisten geht auf die Händler über; dies ist so gut wie ein Nutzen und erlaubt ihnen, billiger zu verkaufen und ihre Geschäfte auszudehnen. Wenn der niedere Zinsfuss das Darniederliegen der Geschäfte zur Ursache hat, so verschwindet dieser Teil des Einkommens der Kapitalisten und die Kaufleute erhalten ihn nicht: ihr Einkommen wird nicht vermehrt, das Nationaleinkommen aber wird vermindert.

Hieraus erhellt, dass die Anstrengungen der Gesetzgeber, den Zinsfuss zu erniedrigen, oder ihn auf einem bestimmten Stande zu erhalten, oder ihn gänzlich zu unterdrücken, unvernünftig sind. Die Versuche, jeden Zins zu unterdrücken und ihn unter dem Namen Wucher zu ächten, waren im Allgemeinen eine Folge religiöser Vorurteile und der Sucht, die Gesetzgebung der Hebräer auf das moderne Europa anzuwenden. Ihr Ergebnis war immer lediglich der Zwang für die Vertragschliessenden, die Thatsache, dass sie sich einen Zins haben bezahlen lassen, in Dunkel zu hüllen und zugleich eine Falle für den guten Glauben der einen oder der andern. Andererseits zwangen sie die Kapitalisten, ihre Kapitalien ausserhalb

ihres Landes anzulegen, die sie bei sich nicht mit der gleichen Sicherheit oder demselben Nutzen verwenden konnten. Die Festsetzung eines Zinsfusses ist unvernünftig, da der Kapitalzins ein wechselnder ist und von den Bedürfnissen des Platzes abhängt. Folglich muss die Miete für den Gebrauch der Kapitalien sich nach diesen Bedürfnissen und dem Nutzen richten. Der Versuch endlich, den Zinsfuss herabzusetzen, ist unpolitisch. Dieser Zins ist ein Teil des Nationaleinkommens: an sich betrachtet, ist es vorteilhaft, wenn er beträchtlich ist. Die Verminderung der Rente aus den nationalen Kapitalien ist im Gegenteil ein nationales Übel. Es ist wahr, dass dieses Übel oft das Anzeichen eines Gutes ist, das das erstere weit überragt, nämlich das Anwachsen der Kapitalien selbst. Wenn man aber das Anzeichen vermehrt, vermehrt man dadurch noch nicht die Sache, ebensowenig, wie man die Zeit schneller dadurch vergehen lassen kann, dass man den Zeiger einer Uhr weiter rückt.

Wenn der niedrige Zinsfuss die Folge eines Überflusses an Kapital ist, so wächst der Nationalwohlstand um den Zins, den alle neuen Kapitalien bringen, da das allgemeine Einkommen grösser geworden ist, selbst wenn das verhältnismässige Einkommen, das jedes tausend Thaler bringt, vermindert ist. Aber unabhängig von dem grösseren Reichtum des Kapitalbesitzers vermehrt sich der Handel, der diese Kapitalien leiht, infolge der grösseren Leichtigkeit, sie sich zu verschaffen. Mit grösseren Kapitalien können der Fabrikant und der Kaufmann ihre Käufe und ihre Verkäufe zu einer günstigeren Zeit abschliessen; sie sind nicht gedrängt, das eine oder das andere zu thun, noch gezwungen, in einem gegebenen Moment ein Opfer zu bringen. Sie können ihre Arbeiten mehr im Grossen ausführen,

sie ersparen dadurch an Zeit und an allen Kosten, die die gleichen für eine kleine wie für eine grosse Summe sind. Dies sind vielleicht die einzigen Vorteile, die der Fabrikation aus dem Vorhandensein eines grösseren Umlaufskapitals erwachsen, wenn das Bedürfnis begrenzt ist. Meist ist aber das Bedürfnis oder die Nachfrage des Marktes einer Ausdehnung fähig und die Vermehrung des Umlaufskapitals gestattet die Anfertigung von mehr Ware, deren Gesamtnutzen ein erheblich grösserer ist, wenn auch der verhältnismässige Nutzen ein kleinerer sein sollte. Wenn die Gesellschaft, die bisher 20 Millionen Umlaufkapital besass, welches 10% brachte, halb Kapital, halb Nutzen, nunmehr 40 Millionen hat, die nur 8% bringen, die ebenso geteilt werden, so ist das Einkommen der Kapitalisten einerseits und das der Händler andererseits doch von 1 Million auf 1 600 000 angewachsen. Der niedrige Zinsfuss bestimmt fast immer den Fabrikanten, in seiner Fabrikation ein grösseres fixes Kapital zu verwenden und die Teilung der Arbeit und den Gebrauch der Maschinen auszudehnen. Hieraus ergiebt sich eine neue Herabsetzung des Preises seiner Produkte, wovon im nächsten Kapitel gehandelt werden wird.

Die Vermehrung der Umlaufkapitalien und die dadurch herbeigeführte Verminderung des Zinsfusses, sowie der Höhe der Unkosten der Fabrikation ist ein Vorteil für jede Nation im Vergleich zu den andern. Diese Vermehrung erlaubt ihr, ihre Preise herabzusetzen, ihren Markt auszudehnen und ihren Absatz auf Kosten ihrer Nebenbuhler zu erhöhen. Aber wenn man eine Nation ganz für sich betrachtet oder ebenso wohl die Gesamtheit der Handelswelt, so ist die Vermehrung der Kapitalien nur insoweit wünschenswert, als sich der Gebrauch, den man von ihnen machen kann, zu gleicher Zeit vermehrt. Jedesmal, wenn ihr Zinsfuss

sich senkt, ist dies ein sicheres Zeichen, dass ihr Gebrauch sich im Verhältnis zu ihrer Menge vermindert und dieses Sinken des Zinsfusses, das zwar immer ein Vorteil für irgend wen ist, ist ebenso stets mit einem Nachteil für andere verbunden, denen es, wenn sie Landsleute sind, die Renten vermindert oder denen es, wenn sie Fremde sind, die Arbeit entzieht.

---

### Siebentes Kapitel.

#### Von der Teilung der Arbeit und von den Maschinen.

Die Anhäufung der Kapitalien und die Herabsetzung des Zinsfusses veranlassen fast immer den Fabrikanten, sich zweier Auskunftsmittel zu bedienen, die fast gewöhnlich neben einander herlaufen: die Teilung der Arbeit und die Maschinen. Alle beide haben die Neigung, seinen Fabrikationspreis zu senken und infolgedessen seinen Absatz zu erhöhen. Die Teilung der Arbeit setzt voraus, dass das Unternehmen nach einem viel grösseren Massstabe geführt wird, damit jeder Arbeiter sich nur mit einer einzigen Thätigkeit beschäftigen, und sich mit ihr ständig beschäftigen kann; sie fordert also mehr Umlaufkapital. Die Vervielfältigung der Maschinen, die die Arbeit des Menschen abkürzen, fordert stets eine erste kostspielige Einrichtung und Vorschüsse, die nur nach und nach wieder eingehen: sie setzt somit den Besitz müssiger Kapitalien voraus, die man dem augenblicklichen Gebrauch entziehen kann, um damit eine Art von dauernder Rente zu begründen.

Die wachsende Teilung der Arbeit ist, wie wir bereits gesehen haben, die erhebliche Ursache für die

Vergrößerung ihrer Produktivkraft. Jeder macht besser was er einzig und allein macht; wenn seine ganze Arbeit sich auf die einfachste Thätigkeit beschränkt, so macht er sie schliesslich so leicht und so schnell, dass man ihr mit den Augen nicht mehr folgen kann und kaum begreift, wie die menschliche Hand zu einem solchen Grade von Geschicklichkeit und Schnelligkeit gelangen kann.

Häufig zeigt diese Teilung, dass der Arbeiter nicht mehr als eine Maschine ist, sodass eine Maschine ihn in der That ersetzen kann. Wirklich sind zahlreiche grosse Entdeckungen im Maschinenfache die Folge einer solchen Beobachtung gewesen, die der Arbeiter oder sein Arbeitgeber gemacht hat. Aber durch diese Teilung ist der Mensch ärmer geworden an Intelligenz, an Körperkraft, an Gesundheit, an Frohsinn, während seine Fähigkeit, Reichtum hervorzubringen, gewachsen ist.

Gerade durch die Verschiedenheit der Thätigkeiten entwickelt sich der Geist; sie ist notwendig, um Bürger zu schaffen, welche Männer sind und keine Maschinen, die denen ähneln, die Feuer oder Wasser in Bewegung setzen. Die Teilung der Arbeit hat geradezu einen Preis gesetzt auf die Vereinfachung der Thätigkeiten, so dass selbst Kinder im zartesten Alter zu ihrer Ausführung befähigt sind, und in der That werden Kinder, die noch nicht irgend eine ihrer Fähigkeiten haben entwickeln, noch irgend eine Freude des Lebens haben kosten können, verurteilt, ein Rad zu bewegen, eine Dampfmaschine zu bedienen, zu spulen. Mehr Borten, mehr Nadeln, mehr Garn und mehr seidene und baumwollene Gewebe sind die Frucht dieser ausserordentlichen Arbeitsteilung: aber um welchen hässlichen Preis sind sie gekauft, wenn der Preis in dem Opfer des geistigen Niedergangs so vieler tausende von Menschen besteht.

Bei der Teilung der Arbeit wird stets ein Teil des nationalen Kapitals festgelegt, nicht in der Maschine, sondern in dem Arbeiter selbst, der ihre Thätigkeit leitet. Er braucht einer gewissen Anleitung, einer gewissen Zeit, eines gewissen Verbrauchs an Unterhaltsmitteln ohne Einkommen, um zu dieser Geschicklichkeit zu gelangen, in der er die andern Menschen überragt. Der Nadler, der Sticker, der Arbeiter in einer Spinnerei verstehen mehr als der gewöhnliche Handarbeiter; sie haben sich die Kenntnis ihres Faches durch mehr Arbeit und längere Entbehrung erworben. Man denkt indessen nicht an den Gebrauch und den Verlust des Kapitals, die sie verursacht haben, weil der Verlust sich auf ihre kleinen Vorschüsse oder auf die kleinen Ersparnisse ihrer Eltern verteilt. Sie haben aber thatsächlich eine bestimmte Summe gekostet und ihre Arbeit müsste die Rente davon bringen, abgesehen von dem gewöhnlichen Lohn. Gerade das Gegenteil ereignet sich häufig in all diesen Wechselfällen des Handels; man sieht den Fabrikarbeiter zu niedrigerem Lohne arbeiten, als den Erdarbeiter oder den Handlanger des Maurers; seine Geschicklichkeit dient nur dazu, den unzureichenden Betrag seines Lohnes zu vervollständigen und sie so dem Werte gleichzumachen, dessen er zu seinem Unterhalte bedarf.

Obgleich es scheint, dass die Einförmigkeit der Arbeiten in einer Fabrik die Intelligenz der Arbeiter schädlich beeinflusst, so muss man doch so gerecht sein, anzuerkennen, dass nach den Beobachtungen unparteiischer Männer die Fabrikarbeiter in England den Landarbeitern an Intelligenz, Wissen und Sittlichkeit weit überlegen sind. Sie verdanken diese Vorteile den zahlreichen Gelegenheiten der Belehrung, die in diesem Lande allen Volksklassen zur Verfügung stehen. Da sie ohne Aufhören zusammen leben und weniger durch

Arbeit erschöpft werden, können sie sich leichter der Unterhaltung hingeben und sich leichter neue Ideen mitteilen. So bald sie einmal angefangen haben, ihren Geist anregen zu lassen, hat der Eifer sie bald über die Arbeiter jedes anderen Landes erhoben. Dieser moralische Vorteil ist ebenso wichtig, als das Anwachsen des Reichtums. Auf der andern Seite ist die moralische Erniedrigung, die die Einrichtung der Fabriken bewirkt hat, ein Übel, dem kein Anwachsen der Produktion die Wage halten kann. Es ist ein Unglück, wenn man einen Menschen ins Leben ruft und ihn zu gleicher Zeit aller Genüsse beraubt, die dem Leben einen Wert geben, wenn man dem Vaterlande einen Bürger schenkt, der für dasselbe keine Liebe hegt und für die Gesellschaft keine Zuneigung. Wirtschaftlich ist dies zugleich eine schlechte Spekulation, wenn diesem Menschen aus seiner Arbeit nicht ein Einkommen erwächst, das den auf ihn gewandten Ausgaben gleich ist, wenn er nicht imstande ist, das Kapital zu ersetzen, das angehäuft werden musste, um ihn selbst zu bilden.

Der Gebrauch von Maschinen zum Ersatz von Menschenarbeit ist eine Thätigkeit, die der Bildung neuer Arbeiter gleichwertig ist. Ebenso veranlasst der niedrige Zinsfuß, sich umzusehen, welchen produktiven Gebrauch man von einem überschüssigen Kapital machen kann. Die Vermehrung der Produktion, die eine Folge hiervon ist, ist ein Vorteil, wenn eine Nachfrage sie veranlasst hat und wenn sie einer Vermehrung des Verbrauchs gegenübersteht; sie wird zu einer Ursache allgemeinen Leidens, wenn sie nur durch das Anwachsen der Kapitalien und nicht durch das des Einkommens veranlasst ist, wenn sie lediglich dem Erfinder ein Mittel an die Hand giebt, seine Geschäftsgenossen zu bekriegen und ihnen ihre Kunden fortzunehmen.



Bei dem Wiedererwachen der Künste und der Gesittung bot sich genügende Arbeit aber wenig Arme. Die Unterdrückung hatte die Zahl der Armen erheblich vermindert. Grosse Strecken un bebauten Landes warteten der Bestellung, die Handwerke in den Städten waren verlassen und die Fürsten bedurften so vieler Soldaten, dass es schien, als könne man garnicht genug Handarbeit sparen und niemals erwarten, dass sich für einen Arbeiter, der fortgeschickt wird, gleich zehn andere finden, die bereit sind, seine Stelle zu ersetzen. Heute haben sich diese Verhältnisse vollständig geändert: die Arbeit genügt nicht mehr für die vorhandenen Arbeiter. Einige Ursachen hierfür haben wir schon angeführt und wir könnten noch weitere geben. Berücksichtigt man dies, so muss zweifellos ein jeder zugeben, dass der Ersatz eines Menschen durch eine Maschine nur dann ein Vorteil genannt werden kann, wenn der Mensch andere Arbeit findet und dass es mehr wert ist, wenn die Bevölkerung aus Bürgern, als wenn sie aus Dampfmaschinen besteht selbst wenn die durch die ersten hergestellten Stoffe etwas teurer sein sollten, als die durch die zweiten hergestellten.

Eine grössere Teilung der Arbeit, wenn sie mit einem grössern Umlaufskapital und der Anwendung eines grösseren stehenden Kapitals verbunden ist, ist imstande, ein Vorteil des Unternehmers zu sein und seine Fabrikation zur Blüte zu bringen, ohne dass man daraus schliessen dürfte, dass sich hieraus ein Vorteil für die Gesellschaft ergibt. Wenn diese Ausbreitung die Folge einer grösseren Nachfrage ist, so ist es ein sicherer Vorteil, denn die Arbeiter werden fortfahren, denselben Lohn zu erhalten, obgleich ein grösseres Umlaufskapital darauf verwendet wird, eine grössere Anzahl zu erhalten; den Kapitalisten wird

derselbe Zins zufließen, obgleich die neuen Maschinen neue Kapitalien bedürfen, der Fabrikant wird annähernd den gleichen Nutzen haben, obgleich er ihn auf eine grössere Summe verteilt.

Wenn die Ausbreitung der Fabrikation nicht die Folge einer vermehrten Nachfrage ist, sondern die des Angebots überschüssiger Kapitalien, die die Eigentümer zu einem billigen Preise arbeiten lassen wollen, so kann die Anwendung dieser Kapitalien zum Bau von Maschinen, die den Fabrikanten in den Stand setzen, billiger zu verkaufen und ihn veranlassen, neue Verbraucher in weiterer Ferne aufzusuchen, immer noch ein Vorteil für die Bevölkerung sein, in so fern er auf Kosten auswärtiger Produzenten sich vollzieht. Der Fabrikant lässt aus Kapitalien, die ohne ihn unthätig geblieben wären, ein Einkommen entstehen, er braucht nicht die Löhne seiner Landsleute zu vermindern, da den Verlust an Lohn ihre fremden Konkurrenten tragen, ihm selbst entsteht ein kaufmännischer Nutzen aus demselben neuen Kapital, für das der Darleiher einen Zins erhält.

Aber wenn der Fabrikant ohne Vermehrung der Nachfrage und ohne Vermehrung der Kapitalien lediglich einen Teil seines Umlaufkapitals in Maschinen umwandelt und damit eine Anzahl seiner Arbeiter, die bisher die Thätigkeit ausgeübt haben, die nunmehr blinde Kräfte leisten, brodlos macht, und seinen Absatz nicht ausdehnt, so vermehrt er nur seinen Nutzen, weil er sich seinen Bedarf zu einem billigerem Preise beschafft. Der Verlust für die Gesellschaft ist ein sicherer, wenn auch der Fabrikant persönlich seinen Nutzen gefunden haben mag.

Diese drei verschiedenen Fälle kommen übrigens gewöhnlich nicht einzeln vor; einer schwachen Vermehrung der Nachfrage folgt häufig eine sie weit

übersteigende Produktion, die auf neue Maschinen verwandten Kapitalien können zum Teil neue, zum Teil solche sein, die dem Umlaufskapital, das zur Bezahlung der Löhne dient, entnommen sind. Das Ergebnis dieser verschiedenen Verflechtung von Umständen ist häufig so schwer zu erkennen, dass der Fabrikant selbst nicht weiss, ob er die Nachfrage hervorgerufen hat, oder ob sie ihn aufgesucht hat.

In einem Lande mit billigen Lebensmitteln ist eine Fabrikation, die viele Hände beschäftigt, günstig, weil sie die Verbraucher seiner Lebensmittel vervielfältigt. Ebenso kann in einem Lande mit billigen Kapitalien eine Fabrikation günstig sein, die viele Kapitalien festlegt und grosse Vorschüsse beansprucht, weil sie Kapitalien fruchtbringend anlegt, die keine Verwendung finden konnten. Indessen ist es leichter, Kapitalien an eine andere Stelle zu versetzen, als die Industrie. Kapitalien, die in einer reichen Stadt keine Verwendung finden, können nach einer armen Stadt wandern, aber die Arbeiter, die infolge der Aufstellung einer Maschine brodlos werden, laufen Gefahr, Hungers zu sterben.

Der Überfluss an Lebensmitteln und Kapitalien ist ein Zeichen, dass der arbeitenden Bevölkerung eines Landes eine gute Richtung gegeben ist. Nicht die gleichen Gegenden pflegen den Fabriken diese beiden Vorteile zu bieten. In den reichen Städten sind häufig Kapitalien im Überfluss vorhanden, auch die Lebensmittel sind billig, aber das Leben ist doch teuer, weil die Wohnungen hoch im Preise stehen. Will man dort eine Fabrik errichten, so muss es eine solche sein, die viel Kapitalien, viel Intelligenz aber wenig Arme erfordert. Wenn man dagegen in armen Ländern mit wenigen Verkehrswegen, in denen die Lebensmittel sich schwer verkaufen und die Landwirtschaft aus Mangel an Abnehmern

darniederliegt, Fabriken errichtet, so müssen es solche sein, die viele Arme, wenige Kapitalien und wenige Intelligenz beanspruchen. So blüht die Uhrmacherei und die Juwelenarbeit in Genf; jemehr sie sich vervollkommnet, je mehr Kapitalien und Talentsie erfordert, um so mehr eignet sie sich für eine reiche Stadt, in der das Leben teuer ist, um so mehr muss diese selbe Stadt in der Spitzenfabrikation, in der Herstellung von Weisswaren und Wollstoffen zurückgehen, in der die gewöhnliche Handarbeit einen grössern Teil des Preises ausmacht als der Kapitalsnutzen.

---

### Achtes Kapitel.

#### **Ergebnisse des Kampfes zur Erzielung billiger Produktion.**

Wir haben gesehen, dass der Kampf der Produzenten um die Kunden die Neigung hat, mehr und zu immer billigerem Preise zu produzieren, ohne Rücksicht auf die Nachfrage. Wir haben gezeigt, dass, wenn diese Nachfrage nicht weiter wächst, die Konkurrenz einige Personen bereichert, während sie allen übrigen einen sicheren Verlust verursacht. Man wird mit Recht einwerfen, dass eine neue Produktion ihrerseits ein neues Einkommen schafft und dass, selbst wenn die Nachfrage, die diesem Einkommen entstammt, erst der Produktion nachfolgt, die Aufnahme der neuen Produktion nicht gehindert wird. Dies ist wahr, aber das neue Einkommen, das der neuen, billigeren Produktion entstammt, muss geringer sein, als die neue Produktion. Dieser Satz leuchtet wohl von selbst ein; wir wollen ihn indessen noch durch einige Beispiele erläutern.

Die erste Wirkung der Konkurrenz war ein Sinken der Löhne und zugleich ein Anwachsen der

Zahl der Arbeiter. Nehmen wir hundert Arbeiter in einer Weberei, von denen ein jeder dreihundert Franken jährlich verdient, so stellt ihre jährliche Produktion zehntausend Ellen Stoffe dar, während ihr Einkommen und ihr Verbrauch dreissigtausend Franken beträgt. Hätte dieselbe Fabrik in zehn Jahren 200 Arbeiter, deren jährlicher Lohn 500 Franken beträgt, so würde ihre Produktion sicherlich verdoppelt sein, nämlich 20 000 Ellen Stoff, während ihr Einkommen und ihr Verbrauch sich nur auf 40 000 Franken belaufen würde. Das Einkommen der Arbeiter vermehrt sich somit nicht im Verhältnis zur Vergrösserung der Produktion.

In derselben Fabrik erzielt ein Umlaufkapital von 100 000 Franken dem Fabrikanten 15 000 Franken jährlich, von welcher Summe 6% Zinsen für den Kapitalisten abgehen, d. h. 6 000 Franken: es bleiben also für ihn 9 000 Franken. Die Vermehrung der Kapitalien und das Sinken des Zinsfusses haben ihm gestattet, seine Geschäfte auszubreiten und sich selbst mit einem kleineren Nutzen zu begnügen, weil er mit einer grösseren Summe arbeitet. Er hat 200 000 Franken in seine Fabrik gesteckt, für die er 4% oder 8 000 Franken dem Kapitalisten bezahlt; er behält für sich somit nur 8%, glaubt aber doch, damit recht gut abzuschliessen, da sich sein Einkommen von 9 auf 16 000 Franken erhöht hat und das des Kapitalisten von 6 auf 8 000. Ihre Produktion hat sich verdoppelt, während sich ihr Einkommen und damit ihr Verbrauch nur von 5 auf 8 vermehrt haben.

Der Fabrikant zieht weiteren Nutzen aus dem Überfluss an Kapitalien und stellt in seiner Fabrik neue Maschinen auf, deren Vollkommenheit es ihm ermöglicht, seine jährliche Produktion zu verdoppeln. Dies kostet ihn 200 000 Franken, von deren Einlage er einen grossen Vorteil erwartet, denn er erzielt aus ihnen

denselben Nutzen, wie aus den ersten 200 000 Franken, nämlich 8% für sich und 4% für den Kapitalisten, zusammen 24 000 Franken.

Aber schon hier macht sich die Abnahme des Verbrauchs bemerkbar. Vor zehn Jahren betrug die Produktion 10 000 Ellen Stoff, und das den Verbrauch darstellende Einkommen 45 000 Franken und zwar 30 000 Franken für die Arbeiter, 6 000 für den Kapitalisten und 9 000 für den Fabrikanten. Heute werden 40 000 Ellen produziert und das den Verbrauch darstellende Gesamteinkommen beträgt nur 80 000 Franken und zwar 40 000 für die Arbeiter, 8 000 für den Kapitalisten, den Darleiher des Umlaufkapitals, 8 000 für den Darleiher des stehenden Kapitals und 32 000 für den Fabrikanten. Von diesen 32 000 sind 16 000 der Nutzen des Umlaufkapitals und 16 000 der des stehenden Kapitals. Die Produktion ist vervierfacht, der Verbrauch kann nur verdoppelt sein. Der Verbrauch der Arbeiter, die die Maschinen hergestellt haben, darf nicht in Rechnung gestellt werden, da er durch die 200 000 Franken gedeckt ist, die auf diese Maschinen verwandt sind und somit einer andern Fabrik zu Gute kommt.

Wenn die Produktion vervierfacht und das von ihr erzielte Einkommen nur verdoppelt ist, so muss sie sich an eine Industrie anlehnen, deren Einkommen vervierfacht und deren Produktion nur verdoppelt ist: oder aber, es muss eine Überbürdung im Handel, Schwierigkeiten im Verkauf, endlich Verlust eintreten. Jeder Fabrikant rechnet auf das Unbekannte, auf den Fremden; er stellt sich vor, dass in irgend einem andern Zweige neue Einkommen entstehen, von denen er sich nicht Rechenschaft zu geben sucht; aber alle Industrien gleichen sich, alle Fremden stehen miteinander in Beziehung und vergleichen ihre Preise und die Rechnung, die man für eine einzelne Industrie

aufgestellt hat, erstreckt sich bald auf ein ganzes Volk und endlich auf den ganzen Markt der bekannten Welt.

Die Thatsachen, die wir vorgeführt haben, sind allgemeine. Jeder Fabrikant, der sein Werk ausgedehnt hat, nicht in Rücksicht auf das Bedürfnis, das ihm erlaubt, jedem Arbeiter denselben Lohn zu gewähren, so viel er auch neue anstellen möge und jedem Kapital den gleichen Zins, gleichviel wie grosse Summen er auch aufnehmen möge, wird zu denselben Ergebnissen kommen. Wenn er, anstatt nur an sich selbst zu denken, die anderen Fabriken seiner Branche betrachtet, wird er sehen, dass die Berechnung eine richtige ist. Der Handel kann sich vergrössern, aber wenn sein Anwachsen mit der Verminderung der Löhne und des Zinsfusses zusammenfällt, kann der Verbrauch mit der Produktion nicht Schritt halten und das Gesamtergebnis kann ein grösserer Wohlstand nicht sein.

Diese Berechnung widerspricht schon in ihren Grundlagen einem der Lehrsätze, auf die man häufig die politische Ökonomie aufgebaut hat. Es ist dies der Lehrsatz, dass die grösste Freiheit der Konkurrenz für die Industrie am vorteilhaftesten sei, weil ein jeder sein Interesse besser verstehe, als eine unwissende und wenig aufmerksame Regierung und dass das Interesse des Einzelnen das Interesse Aller sei. Der eine und der andere Lehrsatz ist wahr, aber der Schluss ist trotzdem falsch. Das Interesse der Einzelnen, wenn es durch alle in Schranken gehalten ist, ist in der That das Interesse aller. Aber wenn jeder sein eigenes Interesse auf Kosten der andern sucht, ebenso in der Entwicklung seiner eigenen Mittel, so wird dies nicht immer durch Kräfte, die den seinen gleich sind, in Schranken gehalten. Der Stärkere findet dann sein Interesse im Nehmen und der Schwächere findet das seinige, indem er keinen Widerstand leistet. Das kleinere Übel ist ebenso, wie das

grössere Gut der Zweck der menschlichen Politik. In diesem Kampf aller Interessen, der einen gegen die anderen, kann die Ungerechtigkeit oft triumphieren und sie wird es fast immer, namentlich, wenn die öffentliche Gewalt sich für unparteiisch halten wird und es in der That sein wird, indem sie ohne die Ursachen zu erforschen, sich stets auf die Seite des Stärkeren stellen wird.

Nehmen wir die Fabrik, von der wir oben gesprochen haben, so werden wir sehen, wie das Interesse eines jeden, und zwar das Zwangsinteresse ihn zu einem Ergebnis führen wird, das dem Interesse der grössten Anzahl und am Ende der Dinge vielleicht dem Interesse aller gerade entgegengesetzt ist.

Aus dem natürlichen Fortschritt der Gesellschaft ergiebt sich ein beständiges Anwachsen der Kapitalien und aus einem Fehler der Gesellschaftsordnung, den wir an anderer Stelle besprechen wollen, ein beständiges Anwachsen der Arbeiterbevölkerung und ein Angebot von Armen, das gewöhnlich die Nachfrage nach Arbeit übersteigt. Zwischen diesen beiden fortschreitenden Mächten steht der Fabrikant mit seiner Fabrik, in der er nur 100 000 Franken und 100 Arbeiter zu 300 Franken Lohn beschäftigt. Ein anderer Kapitalist bietet ihm noch 100 000 Franken an; es liegt in seinem Interesse, sie zu nehmen, da er, wie wir gesehen haben, hierdurch sein Einkommen von 9000 auf 16000 erhöhen kann. Es liegt im Interesse der beiden Kapitalisten, einer Ermässigung des Zinsfusses zuzustimmen, da ohne eine solche die Hälfte des Kapitals müssig bleiben würde, während bei Annahme von 4% anstatt 6 das vereinigte Einkommen von 4 auf 6 000 Franken steigt. Es liegt im Interesse der arbeitenden Klasse, sich einer Lohnermässigung zu unterwerfen, sei es, dass die Zahl der Arbeiter sich vermehrt hat, oder die



Nachfrage nach Arbeit durch die Maschinen vermindert ist. Wenn sie ihre grössere Zahl zur Zerstörung dieser Maschinen missbrauchte, so würde die öffentliche Gewalt ihr Widerstand leisten. Jeder verzichtet in seinem Interesse auf einen Teil seines Einkommens, bis derjenige, zu dessen Gunsten alle die Opfer gebracht zu sein scheinen, und der die Früchte davon pflücken will, seinerseits findet, dass man, wenn das Einkommen sich vermindert, weniger kauft und dass die Produktion nicht mehr zu der Nachfrage im Verhältnis steht.

Unter welchem Gesichtspunkte man den Fortschritt des Reichtums auch betrachten mag, wenn er sich stufenweis steigert, wenn er mit sich selbst im Verhältnis steht, wenn nicht einer seiner Teile seine Schritte verdoppelt, verbreitet er allgemeines Wohlbefinden; wenn aber eines seiner Räder sich schneller dreht, als die andern, verbreitet er Elend. Wir haben das Leiden betrachtet, das entsteht, wenn der Verbrauch schneller wächst, als die Bildung des Einkommens, ebenso das, was einer Produktion entspringt, die grösser ist, als der Verbrauch, wir haben gesehen, was aus einer Wirtschaft entsteht, die mehr Kapitalien besitzt, als die Industrie aufnehmen kann; ein noch grösseres Leiden ist die Folge des Anwachsens der Bevölkerung, die die Nachfrage nach Arbeit übersteigt. Es scheint somit, dass die Thätigkeit jedes einzelnen darauf gerichtet ist, den Gang der Maschine zu beschleunigen. Sollte es nicht die Pflicht der Regierung sein, diese Bewegungen zu mässigen und sie zu regeln?

Für die Schaffung des Reichtums spielt menschliche Thätigkeit dann keine Rolle, wenn dieser Reichtum dem allgemeinen Fond zuwächst und nicht dem allgemeinen Wettbewerb überlassen wird, ebenso wenn der Mensch in den Kampf tritt mit der Natur

und nicht mit einem andern Menschen. So beschränkt sich die Anwendung der Wissenschaften auf die Gewerbe nicht auf die Erfindung der Maschinen, was ja an sich von hohem Nutzen ist, wenn mehr Arbeit verlangt wird, als die Bevölkerung leisten kann; die Wissenschaften haben ebenso bei der Entdeckung von Rohstoffen, Stoffen zur Färberei, sicheren und sparsameren Methoden zur Aufbewahrung, Hilfe geleistet: sie haben ein besseres Werk bei einem billigeren Preise ermöglicht. Sie haben für die Gesundheit der Arbeiter gesorgt, ebenso wie für die Produkte ihres Fleisses, und sie haben nicht nur den Reichtum, der in Zahlen sich ausdrücken lässt, sondern auch das Wohlsein, das aus ihm für die Menschheit entsteht, vermehrt.

So lange die Nationen lediglich den Anweisungen der Natur gefolgt sind, und die Vorteile des Klimas, des Bodens, der Lage, des Besitzes an Rohstoffen benutzt haben, haben sie sich nie in einer Notlage befunden und haben niemals eine scheinbare Üppigkeit gesucht, die sich für die Masse der Bevölkerung in wirkliches Elend verwandelt. Ein weiterer natürlicher Vorteil ist die Überlegenheit der menschlichen Fähigkeiten an sich. Die Natur, in gewissen Klimaten karg, scheint den Bewohnern dieser eine Betriebsamkeit, einen scharfen Verstand, Körperkräfte und Fähigkeit zu arbeiten verliehen zu haben, die nur durch die Erziehung entwickelt zu werden brauchen. Aber es giebt noch andere Fähigkeiten, andere Tugenden, die mehr geeignet sind, ebenso zum Anwachsen des Reichtums beizutragen, wie zur Beglückung der Gesellschaft: dies sind Ordnungsliebe, Sparsamkeit, Nüchternheit, Gerechtigkeit. Diese Tugenden gehen fast immer aus den öffentlichen Einrichtungen hervor. Religion, Erziehung, Regierung und Ehrbegriff wandeln die mensch-

liche Natur, und je nachdem sie die Menschen zu guten oder zu schlechten Bürgern machen, nähern sie sie dem Ziel, das sich die politische Ökonomie gesetzt hat oder entfernen sie von ihm.

Intelligente und fleissige Nationen werden mit derselben Kraftaufwendung mehr Arbeit leisten, nüchterne und tugendhafte mit demselben Einkommen mehr Genüsse haben, freie und ordnungsliebende mit denselben Kapitalien sichereren Gewinn erzielen. Alle sozialen Tugenden sind nichts wert, wenn man nur ein grosses Gerede davon macht. Die bestregierten Nationen werden auch die glücklichsten sein, solange sie nicht das grundlegende Verhältnis zwischen Angebot und Arbeit aus dem Auge verlieren. Wenn sie aber einmal sich herablassen zu dem elenden Auskunftsmittel zu greifen, billiger zu arbeiten, um andern Völkern die Kunden fortzunehmen, wird sie weder Intelligenz, noch Nüchternheit, noch Freiheit vor Leiden bewahren.

---

### Neuntes Kapitel.

#### Von den Monopolen.

Wir haben oben ausgeführt, dass es nicht wahr sei, dass die Regierung nicht nötig habe, sich in die Entwicklung des Handelsreichtums zu mischen und dass es nicht sicher ist, dass das freie Spiel des Wettbewerbs nicht für viele eine Unterdrückung und ausserordentliche Leiden im Gefolge habe und vielleicht gerade durch den Fortschritt des Reichtums allgemeine Bedrängnis und endlichen Untergang derer, die am höchsten gestiegen waren. Wenn die Regierung auf die Fortschritte des Reichtums regelnd und mässigend einwirkt, so kann dies sehr wohlthätige Folgen haben: freilich ist es angesichts der Dunkelheit, in der sich die

Wissenschaft noch befindet, nicht leicht, das vorgesezte Ziel zu erkennen, oder den Weg nach den Umständen zu ändern, die einen entgegengesetzten Weg einzuschlagen verlangen können. Betrachtet man, was die verschiedenen Regierungen für den Fortgang des Reichtums gethan haben, so wird man kaum anderes als die Folgen falscher Systeme erblicken, oder die Wirkungen des Zufalls.

Gewöhnlich haben die Regierungen in dem Handelsreichtum nur die Kaufleute gesehen, sie haben geglaubt, dass das Interesse dieser ständig mit dem der Bevölkerung übereinstimme: diese Anschauungen haben fast stets die Gesetzgebung bestimmt. Sie haben gesucht, die Kaufleute so schnell wie möglich zu bereichern, sie haben ihnen oft ein direktes Monopol oder das ausschliessliche Recht zu kaufen oder zu verkaufen zugestanden, um sie so besser in den Stand zu setzen, billig zu kaufen und teuer zu verkaufen. Wenn das Geschrei derer, die teurer verkaufen wollten, und derer, die billiger kaufen wollten, endlich derer, die bedauerten, weder kaufen noch verkaufen zu können, die Regierung gezwungen hat, auf so parteiische und unkluge Gesetze zu verzichten, so bestehen dennoch etliche Überbleibsel des Monopols im Handelsrecht fort.

Das ganze System der Gesetzgebung war auf die Begünstigung des Anwachsens des Handels, der Industrie und der beiden dienenden Kapitalien zugeschnitten. Unter diesem Gesichtspunkte giebt es selbst bei den Nationen, die für die gescheitesten gelten, kaum ein Gesetz, von dem man nicht nachweisen könnte, dass es seinem Zweck gerade entgegengesetzt wirke. Wir haben gesagt, dass eine Regierung, wenn sie zu gleicher Zeit im höchsten Grade aufgeklärt, wohlwollend und unparteiisch sei, der Allgemeinheit

einen grossen Dienst leisten kann, wenn sie gegebenen Falls den Gang der Industrie mässigt und einem unregelmässigen Anwachsen derselben ein Halt zuruft. Viele Verordnungen über den Handel, die die öffentliche Meinung heute ächtet, können, wenn sie ein Verdammungsurteil als Ansporn für die Industrie verdienen, gerechtfertigt dastehen, wenn man sie als Zügel ansieht.

In den Zeiten der Barbarei haben Regierungen einzelnen Personen gegen Zahlung einer Geldsumme das Recht verliehen, Lebensmittel oder Waren zu verkaufen, an welchem dem Monopolisten dann ein ausserordentlicher Nutzen verblieb. Bei dem Erwachen grösserer Einsicht erkannte man bald, dass ein solches Monopol lediglich eine Steuer sei und stand davon ab, eine derartige Gunst dem Handel ferner zu gewähren.

Die Monopole indessen, die früher die grossen Barone in ihren Herrschaften und die noch heute die türkischen Paschas oft den Meistbietenden verkaufen, sind genau dasselbe, wie die Vorrechte der Handelsgesellschaften, denen man eine öffentliche Garantie giebt, bald ohne Konkurrenz eine gewisse Art von Geschäften zu üben, wie die Banken und die Versicherungen, bald sie in einem bestimmten Lande, wie Indien oder China, allein Handel treiben zu lassen. Begründet hat man eine derartige, einer kleinen Zahl auf Kosten ihrer ganzen Klasse Privilegierter erwiesene Gunst mit der eigentümlichen Natur des Handels, den man einem Monopol unterwarf, mit dem sehr grossen Kreditbedürfnis, mit der Notwendigkeit sehr ansehnlicher Kapitalien oder einer grossen Kraftentfaltung, um sich bei den barbarischen Völkern oder Regierungen in Respekt zu setzen. Vielleicht hätte man lieber nur von dem Vorteil sprechen sollen, den derartige gewagte

Geschäfte bieten, um sie dem Publikum zu verleiden. In einem andern Buche werden wir diesen Vorteil bei dem Bankmonopol ins Auge fassen.

Im Allgemeinen hat man über die Grundsätze, auf welche man geglaubt hat, das Monopol der Handelsgesellschaften begründen zu sollen, den Stab gebrochen. Man hat gezeigt, dass dieses Monopol stets die Ware für den Verbraucher verteuert hat, dass es die Produktion und die Konsumtion vermindert hat und den nationalen Kapitalien eine falsche Richtung gegeben hat, indem es sie einmal zu früh auf einen Handel lenkte, dem sie noch nicht gewachsen waren, ein anderes Mal sie zurückstiess, wenn sie vergeblich eine Verwendung suchten. Man hat ferner gesehen, dass die Kompagnien trotz des Privilegs, das ihnen billig zu kaufen und teuer zu verkaufen erlaubte, infolge ihrer Zusammensetzung wenig für kaufmännische Thätigkeit und für Sparsamkeit geeignet waren. So ist es kein Wunder, dass diese Körperschaften, die ausserordentlich reich und häufig unumschränkt waren, fast alle durch einen Bankrott ihr Ende gefunden haben, durch Mangel, wenn nicht an Ehrlichkeit, so doch an Sorgsamkeit von Seiten ihrer Verwalter. Die Erfahrungen dieses halben Jahrhunderts haben dem nichts hinzugefügt, was Adam Smith die Staatsmänner über die Fehler der Kompagnien gelehrt hatte.

Die Handelskompagnien konnten nur errichtet werden, um mit Ländern Handel zu treiben, die der Politik Europas vollständig fremd gegenüberstanden: sonst hätte man ihr Monopol nicht geduldet; aber man konnte manchmal durch die Gunst einer fremden Regierung, durch Furcht, durch Hoffnung auf ein Bündnis, Vorteile für die Händler einer Nation im Gegensatz zu allen andern erlangen, die ihnen eine Art von Monopol in dem Lande sicherten, das sich solchen

Anordnungen gefügt hatte. Solcher Art ist der Zweck der Handelsverträge, die während eines halben Jahrhunderts ein wichtiger Gegenstand der europäischen Politik gewesen sind.

Eine Befreiung von den Eingangszöllen, die alle andern Nationen bezahlen müssen, oder eine Verminderung dieser Zölle giebt unzweifelhaft der begünstigten Nation fast den ganzen auswärtigen Handel der betreffenden Nation in die Hände. Wer zu demselben Preise produziert, aber 5 oder 10% billiger verkaufen kann, als ein anderer, weil er weniger Zoll zahlt, ist fast sicher, dass er allein verkauft. Aber die Regierung, die eine solche Ausnahme zulässt, gestattet den Fremden das Recht, ihren eigenen Unterthanen eine Steuer aufzuerlegen. Der Fiskus oder der Verbraucher verlieren alles, was der Fremde gewinnt.

Wenn der Handelsvertrag gegenseitige Befreiungen zubilligt, muss jeder Staat finden, dass er das Monopol, das seinen Produzenten zugestanden ist, zu teuer durch das Monopol erkaufte, das er den Fremden gegen seine eigenen Verbraucher zugestanden hat und dies umso mehr, je weniger Beziehungen zwischen dem einen oder dem anderen Markte bestanden. Man kann einen Schein von Vernunft darin finden, dass die Verbraucher von Tuch zum Vorteile der Tuchfabrikanten besteuert werden, aber man kann keinen solchen Schein finden, wenn die englischen Verbraucher von Wein einen Verlust erleiden zu Nutz der portugiesischen Verkäufer von Stoffen.

Es ist unnütz, die Irrtümer im System der alten Handelsverträge weiter zu verfolgen. Heute kann man in Europa nicht mehr erwarten, Verträge zu ungleichen Bedingungen zu schliessen, und es ist wahrscheinlich, dass die ersten, die man schliessen wird, auf liberaleren Grundlagen ruhen werden; jedenfalls

werden sie den Zweck verfolgen, die Fesseln der Ein- und Ausfuhrverbote, die die Industrie nicht lange noch ertragen kann, abzuschütteln. Fängt man einmal an, die Scheidewände zwischen zwei benachbarten Völkern niederzureissen, so werden sich auch die Menschen daran gewöhnen, sich gegenseitig als Brüder anzusehen, auch wenn sie nicht Landsleute sind.

Niemals wird ein Handelsvertrag ganz die Habgier der Kaufleute, die ein Monopol wünschen, befriedigen: kamen doch sogar die Regierungen auf das seltsame Auskunftsmittel, mittelst einer Kolonie eine neue Nation zu begründen, die lediglich den Zweck hatte, die Mitglieder dieser Nation als Abnehmer ihrer Händler auftreten zu lassen. Man untersagte den Kolonisten die Einrichtung von Manufakturen in ihrem Lande, um sie vom Mutterlande in grösserer Abhängigkeit zu halten; man hinderte sie nachdrücklich, irgendwie den fremden Handel zu pflegen, man unterwarf sie den drückendsten Verordnungen, die ihrem Interesse vollkommen entgegengesetzt waren, und dies alles nicht zum Wohle des Landes, sondern zu dem einer kleinen Anzahl von Kaufleuten. Die ausserordentlichen Vorteile, die ein neues Land bietet, in der jede Arbeit einen Nutzen bringt, weil jede Arbeit noch zu thun ist, haben den Kolonien zu Wohlstand verholfen, selbst unter einer Herrschaft, die sie in jeder Beziehung aufopferte. Da ihre Rohprodukte sich für einen entfernten Handel eigneten, haben sie einen sehr ungleichen Tausch aushalten können, in dem man von ihnen nichts empfangen wollte, nichts annehmen konnte, was man selbst zu Hause machen konnte. Aber ihr reissendes Anwachsen legt gegen das System selbst, dem sie ihre Gründung verdanken, Zeugnis ab, denn sie sind zum Wohlstand gelangt durch eine Verwaltung, die der im Mutterlande



herrschenden schnurstracks entgegengesetzt ist. Man hat bei ihnen die Ausfuhr aller Rohstoffe ermutigt, die Einfuhr aller fertigen Produkte und sie haben denen, die an eine Handelsbilanz glauben und mit ihr rechnen, eine Bilanz vorgelegt, nach der ihre Verluste bei ihrem Handel mit dem Mutterlande, dem einzigen, der ihnen erlaubt war, von Jahr zu Jahr hätten grösser werden müssen.

Wenn wir dagegen die Kolonien nach den Principien beurteilen, die wir vorgetragen haben, so werden wir sie als ein Zwangsmittel betrachten, eine alte Nation an den Fortschritten einer neuen teilnehmen zu lassen. Die Industrie fand keine Entwicklung mehr in Frankreich, die Kapitalien keine Verwendung, die Arbeit keine Nachfrage; oder zum Mindesten hatte der Fortschritt der Wirtschaft, der Arbeit und des Verbrauchs nachgelassen: St. Domingo nahm allen diesen Überschuss auf, eine ungeheure Arbeit war nötig, ein neues Land zu schaffen, zu Gunsten von Menschen, die selbst nicht arbeiteten: Gewaltthätigkeit verschaffte ihnen Sklaven für ihre Ländereien; der französische Handel baute ihnen Städte und Häuser, stattete ihnen Läden aus und ernährte damit die Einwohner. Die Nation, die sich so der Entwicklung ihrer Kolonie bemächtigte und sie ganz zu ihrem Nutzen einrichtete, musste zweifellos dabei gewinnen, aber die Ungerechtigkeit war so gross, dass der Gewinn kein dauernder sein konnte. Andererseits zeigen die Gewinne, mit denen die Kolonie die französische Arbeit zu bezahlen vermochte, dass die Landwirtschaft, selbst wenn sie auf eine so verschwenderische Weise, wie es die Sklaverei mit sich bringt, arbeitet, an sich genügt, eine Nation zu bereichern. Wir sehen in dem alten Europa die Landwirtschaft keine Vermögen erwerben, weil ihr ganzer Nutzen durch die Bodenrente

verschlungen wird. In einem Neulande, in dem die Erde üppig ist und eine Rente nicht zu zahlen ist, ist der Nutzen an der Landwirtschaft grösser, als der aller andern Beschäftigungsarten.

Das Mutterland hatte sich in seinen Kolonien alles als Monopol vorbehalten, aber es hatte zu gleicher Zeit ihren Markt sehr eingeengt; ein freier Handel ganz Europas mit allen Kolonien würde zweifellos für beide Teile von grösstem Vorteil gewesen sein, weil er den Markt des ersteren ausserordentlich ausgedehnt und die Fortschritte der zweiten hierdurch beschleunigt haben würde. Trotz einer vollständigen Freiheit würden sich die Kolonien noch lange erhalten haben, in der Manufaktur mit Europa in Wettbewerb zu treten. Was Gerechtigkeit und Politik gelehrt hätten, hat die Gewalt zu Wege gebracht und die Herrschaft über die Kolonien kann nicht mehr lange aufrecht erhalten werden.

Da alle andern Auskunfts Mittel, den Markt auszudehnen, sich als unzureichend erwiesen haben, sind einzelne Regierungen so weit gegangen, an ihre Kaufleute Prämien zu zahlen, um sie in den Stand zu setzen, billiger zu verkaufen. Je seltsamer und dem gesunden Menschenverstande unverständlicher dieses Mittel erscheint, um so mehr hat man es als hohe Weisheit gepriesen. Die Prämie ist eine Belohnung, die der Staat dem Fabrikanten für seine Fabrikation zukommen lässt und die bei ihm an Stelle des Nutzens tritt: infolgedessen regt sie an, eine Industrie zu betreiben, die ein Einkommen nicht abwirft; wenn der Staat sie auf die Ausfuhr bewilligt, so bezahlt er seine Kaufleute auf Kosten seiner andern Unterthanen, damit die Fremden imstande sind, von ihnen billiger zu kaufen. Man hat angenommen, dass diese Handlungsweise oft beliebt worden ist, um fremde Fabrikanten,

deren Konkurrenz man fürchtete, zu Grunde zu richten. Das Opfer scheint für das gesteckte Ziel sich nicht recht zu eignen: das Volk, das 10 Jahre lang eine Prämie gezahlt hat, um seine Konkurrenten zu entmutigen, läuft bei dem Aufhören der Prämie im 11. Jahr, Gefahr, seine Konkurrenten wieder an ihrer Stelle zu finden; andererseits erscheint ein Gewerbe, dessen Absatz so wenig Nutzen bringt, dass eine Prämie seinen Untergang herbeizuführen imstande ist, sehr wenig standfest: die Konkurrenten, denen man Übles hat zufügen wollen, hätten vielleicht Grund, sich dafür zu bedanken, dass man sie gezwungen hat, ihre Kapitalien und ihre Arbeiter einer Industrie zu entziehen, die so wenig Erfolge aufzuweisen hat.

Eine Prämie lässt sich nur rechtfertigen, wenn sie der Fabrikation einer Ware gewährt wird, die man, sei es für die Verteidigung, sei es für den Unterhalt eines Volkes für so nötig erachtet, dass man sich seine Produktion um jeden Preis sichern will, wie Waffen, Takelagen für Schiffe, Arzneimittel, Nahrungsmittel, die sich für das Land sehr eignen, deren Anbau dort aber noch unbekannt ist. Die Anhäufung von Reichtum ist nicht der Hauptzweck des Daseins eines Volkes und er muss allem geopfert werden, was seine Sicherheit und seine Gesundheit gewährleistet.\*)

Man darf mit den Prämien nicht die Rückgewähr von Zöllen verwechseln, die oft ebenso bezeichnet werden, und die die Engländer drawback nennen. Bei der Ausfuhr einer Ware, die im Lande erzeugt ist,

---

\*) Zu meinem grossen Erstaunen rechtfertigt Ricardo die Prämien, von denen ich glaubte, dass sie von allen Volkswirten über Bord geworfen seien (Kap. 22). Im Allgemeinen neigt ja sein System zu der Schlussfolgerung, dass alles gleich ist und nichts vom Übel. Dies vereinfacht sehr die Wissenschaft und es kostet dieser Lehre nur einen Schritt, das Dasein des Übels ganz zu leugnen.

ist es nur gerecht, alle Auflagen, die die Fabrikation hat tragen müssen, zu ersetzen, ebenso wie die, die bei der Einfuhr einer Ware, die man wieder ausführt, bezahlt worden sind. Auf den Verbrauch von Fremden, die sich versorgen können, wo sie wollen, ist es nicht möglich, einen Zoll zu legen. Eine Auflage auf die Fabrikation, die nicht zurückgewährt wird, würde also den Markt des einheimischen Produzenten beschränken; der Staat stellt ihn nur mit allen seinen Konkurrenten gleich, wenn er ihm den Zoll bei der Ausfuhr der Ware zurückgewährt.

---

### Zehntes Kapitel.

#### Gesetzliche Beschränkungen der Vermehrung der Produzenten.

Die Monopole, die wir soeben betrachtet haben, waren nicht die einzigen, die die Händler sich zu verschaffen gewusst hatten. Sie hatten sich zu Körperschaften und Gemeinschaften vereinigt unter der Oberhoheit der Regierung, sie hatten durch sie ihre Satzungen und ihre Vorrechte bestätigen lassen, und ihr Zusammenschluss hatte die Beschränkung ihrer Zahl und der Thätigkeit des Einzelnen zur Folge, damit die Produktion niemals die Nachfrage überschreite oder vielmehr sie niemals erreiche.

Alle Beschäftigungen waren in Klassen eingeteilt, niemand konnte arbeiten oder verkaufen, wenn er nicht einer dieser Klassen angehörte, die man Innungen nannte und deren Leiter Erwählte der Körperschaft waren, welche die Zunftgerichtsbarkeit ausübten. Sie übten die Polizei in der Zunft und erhoben Geldstrafen für jede Zuwiderhandlung gegen ihre Ordnungen. Die Zahl der Meister war im

Allgemeinen in jeder Zunft festgesetzt, und nur der Meister konnte einen Laden halten und für seine Rechnung kaufen und verkaufen. Jeder Meister durfte nur eine gewisse Anzahl Lehrlinge ausbilden, denen er sein Handwerk lehrte; in manchen Zünften nur einen einzigen. Jeder Meister durfte auch nur eine beschränkte Anzahl Arbeiter beschäftigen, die man Gesellen nannte, und in den Handwerken, in denen man nur einen einzigen Lehrling ausbilden durfte, konnte man auch nicht mehr als 1 Gesellen oder im Ganzen 2 Gesellen halten. Kein Mensch konnte kaufen, verkaufen oder arbeiten in einem Handwerk, in dem er nicht Lehrling, Geselle oder Meister gewesen war, kein Mensch konnte Geselle werden, wenn er nicht eine bestimmte Anzahl von Jahren als Lehrling gedient hatte, oder Meister werden, wenn er nicht eine gleiche Anzahl von Jahren Geselle gewesen war und überdies sein Meisterstück gemacht oder eine bestimmte Arbeit in seinem Handwerk vollführt hatte, die der Beurteilung durch die Zunft unterlag.

Man sieht, wie diese Organisation die Erneuerung des Handwerks ganz in die Hände der Meister legte. Sie selbst konnten zwar Lehrlinge annehmen, aber sie waren nicht gezwungen, es zu thun, auch liessen sie sich diese Gunst bezahlen und häufig zu einem recht hohen Preise, so dass ein junger Mann in einen Beruf nur eintreten konnte, wenn er von vornherein die Summe besass, die er für seine Lehre bezahlen musste, so wie die, der er zu seinem Unterhalt während der Dauer dieser Lehre bedurfte, denn während der Dauer von 4, 5 oder 7 Jahren gehörte seine ganze Arbeit seinem Meister. Seine Abhängigkeit von diesem Meister war ebenso lange eine vollständige, denn der Wille oder selbst die Laune desselben konnte ihm den Eintritt in einen gewinnbringenden Beruf verschliessen.

Wenn der Lehrling Geselle geworden war, genoss er ein wenig mehr Freiheit, er konnte sich bei einem beliebigen Meister verdingen, von einem zum andern gehen, und da jemand Geselle nur werden konnte, nachdem er Lehrling gewesen war, so fing er an, von dem Monopol, unter dem er bis jetzt gelitten hatte, Vorteil zu ziehen, und er war sicher, eine Arbeit gut bezahlt zu bekommen, die Niemand ausser ihm machen konnte. Aber es hing von der Zunft ab, ihn Meister werden zu lassen, und so war er über sein Schicksal nicht eher beruhigt, bis er zur Meisterschaft zugelassen war. Im Allgemeinen ging er auch nicht früher eine Ehe ein.

Um derartige Gesetze zu erlangen, die einen Teil der Bevölkerung so vollständig abhängig von der andern macht, hatte man der Regierung vorgestellt, dass die Satzungen über das Lehrlingswesen und alle Zunftordnungen notwendig wären, um unwissende Handwerker von der Ausübung eines Gewerbes abzuhalten, das sie nicht verständen, oder unehrliche Meister zu verhindern, den Verbraucher zu betrügen. Diese Anmassung kann auch nicht die leichteste Prüfung aushalten. Man hat nachgewiesen, dass lediglich die Nachahmung den Handwerkern die nötige Schulung zu geben vermag, dass die Länge der Lehrzeit den Geist abstumpft und den Fleiss entmutigt, dass der Verbraucher allein berechtigt ist zu beurteilen, was ihm zusagt, und sich von einer Produktion abzuwenden, die durch Zunftordnungen gehalten wird, um dafür eine aufzusuchen, die dies nicht ist, dass endlich der Käufer am sichersten imstande ist, dem Betrüge zuvorzukommen oder ihn zu bestrafen.

Die Fortschritte der Industrie hatten diese den Zünften schon lange vor ihrer Abschaffung entzogen: ihre Satzungen wurden im Allgemeinen nur

in den geschlossenen Städten beobachtet. Die Vorstädte wurden als bevorrechtigte Orte betrachtet, in denen die Industrie frei war, die später erfundenen Beschäftigungen hatten sich frei zu erhalten gewusst; die Mehrzahl der grossen Fabriken, so in Frankreich wie in England, waren seit jeher von dem Lehrlingswesen und der Herrschaft der Zünfte frei, und diese Buntscheckigkeit vermehrte den Unwillen derer, denen in ihrem Vaterlande die freie Verwertung ihrer Arbeit und die Ausübung ihrer Talente verweigert wurde.

Die Zünfte wurden in Frankreich durch die Revolution abgeschafft, und ihre Wiederaufrichtung wird im Allgemeinen nur von jenen Verteidigern der alten Vorurteile und Missbräuche gefordert, die jeder freien Forschung abhold und in politischen, ebenso wie in religiösen Fragen stets bereit sind, zu sagen: placet, quia absurdum. Indessen ist der Einfluss aller dieser Vorrechte als Hindernis für das Anwachsen der Bevölkerung und für eine schnellere Entwicklung der Industrie niemals einer Beurteilung unterzogen worden und dies ist auch nicht leicht. Diese Einrichtungen sind in den kleinen freien Handelsrepubliken entstanden, und in den freien Kommunen, in denen die Gesetzgeber selbst die Gewerbe ausübten, die sie diesen Gesetzen dienstbar machten. Sie hatten zwar ein Interesse an den geschaffenen Monopolen, aber die Erfahrung freier Männer verdient immer eine ernsthaftere Prüfung, als die Gesetzgebung von Ministern, die von den Angelegenheiten, die sie regeln, nichts verstehen.

Man beugt dem Elend der armen Klassen nicht vor, wenn man, um ihm zu begegnen, auf die Geburt einer überschüssigen Bevölkerung rechnet. Wenn sie da ist, so bringt sie, aller Vorsorge des Gesetzgebers zum Trotz, den Arbeitslohn durch die Konkurrenz zum Sinken. Wenn ihre Arbeit nicht genügt, um

davon leben zu können und sich des Lebens zu freuen, so ist das einzige Mittel, das Leiden zu verhindern, wenn man sie verhindert, geboren zu werden. Keine Regierung, mag man sie sich auch so aufgeklärt, so thatkräftig, so wohlwollend vorstellen, wie man will, wird jemals die Beziehungen der Nachfrage nach Arbeit zu der Zahl der Arbeiter so gut erkennen, dass sie imstande wäre, die Sorge für die Regelung des Fortschritts der Bevölkerung auf sich zu nehmen. Das weiseste, was man thun kann, ist die Sorge hierfür der väterlichen Zärtlichkeit und der Ehrenhaftigkeit der Familienväter zu überlassen und ihnen zugleich alle die Mittel an die Hand zu geben, sich über ihre Lage klar zu werden. In keiner Lage denken die Bürger daran, sich zu verheiraten, wenn sie keine Mittel haben, für den Unterhalt ihrer Kinder während ihrer Kindheit zu sorgen, ohne sie leiden zu lassen und sie von der Stufe, die sie selbst einnehmen, herabzustossen, bis sie fähig werden, selbst zu arbeiten. Der Arme hat ein Einkommen so gut wie der Reiche; wenn er dieses Einkommen gut kennt, wird er seine Familie danach einrichten. Bei unserer Erörterung des Bodenreichtums haben wir gesehen, wie der besitzende Bauer die Vermehrung der Bevölkerung und die Teilung der Ländereien bis zu der Grenze trieb, die ihm erlaubte, seinen Kindern durch die Arbeit ein behagliches Leben zu hinterlassen, und dass die Teilung, ebenso wie die Bevölkerung, an diesem Punkte halt macht, während der nur auf seinen Lohn angewiesene Tagelöhner seinen Kindern ein dem seinen gleiches Einkommen zu hinterlassen glaubte, wenn er sie bis zu dem arbeitsfähigen Alter aufzog: die Bevölkerung wuchs in dieser Klasse ohne irgend eine Rücksicht auf die Nachfrage nach Arbeit. Dieselbe Beobachtung können wir bei denen machen, die von dem Handelsreichtum leben.



Wenn der Handwerker in seiner Arbeit ein Eigentum besitzt, aus welchem er ein feststehendes Einkommen erzielt, so ist ihm dieses bekannt, und er richtet seine Familie darnach ein; wenn im Gegenteil der Wert dieser Arbeit erst durch den Wettbewerb festgestellt wird, so kann dieser Wert bis ins Unendliche abnehmen; er kennt nur die Arbeit selbst, auf die er rechnet, und die er seinen Kindern hinterlässt, aber er täuscht sich in ihrer Schätzung: der Tagelohn seiner beiden Söhne wird nicht eine Verdoppelung des seinigen sein, und während er glaubt, dass er sie in derselben Lage zurücklässt, in der er sich befindet, wird er sie bedeutend schlechter gestellt haben.

Das Interesse des Handwerkers fordert, dass sein Broterwerb ihm nicht durch Jemand, der nur Arme und Eifer hat, und seine Arbeit zu billigerem Preise als er anbietet, streitig gemacht wird, gerade wie das Interesse des bäuerlichen Eigentümers fordert, dass ihm sein Feld nicht durch Jemand, der nur Arme und Eifer hat und sich anheischig macht, aus diesem Boden mehr Unterhaltsmittel als er zu ziehen, streitig gemacht wird. Es liegt nicht im Interesse der Gesellschaft, für alles den höchsten Preis zu erzielen, so viel Arbeit wie möglich aus dem Handwerk, so viel Unterhaltsmittel wie möglich aus dem Boden zu ziehen, denn die Gesellschaft besteht aus ihren Mitgliedern selbst, die einer gegen den andern bieten müssten und die alle endlich dem äussersten Grade des Elends anheimfallen müssten, um eine viermal grössere Summe unter eine zehnmal grössere Zahl zu teilen.

Allerdings ist das Interesse dessen, der Handwerker sein will und keine Arbeit hat, oder dessen, der Bauer sein will und keinen Boden hat, dieser Garantie entgegengesetzt, die das Gesetz gegen einen unendlichen Wettbewerb gegeben hat. Die Gesellschaft

hat zwischen diesen entgegengesetzten Interessen die Wahl treffen müssen; aber ihr Hauptbeweggrund, sich zu Gunsten des Eigentümers zu entscheiden, bestand darin, dass sie damit nur denen schadet, die sie verhindert, geboren zu werden, während sie durch die Gestattung eines allgemeinen Wettbewerbs denen schadet, die sie zum Sterben verurteilt.

Sicher ist es, sowohl als Thatsache als theoretisch, dass die Einrichtung der gewerblichen Körperschaften die Geburt einer überschüssigen Bevölkerung verhindert hat und verhindern musste. Ebenso steht fest, dass diese Bevölkerung heute vorhanden ist und dass sie das notwendige Ergebnis der heute bestehenden Ordnung ist.

Nach den Satzungen fast aller dieser Korporationen konnte ein Mann erst zu 25 Jahren Meister werden; wenn er kein Kapital besass, oder nicht genügend erspart hatte, so arbeitete er weiter als Geselle; manche, und vielleicht die Meisten, blieben Zeit ihres Lebens Gesellen. Es stand fast ohne Beispiel da, dass sie sich, ehe sie Meister waren, verheirateten: waren sie unvorsichtig genug, es zu wünschen, so würde doch kein Vater seine Tochter einem Manne gegeben haben, der keine Stellung hatte.

Die Zahl der Geburten wird nicht allein durch die der Heiraten bestimmt. Ein Vater weiss, dass er seine Kinder aufziehen muss, und er verzichtet auf eine Fruchtbarkeit, die zu seinem Untergang führen könnte. Jeder Sohn, den er als Lehrling unterbrachte, blieb fast bis zu seinem 20. Jahre vollständig auf seine Unterstützung angewiesen; er brauchte noch ein weiteres Kapital, um diese Lehre zu bezahlen und seinem Sohn eine Stellung in der Welt zu schaffen, er vermied also, mehr Kinder in die Welt zu setzen, als sein Vermögen ihm erlaubte, zu versorgen. Die Bevölkerung wurde also nicht durch die niedrigste,

sondern durch die höchste Klasse unter den Handwerkern wieder erneut, da nur die Meister sich verheirateten, und diese die Vermehrung ihrer Familie stets nach ihrem Vermögen einrichteten. Thatsächlich bedurfte die Stadtbevölkerung, weit davon entfernt, im Übermass vorhanden zu sein, einer stetigen Ergänzung durch das Land.

Heute lebt dagegen der Fabrikarbeiter in den Tag hinein und erreicht bis zum Ende seines Lebens niemals eine grössere Gewähr für sein Einkommen aus der Arbeit, und sieht infolgedessen keinen bestimmten Zeitpunkt, an welchem er sich zwischen der Ehe und der Ehelosigkeit entscheiden soll. An diese Ungewissheit gewöhnt, betrachtet er sie als den natürlichen Zustand seiner ganzen Klasse und verheiratet sich, anstatt auf alle Genüsse, auf alle Tröstungen des Hauses zu verzichten, eines schönen Tages, wenn gerade die Arbeitslöhne etwas gestiegen sind. Andererseits wird ihm die Ehe auch leichter gemacht, seine Frau arbeitet gleich ihm in der Fabrik, alle beide lebten getrennt, alle beide glauben zusammen leben zu können. Dieselbe Fabrik nimmt ihre Kinder auf und giebt ihnen von einem Alter von 6 oder 8 Jahren an Beschäftigung. Da der Arbeiter sehr wenig Auslagen auf die erste Ernährung seines Kindes gehabt hat, scheint ihm jedes Kind, das in das Alter kommt, in dem seine Arbeit bezahlt wird, seinem Einkommen etwas hinzuzufügen: es sieht aus, als ob man eine Prämie auf die Vermehrung armer Arbeiter gesetzt hat. In schlechten Jahren, wenn die Arbeit mangelt, erhalten in England das Kirchspiel und das Armenhaus, dann auch das Krankenhaus in Krankheitsfällen zwischen Leben und Tod eine Familie, die nie hätte geboren werden sollen.

Thatsächlich ist die durch die Heirat armer

Arbeiter erwirkte Vermehrung der Bevölkerung für die Gesellschaft geradezu eine Landplage. In England beschäftigt der Ackerbau nur 770.199 Familien, der Handel und die Fabriken 959.632, die andern Stände der Gesellschaft 413.316. Eine so grosse Quote der Bevölkerung, die der Handelsreichtum ernährt auf im ganzen 2.143.147 Familien, oder 10.150.615 Personen ist wahrhaft erschreckend.\*) Glücklicherweise ist Frankreich weit davon entfernt, eine so grosse Anzahl Arbeiter zu besitzen, deren Unterhalt von den Wechselfällen eines entfernten Marktes abhängt, deren höchstes Glück kaum Leben zu nennen ist, und die noch dazu dieses Leben durch jeden Fortschritt einer Industrie, die mit der ihren in Wettbewerb tritt, bedroht sehen oder durch jede wissenschaftliche Entdeckung, die ihre Arbeit durch eine blinde Kraft ersetzt. So verdienen die Arbeiter in den Tuchfabriken der Dauphiné (1819) nur 8 sous den Tag; sie verdienen vielleicht noch weniger in den Baumwollfabriken: es giebt Plüschmacherinnen, die weniger als 4 sous den Tag verdienen. Ist es nicht eine direkte Pflicht der Menschlichkeit, zu verhindern, dass eine neue Generation in ein so elendes Dasein gerufen wird?

Natürlich kann es sich nicht darum handeln, die Zünfte wieder zum Leben zu erwecken: es war lediglich ein Zufall, dass sie eine vorteilhafte Wirkung ausübten, an die der Gesetzgeber nicht gedacht hatte. Übrigens würden seit der grossen Vervollkommnung

---

\*) Seitdem die erste Ausgabe dieses Werkes veröffentlicht ist, hat sich die Bevölkerung Englands in erschreckender Weise weiter vermehrt, während der Reichtum keineswegs die gleichen Fortschritte gemacht hat. London und die grossen Fabrikstädte sind es, denen man diese reissende Vermehrung verdankt: aber während die Zahl derer, die nichts haben, wächst, scheint die Zahl derer, die etwas haben, abzunehmen.

der Maschinen alle die, die selbst fast wie Maschinen arbeiten, ihrem Einfluss entzogen sein. Aber aus den Wirkungen der Zünfte muss man die Lehren schöpfen, auf welche Weise die Plage zu bekämpfen ist, die die Gesellschaft heute bedroht. Diese Erfahrung lässt die Grenzen erkennen, die die Gesetzgebung dem Wettbewerb setzen soll; dergestalt, dass sie jedem Arbeiter ein gewisses Eigentum in seiner Arbeit sichert, dass er zu einer bestimmten Lebenszeit auf ein Einkommen rechnen kann und dass er die Gefahr kennt, die er läuft, wenn er eine Familie begründet. Wir werden auf die Ergebnisse dieser Erfahrung zurückkommen, wenn wir über die Bevölkerung sprechen werden.

---

### Elftes Kapitel.

### Über die Zölle.

Die verschiedenen Auskunftsmittel, die wir betrachtet haben und die die Regierungen zum Schutz des Handels ergriffen haben, sind im Allgemeinen in Ver-  
ruf gekommen, aber fast alle Herrscher sind darin einig, dass die Zollveranstaltungen, die sie an den Grenzen ihrer Staaten eingerichtet haben, einen notwendigen Schutz der Industrie darstellen. Der Zoll dient zur Verhinderung der Ausfuhr von Rohstoffen, deren die nationale Industrie bedarf, und setzt so den Kaufmann in den Stand, sie billig zu kaufen und mehr daran zu verdienen. Zugleich erschwert der Zoll den fremden Produkten den Eintritt oder belastet sie wenigstens erheblich, und bringt sie den einheimischen Produkten gegenüber in Nachteil.

Die Unterscheidung zwischen Rohstoffen und Fabrikaten, die an sich sehr einfach erscheint, ist es

in der Praxis keineswegs. Ausser dem Marmor in dem Steinbruch, den Mineralien im Schoße der Berge, dem Bauholz im Walde giebt es eigentlich keine Rohstoffe. Sobald man sie von dem Orte, an dem sie entstanden sind, entfernt hat, enthält ihr Preis schon zum Teil den Wert der auf sie gewendeten menschlichen Arbeit. So berechnet sich der Preis aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse wesentlich nach der Arbeit, der sie ihr Entstehen verdanken. Indessen betrachtet jeder folgende Arbeiter alle seine Vorgänger lediglich als Leute, die ihm den Rohstoff zubereitet haben. Der Flachs ist eine fertige Ware für den Flachsröster, aber ein Rohstoff für den Spinner, der erste wünscht, nach dem allgemeinen Grundsatz die Ausfuhr zu begünstigen, der zweite sie zu verhindern. Der Flachs ist wiederum fertige Ware für den Spinner, Rohstoff für den Weber. Die Leinwand ist fertige Ware für den Weber, Rohstoff für den Kattundrucker, der Kattun ist fertige Ware für den Kattundrucker, Rohstoff für den Modisten, den Dekorateur oder den Schneider. Der letzte Arbeiter verlangt stets allein Herr des Marktes zu bleiben ohne Rücksicht auf die, die seine Vorarbeiter gewesen sind. Er behindert ihre Industrie durch Ausfuhrverbote und vermindert infolgedessen die von ihnen geleistete Arbeitsmenge an Wert. Wenn man einen Zolltarif im Ganzen betrachtet, wird man fast immer finden, dass die Beschränkungen, die man nach und nach den verschiedenen Graden der Industrie zugestanden hat, mit einander direkt in Widerspruch stehen.

Übrigens kann es auch gar nicht anders sein, da der Grundsatz, auf welchen diese Ausfuhrbeschränkungen begründet sind, an sich falsch ist. Nicht bei den Produzenten soll der Handel seinen Nutzen suchen, sondern nur bei den Verbrauchern.

Jeder Nutzen, der lediglich an den Gewinnen der Produzenten erspart wird, ist nur Einkommen, das seinen Platz wechselt, aber kein wirklicher Nutzen. Wenn der Weber seine Leinwand teurer verkauft, gewinnt der Handel, aber wenn er sie zum selben Preise verkauft, obschon er den Flachs billiger eingekauft hat, so verdient weder der Handel, noch das Land mehr, sondern nur er, und sein Gewinn wird durch den Verlust des Spinners aufgewogen. Diese Regel ist bei jedem Grade der Produktion gleich wahr.\*)

Die Rohstoffe gehen ursprünglich aus der Erde hervor, sie bilden also einen Teil des Reichtums des Eigentümers oder des Bebauers. Wenn die Ausfuhr keinen Vorteil brächte, würde kein Mensch daran denken, sie beschränken zu wollen. Diese Beschränkung erweist genugsam, dass die Produzenten bei einem Verkauf an Fremde mehr erzielen oder mehr gewinnen

---

\*) In Hinblick auf den niederen Preis der Rohstoffe, den man durch den Zoll erzielen will, ist diese Regel auf alle Fälle anzuwenden, aber im Hinblick auf den niedrigen Preis, den man durch bessere und sparsamere Einrichtungen erzielen will, ist es schon schwerer, von vornherein das Ergebnis voranzusehen. Für die Gesellschaft ist der billige Preis ein Gewinn, wenn trotzdem das Einkommen jedes Produzenten aus dem Produkt dem früher erzielten gleichbleibt: die Ersparnis des Verbrauchers ist dann ein Nettonutzen; der Gewinn wird ein zweifelloser, wenn die Produzenten durch die Vermehrung der Produktion ein grösseres Einkommen erzielen und auch die Verbraucher Ersparnisse machen. Aber wenn man infolge eines bessern und sparsameren Verfahrens den Anteil, den eine Klasse der Gesellschaft von dem Produkt als Einkommen erhielt, vermindert, oder wenn man eine Klasse zwingt, für denselben Anteil eine grössere Menge Arbeit zu leisten, so wird der Gewinn des Verbrauchers durch den Verlust des Produzenten zahlenmässig aufgewogen, und ist dieser Verlust in moralischer Beziehung für die Gesellschaft erheblich schmerzhafter und verhängnisvoller, als die Ersparnis vorteilhaft ist.

würden: das Gesetz beschränkt also ihren Markt im Gegensatz zu dem Grundsatz, den wir oben als Grundlage des kaufmännischen Interesses anerkannt haben, für jedes Produkt den höchstmöglichen Preis zu erzielen. Diese Ausfuhrbeschränkungen bedeuten also zuerst eine Verminderung des Preises für die Rohstoffe, denn dieser Preis wird nur durch einen freien Wettbewerb der Käufer aufrecht erhalten, dann eine Verminderung der Menge des Produktes, weil diese sich nunmehr allein mit dem innern Markt in Verhältnis setzen muss, schliesslich eine Verminderung an Güte, weil eine schlecht bezahlte Industrie stets nachlässig betrieben wird.

Aber wenn jeder neue Bearbeiter alle früheren Thätigkeiten nur als Vorarbeiten für die seinige betrachtet und neue Ausfuhrbeschränkungen erhält, so ist schwer zu sagen, wo die Rückschläge enden werden, die er auf diese Weise gegen die Produktion richtet. Der Dekorateur, dem es gelänge ein Verbot der Ausfuhr bedruckter Kattune zu erreichen, würde zu gleicher Zeit den Kattundrucker, den Weber, den Spinner, den Bleicher schädigen, das Einkommen, das er für sich beansprucht, nimmt er ihnen, aber er kann nicht sicher wissen, ob er alle ihre Produkte verwenden kann, und so ist das Übel, das er ihnen zufügt, viel grösser, als das Gute, das er für sich erwartet, denn er gewinnt nur eine Herabminderung auf den Preis, den er ihnen bezahlt, aber nicht auf den, den die Produkte tragen würden, die er sie verhindert, anzufertigen.

Die Beschränkungen der Einfuhr sind eben so unklug und verderblich, als die der Ausfuhr. Eingeführt, um einer Nation eine Fabrikation zu ermöglichen, die sie bisher nicht hatte, kann man nicht leugnen, dass sie für eine junge Industrie als stärkste Er-



mutigungsprämie wirken. Diese Fabrikation produziert vielleicht kaum ein Hundertstel dessen, was die Nation an ähnlichen Waren verbraucht, aber die hundert Käufer werden sich die Ware streitig machen, um der einzige Verkäufer sein zu können und die 99, die nichts erhalten haben, werden gezwungen sein, sich eingeschmuggelte Waren zu verschaffen. In diesem Falle wird der Verlust für die Bevölkerung wie 100 sein und der Nutzen wie 1. Ohne Zweifel wird es wenige neue Fabrikate geben, von denen man für die Nation Vorteil erwartet, die so grosse Opfer verdienen, andererseits würde man wohl immer weniger kostspielige Mittel ausfindig machen können, um sie einzuführen.

Übrigens muss man dabei noch den schweren Nachteil berücksichtigen, der mit der Einrichtung von Zollstätten an allen Grenzen des Landes verbunden ist, mit dem ganzen Heere von Zollbeamten und mit dem andern nicht weniger bedenklichen Heere von Schmugglern, abgesehen davon, dass die Unterthanen systematisch zum Ungehorsam gegen die Gesetze erzogen werden. Man muss sich überhaupt ins Gedächtnis rufen, dass es nicht im Interesse einer Nation liegt, alles ohne Unterschied zu produzieren. Nur die Waren oder die Lebensmittel, die sie besser erzeugen kann, soll eine Nation bevorzugen oder die, die, gleichgiltig welchen Preis ihre Herstellung kostet, für ihre Sicherheit wesentlich sind. Niemals soll man endlich das Ziel aus dem Auge verlieren, das man sich bei der Begünstigung des Handels gesteckt hatte: die Vermehrung des Einkommens der Nation im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung und die Erzielung allseitigen Wohlbehagens. Eine neue Fabrikation, mag sie ihre Produkte auch zu grösster Vervollkommnung bringen, mag sie ihrem Unternehmer auch den grösstmöglichen

Nutzen gewähren, schafft kein Glück, wenn sie den Arbeitslohn nicht auf einer gewissen Höhe erhält, oder wenn sie sich nur dadurch aufrecht erhalten kann, dass sie eine Bevölkerung züchtet, deren Leben selbst nur Leiden ist.

Wenn die Beschränkungen Fabrikationen, die im Entstehen sind, einen sehr mächtigen, aber sehr kostspieligen Sporn geben, so darf man doch nicht Wohlthaten auf die wenden, welche sich im Wohlstande befinden; das Opfer, was man damit den Verbrauchern auferlegt, erscheint ihnen gegenüber vollständig unnütz. Wenn die Fabrikation für die Ausfuhr bestimmt ist, so veranlasst sie der Staat dadurch, dass er ihr ein Monopol für den innern Markt verleiht, ihre alten Gewohnheiten einzutauschen gegen neue, die weniger vorteilhaft sind. Eine jede zur Ausfuhr bestimmte Fabrikation liefert den Beweis, dass sie den Wettbewerb der Fremden auf einem freien Markte nicht fürchtet. Kann sie sie in der Ferne aushalten trotz der Versandkosten, so hat sie noch weniger Grund, sie am Erzeugungsorte zu fürchten. Trotzdem ist nichts häufiger, als die Beschränkung der Einfuhr von Waren, die man nicht mit Vorteil einführen kann, und die ihren Wert nur durch die Beschränkung erhalten.

Wenn die Regierungen die Absicht hatten, durch die Beschränkungen die Zahl und die Produktivkräfte ihrer Fabrikanten zu vermehren, so muss man billig bezweifeln, dass sie klar erkannt haben, welchen Preis sie für diesen Vorteil zahlen, und welche unsagbaren Opfer sie den Verbrauchern, ihren Unterthanen auferlegen, um eine Klasse von Produzenten ins Dasein zu rufen, die bis dahin noch nicht geboren war. Gelungen ist ihnen dies und noch viel schneller, als es die Nationalökonomien erwartet hatten. Während kurzer Zeit haben die Verbraucher die bittersten Klagen erhoben, aber

diese Klagen haben bald aufgehört, weil auch die Opfer aufgehört haben und die Manufakturen, die man in so mächtiger Weise ermutigt hatte, bald und in reichlichster Weise für die Bedürfnisse der Bevölkerung gesorgt haben. Aber diese Aneiferung, die alle Staaten auf die Eröffnung von Fabriken ausgeübt haben, hat auf den Handel Europas zwei eigentümliche und unerwartete Wirkungen gehabt. Die eine ist das masslose Anwachsen der Produktion, das in gar keinem Verhältnis zu der Verzehrung steht, die andere ist der Versuch eines jeden Volkes sich abzusondern, auf eigenen Füßen zu stehen und sich jedem fremden Handel zu verschliessen.

Bevor die Staaten von diesem Eifer, Fabriken zu errichten, ergriffen waren, hatte die Errichtung einer neuen Fabrik stets mit einer Menge nationaler Vorurteile und Gewohnheiten zu kämpfen, welche gewissermassen den Hang des menschlichen Geistes zur Trägheit darstellen. Um diesen Hang zu besiegen, musste man den Spekulanten einen ganz offenbaren Vorteil bieten, auch konnte eine neue Industrie ohne eine vorgängige ausgesprochene Nachfrage nicht entstehen: der Markt war immer eher da als die Fabrikation, die ihn versorgen sollte. Aber dies ist nicht die Art, die die Staaten in ihrem Eifer gewählt haben: sie haben Strümpfe und Hüte im Voraus bestellt und haben darauf gerechnet, dass sich die Beine und die Köpfe dazu schon finden würden. Sie haben gesehen, dass ihre Völker vollständig und in sparsamer Weise gekleidet werden; nichtsdestoweniger haben sie Kleider in ihrem eignen Lande anfertigen lassen. Während des Krieges hat man nicht genau diese neue Produktion schätzen können, aber im Frieden hat man gefunden, dass alles doppelt da war: je leichter sich die Verbindungen zwischen den Völkern gestaltet haben, um so schwieriger

wurde es, alle diese Arbeiten, die ohne Nachfrage gemacht waren, unterzubringen.

Den Verbrauchern, die zu Anfang die Opfer gewesen waren, wurden nunmehr unerwartete Wohlthaten zu Teil, denn die Kaufleute, die zu ihren Auslagen wiederzukommen suchten, waren gezwungen, eine grosse Menge ihrer Waren mit Verlust wiederzuverkaufen. Zu diesen Opfern haben die Fabrikanten das Signal gegeben. Sie liessen einen grossen Verlust an Kapitalien über sich ergehen und bestimmten dadurch die grossen Kaufleute, sich mit Waren zu belasten, weit über ihren Absatz und ihre Kräfte, um von dieser scheinbar guten Gelegenheit Nutzen zu ziehen. Diese wieder waren zum Teil genötigt, einen ähnlichen Verlust zu erleiden, um ihre masslosen Vorräte in die Läden der Kleinhändler übergehen zu sehen und diese wiederum, um sie den Verbrauchern annehmbar zu machen. Ein allgemeines Unbehagen bemächtigte sich der Fabrikanten, der Kaufleute, der Kleinhändler und diesem Unbehagen folgte die Vernichtung von Kapitalien, die zur Befruchtung der Industrie dienen. Die Frucht langjähriger Sparsamkeit und vieler Arbeit wurde in einem Jahre verloren. Es ist wahr, dass den Nutzen die Verbraucher gehabt haben, aber dieser Gewinn ist selbst ihnen kaum bemerkbar. Dadurch, dass sie sich für mehrere Jahre versorgten, um von dem billigen Preise Nutzen zu ziehen, sind auch sie in Ungelegenheit gekommen und haben zugleich den Augenblick hinausgeschoben, in dem der Verbrauch und die Produktion sich wieder ins Gleichgewicht setzen konnte. Durch die Benutzung besserer und feinerer Waren für ihre Bekleidung und ihre Behausung halten sie sich für reicher, weil für alle Genüsse der Eitelkeit allein der Preis und die Seltenheit, nicht die Güte der Ware den Wert bestimmt.

Im alten Europa beanspruchten nicht alle Staaten in gleicher Weise den Betrieb aller Industrien: die einen beschäftigten sich mit dem Landbau, die andern mit der Seefahrt, die dritten mit der Fabrikation: der Zustand dieser letzteren, selbst wenn sie Erfolg hatten, konnte kaum so neidenswert erscheinen, dass es unerhörter Anstrengungen lohnte, um sich an ihren Platz zu setzen. Eine elende und heruntergekommene Bevölkerung verfertigte fast immer diese reichen Stickereien, diese Möbel und den schönen Schmuck, den sie niemals geniessen sollte. Wenn die Männer, die an der Spitze dieser unglücklichen Arbeiter standen, zuweilen ungeheure Vermögen anhäuften, so sah man sie ebenso oft zu Grunde gehen.

Die Entwicklung der Völker geht naturgemäss nach allen Richtungen vor sich; es ist fast immer unklug, sie aufzuhalten, aber es ist nicht weniger gefährlich, sie zu drängen, und die Staaten Europas, die der Natur Gewalt anthun wollten, finden sich heute mit einer Bevölkerung belastet, die sie geschaffen haben dadurch, dass sie eine überflüssige Arbeit verlangt haben und von der sie nicht mehr wissen, wie sie sie aus den Klauen des Hungers befreien sollen.

Die Geburt dieser Arbeiterbevölkerung und die Notwendigkeit, für ihre Bedürfnisse Sorge zu tragen, haben die Staaten gezwungen, das Ziel ihrer Gesetzgebung zu ändern. Sie hatten die Fabrikation ermutigt in dem buchstäblichen Geiste des Merkantilsystems, um den Fremden viel zu verkaufen und sich auf deren Kosten zu bereichern. Heute bemerken sie, dass das Prohibitivsystem entweder überall eingeführt ist oder überall von den Produzenten gefordert wird: sie können somit nicht mehr auf die Kundschaft der Fremden rechnen und müssen vielmehr darauf sinnen, lediglich in ihren eigenen Staaten Ver-

braucher für die Erzeugnisse ihrer eigenen Arbeiter zu finden, d. h. sich selbst zu genügen und sich abzusperren. Diese Politik, die heute mehr oder weniger von allen europäischen Völkern befolgt wird, zerstört jeden Vorteil des Handels; sie verhindert jedes Volk, aus den Vorteilen Nutzen zu ziehen, die sein Klima, sein Boden, seine Lage, der Charakter seiner Bürger darbietet; sie bewaffnet den Menschen gegen den Menschen und zerbricht jenes Band, das bestimmt schien, die nationalen Voreingenommenheiten zu mildern und die Gesittung der Erde zu beschleunigen.

In dem natürlichen Gange des Anwachsens der Reichtümer, wenn die Kapitalien noch wenig erheblich sind, muss man ohne Zweifel wünschen, dass sie mehr auf einen nahen, als auf einen sehr entfernten Handel verwandt werden; da der Ausfuhr- und Einfuhrhandel seine Mittel verwendet, um die Kapitalien der Fremden an die Stelle der Kapitalien seiner Landsleute zu setzen und umgekehrt, muss ein Land mit sehr wenig Kapitalien wünschen, sie ganz in seinem inneren Handel oder zu seinem eigenen Verbrauch zu verwenden, um so mehr, als bei einem nahen Markt dasselbe Kapital in einer gegebenen Zeit mehrere Male umgesetzt werden wird, während auf einem entfernteren Markte ein anderes Kapital Mühe haben wird, dies einmal zu vollbringen.

Aber wir haben gesehen, dass die Kapitalien die gegenwärtigen Bedürfnisse ebenso übersteigen können, wie hinter ihnen zurückbleiben. Wenn sie sie übersteigen, so leidet die Nation zuerst durch den Verlust eines Teils der Einkommen der Kapitalisten, aber sie wird noch mehr leiden, wenn die Kapitalisten, um ihre Mittel nicht brach liegen zu lassen, eine Industrie schaffen, die einen ausreichenden Markt nicht finden kann. Sehr gefährlich ist es für ein Volk, seine Häfen

dem fremden Handel zu schliessen; man zwingt es so gewissermassen zu einer falschen Rührigkeit, die seinen Untergang nach sich ziehen kann. Wenn man den Kapitalien die grösste Freiheit lässt, so werden sie dahin gehen, wohin ein erwarteter Nutzen sie ruft und dieser Nutzen ist das Anzeichen der Bedürfnisse der Bevölkerung.

Wenn die Völker ihre Produkte und ihre Bedürfnisse mit einander vergleichen, vergessen sie fast immer, dass fremde Nachbarn als Produzenten und als Konsumenten viel bequemer und nutzenbringender sind, als entfernte Landsleute. Die Beziehungen zwischen den Märkten der beiden Ufer der Rheins sind für den deutschen, wie für den französischen Handel viel wichtiger, als für den ersten die Beziehungen zwischen den Märkten der Pfalz und Brandenburgs, und für den zweiten zwischen denen des Elsass und der Provence.

Der Eifer, mit dem alle Regierungen mittelst ihres Zollsystems alle Arten der Produktion aufgemuntert haben, hat ein solches Missverhältnis zwischen der Arbeit und der Nachfrage herbeigeführt, dass es für jeden Staat vielleicht notwendig wird, vor allem nicht an die Wohlfahrt, sondern an die Existenz seiner Unterthanen zu denken und die Zollschranken, die in so unkluger Weise errichtet worden sind, aufrecht zu erhalten. Man kann niemals mit solcher Sicherheit selbst auf die bestbegründetsten Theorien rechnen, dass man wagen könnte, ein unmittelbares Übel anzuordnen, in dem Vertrauen, dass hieraus ein künftiges Gut hervorgehen wird. Noch weniger darf man eine solche Entschliessung fassen, wenn man fürchten muss, dass sie das Elend und den Tod zahlreicher Familien im Gefolge hat, die unter der Gewähr der bestehenden Gesetze und der staatlichen Ordnung zu ihrer Industrie

erzogen sind: zuerst muss man an die Rettung von leidenden Wesen denken und sich erst nachher mit der Zukunft beschäftigen.

Wenn man aber den Gang der Industrie in Europa betrachtet, kann man fast nicht im Zweifel sein, dass das nächste Ergebnis dieses allgemeinen Kampfes die Unmöglichkeit ihn fortzusetzen sein wird. Jeden Tag hört man von der Eröffnung einer neuen Fabrik oder von der Vervollkommnung einer alten, die ihr erlaubt, ihre Produkte zu vermehren; aber ebenso hört man jeden Tag, dass irgend ein Markt dem freien Handel geschlossen ist, und dass ein Volk, welches bisher niemals daran gedacht hat, zu produzieren, sich entschlossen hat, sich selbst zu versorgen, um nicht mehr, nach einem ebenso falschen wie gebräuchlichen Ausdrucke, den Fremden tributpflichtig zu sein. Jeder Fabrikant hat anstatt an sein Land zu denken, das er kennt, das Universum vor Augen, das er nicht kennen kann, und dieses Universum verengt sich immer mehr für ihn. Das Leiden ist allgemein; jeder Fabrikant hat einen Teil seiner Kapitalien verloren, überall wird der Lohn der Arbeiter auf einen Stand herabgedrückt, der kaum zum elendesten Leben genügt. Freilich hört man, dass sich bald in einem Bezirk, bald in einem andern, die Fabrikation belebt und dass alle Werkstätten beschäftigt sind; aber diese augenblickliche Thätigkeit ist viel mehr die Thätigkeit übermässiger Kreditgewährung und überschüssiger Kapitalien, als die neuer Bestellungen: wenn man die Handelswelt mit einem Blick übersieht, kann man nicht im Zweifel sein, dass die Gewinne der Industrie sich noch mehr vermindern, als sich ihre Produkte vermehren.

Was wird man thun, wenn man an keinen Fremden mehr verkaufen kann? was wird man thun, wenn jeder, der gezwungen ist, die Produktion seines



Volks mit den Bedürfnissen desselben zu vergleichen und der überhaupt nicht mehr auf die Täuschungen des auswärtigen Marktes rechnen kann, klar erkennen wird, dass dieses Volk nicht alles kaufen kann, was er verkaufen will? Wie kann man den Handwerkern sagen, die man mit so viel Mühe vermehrt hat, die man so thätig und fleissig gemacht hat: wir haben uns geirrt, wir brauchen euch nicht, ihr dürft nicht leben. Diese Lösung eines falschen Systems ist vielleicht drohend nahe und dieses Unheil lässt uns erzittern. Wenn dieser Augenblick kommen wird, werden alle Zollschränken zwischen den Staaten von selbst fallen, weil man die Unmöglichkeit einsehen wird, sie aufrecht zu erhalten: der verhängnisvolle Wettbewerb derer, die sich heute gegenseitig ihr Brod wegzunehmen suchen, wird aufhören; jeder wird sich an die Industrie halten, die die Natur des Bodens, des Klimas und die Natur der Einwohner am vorteilhaftesten erscheinen lässt, und wird nicht mehr bedauern, alle andern Produkte einem Fremden zu verdanken, als er bedauert, seine Schuhe nicht selbst machen zu können: aber bevor wir dahin kommen, wer wird sagen, wieviel Leben man noch der Verfolgung eines Irrthums opfern wird?

---

### Zwölftes Kapitel.

#### **Von dem Einfluss des Staates auf den Handelsreichthum.**

In den vorangegangenen Kapiteln haben wir uns bemüht, den Staatsmännern ans Herz zu legen, von Neuem über eine grosse Frage nachzudenken. „Ist es Sache des Staates, die Entwicklung des Handelsreichthums zu beschleunigen?“ Der Handel schafft

einen viel ansehnlicheren Reichtum, als der ist, der aus der Erde hervorgeht und macht ihn überdies viel leichter verfügbar; er liefert somit für den Krieg, für plötzliche Bedürfnisse Mittel, die man in einem rein landwirtschaftlichen Lande vergeblich suchen würde. Mit der Vermehrung dieses Reichtums vermehrt der Handel aber noch in viel grösserem Masse die Zahl der von ihm Beschäftigten, er macht das Schicksal einer zahlreichen Klasse der Menschheit zu einem viel unsicheren, seine Abhängigkeit zu einer viel grausameren, seine Sittlichkeit zu einer viel niedriger stehenden, seine Anhänglichkeit an das Vaterland und an die Gesellschaft zu einer viel zweifelhafteren. Der Handel findet bei den Fremden Hilfsmittel, die die Natur seinem Lande versagt hat, macht aber dafür die Bevölkerung von den Fremden abhängig, und lässt an Stelle der Zuversicht, dass jeder durch seine Sorgsamkeit für seine eigene Existenz sorgen kann, unsere Wohlfahrt von den Irrtümern und den Fehlern eines Andern abhängen. Der Handel ist ein Band zwischen den Nationen und trägt zur allgemeinen Gesittung bei, aber er erregt ebenso die geheime Nebenbuhlerschaft aller gegen alle und begründet die Wohlfahrt eines Fabrikanten nur auf den Untergang seines Konkurrenten.

Wir haben nicht gesehen, dass es eine Gesellschaft giebt, die so weise geleitet sei, dass der Bodenreichtum oder der Handelsreichtum allen Bürgern alles nur mögliche Glück verschafft. In jedem Staate finden wir grobe Fehler, schreiende Ungerechtigkeiten, denen wir die vorhandenen Übelstände zuschreiben müssen. Mit Sicherheit ihren Folgen Schranken zu setzen, ist nicht leicht, und die Erfahrung hat uns noch nicht gelehrt, welche Wirkungen der eine dieser Reichtümer hervorbringen würde, oder wie der eine aus dem andern

im gegebenen Augenblick entstehen kann. Aber tatsächlich sind der Staat, dessen Wohlfahrt augenblicklich die aller andern übertrifft, ohne Widerrede die Vereinigten Staaten von Nordamerika: das Glück, dessen sie sich erfreuen, ist auf die reissenden Fortschritte des Bodenreichtums zurückzuführen.

Man hört, dass zahlreiche Auswanderer alle Fabrikationen Englands dahin bringen, soll man sich für die Amerikaner dessen freuen? Scheint es nicht für sie besser, sich von den Völkern der alten Welt bedienen zu lassen, die bereit sind, für einen elenden Tagelohn, den man kaum menschenwürdig nennen kann, ihnen alles zu liefern? Sind die Käufer wirklich die Tributpflichtigen, oder sind nicht vielmehr die Produzenten die Lohnsklaven des Auslandes?

Das letzte Werk, das uns die Kenntnis der Vereinigten Staaten vermittelt, und das wir schon mehrfach angeführt haben, bringt eine Antwort auf die Frage, die vielleicht imstande ist, alle unsere Zweifel zu zerstreuen. Henry Bradshaw Fearon war im Monat Juni des Jahres 1817 von 39 englischen Familien, die sich in ihrer bürgerlichen und politischen Freiheit behindert fühlten und, unter der Wucht der Steuern seufzend, eine Veränderung erstrebten, ausgesandt worden, um zu erkunden, welcher Teil der Vereinigten Staaten für sie zur Niederlassung am geeignetsten sei. Fearon hat mit grosser Gewissenhaftigkeit 8 Berichte über seine Beobachtungen nach und nach an seine Auftraggeber erstattet. Der letzte ist vom Monat April 1818 datiert. Fearon erreichte die Vereinigten Staaten voll Eifers und voll Enthusiasmus für das neue Vaterland und noch voll Ingrimms im Gedenken an die Leiden der Armen in England. Nach und nach verfliegen seine Illusionen, Sehnsucht nach den Genüssen der Gesittung, nach denen, die mit der Pflege

des Geistes verknüpft sind, ersetzen seine ersten Eindrücke und er kehrt nach England zurück mit dem Wunsche, dort seine Tage zu beschliessen.

Ohne Zweifel kann man sein Urteil zum Teil der Macht der Gewohnheit zurechnen, der Herrschaft der Vorurteile, die in ihm lebten, und die durch gegenteilige Anschauungen sich abgestossen fühlten. Indessen ist das Bild, das er uns von den Vereinigten Staaten zeichnet, eine der wichtigsten Lektionen, die wir über die politische Ökonomie erhalten können. Er zeigt uns die Folgen der fast unbeschränkten Annahme der Verwaltungsgrundsätze, die man sich gewöhnt hat, die gesunden Grundsätze zu nennen in dem Lande, das am geeignetsten erschien, sie aufzunehmen.

Die Amerikaner haben den neuen Grundsatz angenommen zu produzieren, ohne den Markt zu berechnen und immer mehr zu produzieren. Da sie ein ungeheures Land hinter sich hatten, das von einer grossen Menge schiffbarer Ströme durchschnitten war, konnte ihre Bevölkerung sich vergrössern und sich in einem immer neuen Lande ausdehnen, fast ebenso schnell wie ihre Reichtümer; der Boden kostete fast nichts, die Rente der fruchtbarsten Ländereien war fast Null, die wachsenden Produkte der Felder schienen stets geeignet, die wachsenden Produkte der Städte aufzunehmen, und die Bevölkerung, anwachsend und stets für ihre Arbeit belohnt, schien gleicherweise bereit zum Ankauf der einen und der andern.

Indessen ist der charakteristische Zug des Handels der Vereinigten Staaten von einem Ende des Landes bis zum andern, der Überschuss der Waren jeder Art über die Bedürfnisse des Verbrauchs. Die Engländer zumal schicken unendlich mehr, als gebraucht werden kann, von Waren jeder Art dorthin. Sie bewilligen

ziemlich lange Kredite: aus diesem Grunde belasten sich alle Kaufleute, alle Kleinhändler mit zuviel Waren. Ihre Lagerräume sind stetig gefüllt, weit über jede Möglichkeit des Absatzes hinaus, und tägliche Zahlungseinstellungen sind die Folge dieses Übermasses an Handelskapitalien, die man nicht gegen ein Einkommen eintauschen kann. Die letzte Liste der zahlungsunfähigen Schuldner, die im Jahre 1817 in New-York veröffentlicht worden ist, enthielt mehr als 400 Namen.\*)

Besonders im Verlauf des letzten Krieges sind eine grosse Anzahl Fabriken in Thätigkeit getreten. Da aber diese Fabriken von vornherein alle Maschinen, die in einem Lande, in dem die Handarbeit sehr teuer ist, doppelte Bedeutung haben, in grösster Vollkommenheit besessen haben, verwenden sie bis zu diesem Tage nur eine ziemlich kleine Anzahl Arbeiter. Pittsburg in Pensylvanien, die wichtigste Fabrikstadt der Vereinigten Staaten, die man deswegen das amerikanische Birmingham nennt, verwendet für 41 verschiedene Fabriken, die ein Kapital von ungefähr 2 Millionen Dollars besitzen, nur 1280 Arbeiter. Indessen sind auch dort die Fabriken schon in einem sehr leidenden Zustande; das Verhältnis zwischen Angebot von Arbeit und Nachfrage nach ihr hat sich vollständig verschoben: von allen Seiten wird die Forderung an den Kongress gerichtet, Schutzzölle ähnlich den europäischen einzuführen.\*\*)

Aber die bemerkenswerte Folge des so reissenden Anwachsens der Bevölkerung und des Reichthums in Amerika, sowie der Neigung aller wirtschaftlichen Einrichtungen, diese Schnelligkeit noch zu verdoppeln, ist der Einfluss, den diese allgemeine tolle Jagd auf den sittlichen Charakter der Einwohner gehabt hat. Der

---

\*) Fearon, S. 209.

\*\*\*) Fearon, S. 206 u. 299.

konservative Teil der Bevölkerung, der an den alten Gewohnheiten festhält, ist total ausgeschieden worden. Es giebt keinen Amerikaner, der sich nicht ein Fortschreiten seines Vermögens, und zwar ein ganz reissendes Fortschreiten, zum Ziele setzt. Das Gewinnmachen ist die erste Erwägung des Lebens geworden, und in dem freiesten Volk der Erde hat selbst die Freiheit an ihrem Wert verloren, mit dem Nutzen verglichen. Der Rechegeist dringt bis zu den Kindern; er unterwirft das Grundeigentum einem beständigen Spiel; er erstickt die Fortschritte des Geistes, den Geschmack an den Künsten, der Literatur und den Wissenschaften; er verdirbt sogar die Beamten dieses freien Landes, die eine wenig ehrenwerte Gier nach ihren Plätzen zeigen und er drückt dem Charakter der Amerikaner einen Flecken auf, der nicht leicht zu entfernen sein wird. Das Unternehmen einiger hunderttausend Auswanderer, ein schönes Land zu bevölkern, welches für ebensoviel Millionen ausreicht, ist ein so ausserordentliches oder vielmehr so einzig in der Welt dastehendes Ereignis, dass es nicht angeht, Regeln vorzuschreiben oder das zu tadeln, was etwa betrübend erscheint. Vielleicht können im gegenwärtigen Augenblick die Amerikaner nur das thun, was sie thun. Aber sie werden alle die Tugenden, alle die hohen Vorstellungen, alle die edlen Gedanken der früher gesittet gewordenen Völker anfangen zu erkennen, wenn sie, wenn auch nicht stillstehend, doch wenigstens in ihren Fortschritten langsamer geworden sind, und ein anderes Ziel, als das zu bevölkern und zu gewinnen, sich setzen werden. Zu gleicher Zeit, wenn diese so rasende Entwicklung sich wird mässigen müssen, werden sie grausame Leiden erdulden, bevor sie sich darin fügen, andere Lebensgewohnheiten anzunehmen. Eine grosse und lehrreiche Erfahrung ist dies für die

alten Nationen und sie sollten sie aufmerksam beachten. Aber angesichts der Erfolge sollten sie nicht aus den Augen verlieren, dass sie nicht die Vorteile haben, die die Amerikaner ihr Eigen nennen, Vorteile, die nicht durch eines der Hindernisse erkaufte sind, die nach den Bemerkungen Fearons die alten Nationen verhindern müssen, sich einer Thatkraft hinzugeben, die nicht für sie gemacht ist, schon weil sie kein so weites Feld zu ihrer Bethätigung besitzen.

Man kann Zweifel hegen, ob der Staat den Handel ermutigen und ihn vor der Zeit ins Leben rufen, oder die Landwirtschaft vorziehen soll. Verschiedene berühmte Volkswirte haben gezweifelt, dass der Staat dem Handel nützlich sein kann, dass vielmehr alles, was er thun kann, darin bestehen werde, ihm zu schaden. In der That hat der grösste Teil der Begünstigungen, die der Staat dem Handel und der Industrie hat zu Teil werden lassen, wie es scheint, eine Wirkung gehabt, die derjenigen, die man erwartete, schnurstracks entgegengesetzt ist. Aber die politische Ökonomie ist grossenteils eine moralische Wissenschaft. Nachdem sie den Nutzen für die Menschen berechnet hat, muss sie noch voraussehen, was auf ihre Leidenschaften wirken kann. Wie auch immer sie von ihren persönlichen Interessen beherrscht sein mögen, so ist es doch wahr, dass es für sie genügt, ihren Vorteil zu sehen, um sie zu bestimmen, ihn zu suchen. Die Nationen müssen zuweilen aufgerüttelt werden, damit sie aus ihrer Erstarrung erwachen. Ein leichtes Gewicht, das genügte, um das Gleichgewicht bei einem rechnenden Volke zu halten, genügt nicht, wenn dieses Volk infolge der Vorurteile und der langjährigen Gewohnheiten eingerostet ist. In solchem Falle muss ein geschickter Leiter sich darauf beschränken, einen wirklichen und zu be-

rechnenden Verlust zuzulassen, um eine alte Gewohnheit zu zerstören, oder ein verhängnisvolles Vorurteil zu ändern. Wenn eingewurzelte Vorurteile alle nützlichen und thatkräftigen Beschäftigungen der Verachtung preisgegeben haben, wenn ein Volk glaubt, dass die Würde lediglich in einer edlen Musse bestehe, wenn selbst Weise, durch die öffentliche Meinung verleitet, erröten, wenn ihre Entdeckungen nützlich angewendet werden, so wird es vielleicht notwendig, der Industrie, die man schaffen will, ganz ausserordentliche Begünstigungen zuzugestehen, ohne Aufhören die Gedanken eines zu feurigen Volkes auf die Glücksfälle, die ihm offen stehen, zu lenken, die Entdeckungen der Wissenschaft innig denen der Gewerbe zu einen und den Ehrgeiz derer, die bisher ihr Leben im Müssiggang verbracht haben, durch so grosse Glücksfälle zu reizen, dass sie endlich daran denken, was sie imstande sind, aus ihren Reichtümern und aus ihrer Thätigkeit zu machen.

Adam Smith hat denen, die zu solchen Anstrengungen rieten, entgegengehalten, dass das Handelskapital eines Volkes in einer gegebenen Zeit begrenzt sei und dass seine Besitzer stets den Wunsch haben, es so hoch wie möglich zu verwerten. Deshalb bedürfe es keines neuen Stachels, um sie zur Vermehrung zu drängen oder sie zu veranlassen, es in die Kanäle zu leiten, in denen es am fruchtbringendsten angelegt werden kann. Aber das ganze Kapital ist nicht im Handel angelegt. Der Hang zum Müssiggang, den die öffentlichen Einrichtungen bei gewissen Völkern genährt haben, hing nicht nur den Personen an, sondern auch den Reichtümern. Dieselbe Trägheit, die diese Menschen ihre Zeit verlieren lässt, lässt sie auch ihr Geld verlieren. Das jährliche Einkommen des Volksvermögens bedeutet von dem Moment an, in dem es



angesammelt ist und dem, in dem es ausgegeben ist, selbst ein ungeheures Kapital, welches der Summe, die die Industrie nährt, hinzugefügt oder ihr entzogen werden kann, und welches im Allgemeinen viel öfter verschwendet wird, als man es wünschen sollte. In den südlichen Ländern liess man alle Einkommen des Adels, während die Kapitalien für die Industrie, deren die Bevölkerung so sehr bedurfte, nicht ausreichend waren, vorerst mehrere Monate tot im Kasten liegen und verschwendete sie dann jedes Jahr in einem nutzlosen Prunk. Aber es genügte, die Familienhäupter zur Thätigkeit aufzurufen, um sie zugleich sparsamen Gewohnheiten zuzuführen. Der französische oder italienische Edelmann, der an die Spitze einer Fabrik trat, gab zu gleicher Zeit seinen Einkünften aus dem Grund und Boden eine nützliche Richtung und verband seine eigene Thatkraft mit der einer fleissiger gewordenen Bevölkerung, der er so die ganze Macht eines Reichthums zur Verfügung stellte, der bisher nutzlos geruht hatte.

Die Stumpfheit einer Nation kann bisweilen so gross sein, dass selbst der klarste Nachweis der Vortheile einer neuen Industrie sie nicht dazu veranlasst, sie ins Leben zu rufen. Einzig und allein das Beispiel ist dann imstande, das persönliche Interesse zu erwecken. Die französische Industrie hat in dem kleinen Staat Lucca mehr als 10 neue Geschäftszweige gefunden, in dem sie sich zum grossen Nutzen des Landes ebenso wie der Unternehmer entwickeln konnte. Die vollständigste Freiheit wäre nicht genügend gewesen, um dies ins Werk zu setzen. Der Eifer und die Thatkraft der Fürstin Elisa, die in ihr kleines Fürstentum eine Anzahl Fabrikanten berief, sie mit Geld und Häusern unterstützte, ihre Produkte in die Mode brachte, gab Menschen wie Kapitalien, die ohne sie dauernd unthätig geblieben wären, einen wohlthätigen Anstoss, und

schuf in einer dem Untergang geweihten Stadt eine Wohlhabenheit, die erst durch die entgegengesetzte Thätigkeit der neuen Regierung ihr Ende gefunden hat.

Wenn die Regierung den Handel begünstigen will, so handelt sie häufig mit Übereilung und einer vollständigen Unkenntnis seiner wahren Interessen, häufig auch mit einer despotischen Gewalt, die jede Harmonie zerstört und fast immer mit einer vollkommenen Nichtachtung des Vorteils der Verbraucher, deren Wohlsein das der Nation ist. Indessen darf man daraus nicht schliessen, dass die Regierung niemals dem Handel Wohlthaten erwiesen hat. Sie kann zur Verschwendung oder zur Sparsamkeit anleiten und dadurch Kredit oder sein Gegenteil der Industrie schaffen, sie kann auch die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Industrie lenken und sie veranlassen, durch nützliche Erfindungen sie zu heben. Der Staat ist der reichste aller Verbraucher und er ermutigt die Fabrikation dadurch, dass er ihr Abnehmer wird. Wenn er diesem indirekten Einfluss die Sorge eint, den Verkehr zu erleichtern, wenn er Wege, Kanäle, Häfen eröffnet, das Eigentum gewährleistet, eine gute Justiz einrichtet, wenn er seine Unterthanen mit Auflagen verschont und für ihre Erhebung keine verderblichen Systeme einführt, so wird er wirksam dem Handel gedient haben. Sein wohlthätiger Einfluss wird viele falsche Massnahmen, viele Monopole, viele beschränkende Gesetze wett machen, trotz deren und nicht infolge deren der Handel unter ihm einen Aufschwung nehmen wird.

---

### Zusatz zu Buch III. Kapitel 10.

In allen Ländern, in denen Sklaverei herrscht, ist der Bauer einer schlechten Behandlung ausgesetzt, wenn er für die Arbeit nicht die Thätigkeit und den

Eifer zeigt, den seine Peiniger von ihm verlangen und den man von ihm eigentlich doch kaum erwarten kann. Aber obgleich der Herr, der Getreidehändler, für die Bebauung keine andern Vorschüsse macht, als Stockschläge, die in seinem Namen ausgeteilt werden, darf man nicht glauben, dass die Lage der Bauern, die dieses Getreide entstehen lassen, überall eine gleiche sei, oder dass sie eine sehr unglückliche sei. Im Gegenteil ist sie, rein materiell betrachtet, sonderbarerweise eine angenehme in den ungeheuren Landstrichen Polens und Südrusslands, die ihr Getreide zum schwarzen Meer ausführen und dies heute zu einem so billigen Preise anbieten, dass die Landwirtschaft keines gesitteten Landes ihren Wettbewerb aushalten kann. Man wird vielleicht mit Interesse einige That- sachen über diese neuen Länder lesen, die auf die Industrie der ganzen Welt ihren Einfluss ausüben, die wir aber bisher zurückgehalten haben, weil sie sonst unsere Auseinandersetzungen unterbrochen hätten.

Diese Ebenen, die sich ohne Begrenzung nördlich vom schwarzen Meer nach allen Richtungen hin aus- dehnen, scheinen das zum Anbau von Getreide ge- eignete Land der Erde zu sein. Ein fetter Lehm- boden, der zum Teil durch die grossen Flüsse, die ihn durchfliessen, angeschwemmt ist, zum Teil aus den Jahrhunderte alten Überresten der Tiere, die auf ihm geweidet haben, besteht, bildet einen Ackerboden von grosser Tiefe. Kein Stein hindert den Pflug, keine Wurzel hindert die Urbarmachung des Landes. Die Steppen Russlands und der Tartarei sind bedeckt mit Kräutern und nicht mit Wäldern. Eine leichte Arbeit genügt zu ihrer Bestellung, kein Dünger braucht auf die Felder geführt zu werden, und der Weizen, mit der Hand gesäet, giebt gewöhnlich 15 fache Frucht.

Aber diese reiche Gegend, die Jahrhunderte lang

den Räubereien der Kosacken und Tartaren ausgesetzt war, ist fast gänzlich unbewohnt. Jahrhunderte lang kann sich die Bebauung hier ausdehnen und die Bevölkerung sich nach Willkür vermehren. Bis zu diesem Tage besteht seine einzige Industrie in der Produktion von Getreide für die Ausfuhr und von Kindern, um für die nächste Generation noch mehr Getreide zu erzielen. Keine Stadt, keine industrielle oder handeltreibende Bevölkerung ist vorhanden, um die Früchte der Felder zu verzehren, sondern nur einige grosse Herren, von denen jeder tausende von Bauernfamilien besitzt.

In dem Teile Polens, der Bessarabien benachbart ist, ist es Brauch, dass der Herr jeder Familie oder Bauernhütte 14 abbaufähige Morgen Landes überlässt, die zehn französischen Hektaren oder 25 englischen acres gleich sind, ferner das Recht, auf die gemeinsamen Weiden ihr Vieh zu treiben. Als einziges Entgelt ist jede Familie verpflichtet, dem Herrn jährlich 48 Arbeitstage zu gewähren; der Arbeiter liefert sein Gespann für einen Teil dieser Tage; der übrige Teil seiner Zeit und der seiner Familie gehört ihm. Alle Produkte seines Landes und seines Viehstandes sind sein und er lebt in einem grossen Wohlstande, ohne Furcht, wie er später für seine Kinder sorgen soll. Sobald sich diese verheiraten, und von ihm sich trennen wollen, beeilt sich der Herr, ihnen ein neues Land und eine neue Hütte zu geben; er beruft Auswanderer aus allen benachbarten Ländern, denn er weiss sehr wohl, dass das einzige Mittel, sein Vermögen zu vermehren, darin besteht, die Zahl seiner Bauern zu vermehren.\*)

---

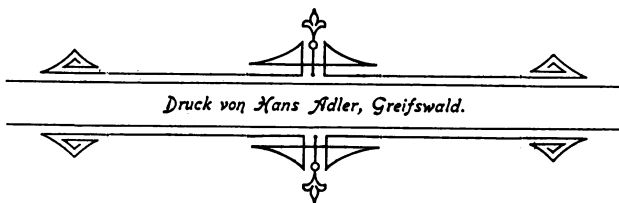
\*) Wir benutzen diese Gelegenheit, um eine Bemerkung richtig zu stellen. Der russische Kaiser hat begonnen, Edelleuten die Kronbauern zu überlassen. Der Kaiser Nikolaus hat

Das Einkommen des Herrn besteht einzig und allein in dem Getreide, das seine Bauern in den 48 Arbeitstagen, die er sich vorbehalten hat, auf seinem Lande erzeugen. Dieses ganze Getreide ist für die Ausfuhr bestimmt, denn die ganze Bevölkerung des Landes wird reichlich durch das Getreide genährt, das die Bauern selbst auf ihrem Lande bauen. Dieses Getreide kostet den Herrn lediglich die Gewährung eines wertlosen Stück Landes auf ewige Zeiten; ebenso ist er genötigt, es für den Preis zu verkaufen, den er dafür erzielen kann. In der That wird der Tschetwert, das russische Getreidemass,\*) der zum besäen von 2 Morgen Erde ausreicht oder ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Hektar, und dessen Marktpreis in gewöhnlichen Jahren 15 fr. betrug, während er mit 40 fr. in Teurungsjahren verkauft wurde, heute zu 3 fr. 50 cent. bis zu 4 fr. frei Odessa angeboten, und findet das Getreide selbst zu diesem niedrigen Preise keine Abnehmer, während bei diesem billigen Preise die Bevölkerung und mit ihm die Neuaufschliessung von Ländereien fortfährt, reissende Fortschritte zu machen, so dass sie leicht imstande sein wird, alle Märkte zu versorgen, die das gesittete Europa den Russen und Polen offen halten wird.

sie bei seiner Krönung zu tausenden an hohe Beamte ausgeteilt, die einen auf ewige Zeiten, die andern, deren Lage noch viel beklagenswerter ist, für eine bestimmte Reihe von Jahren, und hat so die Einwohner einer ganzen Provinz in Verzweiflung gestürzt.

\*) Nach Robert Hamilton, introduction to merchandise (Art. Russia, dry measures, page 209) Edinb. 1820, ist das Tschetwert gleich  $5^{538}/_{1000}$  bushels von Winchester, das Tschetwert ist gleich 2 Osmin, jeder Osmin gleich 4 Tschetweriks.

Bei diesem Preise ist ein quarter von 8 bushels guten Getreides in Odessa weniger als 5 shillings wert und der Hektoliter zu einem Gewicht von 160 französischen Pfunden weniger als 2 fr. 10 cent.



*Druck von Hans Adler, Greifswald.*

VERLAG von R. L. PRAGER in BERLIN, NW. 7.

---

**Urheberrecht und Buchhandel** in sozialistischer Beleuchtung.

**Kleinhandel, Warenhäuser, Rabatt.**

Studien von **Robert Prager.**

8°. 34 Seiten. 1900. M. 0,60.

---

**Leopold von Ranke**  
**Lichtstrahlen aus seinen Werken.**

Gesammelt und mit einem Lebensabriss herausgegeben  
von **Arthur Winckler.**

XXXII, 176 Seiten, kl. 8°. 1885. Eleg. brosch. M. 3,—; geb. M. 4,—.  
Dreissig Exemplare auf Büttenpapier, auf der Presse numerirt und in  
Pergamentumschlag à M. 10,—.

---

**Diodato Lloy,**

Professor der National-Oeconomie an der Universität zu Neapel.

**Die Philosophie des Rechts.**

Nach der 2. Aufl. des Orig. mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von  
**Dr. M. di Martino.**

gr. 8°. VIII, 522 Seiten. 1885. br. M. 10, eleg. Halbfranzband M. 12.

---

**Dr. H. A. Mascher, Bürgermeister.**

**Die Preussisch-Deutsche Polizei**

Polizeigesetzbuch für den prakt. Gebrauch syst. zusammengestellt.

4./5. Aufl. 72 Bogen = 1147 Seiten. Lex.-8°. 1885. br. M. 13,50, geb. M. 15.

A. u. d. Titel: „Die Polizei-Verwaltung des Preuss. Staates in Verbindung mit  
der des Deutschen Reiches“. Prospect mit ausführlicher Inhaltsangabe sowie den  
Bedingungen für Umtausch dieser neuen Aufl. gegen die veraltete erste und zweite  
steht auf Verlangen gratis und franco zu Diensten.

---

**Die Statistik und die Sozialwissenschaften.**

Von **E. Morpurgo.**

Aus dem Italienischen.

gr. 8°. VIII, 550 Seiten. Mit 3 Tafeln u. 1 Karte. 1877. Ladenpreis M. 11.

== Herabgesetzter Preis M. 5. ==

---

**H. Storch**

**Handbuch der Nationalwirthschaftslehre.**

Nach dem Französischen mit Zusätzen

von

**K. H. Rau.**

3 Bde. 8°. XX, 492 Seiten, VIII, 518 Seiten, VI, 498 Seiten u. Tfn. 1819—20.

Ladenpreis M. 22,50. Herabgesetzter Preis M. 5.

---

VERLAG von R. L. PRAGER in BERLIN, NW. 7.

## Wirthschaftliche Weltlage.

Börse und Geldmarkt für  
die Jahre 1891, 92, 93, 94,  
95, 96, 97, 98, 99, 1900.

Von **Julius Basch**,  
Redakteur der „National-Zeitung“.

Kl. 8°. 10 Hefte. 1892–1901. Eleg. brosch. Preis à M. 1.—.

## John Law und sein System.

Ein Beitrag zur  
Finanz- u. Münzgeschichte.

Von **S. Alexi**.

8°. 1885. VII, 67 S. mit 2 Tafeln Abbildungen u. 3 Tabellen. Brosch. M. 5.—.

## Die Volkswirtschaftslehre des Corpus juris civilis.

Von **Paul Oertmann**, Dr. iur. et phil.

8°. 1891. VI, 154 Seiten. Eleg. brosch. Preis M. 4.—.

## Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln.

Von **Hermann Heinrich Gossen**.

Neue Ausgabe. 8°. 1889. VIII, 278 Seiten. Brosch. M. 5.—.

## Die deutsche Hansa in Russland.

Von **Arthur Winckler**.

Herausgegeben mit Unterstützung des  
Vereins für Hansische Geschichte.

VI, 153 S. 8°. 1886. Eleg. brosch.  
Preis M. 4.—.

## Das Japanische Geldwesen.

Geschichtlich und kritisch dargestellt  
von

**J. T. Kussaka**.

VI, 100 Seiten. 8°. 1890.  
Brosch. M. 2.80.

## Socialpolitische Studien.

Beiträge zur Politik, Geschichte  
und Ethik der socialen Frage.

Zwei Bücher.

Von **Dr. Heinrich Hirsch**.

VIII, 144 S. Gr. 8°. 1897. Eleg. brosch. Preis M. 3.—.

**G. J. Göschen**

## *Theorie der auswärtigen Wechselcourse.*

Nach Leon Say's 2. franz. Ausgabe übersetzt

von **F. Stöpel**.

XII, 132 S. Gr. 8°. 1875. (Ladenpreis M. 2.40.) Herabgesetzter Preis M. 1.50.

In den nächsten Tagen erscheint in meinem Verlage:

## Die social-ökonomische Türkei.

Von **Dr. V. Totomianz** und **E. Toptschjan**.

ca. 8 Bogen. Kl. 8°. M. 2.—.

Druck von Leonhard Simion in Berlin SW.



**Bibliothek**  
der  
**Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft.**

Begründet von F. Stöpel.  
Fortgeführt von Robert Prager.

---

Neue Grundsätze  
der  
**Politischen Ökonomie.**

Von

**J. C. L. Simonde de Sismondi.**

II.

---

Nach der zweiten Ausgabe des französischen Originals.



**Berlin**  
**Verlag von R. L. Prager**

1902.

**Bibliothek**  
der  
**Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft.**

Begründet von **F. Stöpel.**

Fortgeführt von **Robert Prager.**

Von dieser Bibliothek, welche sich zum Ziel gesetzt hat, die **hervorragendsten Werke der nationalökonomischen und socialen Schriftsteller aller Nationen in billigen und schönen Ausgaben und in guten Uebersetzungen** zu veröffentlichen, sind bisher die folgenden Bände erschienen:

- Carey, H. C. Die Einheit des Gesetzes**, nachgewiesen in den Beziehungen der Natur-, Sozial-, Geistes- und Moralwissenschaft. Nach d. amerik. Orig. v. F. Stöpel. (XX, 434 S.) 8. 1878. br. M. 5; eleg. Halbfrzbd. M. 6,—.
- Malthus, T. R. Versuch über das Bevölkerungsgesetz.** Nach d. 7. Ausg. d. engl. Orig. übers. v. F. Stöpel. Zweite Aufl., durchgesehen und verbessert von R. Prager. (XVI, 866 S.) 8. 1900. br. M. 10; eleg. Halbfrzbd. M. 11,25.
- Smith, Adam. Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes.** Deutsch v. F. Stöpel. 4 Bde. (1263 S.) 8. 1878. br. M. 7; in eleg. Halbfrzbdn. M. 9,—.
- Smith, E. Peshine. Handbuch der politischen Oekonomie.** Nach d. amerik. Orig. v. F. Stöpel. (XVI, 398 S.) 8. 1878. br. M. 5; eleg. Halbfrzbd. M. 6,—.
- Blanc, Louis. Organisation der Arbeit.** Nach der neunten, umgearb. und durch ein Kapitel vermehrten Ausgabe des Originals übersetzt von Robert Prager. (X, 332 S.) 8. 1899. br. M. 5; in eleg. Halbfrzbd. M. 6,—.
- Sismondi, J. C. L. Simonde de. Neue Grundsätze der politischen Ökonomie.** Nach der 2. Ausg. (1827) übers. von R. Prager. 2 Bände. (XXVIII, 359 S. u. VI, 369 S.) 8. 1901—02. br. M. 10; eleg. Halbfranzband M. 12,—.
- Kowalewsky, Maxime. Die ökonomische Entwicklung Europas bis zum Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsform.** Mit Genehmigung des Verf. aus dem Russ. übersetzt von L. Motzkin. In 6 Bdn. Bd. I: Röm. u. German. Elemente in der Entwicklung der mittelalterlichen Gutsheerrschaft und der Dorfgemeinde. (VIII, 539 S.) 8. 1901. br. M. 7,50; eleg. Halbfrzbd. M. 8,75.

**In Vorbereitung sind:**

- Proudhon**, Philosophie der Staatsökonomie oder Notwendigkeit des Elends.  
**Godwin**, Ueber die politische Gerechtigkeit.  
— Bevölkerung.

**Malthus**, Grundsätze der politischen Oekonomie.

**Steuart, James**, Untersuchung über die Grundlage der politischen Oekonomie.

Bis zur Fertigstellung der Werke besteht ein ermäßigter Subscriptionspreis, welcher nach Erscheinen erlischt.

Subscriptionen nehmen alle Buchhandlungen an, sowie die

**Verlagshandlung R. L. Prager in Berlin, NW. 7.**



**Bibliothek**  
der  
**Volkswirtschaftslehre**  
und  
**Gesellschaftswissenschaft.**

**Begründet von F. Stöpel.**

**Fortgeführt**  
von  
**Robert Prager.**

**X.**

---

**Berlin**  
**Verlag von R. L. Prager**  
1902.

Neue Grundsätze  
der  
**Politischen Ökonomie**

oder  
**Der Reichtum**  
in seinen Beziehungen zu der Bevölkerung

von  
**J. C. L. Simonde de Sismondi.**

Nach der zweiten Ausgabe von 1827 übertragen

von  
**Robert Prager.**

**II.**

---

**Berlin**  
**Verlag von R. L. Prager**  
1902.

13 2

14 2

15 2

# Inhalt.

## Fünftes Buch.

### Das Geld.

	Seite
<b>Kapitel I: Das Geld als Zeichen, Pfand und Mafsstab der Werte . . . . .</b>	<b>1</b>
<b>II: Von dem Verhältnis zwischen dem Reichtum und dem baren Gelde . . . . .</b>	<b>4</b>
- <b>III: Wesentliche Unterschiede zwischen Geld und Kapital . . . . .</b>	<b>12</b>
- <b>IV: Der Zins ist die Frucht des Kapitals, nicht die des Geldes . . . . .</b>	<b>25</b>
- <b>V: Vom Münzwesen . . . . .</b>	<b>34</b>
- <b>VI: Der Wechsel . . . . .</b>	<b>49</b>
- <b>VII: Die Banken . . . . .</b>	<b>55</b>
- <b>VIII: Der Kredit erschafft nicht die Reichtümer, über die er verfügt. . . . .</b>	<b>67</b>
- <b>IX: Von den Krisen, die ein Bankpapier in Papiergeld verwandeln . . . . .</b>	<b>88</b>
- <b>X: Das Papiergeld . . . . .</b>	<b>106</b>

## Sechstes Buch.

### Die Steuer.

<b>Kapitel I: Wer soll die Steuer bezahlen . . . . .</b>	<b>116</b>
- <b>II: Wie die Steuer das Einkommen treffen soll . . . . .</b>	<b>121</b>
- <b>III: Eine einzige Steuer im Verhältnis zum Einkommen . . . . .</b>	<b>129</b>
- <b>IV: Die Steuer auf den Grund und Boden . . . . .</b>	<b>137</b>
- <b>V: Direkte Auflagen auf die anderen Quellen des Einkommens . . . . .</b>	<b>150</b>
- <b>VI: Auflagen auf den Verbrauch . . . . .</b>	<b>157</b>
- <b>VII: Die Anleihen . . . . .</b>	<b>171</b>

5-5-76.

10-1

J 87395-

## Siebentes Buch.

## Die Bevölkerung.

	Seite
<b>Kapitel I:</b> Die natürlichen Fortschritte der Bevölkerung	192
- II: Das Einkommen eine Schranke der Bevölkerung	197
- III: Die Menge der Lebensmittel, die die Erde hervorbringen kann, ist keine Schranke der Bevölkerung . . . . .	206
- IV: Welches Anwachsen der Bevölkerung ist für ein Volk wünschenswert . . . . .	216
- V: Die Ermutigung zur Vermehrung der Bevölkerung durch die Religion . . . . .	224
- VI: Der Anreiz zur Vermehrung der Bevölkerung; den die Politik giebt . . . . .	230
- VII: Von der Bevölkerung, die durch die Erfindung der Maschinen überflüssig wird . . . . .	239
- VIII: Wie die Regierung die Bevölkerung gegen die Wirkungen der Konkurrenz schützen soll . . . . .	258
- IX: Der Arbeiter hat ein Recht auf Sicherstellung seitens des Arbeitgebers . . . . .	267
 <b>Aufklärungen über das Gleichgewicht zwischen Konsumtion und Produktion . . . . .</b>	 285
<b>Artikel I:</b> Versuch einer Widerlegung der Neuen Grundsätze der politischen Ökonomie durch einen Schüler Ricardos in der Edinburgh Review	288
- II: Über das Gleichgewicht zwischen Konsumtion und Produktion . . . . .	315
- III: Bemerkungen über den Aufsatz Says: Über das Gleichgewicht zwischen Konsumtion und Produktion . . . . .	355
<b>Sachregister . . . . .</b>	<b>360</b>



# Fünftes Buch.

## Das Geld.

### Erstes Kapitel.

#### **Das Geld als Zeichen, Pfand und Mafsstab der Werte.**

Die Reichtümer machen ohne Aufhören ihren Umlauf von den Produzenten zu den Verbrauchern durch Vermittlung des Geldes. Jeder Tausch vollzieht sich unter dieser Form, sei es, daß die Mittel, Reichtümer zu erzeugen, von einem Eigentümer zu einem andern übergehen, sei es, daß der Boden oder das bewegliche Kapital ihren Besitzer wechseln, sei es, daß die Arbeit verkauft wird oder daß die zu verbrauchende Sache auf den übergeht, der von ihr Gebrauch machen soll. Das Geld erleichtert jeden Tausch, es ist ein jedem erwünschter Vermittler zwischen den verschiedenen Vertragschließenden, für das ein jeder das erhalten kann, was er unmittelbar braucht, zudem ist sein Wert ein unveränderlicher, nach dem man alle andern Werte schätzen kann, da er ihr einziger Mafsstab ist.

Das Geld leistet zu gleicher Zeit verschiedene Dienste: für alle andern Werte ist es Zeichen, Pfand, Mafsstab. Als Zeichen stellt das Geld jede andere Art von Reichtümern dar: während man es von Hand

zu Hand gehen läßt, überträgt man damit ein Recht auf alle andern Werte. Nicht des Geldes an sich bedarf der Tagelöhner, sondern Nahrung, Kleidung, Wohnung, deren Zeichen es ist. Nicht gegen Geld will der Fabrikant seine Produkte eintauschen, sondern gegen Rohstoffe, um die Arbeit wieder beginnen zu können und gegen Gebrauchsgegenstände, um zu genießen. Nicht das Geld leiht der Kapitalist den Kaufleuten, sondern vielmehr alles das, was der Kaufmann nachher mit diesem Gelde kauft; solange der Kaufmann das Geld behält, bringt es ihm keinen Nutzen; erst mit dem Augenblick, in dem er das Geld aus seinen Händen herausgehen läßt oder das Zeichen gegen die Wirklichkeit eingetauscht wird, beginnt sein Kapital Früchte zu tragen. Durch einen sprachlichen Mißbrauch, der große Verwirrung und viele Irrtümer im Gefolge gehabt hat, sind die Worte Geld und Kapital fast gleichbedeutend geworden. In der That stellt das Geld alle andern Kapitalien dar, aber nicht das irgend Jemandes: es ist seiner Natur nach stets unfruchtbar und der Reichtum beginnt erst mit dem Augenblick sich zu vermehren, in dem man sich seiner entäußert.

Das Geld ist nicht nur das Zeichen aller Reichtümer, es ist auch ihr Pfand; es stellt sie nicht nur dar, sondern bestimmt auch ihren Wert. Wie sie, ist es durch eine Arbeit erzeugt, deren Ersatz im ganzen es ist: es hat zu seiner Erzeugung an Arbeit und an Vorschüssen aller Art einen Wert gekostet, der gleich dem ist, zu dem es in der Welt von Hand zu Hand geht. Es liefert dem Handel eine kostbare Bequemlichkeit, da es, obgleich es wie alle anderen Reichtümer gekauft wird, der einzige ist, der nicht durch den Umlauf vergrößert und nicht durch den Genuß zerstört wird. Stets geht es ohne Veränderung aus den Händen dessen, der es nützlich verwendet, wie

dessen, der es für seine Vergnügungen verschwendet. Der hohe Preis aber, zu dem es die Gesellschaft kauft und der zuerst als ein Übelstand erscheint, verleiht ihm für seine Inhaber gerade den Wert eines unvergänglichen Pfandes. Ebensowenig wie eine willkürliche Übereinkunft seinen Wert geschaffen hat, ebensowenig kann eine solche ihm ihn nehmen. Es kann mehr oder weniger gesucht sein, je nachdem es sich in größerer oder geringerer Fülle auf dem Markte befindet, aber sein Preis wird sich niemals erheblich von dem entfernen, den eine gleiche Menge aus der Erde zu ziehen erfordert hat.

Das Geld ist endlich ein gemeinsamer Wertmesser: vor seiner Erfindung mußte es sehr schwer sein, den Wert eines Sack Mehl mit dem einer Elle Tuch zu vergleichen. Die Kleidung war nicht weniger nötig als die Nahrung, aber die Verfahren, durch die der Mensch sich die eine und die andere verschaffte, schienen kaum einer Vergleichung fähig: das Geld hat eine gemeinsame und unveränderliche Einheit geschaffen, auf die man alles zurückführen kann.

Diese drei Eigenschaften des Geldes hat man bei Gelegenheit vereinzelt in dem Handel dieses oder jenes Volkes auftreten sehen. Die Banknoten und die Wechsel sind nur Zeichen eines Wertes ohne ein Pfand desselben zu sein: die Vermengung dieser Beziehungen hat mehr als einen Staat veranlaßt, die ersteren als Papiergeld zu verwenden: die thatsächliche Verschiedenheit beider hat fast immer den Untergang der Länder nach sich gezogen, die das Zeichen und das Pfand für den Tausch miteinander verwechselt haben.

Andererseits kann der Goldstaub, der als allgemeines Tauschmittel in dem Handel Guineas verwendet wird, als Pfand für Werte angesehen werden, ohne ihr Zeichen zu sein, da er keine in Zahlen ausgedrückte Einheit ist und dem Geist nicht in sicherer Art eine

jegliche Sache oder den Wert aller Sachen darstellt; er ist lediglich stets gleichmäÙsig von Allen begehrt und bietet so Allen ein sicheres Tauschmittel.

Dieser Mangel an Einheit, der dem Goldstaub anhaftet, hat die Mandingoneger in Afrika, die sich seiner an Stelle des Geldes bedienen, veranlaÙt, sich einen Wertmesser zu schaffen, der vollständig von dieser allgemein beehrten Ware verschieden ist, nämlich eine ideelle Menge, die sie Macute nennen, die sich auf nichts besonderes zurückführen läÙt, die körperlich nicht vorhanden ist, die nicht, wie unsere Rechnungsmünzen, eine Summe mehrerer wirklicher Münzen ist und die nur als ein ideeller Ausdruck für eine Vergleichung zu betrachten ist. Ein Ochse gilt zehn Macutes, ein Sklave fünfzehn, ein Halsschmuck von Glasperlen zwei; diese Gegenstände werden unmittelbar die einen gegen die andern getauscht, und die Macutes, die weder gegeben noch empfangen werden können, dienen nur dazu, den Wert des wirklich gegebenen oder empfangenen zu berechnen: sie sind der Maßstab, obgleich sie weder Zeichen noch Pfand von Werten sind.

---

## Zweites Kapitel.

### Von dem Verhältnis zwischen dem Reichtum und dem baren Gelde.

Wir haben gesehen, wie sich der Reichtum durch die Arbeit und durch die Sparsamkeit bildet, wir haben gesehen, wie er ständig für die Genüsse bestimmt ist, wir sind dem Reichtum nachgegangen, den die Landwirtschaft aus der Erde zieht, so wie dem, den der Handel aus der Industrie entstehen läÙt. Wir haben gezeigt, wie er sich unter die Bürger verteilt

und wie er seine Rolle durch den Verbrauch erfüllt, dem bald darauf eine neue Produktion folgt. Aber alles, was die Arbeit erzeugt, was der Genuß verbraucht, haben wir durch den Tausch von Hand zu Hand gehen sehen und das Geld war fast immer der Vermittler und der gemeinsame Maßstab dieser Tauschgeschäfte. Kein Eigentum geht vom Verkäufer zum Käufer über, ohne daß eine gleichwertige Summe Thaler gleichzeitig von dem Käufer auf den Verkäufer übergeht. Wahr ist es, daß nicht die Thaler ebenso bei dem Verkäufer bleiben, wie die Sache bei dem Käufer: der Verkäufer wird seinerseits Käufer, seine Thaler gehen an andere über, welche sie nun wieder an andere übermitteln. Nichts hindert, daß dieselben Thaler hundert oder zweihundert verschiedene Zahlungen im Jahre vollziehen. Wenigstens zeigt die Bewegung der verkauften Dinge stets eine gleiche Bewegung an, aber im entgegengesetzten Sinne des Geldes, das sie bezahlt.

Einige Nationalökonomien, durch diese erste Gleichheit verblüfft, haben sich eingebildet, daß der Wert des umlaufenden Geldes dem Werte der verkauften Gegenstände gleich sein müsse und haben dabei übersehen, daß ein Thaler zehn- oder zwanzigmal seinen Herrn wechselt, während eine Waare nur einmal verkauft wird. Diese Annahme braucht nicht bewiesen zu werden; dies fordern, hieße annehmen, daß der Handel, wenn er Waren in Ballen von einem Laden zum andern schafft, und von jedem Packträger auf einmal nur einen Ballen tragen läßt, ebenso vieler Packträger wie Ballen zu seinem Dienste bedarf. Diese Vergleichung hinkt weniger, als es auf den ersten Blick erscheint: jeder Ballen wird von einem Magazin in das andere, vermittelt der Thaler, für die er verkauft wird, befördert, genau so, wie durch den Packträger, der ihn auf seinen Schultern trägt, aber die-

selben Thaler ebenso wie der Packträger, leisten Tag für Tag für neue Ballen den gleichen Dienst. Indessen muß ein gewisses Verhältnis zwischen der Zahl oder vielmehr der Bewegung der Ballen und der sie befördernden Packträger oder der sie bezahlenden Thaler vorhanden sein; je nach der Bequemlichkeit der Käufer und der Verkäufer vermehren oder vermindern die Kaufleute diesen Tausch, nicht aber nach Maßgabe der Transportmittel. Man wird ebensowenig den Käufen und Verkäufen eine größere Regsamkeit verleihen, wenn man die Thaler, die ein Mittel dieser Regsamkeit sind, vermehrt, als wenn man die Packträger, die ein anderes sind, vervielfältigt.

Gleiche Reichtümer bedürfen zu ihrer Verteilung nicht einer gleichen Geldmenge, denn die Häufigkeit der Tauschgeschäfte hat seinen Grund viel mehr in der Natur der Reichtümer als in ihrem Werte: so beweist die Masse des Geldes in einem Lande keineswegs als notwendige Folgerung den Reichtum dieses Landes. Seine Seltenheit ist ebensowenig ein sicheres Kennzeichen der Armut, aber das Geldverhältnis, das jede Art von Reichtum in Bewegung setzt, verdient einige Bemerkungen.

Der Bodenreichtum bedarf von allen am wenigsten des Geldes, um seinen Umlauf zu vollziehen. Thatsächlich wird ein großer Teil des Einkommens, das der Boden hervorbringt, auch von denen, die es hervorgebracht haben, verzehrt, ohne der Gegenstand eines Tausches gewesen zu sein. Der bäuerliche Eigentümer, der sich von seinem Getreide und dem Fleisch seiner Herden nährt, der seinen Wein trinkt, der sich in Stoffe kleidet, die seine Frau aus seinem selbst gezogenen Hauf, aus der Wolle seiner Schafe gesponnen hat, der keine Miete zahlt für seine Hütte, der fast niemals einen Thaler gesehen hat, aufser dem, den er zur Zahlung seiner Steuern gebraucht, während der

Stadtarbeiter in einer unendlich schwierigeren Lage, mit mehr Bedürfnissen, weniger Genüssen und der stets drohenden Armut sich nichts verschaffen kann, weder Nahrung, noch Kleidung, noch Wohnung, wenn er kein Geld in der Hand hat. Seine dürftige Lebenshaltung setzt eine zehn- oder zwanzigmal grössere Geldsumme in Bewegung, als die des Bauern.

Vielleicht die Hälfte der Lebensmittel geht aus der Erde auf den Verbraucher über, ohne auch nur einen einzigen Thaler von seinem Platze gerückt zu haben, die andere Hälfte wird selten gekauft, um wieder verkauft zu werden; ein einziger Tausch läßt sie gewöhnlich von dem Erzeuger auf den Verbraucher übergehen. Es ist somit immer nur ein kleiner Teil, der als Gegenstand des Handels durch mehrere Hände geht, und somit auch infolge der verschiedenen Übergänge den Dienst des Geldes beansprucht.

Aber das Einkommen, das dem Boden entstammt, ist überdies nur ein kleiner Teil des Bodenreichtums; das Eigentum am Boden an sich, mit allen seinen Verbesserungen, stellt in Wahrheit das öffentliche Vermögen dar, aber dieses Eigentum fordert für seinen sehr langsamen Umlauf nur einen unendlich kleinen Geldbetrag. Eine Zuneigung, die sich vererbt und fast immer durch das Vorurteil bestärkt wird, läßt ein Grundstück sehr häufig mehrere Generationen hindurch in derselben Familie verbleiben. Während der Wert des Bodens von Frankreich mehrere Zehner von Milliarden beträgt, bedarf es kaum einiger Millionen, vielleicht nur einiger hunderttausende von Thalern, um alle die Zahlungen zu leisten, zu denen der wöchentliche Verkauf und Kauf dieser Grundstücke Veranlassung giebt.

Unabhängig von der jährlichen Ernte und den im Boden steckenden Fonds, kann man zu dem Bodenreichtum noch das Umlaufskapital zählen, welches die

Erde wertvoll zu machen bestimmt ist, und das aus dem Viehstande, den Ackerwerkzeugen und der Aussaat besteht. Aber auch dieses Kapital des Bebauers hat keinen sehr schnellen Umlauf und erfordert keinen erheblichen Geldbetrag. Es wird verzehrt und erneuert sich auf dem Pachtgut mittelst weniger Tauschgeschäfte und bewirkt im Laufe von vier Jahren höchstens die Umsetzung von soviel Thalern, als sein ganzer Wert beträgt.

Aus dieser Übersicht über alle Teile des Bodenreichtums darf man schließen, daß die rein landwirtschaftlichen Länder nur eine sehr geringe Menge Geldes zu bewahren brauchen; sie können es sogar vollständig entbehren; gäbe man ihnen anstatt der Thaler Papiergeld oder Banknoten, so würden sie noch mehr in Verlegenheit geraten. Dabei können sie bei diesem so beschränkten Geldvorrat sehr reich sein, alle ihre Einwohner bei einem großen Wohlstand erhalten, jährliche Ersparnisse machen, mit Erfolg für ihre Nachkommen arbeiten, erhebliche Steuern an den Fiskus zahlen: das Geld wird ihnen zu diesem Zwecke nicht mangeln; mit dem Augenblick, in dem sie einen Überschufs haben, dessen sie sich für den Fiskus entäußern können, können sie diesen Überschufs auch ausführen und sich dafür das Geldzeichen schaffen. Haben sie wenig Geld, so liegt dies daran, daß ihnen nach der Natur ihrer Reichtümer nicht passend erscheint, mehr davon zu haben. Sie könnten Silber- und Goldminen haben, wenn sie alle ihre Erzeugnisse ausführen wollten.

Man muß sich darüber klar werden, daß man in einer nur landbebauenden Gesellschaft nicht nur mit dem Gelde nichts anzufangen weiß, sondern ebensowenig mit Umlaufkapitalien. Die stehenden Kapitalien sind es, mit denen man dem Boden seinen Wert verleiht, man knüpft sie wohl an das Eigentum, aber man zieht



sie nicht aus ihm heraus. Mit Umlaufkapitalien, die kaufen und die jährliche Ernte unterbringen, ist das Land bald gesättigt: alle Fortschritte des Reichtums mögen wohl Fortschritte in der Kultur mit sich führen, aber nicht Fortschritte, die denen im Handel mit Getreide oder mit Vieh die Wage halten. Der Bauer, der ein kleines Kapital erspart hat, bewahrt dies auch sehr oft in Form von Geld auf; wie der Umlauf sich mit viel weniger Thalern vollzieht, so vollzieht er sich andererseits viel weniger rasch.

Nach dem eben gesagten wird man verstehen, daß es in einem rein landwirtschaftlichen Lande trotz seines Reichtums sehr schwer halten wird, plötzlich eine außerordentliche Steuer aufzuerlegen, sehr schwer, eine beträchtliche Anleihe zu machen, sehr schwer, auf einmal einen ausgedehnten Bodenbesitz zu veräußern. Weder der Reichtum, noch das Vertrauen fehlen, wohl aber das bare Geld und zu gleicher Zeit das Umlaufkapital, weil dieses Land weder des einen noch des anderen zur Entwicklung seines Gewerbefleißes bedarf. Ihm zwangsweise ein wirkliches oder Papiergeld zu geben, würde seiner Glückseligkeit nichts hinzufügen, ebensowenig, wie wenn man ihm Lasttiere gäbe, um Waren zu befördern, die es nicht besitzt. Seine Ländereien beweglich machen, um sie im Werte zu erhöhen, wie man es oft ausgesprochen hat, ohne sich die Bedeutung dieses Ausspruches selbst klar zu machen, heißt Felder tauschen gegen Felder: genau dasselbe Verhältnis zwischen Boden und umlaufendem Kapital, das bisher stattgefunden hat, würde auch ferner bestehen bleiben. Das Umlaufkapital ist kein beweglich gemachter Grund und Boden, sondern ein zum Verbrauch bestimmter Reichtum, von dem man nur einen Nutzen, nur einen Genuß hat, wenn man ihn verbraucht.

Das kleine Verhältnis des Umlaufkapitals und in-

folgedessen des Geldes, dessen der Bodenreichtum bedarf, erklärt ebenso die Schwierigkeit des Verkaufs von Grund und Boden nicht nur in rein landwirtschaftlichen Ländern, sondern auch in denen, die beide Industrien gemeinsam betreiben. Man verkauft Grund und Boden nur gegen Umlaufskapital: wenn dieses Kapital vergleichsweise in den rein landwirtschaftlichen Ländern sehr selten ist, so ist es ebenso in den Ländern, die beide Industrien zugleich betreiben, sehr schwer, die Bestimmung des Umlaufkapitals zu ändern und dasselbe aus dem Handel auf den Boden überzuführen. Im allgemeinen giebt man sich nicht genügend Rechenschaft von der Macht der Gewohnheit: die Gewohnheiten der Menschen fesseln ihre Kapitalien und es gehört schon ein ganz augenscheinlicher und sehr lange angebotener Vorteil dazu, um einen kleinen Teil dieser Kapitalien aus dem gewohnten Geleise zu entfernen.

Der Handelsreichtum bewirkt einen ganz außerordentlich schnelleren Umlauf von Geld und Kapital. Der Teil seines jährlichen Produkts, der durch seine Produzenten selbst verzehrt wird, ist so außerordentlich gering, daß man ihn kaum in Rechnung ziehen kann. Alles übrige verteilt sich durch Tausch und dieser Tausch erfordert Geld. Der Hutmachergeselle macht jährlich kaum einen einzigen Hut für sich selbst, während sein täglicher Unterhalt den Verkauf seiner Arbeit, den Ankauf von Brot und die Verwendung von Geld für das eine wie für das andere verlangt.

Das ist aber nicht alles. Der Tausch der landwirtschaftlichen Produkte hat nur einen Teil des landwirtschaftlichen Einkommens zum Gegenstande, der kaufmännische Tausch dagegen die Gesamtheit des kaufmännischen Kapitals, und er erneuert sich unaufhörlich. Bei der Tuchfabrikation muß der Käufer der Wolle ein Umlaufskapital haben, das dem gleich ist,

was die Vliese des Schäfers, die er eintauscht, wert sind, und der Tausch in seiner Gesamtheit vollzieht sich durch das Geld. Der Fabrikant muß ein anderes Umlaufkapital haben, das dem ersteren überlegen ist, um das des Käufers der Wolle zu ersetzen, der Großkaufmann bedarf eines dritten, der Kleinkaufmann eines vierten, ohne zu rechnen alle die Hilfskapitalien des Wollkämmers, des Scheerers, des Färbers, des Fuhrmanns, des Agenten, welche die Bereitung des Tuches und seine Überführung bis zu dem Verbraucher vollenden. Jedes dieser Kapitalien besteht in verbrauchbaren Waren, welche meistens noch nicht fertig sind, aber die immer aus den Händen eines Arbeiters in die eines andern mit Hilfe des Geldes übergehen. Ohne Zweifel fehlt viel daran, daß der Wert dieses Zahlungsmittels gleich sei dem Wert des Kapitals, das es zum Umlaufe bringt, aber schließlich muß ein gewisses Verhältnis zwischen dem Wert des einen und dem des andern bestehen, und ebenso würde es der Handel unbequem empfinden, wenn ein Zahlungsmittel, das dieser Bewegung entspricht, ihm fehlte: aus einem ihm überlegenen Zahlungsmittel könnte er Vorteil nicht ziehen. Die Hauptsache ist für ihn, daß die Beförderung der Ware vom Produzenten zum Konsumenten ohne Schwierigkeit und ohne Verzögerung sich vollzieht. Wenn die Beförderungsmittel ihm hierzu fehlen, wird er sie sich von außen holen; wenn sie im Überflusse vorhanden sind, wird er sie zurücksenden, denn er könnte sie nicht verwenden: nicht die Transportmittel sind es, die die Bewegung bestimmen.

---

### Drittes Kapitel.

#### **Wesentliche Unterschiede zwischen Geld und Kapital.**

Die so ungemein wichtige Rolle, die das Geld in der politischen Ökonomie spielt, und die verschiedenen Eigenschaften, durch die es den Tausch belebt, ihn gewährleistet und ihm als Maßstab dient, erklären hinreichend die Täuschung, der nicht nur das Volk, sondern auch die meisten Staatsmänner unterlegen sind, das Geld als die wirkende Ursache der Arbeit und den Schöpfer jedes Reichtums anzusehen. Es ist wesentlich, hier halt zu machen, um diese Irrtümer aufzuzeigen und die nachstehenden Grundsätze klarzustellen. In heutiger Zeit kann keine Arbeit ohne ein Kapital, das sie in Bewegung setzt, geleistet werden; aber dieses Kapital, obgleich es fast immer durch das Geld dargestellt wird, ist trotzdem etwas von dem Gelde ganz verschiedenes. Die Vermehrung der nationalen Kapitalien ist der mächtigste Ansporn zur Arbeit, aber die Vermehrung des Geldes hat an sich keineswegs eine solche Wirkung. Die Kapitalien, die gewaltig zu der jährlichen Wiedererzeugung des Reichtums beitragen, schaffen ein jährliches Einkommen, aber das Geld bleibt unfruchtbar und schafft kein Einkommen. Der Wettbewerb zwischen den Kapitalien, die sich für die Leistung der jährlichen Arbeit der Bevölkerung darbieten, schafft die Grundlage des Geldzinses, aber die mehr oder weniger große Menge des Geldes hat keinen Einfluß auf die Festsetzung dieses Zinses. Endlich können die angehäuften Kapitalien durch die Regierung für den Dienst der Nation entliehen werden, aber das Geld, das zu ihrer Übertragung dient, ist nichts als das Werkzeug dieses Vertrages.

Eine grausame Erfahrung hat alle Einwohner Europas gelehrt, was für ein gesittetes Volk eine Hungersnot und eine Zeit allgemeinen Elends bedeutet. In diesen trüben Zeiten hat jeder bis zum Überdrufs wiederholen hören, daß nicht das Getreide, nicht die Nahrung mangle, sondern das Geld. Es ist wahr, daß ungeheure Kornvorräte bis zur nächsten Ernte unbenutzt geblieben sind, daß die Nahrungsmittel, wenn man sie verhältnismäßig unter die Bevölkerung verteilt hätte, fast immer für ihre Ernährung ausgereicht hätten, daß aber die Armen aus Mangel an Geld nicht imstande waren, sie zu kaufen. Sie konnten in Tausch gegen ihre Arbeit kein Geld erhalten oder wenigstens nicht soviel, als sie zu ihrer Ernährung bedurften. Das Geld fehlte, der natürliche Reichtum war im Überflufs da: welche Erscheinung konnte geeigneter sein, das allgemeine Vorurteil zu stärken, das den Reichtum im Geld, nicht in dem verbrauchbaren Kapital erblickt?

Aber das Geld, das in einer Zeit des Mangels fehlt, ist der Lohn, den man dem Arbeiter für seine Arbeit anbietet, ein Lohn, für den er seinen Unterhalt gekauft haben würde. Der Arbeiter kann nur arbeiten, wenn einer von denen, die die Kapitalien, d. h. die Früchte früherer Arbeit, aufgehäuft haben, diese Kapitalien nutzbar machen läßt, indem er sowohl die Rohstoffe, als auch die Unterhaltungsmittel des Arbeiters liefert. Ohne Rohstoffe kann die Arbeit keine wirkliche Frucht hervorbringen, die zu einem Teil des Reichtums wird. Ohne Nahrungsmittel, die seinen Unterhalt gewährleisten, kann der Arbeiter nicht arbeiten. Deshalb ist jede Arbeit ohne ein vorhandenes Kapital in Gegenständen des Verbrauchs, das die Rohstoffe und die Arbeitslöhne liefert, unmöglich. Macht der Arbeiter selbst diese Vorschüsse, so vereinigt er im Kleinen in sich die doppelte Eigenschaft eines Kapitalisten

und eines Arbeiters. Was in der Notzeit mangelte, war also ein verbrauchbares Kapital, welches durch Geld vermittelt worden wäre, aber nicht das Geld selbst. Dieses hatte sich keineswegs in Europa vermindert; es hatte sich sogar an einzelnen Stellen an Masse vermehrt, die dringende Bedürfnisse befriedigen mußten, aber sein Umlauf als Kapital war langsamer geworden, sei es, daß dieses Kapital wirklich durch verschiedene Unglücksfälle, durch Krieg, schlechte Ernten vernichtet worden war, sei es, daß es noch nicht entwickelt genug war, um seine Obliegenheiten zu erfüllen: denn das Kapital muß, nachdem es die Arbeit möglich gemacht hat, den Verbraucher erwarten und gegen das Einkommen desselben eingetauscht werden: ehe diese zweite Thätigkeit beendet ist, kann es seine erste Thätigkeit nicht wieder aufnehmen. Aber die Unglücksfälle hatten, wenn sie auch nicht die Kapitalien getroffen hatten, doch die Einkommen berührt. Diese ersetzten nicht in gewohnter Schnelligkeit die Umlaufkapitalien: der Verbrauch wurde geringer und infolgedessen die Arbeit, das Geld gelangte nicht dazu, die Löhne zu bezahlen.

Wie der Arbeiter des Kapitalisten bedarf, so bedarf der Kapitalist des Arbeiters, denn sein Kapital wird so lange unproduktiv sein, als es müßig bleibt und das Einkommen, das er erwartet und von dem er leben muß, spriest aus der Arbeit, die er hervorruft. Wenn er sich ein Einkommen aus einer produktiven Thätigkeit verschaffen will, so verwendet er sein ganzes Kapital auf die Arbeit, und er läßt keinen Teil desselben müßig. Ist er Tuchfabrikant und hat er hunderttausend Livres in seine Fabrik gesteckt, so wird er der Arbeit nicht eher halt gebieten, als bis diese hunderttausend Livres ganz in Waren umgewandelt sind, und er kein neues Geld mehr auf seine Fabrikation verwenden kann. Fragt man ihn

dann, warum er nicht weiter arbeitet, so wird er dieselbe Antwort geben wie der Arbeiter, daß das Geld fehlt, daß der Umsatz des Geldes kein genügender sei.

Wiederum ist es nicht das Geld, an dem es mangelt, sondern der Verbrauch, oder das Einkommen des Verbrauchers. Als der Fabrikant seine Arbeit begann, hatte er angenommen, daß seine Fabrikation den Bedürfnissen des Marktes angemessen sein werde und er hatte darauf gerechnet, daß diese Tuche alsbald nach ihrer Vollendung von den Verbrauchern gekauft werden würden, daß somit ihr Geld, welches lediglich das Zeichen ihres Einkommens ist, das Kapital ersetzen und das Zeichen für den Unterhalt neuer Arbeiter werden würde, denen er Löhne bezahlt. Nicht das Geld hat dem Verbraucher gefehlt, sondern das Einkommen: der eine hat in diesem Jahre eine schlechtere Ernte gehabt, der andere hat einen geringeren Zins aus seinen Kapitalien gezogen oder einen kleineren Anteil an der jährlichen Wiedererzeugung der Früchte der Industrie gehabt, ein dritter, dessen Einkommen lediglich in seiner Arbeit besteht, hat für diese einen Absatz nicht gefunden. Wahrscheinlich sind alle drei nicht ärmer geworden als sie waren, aber der Fabrikant hatte sich eingebildet, daß sie reicher seien, und er hatte seine Produktion einem Einkommen angepaßt, das nicht vorhanden war.

Das Einkommen, dessen alle verschiedenen Quellen wir nunmehr betrachtet haben, ist eine materielle und verbrauchbare Sache: es entsteht aus der Arbeit, es ist für den Genuß bestimmt, es ist genau dasselbe, wie die Vorschüsse, die der Fabrikant in Löhnen und in Rohstoffen macht: diese Vorschüsse werden für die, die sie erhalten, selbst zum Einkommen. Das Geld ist nur sein Zeichen und Maß. Das Kapital, das es ersetzen soll, setzt sich ebenso aus materiellen Dingen, die zum Verbrauch bestimmt sind und die

sich ohne Aufhören erneuen, zusammen. Das Geld stellt das Kapital nur dar und bildet stets nur den geringsten Teil der Fonds eines jeden Kaufmanns. Wir haben bei dem Tuchfabrikanten einen Grundstock von hunderttausend Livres angenommen, aber wir können sehr wohl annehmen, daß er von diesem Grundstock, der sich durch einen wiederholten Verkauf stets erneuert, in Geld stets nur das Produkt einer Woche haben wird, und daß dieses Produkt nicht mehr als der hundertste Teil seines Kapitals sein kann. Wir werden doch als sicher annehmen müssen, daß 50 000 Franken in Gebäuden, Maschinen und feststehenden Kapitalien angelegt sind, und daß sein ganzer Nutzen 10 pCt. oder 10 000 Franken sein wird, und daß das wöchentliche Arbeitsergebnis andererseits alsbald auf den Kaufmann übergehen wird, der es bar bezahlt. Es genügt, daß der fünfzigste Teil seines Umlaufkapitals oder 1000 Livres von ihm wöchentlich für Löhne und Vorschüsse verwendet wird, daß die gleiche Summe, zuzüglich ein Nutzen von 20 pCt. ihm jede Woche von dem Kaufmann gezahlt wird, der dafür sein Tuch erhält. Von diesen 1200 Franken wird er wöchentlich 200 für sich behalten, die sein Einkommen, die andern 1000 wird er auszahlen, die das Einkommen der von ihm Beschäftigten bilden und der ganze Umlauf wird von statten gehen, ohne daß er jemals noch die 100 000 Franken, die sein Vermögen bilden, in bar zu sehen bekommt.

Die Vermehrung der nationalen Kapitalien ist der wirksamste Sporn der Arbeit, sei es, weil diese Vermehrung eine Vermehrung des Einkommens und somit der Verbrauchsmittel voraussetzt, sei es, weil diese Kapitalien für ihre Eigentümer nur dann einen Nutzen haben, wenn sie verwendet werden, und jeder Kapitalist sich deshalb ohne Aufhören bemüht, für sie eine neue Produktion zu schaffen, deren Absatz erwartet



werden kann. Dadurch, daß er diese Kapitalien an seine Arbeiter austheilt, verschafft er ihnen ein Einkommen, das sie in den Stand setzt, die Produktion des verflossenen Jahres zu kaufen und zu verbrauchen, und er sieht seine Kapitalien durch das Einkommen, das er von ihnen erwarten kann, in der Produktion des folgenden Jahres vergrößert wiedererstehen. Aber obgleich er sie verteilt und wiedererhält mittels des Geldes, das jeden Tausch bewirkt, ist doch das Geld nicht das wesentliche bei dieser seiner Thätigkeit. Derselbe Tuchfabrikant, von dem wir angenommen haben, daß er jedes Jahr eine gleiche Menge Tuch anfertigt, hat im Jahre 2400 Ellen Tuch an den Kaufmann geliefert, der sie von ihm je nach Fertigstellung kauft. Sie waren 60 000 Franken, d. h. 25 Franken die Elle wert. Er tauscht 400 Ellen gegen alle Verbrauchsgegenstände, deren er für seine eigenen Bedürfnisse, seine Genüsse oder seinen Aufwand und für die seiner Familie bedarf; er tauscht 2000 Ellen gegen Rohstoffe und gegen die Arbeit, die jährlich eine gleiche Menge wiedererzeugen sollen, und in der That wird er im nächsten Jahre und in jedem folgenden wieder 2400 Ellen haben, die er unter den gleichen Bedingungen austauschen kann. Sein Kapital, ebenso wie sein Einkommen, stecken in Wahrheit im Tuch, nicht im Geld, und das fortwährende Ergebnis seines Handels besteht in dem Tausch von angefertigtem Tuch gegen Tuch, das erst angefertigt werden soll.

Wenn der Verbrauch seiner Tuche sich vergrößert, wenn infolgedessen sein Handel sich anstatt auf 2400 Ellen jährlich auf 3000 beläuft, so wird ohne Zweifel mehr Arbeit von ihm gefordert und von seinen Arbeitern ausgeführt. Wenn sich aber im Gegenteil nur das Geld vermehrt, nicht aber der Verbrauch oder das Einkommen, das diesen ermöglicht, so werden die Arbeit und die Produktion nicht wachsen können.

Wir haben angenommen, dafs er jede Woche von dem Kaufmann, für den er arbeitet, den Wert der geleisteten Arbeit erhält und dafs es ihm deshalb genügt, 1200 Franken zu erhalten, von denen er 1000 in seinem Geschäft verwendet. Wenn der Kaufmann seine Gewohnheiten ändert und ihm seine Ware nur alle 14 Tage abnimmt, wird er, um seine Fabrik in demselben Zustande der Thätigkeit erhalten zu können, von dem Kaufmann auf einmal 2400 Franken bekommen müssen; wenn der Fabrikant keinen Kaufmann hat, der ihm die Ware im voraus bestellt und sie regelmäfsig nach der Fertigstellung abnimmt, wenn er genötigt ist, auf die Käufer zu warten, wenn er, wie dies in verschiedenen Gewerbszweigen üblich ist, seine Fabrikate auf den Markt bringen muß, der nur alle 3 Monate stattfindet, muß ihm jeder Markt 15 000 Franken bringen. Er wird dann viel mehr Geld in seinem Handel haben müssen, ohne dafs dadurch seine Thätigkeit vergrößert wird, und wird infolgedessen daran weniger verdienen. Im ersten Fall könnte der ganze Umlauf seiner Fabrik thatsächlich mit denselben 240 Fünffrankenstücken sich vollziehen, die in seine Hände zurückkehren, nachdem sie aus ihnen herausgegangen sind; im zweiten Fall würde er 480 gebrauchen, im dritten 3000, um genau dieselbe Arbeit anzufertigen. Den Zins auf die ersten würde er in der Rechnung, die er über seinen Nutzen aufstellt, kaum merken, der Zins auf die letzten ist schon eine drückende Last. Er besitzt stets dasselbe stehende Kapital, 50 000 Franken, ebenso gebraucht er 50 000 Franken für angefangene Stoffe, für Wolle und für Vorräte, zur Wochenlöhnung seiner Arbeiter; die ersten stellen sich stets in denselben Einrichtungen dar, die zweiten in denselben 2000 Ellen Tuch, aber er braucht 15 000 Franken in Geld mehr, um von dem Augenblick des Verkaufs bis zu dem der Zahlung auf das Geld warten

zu können. Wenn sein jährlicher Nutzen immer gleichmäÙsig 10 000 Franken betrügt, so wird er jetzt nicht mehr als 8 $\frac{2}{3}$ %, anstatt der früheren 10% im Verhältnis zu seinem Kapital ausmachen.

Betrachten wir nun neben dem Kaufmann einmal den Verbraucher, so sehen wir auch hier, daß die Anwendung von mehr Geld bei dem gleichen Umsatz weder dem Handelsreichtum, noch der Thätigkeit der Produktion das allergeringste hinzufügt. Betrachten wir einen Käufer nach dem andern. Jeder erhält einen mehr oder weniger großen Teil seines Einkommens in natura, aber alle können es so einrichten, daß sie das Ganze in Geld erhalten. Der eine kann das Landgut, das er selbst bestellen wollte, verpachten, der andere das Kapital, das er in seinem Geschäft hatte, gegen Zins ausleihen. Sie werden dadurch nicht reicher werden, sie werden davon nicht größere Ausgaben machen können, sie werden ihm davon nicht mehr Tuche abkaufen können, und sein Handel wird hierdurch keinerlei Ausdehnung erfahren. Das, was dem einzelnen widerfährt, kann ebenso den Völkern widerfahren. Das Einkommen eines solchen Volkes, oder die Summe des Nutzens aus allen seinen verschiedenen Arbeiten, mag im vergangenen Jahre wie in diesem 50 Mill. Franken betragen haben, aber im verflossenen Jahre erhielt es alle seine Einkünfte in Lebensmitteln oder in Waren, die zu seinem Verbrauch bestimmt sind. In diesem Jahre hat es infolge irgend eines durch den Handel bewirkten Umstandes zur Bequemlichkeit des Austausches ein Viertel, ein Drittel in Geld erhalten, das man über seine Grenze gebracht hat. Durch dieses Geld ist es weder reicher noch ärmer geworden, sein Verbrauch wird nicht weniger 50 Mill. Franken betragen, und das Geld, das es eingeführt hat, wird es entweder augenscheinlich nötig haben, um seinem Umlauf, der im Rückstande war,

aufzuhelfen, oder aber es wird dasselbe wieder ausführen. Die Vermehrung des Geldes eines Landes ohne Vermehrung seines Kapitals, seines Einkommens, seines Verbrauchs, fügt seiner Wohlfahrt nichts hinzu und vermehrt in keiner Weise seine Arbeit.

Wir haben gesehen, daß, wenn das Privatinteresse ins Spiel kommt, in allen Fällen, in denen vom Bedarf an Geld die Rede ist, nicht das Geld mangelt, sondern das Kapital. Was für das Privatvermögen der Privatleute gilt, gilt ebenso von den Regierungen bei der Verwaltung des öffentlichen Vermögens. Das Geld ist nur das Zeichen ihrer Finanzen, durch das sie in ruhigen Zeiten über einen Teil des Einkommens aller, und in den Zeiten einer Krise, in denen es gilt, den Staat zu verteidigen oder vor dem Untergang zu bewahren, über einen Teil des von allen angehäuften Kapitals verfügen. Dieses Einkommen, dieses Kapital sind wirkliche, verbrauchbare Dinge, geeignet, das Leben zu erhalten und die Arbeit in Bewegung zu setzen. Die Wichtigkeit für den Staat besteht darin, daß seine Leiter, seine Richter, seine Soldaten, seine Matrosen, seine Waffenschmiede, seine Proviantmeister, alle die, die für ihn eine öffentliche Arbeit ausführen, während der Dauer dieser Arbeit ernährt, gekleidet, nach ihrer Stellung beherbergt werden, daß man den einen die Stoffe liefert, aus denen sie die Waffen für die andern schmieden, und daß man allen die Gegenstände zur Verfügung stellt, die für den öffentlichen Dienst aufgewendet werden müssen.

Alle diese Dinge sind in den Händen von Privatleuten, sind Erzeugnisse ihrer Arbeit; es handelt sich darum, sie der Regierung zur Verfügung zu stellen, damit diese sie den verschiedenen Beamten, die sie besoldet, zukommen lassen kann. Dieser Uebergang geht leichter mittels des Geldes von statten; er könnte sich indessen auch unmittelbar, d. i. ohne diese Vermittlung

vollziehen: die gröfsere oder geringere Bequemlichkeit des Übergangs ändert nicht die Natur der Sache. Nicht mit Geld regiert und verteidigt man die Menschen, sondern mit verzehrbaren Dingen und mit Arbeit, und dasselbe ist es mit den Dingen, die der Mensch zum Leben gebraucht. Die Regierung muß an einer Stelle nehmen, um an einer anderen Stelle geben zu können. Gewöhnlich bewirkt sie dies mittels des Geldes: sie könnte ihr Werk aber immer noch leisten, wenn auch das Geld mangeln sollte; wenn sie aber Geld hätte, Sachen aber nicht vorhanden wären, so würde eine Regierung oder eine Verteidigung des Staates unmöglich sein.

In gewöhnlichen Zeiten sollen die Ausgaben der Regierung nur einen Teil der Ausgaben der Nation betragen und demzufolge aus dem Einkommen genommen werden; dagegen muß man in Zeiten der Gefahr, in denen die Erhaltung des Staates noch kostbarer ist als der Reichtum, derartige Ausgaben dem Kapital oder dem während mehrerer Generationen angehäuften Reichtum entnehmen. Diese Auflösung des Kapitals vollzieht sich durch Anleihen, welche man stets nur von denen zu fordern scheint, die Geld besitzen. Thatsächlich sind aber nicht die Darleiher eines Kapitals die, die das Geld haben, noch wird man es diesen zurückgeben.

Der Staat entleiht Leder, um Schuhe zu machen, Stoffe, um Kleider anzufertigen, Pulver und Blei für Patronen, Eisen zu Gewehren, Lebensmittel für die Ernährung der Arbeiter und der Soldaten. Er leiht und verteilt alle diese aufgehäuften Vorräte, gewöhnlich ohne Wiedererzeugung, oder wenigstens ohne eine solche, die verkäuflich ist. Er verpflichtet sich nicht, die Vorräte auf einmal zurückzugeben, sondern nur jährlich einen Teil des jährlichen Produkts derselben Dinge oder anderer von gleichem Werte, im Verhältnis zu dem

Zins auf das Kapital, das er geliehen hat. Das Geld ist bei dieser Anleihe und bei seiner Rückgabe nur ein Mittel zur Erleichterung des Übergangs und zur Regelung der Rechnung. Es vermittelt nur den raschen Übergang aus den Händen des Darleihers einerseits, der Regierung und ihrer Beamten andererseits in die der Verkäufer von Dingen oder Arbeit, die sie braucht; es vermittelt endlich bei der Rückzahlung den Übergang der Steuern an die Regierung, schliesslich an den Darleiher. Weder für grosse noch für kleine Anleihen ist es unumgänglich notwendig, es befördert aber die Schnelligkeit ihres Verlaufes.

Man kann auf diesen Umlauf alles das anwenden, was wir am Eingang dieses Kapitels hinsichtlich des Umschlages einer Fabrik gesagt haben. Wenn der Staat 400 Mill. Franken leiht mit einem so regelmässigen und so sicheren Umlauf, dafs er das Geld in derselben Woche verwendet, in der er es bekommt und sicher ist, in der darauffolgenden Woche ebensoviel zu bekommen und ebensoviel zu verwenden, so werden dieselben Geldstücke sich dauernd ablösen, die ganze Anleihe wird sich mit 8 Mill. Franken in Geld oder 1 600 000 Fünffrankstücken vollziehen und ausgegeben werden. Wenn die Langsamkeit der Zahlungen, der Verwendung, der Zurückerstattungen verhindert, dafs dasselbe Geldstück mehr als 4 Umläufe jährlich macht, oder wenn 3 Monate von dem Augenblick vergehen, in dem es in die Kasse des Darleihers fließt, bis zu seinem Herausgehen aus der Regierungskasse würde man 100 Millionen in Geld bedürfen oder 20 Mill. Fünffrankstücke, um eine Anleihe von 400 Millionen zu machen und auszugeben. Wenn endlich diese Anleihe auf einmal gemacht wird, wenn man die 400 Millionen aufammelt, bevor man sie ausgiebt, wenn man sie an die Fremden derart zahlt, dafs die Geldstücke mehr Zeit gebrauchen, um ihren Umlauf

zu vollenden und in das Land zurückzukehren, so würde man wirkliche 400 Millionen in Geld für eine Anleihe von 400 Millionen nötig haben. Bei Gelegenheit des Niederganges der Staatsanleihen konnte man gar seltsame Ansichten hören über den Zusammenhang, den man zwischen der Masse der vom Staate geschuldeten Renten und dem umlaufenden Gelde hat finden wollen, als ob jeder Thaler, den der Staat schuldet, seinen Vertreter in einem Geldstück haben müsse und als ob es eine in der Natur der Dinge liegende Beziehung gebe zwischen den Thalern, die man ein einziges Mal für eine einzige Zahlung gebraucht hat und die seitdem ausgeführt, eingeschmolzen oder durch andere ersetzt sein können, und den Thalern, die auf allen Märkten zu allen Zeiten zwischen allen Käufern und Verkäufern jeder Sache in der Welt notwendig sind. Es erscheint unmöglich, diese unverständliche Theorie zu bekämpfen, ohne sie einer eingehenden Besprechung zu unterziehen.

Der Irrtum derer, die die Darleiher als die wahren Eigentümer der großen Masse des Geldes ansehen, ist ein allgemeiner und hat in der That etwas verführerisches, ohne thatsächlich deshalb besser begründet zu sein.

Ungeheure Vermögen sind in unsern Tagen in Europa angesammelt und von dem Handel, der den Anleihen dient, in Beschlag genommen worden. Die Banquiers, deren Kredit eine neue Macht geworden ist, sind die Vermittler zwischen den Staaten und den Kapitalisten geworden. Sie kaufen die Anleihe, um sie wieder zu verkaufen, ehe sie sie bezahlt haben und bemühen sich, die wirklichen Darleiher zu finden. Diese haben Vorräte von angesammelten Waren, die sie bereit sind, der Regierung für einen jährlichen Zins zum Verbrauch zu überlassen, oder sie vielmehr produzierenden Arbeitern zum Verbrauch zu überlassen,

um von ihnen im nächsten Jahre eine noch viel größere Menge von Waren zu erhalten.

Das Werkzeug aller dieser Verträge ist stets das Geld; aber die Banquiers selber, die nichts anderes als Händler mit Geld zu sein scheinen, besitzen verhältnismäßig davon nicht mehr als die anderen Bürger. Nehmen wir als richtig an, daß das Vermögen des reichsten von ihnen 50 Millionen beträgt: wenn er uns gestattete, seinen Abschluß einzusehen, so würden wir vielleicht finden, daß diese Summe sich zusammensetzt aus 10 Millionen in englischen Staatspapieren, ebensoviel in holländischen, französischen, österreichischen, aus 8—9 Millionen in Wechseln auf alle europäischen Plätze und aus kaum mehr als einer Million in Geld. Ein solches Vermögen ist imstande, über einen ungeheuren Kredit zu verfügen; es ist sehr leicht zu Gelde zu machen, aber besteht doch nicht aus Geld: in dem Augenblick, in dem der Banquier eine neue Anleihe übernimmt, muß er Geldstücke kaufen, die er nicht hat und zu diesem Zweck Werte aus seinem Portefeuille zu Gelde machen. Zu diesem Behuf rechnet er auf die Thaler, die jeder Bürger in seiner Tasche hat: diese werden nicht schwer zu finden sein, aber er rechnet, um sich selbst bezahlt zu machen, auf die angehäuften Waren, auf die wirklichen Kapitalien, die man lieber gegen Zins ausleiht, als daß man sie fortgesetzt in der Industrie arbeiten ließe. Wenn diese Kapitalien in dem Lande nicht vorhanden sind oder nicht in der Höhe der geforderten Anleihe, ohne die Industrie gänzlich lahm zu legen, so werden die Staatspapiere im Werte sinken, die Anleihe wird nicht zu stande kommen, gleichviel welche Sicherheiten man auch bieten mag.



## Viertes Kapitel.

### **Der Zins ist die Frucht des Kapitals, nicht die des Geldes.**

Da keine Arbeit ohne ein Kapital, das sie in Bewegung setzt, sich vollziehen kann, da keine Wiedererzeugung von Reichtümern ohne Rohstoffe für die Arbeit und ohne Nahrungsmittel für die Arbeiter vonstatten gehen kann, so nimmt derjenige, der diese Rohstoffe und diese Nahrungsmittel liefert, in der unmittelbarsten Weise an dieser Wiedererzeugung teil; er ist größtenteils die Ursache des ihr entspreichenden Vorteils und hat somit ein ganz augenscheinliches Recht, an dem Nutzen der Arbeit teilzunehmen. Mit andern Worten: derjenige, der ein Kapital leiht, liefert diese Rohstoffe und diese Nahrungsmittel in Form des Geldes. Er leiht eine im höchsten Grade produktive Sache oder vielmehr die einzige, die produktiv ist: da aller Reichtum aus der Arbeit hervorgeht und eine jede Arbeit nur durch den Lohn, der zur Verschaffung der Lebensmittel nötig ist, in Bewegung gesetzt wird, so leiht er, wenn er das Kapital leiht, die Arbeit selbst oder die erste Ursache der Wiedererzeugung jeglichen Reichtums.

Wenn die Kasuisten mit dem Worte Zins einen gehässigen Sinn verbunden haben, wenn sie gleichzeitig unter diesem Namen jeden Zins für den Gebrauch einer Geldsumme verstanden haben unter dem Vorgeben, daß das Geld keine Frucht trage und keinen berechtigten Anteil an dem Nutzen habe, da es selbst keinen Nutzen brächte, so können wir diesen Beweggrund nur abgeschmackt nennen. Mit gleichem Recht könnte man die Bodenmiete oder den Arbeitslohn verbieten, denn die eine und der andere würden ohne ein Kapital, das der Erde und der Arbeit erst Wert verleiht, unfruchtbar bleiben.

Dagegen hatten die Kasuisten recht, wenn sie behaupteten, daß das Gold und das Silber ihrer Natur nach unfruchtbar seien. Sie sind es, solange man sie aufbewahrt, sie hören mit dem Augenblick auf es zu sein, in dem sie das Zeichen eines andern Reichtums werden, des Reichtums, der im wahrsten Sinne des Worts ein produktiver ist. Wenn die Kasuisten in Bezug auf den einzigen Grundsatz, auf den ihr Verbot sich gründet, hätten konsequent sein wollen, so hätten sie sich begnügen können, den Zins für strafbar zu erklären, wenn der Darleiher den Darlehnsnehmer verpflichtet hätte, das Darlehn in Natur aufzubewahren von dem Augenblick des Leihens an bis zu dem der Zurückgabe, denn es ist sicher, daß das Geld, so lange man es aufbewahrt, keine Frucht trägt, und daß Darleiher wie Darlehnsnehmer es nur fruchtbringend machen können, wenn sie sich seiner entäußern.

Man muß übrigens nicht glauben, daß trotz der thatsächlichen Duldung der Kasuisten sich die Kirche nicht in schärfster Weise gegen jede Art Zins für das Entleihen von Geld ausgesprochen habe: sie entzieht sich heute den Entscheidungen, welche sie in den Tagen der Unwissenheit von sich gegeben hat nur durch Spitzfindigkeiten, denen man Mühe hat zu folgen. Das Untersagen jeden Zinses, das fromme Menschen wörtlich genommen haben, hat einen sehr bemerkbaren Einfluß auf das Fortschreiten des Reichtums in den katholischen Ländern ausgeübt: es hat in dem Volke eine viel größere Verschwendung gezeitigt, weil die Sparsamkeit keinen Nutzen brachte und ein angehäuftes Kapital, das man nutzbar machen wollte, lediglich eine Gelegenheit mehr zu sündigen bot.

Wenn das Geld an sich unfruchtbar ist und Früchte erst dann bringt, wenn es das Zeichen anderer Werte ist, so geht daraus hervor, daß man ein Gut nicht produziert, wenn man das Zeichen vervielfältigt, ohne die

Sache zu vervielfältigen. Wenn man in einem einzelnen Lande die Masse des Geldes vermehrt, so giebt man zweifellos diesem Lande das Mittel, sich der Güter zu bemächtigen, die dieses Geld darstellt, und die sich in den andern Ländern vorfinden. Wenn man aber das Geld in allen Ländern auf einmal vervielfältigt, thut man nichts für jedes einzelne dieser Länder. Heute besteht zwischen dem Zeichen und der Sache das Verhältnis, daß 20 Franken ungefähr einen Sack Getreide wert sind. Wenn man aber durch eine Wünschelrute im Augenblick das Geld des Universums verdoppelte, während alles das, was man dafür im Tausch erhalten kann, dasselbe bliebe, würden zwei Zwanzigfrankengstücke an Stelle eines nötig sein, um denselben Sack Getreide darzustellen. Die Getreidemenge, die ein Arbeiter für seine Nahrung gebraucht, wäre nicht geändert, sein Lohn müßte somit verdoppelt werden. Mit viel mehr Geld würde man genau dieselbe Arbeit leisten, und im Umlauf würde sich nichts geändert haben, als das Gewicht oder die Zahl der Geldstücke.

Die Kapitalisten müssen, um aus ihren Kapitalien ein Einkommen zu erzielen, wünschen, daß dieselben verwendet werden, sie bieten sie also zu einem gewissen Preise denen an, welche arbeiten lassen wollen; die Arbeiter und die Arbeitgeber bedürfen der Kapitalien für ihre Arbeit und bieten ihrerseits nach einer Schätzung des zu erwartenden Nutzens einen gewissen Teil desselben an. Die Kräfte der Darleiher und der Darlehnsnehmer setzen sich ins Gleichgewicht wie auf jedem Markt, und es bildet sich das Einverständnis auf einer mittleren Linie. Die Grundlage dieses Marktes ist stets die Menge an Arbeit, die der Verbrauch bedarf, verglichen mit der Menge an Kapital, das für die Rohstoffe und die Löhne zur Ausführung der Arbeit erfordert wird. Ist das Bedürfnis groß und sind die Arbeitsmittel klein, so wird der Zins erheblich sein,

ist im Gegenteil viel Kapital im Umlauf, aber wenig Verwendung dafür, so wird der Zins sehr niedrig sein; er wird sich immer nach der sogenannten Menge Geld richten, die am Markte angeboten ist, weil das Geld das Zeichen des Kapitals ist, wenn auch nicht das Kapital selbst.

Wenn das Geld durch Zauberei vervielfältigt würde, ohne daß es die Nation etwas kostete, oder wenn man plötzlich Gold- und Silberminen entdeckte, die nur die Arbeit der Ausbeutung kosteten und die Menge des umlaufenden Goldes sich hierdurch verdoppelte, so würde der Zinssatz in keiner Weise verändert werden. Wahr ist es, daß man zweimal mehr Geldstücke gebrauchen würde, daß ein doppeltes Metallgewicht nötig wäre, um dieselbe Arbeit zu leisten und denselben Wert darzustellen, aber dieses doppelte Gewicht würde die Fabrikation der Tuche, die wir als Beispiel genommen haben, weder in schnellere noch in langsamere Bewegung setzen; man würde auch ferner den Wert von 2000 Ellen Tuch nötig haben, um die Arbeiter zu bezahlen, die jährlich 2400 anfertigen: wenig würde es ausmachen, ob die Elle für 25 oder 50 Franken verkauft wird, ob der Fabrikant und seine Arbeiter wöchentlich 240 Fünffrankenstücke bekommen oder 480, der Nutzen würde stets 10% des verwendeten Kapitals betragen, die Teilung zwischen dem Kapitalisten und dem Fabrikanten wäre stets gleichmäßig auf die Vergleichung zwischen der Arbeit, die der eine in Bewegung setzt, und der Arbeit, von der der andere einen vorteilhaften Absatz finden kann, begründet sein. War vor der plötzlichen Vermehrung des Geldes dieser Anteil auf 4% für den Kapitalisten festgesetzt, so würde er auch nach dieser Vermehrung der gleiche bleiben.

Wir haben soeben eine unentgeltliche Vermehrung des nationalen Geldvorrats angenommen, der den Wert desselben genau um soviel vermindert, als seine Menge

vermehrt worden ist. Der Zinssatz wäre nicht geändert worden, wenn das Geld zu seinem wirklichen Werte gekauft und, sei es durch den Handel mit den Fremden, sei es durch Ausbeutung von Minen auf irgend einem Platze, in einer viel größeren Menge zum Vorschein gekommen wäre, ohne daß es von seinem verhältnismäßigen Wert etwas verloren hätte: das Kapital würde in seiner Menge nicht vermehrt worden sein, es hätte lediglich seine Form geändert.

Fast das ganze Umlaufkapital eines jeden Fabrikanten und eines jeden Kaufmanns bietet sich ihm schliesslich bei seiner Rückkehr vom Käufer zum Verkäufer in der Form des Geldes dar. Aber dieser Teil seines Betriebskapitals, den der Kaufmann in Geld besitzt, macht gewöhnlich nur einen sehr kleinen Teil des Kapitals aus, den er in seinem Handel verwendet. Ein unendlich größerer Teil dieses Kapitals steckt in seinen Vorräten oder in den Vorräten seiner Schuldner. Andererseits hängt es fast stets von jedem Kaufmann ab, im Augenblick die Menge seines Geldvorrats zu vermehren, entweder durch Verkauf seiner Ware mit geringerem Nutzen oder durch Einforderung seiner Außenstände. Auf diese Weise hat er Geld, sobald er es will, ohne daß er dadurch reicher würde; er hat dieses Geld nicht etwa seinen Kapitalien hinzugefügt, sondern mit seinen Kapitalien gekauft. Werden diese Thätigkeiten zu gleicher Zeit von mehreren Kaufleuten einer Stadt ausgeführt, so kauft diese Stadt Geld von ihrem Nachbar; werden sie von einer großen Zahl französischer, englischer oder deutscher Kaufleute ausgeführt, so sagt man, daß Frankreich, England, Deutschland Geld kaufen. In der That wird sich auf den Märkten viel mehr Geld vorfinden, um die Zahlungen zu machen, die Thaler werden in Fülle da sein, aber man wird weder mehr noch weniger Geld zum Darleihen anbieten, und der Zinsfuß wird in keiner

Weise in Mitleidenschaft gezogen werden. Diejenigen, die die Bewegungen der Handelsplätze kennen, wissen sehr wohl, daß Geld dort in Masse vorhanden sein kann und trotzdem das Kapital selten, ebenso wie das Geld knapp und Kapitalien in Hülle und Fülle vorhanden sein können.

Es heißt also sich einem groben Irrtum hingeben, wenn man glaubt, daß unter allen Umständen eine beträchtliche Einfuhr von Geld den Zinsfuß sinken oder daß seine Ausfuhr ihn steigen läßt. Das Geld ist ein Reichtum gerade so wie die andern Werte, die durch Arbeit erworben werden, und bildet, ganz wie sie, einen Teil des Umlaufkapitals. Wenn das eingeführte Geld ein Geschenk oder ein Tribut ist, wenn es die Bevölkerung nichts kostet und wenn es nichts an seinem Werte einbüßt, so vermehrt es sicher ihr Umlaufkapital und muß zum Sinken des örtlichen Zinsfußes beitragen, ganz wie es zu seiner Erhöhung beiträgt, wenn es als Tribut bezahlt oder ohne Rückerstattung ausgegeben wird. Dieselbe Summe würde aber, wenn sie der Bevölkerung in Waren zufließen würde, ebenso den Zins sinken lassen; sie würde ihn in die Höhe schnellen, wenn die Waren unentgeltlich geliefert würden. Wenn dagegen das Geld mittels irgend eines andern Teils des Kapitals gekauft wird, bleibt die Endsumme des Kapitals dieselbe und der Zinsfuß kann dadurch in keiner Weise in Mitleidenschaft gezogen werden.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß Gold- oder Silberminen zur Bereicherung einer Bevölkerung nicht mehr beitragen, als irgend eine andere Industrie. Die edlen Metalle, die man aus der Erde zieht, sind eine Ware, die ganz ebenso wie jede andere um den Preis einer Arbeit und eines Kapitals gekauft wird. Die Eröffnung der Mine, der Aufbau ihrer Gänge, die Einrichtung ihrer Minenkammern, beanspruchen sehr er-

hebliche Vorschüsse, abgesehen von der Arbeit selbst, die die Mineralien den Eingeweiden der Erde entreißen muß. Diese Arbeit und die Früchte dieser Arbeit können sich genau durch das erschürfte Metall bezahlen, und die Bevölkerung gewinnt daran, wie an jeder anderen Manufaktur. Diese Arbeit kann aber auch ein Produkt ergeben, das erheblich die Vorschüsse des Unternehmers und den wirklichen Kostenpreis übersteigt. Gleichzeitig aber ist die Menge des Produkts größer als die Nachfrage, so daß der Bergwerksunternehmer sich in der Lage eines Fabrikanten befindet, der dank der Entdeckung eines sparsamen Verfahrens eine Arbeitsmenge liefert, die derartig den Verbrauch seiner Nachbarn übersteigt, daß er sich zu der Herabsetzung des Preises genötigt sieht, um dadurch auch einen Verkauf an entferntere Abnehmer zu ermöglichen. In der That ist der Abnehmer der edlen Metalle die ganze Gesellschaft. Sie bedarf jährlich einer gewissen Menge für den Bedarf der Juweliere und Goldschmiede, ferner einer weiteren zum Münzgebrauch, um den Abgang durch Abnutzung zu ersetzen. Giebt man ihr mehr, so drückt die Gesamtmasse den Preis, wie den jeder anderen Ware, deren Produktion den Verbrauch übersteigt. Das Bergwerk kann aber den Unternehmern weniger wiedererstaten, als sie verauslagt hatten, und das Silber, das sie produzieren, kann ihnen zu teuer zu stehen kommen. Man darf sogar sagen, daß dies ziemlich allgemein der Fall ist. Die Gewinne aus den Minen sind unregelmäßige, und sie verführen zum Spiel, wie bei der Lotterie die Spieler durch die großen Lose gereizt werden. Ein unerwarteter Nutzen ermutigt die Bergwerksbesitzer, ihre Anstrengungen fortzusetzen, wenn auch die gewöhnlichen Eingänge weit unter denen bleiben, die sie in jeder Industrie erzielt haben würden: fast alle finden ihren Untergang genau wie die

Spieler, nachdem sie einen ersten Erfolg gehabt haben. Dann sinkt das stehende Kapital, das für die Eröffnung der Mine verwandt worden ist, im Preise, die durch den ersten Unternehmer geleisteten Arbeiten werden mit Verlust verkauft und ein neuer Unternehmer kann noch seinen Nutzen dabei finden, nicht weil die Mine eine reichlichere Ausbeute liefert, sondern nur, weil er nicht alle die Vorschüsse zu bezahlen hat, die sie gekostet hat.

Aus diesen Darlegungen muß man schließen, daß die Anklage, die man so oft gegen Friedrich den Großen und gegen den Kanton Bern geschleudert hat, daß sie das Geld den Bedürfnissen der Bevölkerung entzogen hätten, nicht begründet ist. Man hat angenommen, daß diese beiden Regierungen einen verhängnisvollen Schlag dadurch gegen die nationale Industrie geführt hätten, daß sie das Geld aufgespeichert und dadurch das Kapital, das zur Unterhaltung der Industrie dient, vermindert haben. Eine Regierung, die sparsam ist, vermindert in der That den Verbrauch, den sie im Namen der Bevölkerung hätte haben können, und infolgedessen die Wiederverzeugung, die dem Verbrauch gefolgt wäre: dies ist aber kein Grund, die Regierungen wegen ihrer Sparsamkeit zu tadeln. Da sie kein eigenes Einkommen haben, sondern lediglich an dem Einkommen der Bürger teilnehmen, so bleibt jedem Bürger um so mehr für seine Ausgaben übrig, je weniger die Regierungen verbrauchen. Wenn sie an den Einkommen eines Jahres sparen, um die Ausgaben des folgenden Jahres zu decken, so lassen sie in diesem folgenden Jahre einem jeden freiere Verfügung über sein Einkommen, und ihre Sparsamkeit ist allen nützlich. Sparsame Regierungen können deshalb nicht getadelt werden, als ob sie den nationalen Verbrauch verhinderten.



Noch weniger vermindern sie das Umlaufkapital. Das Geld stellt, wie wir gesehen haben, dieses nationale Kapital nicht dar, höchstens ist es ein kleiner Teil von ihm, und es ist nicht schwer, es unter dieser wie unter irgend einer andern Form zu ersetzen. Wenn Friedrich Thaler aus dem Umlauf zog, während das Bedürfnis, das man in dem Lande an ihnen hatte, nicht vermindert war, so wurden sie bald durch andere ersetzt. Wahr ist es, dafs ein Teil des nationalen Kapitals müfsig blieb, um dem nächsten Krieg geopfert zu werden; aber dieser Teil war von den Einkommen genommen, ohne irgend eine Lücke zu hinterlassen, da er in einer Zeit des Wohlergehens angesammelt war. Da nun einmal die Nationen heute stets die Kriege mit ihren Kapitalien und nicht mit ihrem Einkommen führen, hätte Friedrich ohne diese Sparsamkeit in einer Zeit der Not und des Niederganges dieselbe Summe von Kapitalien der Industrie seiner Staaten durch Anleihen entziehen und obendrein den erhöhten Preis bezahlen müssen, für welchen ein solcher Dienst stets durch die Darleiher verkauft wird. Die Sparsamkeit des Herrschers hatte ein neues Kapital gebildet, mit dem er ohne Verlust Ausgaben bestreiten konnte, die nicht imstande waren, Früchte zu tragen. Hätte er auf das Hilfsmittel der Anleihen zur Bestreitung dieser selben Ausgaben zurückgegriffen, so würde er hierdurch die Kapitalien dem Handel entzogen haben.

Indessen hat man die schweizerischen Republiken, die auf denselben Ausweg verfallen waren, getadelt, aber dies aus den Grundsätzen der Sicherheit und der Freiheit heraus, nicht aus denen der politischen Ökonomie. Ihr Schatz, den sie nicht stark genug waren zu verteidigen, war ein Gegenstand des Neides für ihre Feinde, er hat sicherlich den Angriff, dessen Opfer sie geworden sind, verschuldet und ist thatsächlich in

die Hände ihres Feindes gefallen. Außerdem unterstützte dieser Schatz, der die Regierung der Notwendigkeit überhob, von dem Volke Steuern zu begehren und ihm Rechenschaft über die Finanzen zu geben, die Herrschaft der Aristokratie. Die Bürger der schweizerischen Kantone werden wohl daran thun, ihre Regierungen daran zu hindern, Schätze aufzusammeln, und wahrscheinlich wird ihnen die Erreichung dieses Zieles keine Mühe machen: sie haben aber nicht nötig, sich deswegen auf die Grundsätze der politischen Ökonomie zu berufen.

---

### Fünftes Kapitel. Vom Münzwesen.

Die edlen Metalle sind der allgemeine Maßstab für alle Werte der Handelswelt: um sie zu dieser Thätigkeit besonders geeignet zu machen, werden sie von den einzelnen Staaten in Form von Münzen ausgegeben. Durch die Ausmünzung wird das Gewicht und die Bezeichnung der edlen Metalle gleichmäÙig bestimmt und staatlich gewährleistet, so daß jeder schon bei der einfachen Betrachtung des Stempels erkennen kann, wieviel Gran an edlen Metallen die Münze enthält, ebenso wie den Grad der Feinheit oder der Legierung, die man ihm unter einer gemeinsamen Benennung im Tausch gegen die Sache, die er verkaufen will, anbietet.

Die Arbeit, die edlen Metalle auf einen gleichmäÙigen Grad abzutreiben, sie in Münzstücke, die vollständig gleich an Gewicht sind, zu formen, sie mit dem nationalen Stempel zu versehen, der eine Garantie für die Richtigkeit und die Sicherheit bietet, daß von keinem Stück etwa etwas abgefeilt ist, diese Arbeit ist eine Thätigkeit, die sich jede Regierung als Monopol

vorbehalten hat. Von dieser Arbeit hat die Gesellschaft einen Nutzen, da die edlen Metalle, wenn sie ausgemünzt sind, thatsächlich einen grösseren Wert haben, als ein gleiches Gewicht Gold oder Silber in Barren. Für den Produzenten sind sie wert, was der Barren gekostet hat, zuzüglich der Arbeit der Ausmünzung; für den Käufer sind sie die Bequemlichkeit wert, die er in dem Barren finden würde, zuzüglich der Bequemlichkeit, diesen Barren abgewogen und mit der äussersten Gleichmässigkeit geprüft zu erhalten.

Aber die Herstellung des Geldes ist stets ein Monopol der Regierung, deshalb befindet sich diese in der Notwendigkeit, selbst die Bezahlung für diese nützliche Arbeit festzusetzen, anstatt diesen Preis durch die Konkurrenz sich bilden zu lassen. Wie es stets bei allem geht, was dem Ermessen überlassen wird, ist man abwechselnd bald in das eine, bald in das andere Übermass gefallen.

Zuweilen hat die Regierung an der Ausmünzung einen durchaus unberechtigten Vorteil sich verschafft, sie hat entweder das Gewicht oder den Feingehalt der Münzen verschlechtert: für jede Mark Silber hat sie nur 7 Unzen gemünztes Geld gegeben und hat festgesetzt, dafs diese 7 Unzen den 8, die sie empfangen hatte, vollständig an Wert gleich sein sollten. Wenn die edlen Metalle nur in dem Lande umlaufen sollen, in dem die Regierung das Monopol ausübt, so könnte diese willkürliche Ausnutzung des Schlagnutzens ruhig anerkannt werden; aber das Geld soll auf den Märkten, die zwischen den fremden Völkern vermitteln, ebenso als Zahlung gelten, wie zwischen den Volksgenossen; die gesetzliche Gewährleistung, die die Regierung der Münze giebt, wird von den Fremden aber nur insoweit anerkannt, als der wirkliche Wert ihr entspricht. Der Verlust, den die Unterthanen der Regierung erleiden, wenn sie ihre Münzen in die Fremde schicken, lehrt

sie bald den wirklichen Wert der Münze erkennen, und jede Ware, die mit diesen Münzen gekauft wird, steigt bald im Preise, und zwar im Verhältnis zu dem Minderwert, den die Regierung durch das Begehren nach einem zu großen Nutzen verursacht hat.

Ein anderes Mal hat die Regierung alle Münzkosten dem Lande zum Geschenk gemacht und hat gegen die Barren, die zur Münze gebracht werden, eine Geldmenge gegeben, die ihnen an Gewicht und an Feingehalt vollständig gleich war. Das heißt ins andere Übermaß fallen. Die Münze vereinigt die beiden Eigenschaften, die ihren Preis über den Barrenpreis erhöhen müssen, die größere Arbeit der Herstellung und eine größere Bequemlichkeit oder einen größeren Genuß für den, der von ihr Gebrauch macht. Wenn die Regierung sich die wirklichen Kosten nicht erstatten läßt, so ergeben sich hieraus zwei recht fühlbare Übelstände; einmal genügt ein kleiner Unterschied in den Wechselkursen, um zur Ausfuhr anzuregen und den Fremden das gemünzte Geld zum Barrenpreise zu verkaufen, andererseits ist jeder Goldarbeiter, der Edelmetall nötig hat, stets geneigt, die Münzen einzuschmelzen. In dem einen und in dem anderen Falle sind die Münzkosten verloren, wenn die Ausmünzung umsonst geschehen ist. Das Einschmelzen und die Ausfuhr der Münzen sind verboten; warum führt man aber jemand in Versuchung, etwas zu thun, das man verbieten muß, und warum erläßt man ein Verbot, dessen Beachtung zu erzwingen man kein Mittel hat?

Die Erfahrung beweist, daß der Fremde sich nicht daran hindern läßt, sich von dem wahren Wert des Feingehalts und der Ausmünzung zu überzeugen. Die holländischen Dukaten, die Venetianer und Florentiner Zechinen werden etwas über ihren wahren Wert bezahlt, gerade wie Barren, weil man sicher ist, daß bei ihrer Herstellung nur Gold ohne irgend einen Zusatz

anderen Metalls verwandt ist. Die spanischen Piaster, die französischen Thaler laufen in halb Europa um, trotz ihrer Minderung um den Schlagschatz, weil sie bequeme, gut geprägte Münzen sind, die Vertrauen einflößen. Wenn der Fremde damit einverstanden ist, auch die Ausmünzung zu bezahlen, so hat der Inländer keinen Grund, sich dem zu widersetzen; wenn der Betrag ein mäßiger ist und die Kosten der Ausmünzung nicht übersteigt, so ist die Auflage eine vollkommen gerechte und wird gern bezahlt.

Man hat dieser Frage eine viel größere Wichtigkeit beigelegt, als sie in Wahrheit verdient, besonders in der Zeit, in der man der Ansicht war, daß die Hauptaufgabe der politischen Ökonomie sei, die edlen Metalle im Lande zu behalten. Man sagte sich, daß, wenn das Schlagrecht 15 Unzen geprägten Geldes den Wert von 16 Unzen in Barren geben könne,  $\frac{1}{16}$  weniger schweres Geld zu gleichem Werte im Umlauf bleiben würde. Es ist nicht leicht zu verstehen, was man daran hätte verlieren können, noch schwerer aber ist zu begreifen, wie dieselben Leute, die den Verlust so fürchteten, zu gleicher Zeit dem System der Banknoten ihren Beifall haben geben können, deren ausgesprochener Zweck ist, den Geldumlauf mit der denkbar kleinsten Menge edler Metalle aufrecht zu erhalten.

Das Münzwesen giebt zu einer anderen Frage Anlaß, die schwerer zu entscheiden ist und die im ersten Augenblick verblüffend wirkt. Es handelt sich um das Verhältnis der beiden edlen Metalle zu einander und um die Erwägung, ob man das eine oder das andere, oder ob man alle beide zusammen als Münzeinheit wählen soll.

Gold und Silber sind alle beide bis aufs äußerste teilbar und fähig, sich aufs neue zu vereinigen und dies ohne Verlust. Sie werden durch Aufbewahrung nicht dem Verderben ausgesetzt, sie sind in einem

Grade von Feinheit herzustellen, der sie einander vollständig gleich macht, in gleichen Mengen vollständig ähnlich. Diese Eigenschaften machen sie hervorragend geeignet, der allgemeine Maßstab oder der Wertmesser für alle übrigen Werte zu sein. Noch eine Eigenschaft kommt hinzu, ohne die alle anderen unzureichend wären, ihre Seltenheit oder die Schwierigkeit ihrer Gewinnung und die Kosten, die diese veranlaßt. Das dritte kostbare Metall, das Platina, bietet dieselben Vorteile dar: würde man sich dazu entschließen, auch dieses als Geld zu verwenden, so würde das Münzwesen der Welt sich darüber in keiner Weise zu beunruhigen brauchen.

Wenn der Welthandel Gold, Silber und Platina in genau gleichen Mengen forderte, oder wenn wenigstens sein Verlangen von der Produktion unabhängig wäre, so würde der Wert jedes dieser Metalle genau im Verhältnis zu seiner Seltenheit und zu den Kosten seiner Erschürfung stehen. Wenn es also 12, 14 oder 16 mal mehr Silber gäbe als Gold, wenn das erstere 12, 14 oder 16 mal leichter zu erschürfen wäre, so würde sich sein Preis einzig und allein aus diesem Umstande ergeben und eine Unze Gold 12, 14 oder 16 Unzen Silber wert sein. Aber die Schwierigkeit der Produktion oder die Seltenheit der Rohstoffe stellen nur eines der beiden Elemente des Preises einer jeden Sache dar, das andere Element, die Nachfrage, hängt absolut davon nicht ab: in dem besonderen Falle der edlen Metalle ist die Nachfrage an sich eine derartig komplizierte Menge, daß man Mühe hat, sie zu schätzen.

Klarer erkennt man den Einfluß der Nachfrage auf die Festsetzung des Preises bei einem der drei edlen Metalle, dem Platina. Minen dieses Metalls kommen wahrscheinlich seltener vor und sind weniger ergiebig, als Goldminen: brauchte man große Mengen, so würde man sie wahrscheinlich nur zu einem Preise

erhalten können, der noch den des Goldes übersteigt. Aber vom Platina braucht man kein besonderes Aufheben zu machen, da es fast ausschließlich für Schmuckgegenstände verwendet wird; bei keinem Volk dient es als Geld, und sein Verbrauch ist infolgedessen äußerst beschränkt, nur die weniger tiefen oder die weniger kostspielig zu bearbeitenden Teile der Minen werden ausgebeutet und ist das Platina vergleichsweise das billigste der edlen Metalle.

Gold und Silber sind dagegen der Gegenstand einer doppelten Nachfrage und eines doppelten Verbrauchs, beide sind beträchtlich und werden es vielleicht von Tag zu Tag mehr und mehr. Als Schmuck ebenso wie als Gebrauchsgegenstand nützen Gold und Silber dem Menschen; die Nachfrage, die sich ohne Aufhören erneut oder vergrößert, dient als Maßstab für die Produktion und treibt dazu, eine mehr oder minder große Arbeit aufzuwenden, mehr oder minder in den Eingeweiden der Erde zu wühlen und die Ausbeutung erst dann zu unterlassen, wenn ihre Kosten den Wert des Produkts übersteigen. Mit den Edelmetallminen, in Hinsicht auf die Goldschmiede, geht es gerade so, wie mit jeder anderen Mine in Hinblick auf die Verbraucher ihrer Produkte oder wie mit jeder anderen Manufaktur. Am letzten Ende regelt der Verbrauch die Erzeugung, und das Verhältnis zwischen Gold und Silber wird, wenn man von der Geldqualität absieht, einestheils von dem größeren oder geringeren Gebrauch abhängen, den die Edelmetallarbeiter von dem einen oder dem andern machen, andererseits von den größeren oder geringeren Kosten, die die Tiefe oder die Seltenheit der einen oder der anderen Art Minen verursachen.

Eine noch viel größere Menge edler Metalle dient aber einem anderen Zweck, dem, Geld daraus zu machen, und die Nachfrage nach Metallen zur Aus-

münzung ist viel komplizierter und stellt in viel genauerer Weise die Elemente ihres Preises fest.

Die menschliche Gesellschaft, wenn man sie sich abstrakt im Welthandel verkörpert denkt, ist die Abnehmerin der edlen Metalle zum Zweck der Ausmünzung. Der Gesellschaft ist es indessen vollständig gleichgiltig, wie groß die produzierte Menge ist, ebenso wie sich das Verhältnis zwischen den beiden in Umlauf tretenden Metallen stellt. Die Gesellschaft schätzt die Metalle als Geld nur in Rücksicht auf ihre absolute Seltenheit. Eine Million Pfund Gold würde ihr ebenso für den Umlauf der Welt genügen, wie eine Million Centner. Jedes Pfund Gold würde im ersten Falle genau hundertmal mehr Waren zu kaufen imstande sein, als in dem zweiten, und alle Geschäfte würden sich genau so gut abwickeln. Wenn nun das Gold, anstatt ungefähr 15 mal seltener als das Silber zu sein, 30 oder 60 mal seltener wäre, so würde sich einzig und allein das Verhältnis zwischen diesen beiden Metallen ändern, und alles würde sich ebenso vollziehen wie vorher. So stellt die Gesellschaft, obgleich sie die alleinige Abnehmerin der Metalle zu Münzzwecken ist, in dieser Hinsicht keine Bedingung, die Produktion ist ihr vollständig gleichgiltig.

Aber die Besitzer und die Unternehmer der Minen teilen diese Gleichgiltigkeit keineswegs. Wenn ihre Arbeit dahin führt, den Preis ihrer Produktion zu senken, so sind sie andererseits des Verkaufs ihrer Produktion stets gewiß. Das Gold, das sie schürfen, entwertet den Gesamtwert des umlaufenden Geldes, aber es giebt ihnen mit Sicherheit die Verfügung über einen gewissen Teil desselben. Wenn jemand eine sehr reiche Zinkmine entdeckt, so läuft er Gefahr, mehr zu produzieren, als der Verbrauch aufnehmen kann, und sein Zink würde infolgedessen unverkauft bleiben. Wenn aber jemand eine Goldmine entdeckt, so kauft er mit



diesem Gold eine jegliche Ware und läßt es infolgedessen in den Umlauf eintreten, ehe die Gesellschaft irgend welche Nachfrage aussprechen kann und ohne daß sie imstande ist, es zurückzuweisen.

Nehmen wir an, daß dem Weltmarkt nur 5 Millionen Pfund Gold und 75 Millionen Pfund Silber, die als Geld dienen, zu Gebote stehen, und nehmen wir ferner an, daß diese beiden Mengen gleich an Wert sind, wie dies heute der Fall ist. Nun bringt die Thätigkeit der Bergwerksbesitzer eine weitere Menge von einer Million Pfund Gold oder 15 Millionen Pfund Silber auf den Markt, oder in einem Verhältnis, das dem von 15 Millionen Pfund Silber entspricht, ohne daß für dieses neue Produkt eine neue Absatzquelle vorhanden ist. Obgleich die Masse des Geldes um ein Zehntel vermehrt ist, hat sich doch sein Gesamtwert nicht geändert. Jedes Pfund Gold, jedes Pfund Silber, welches früher im Umlauf gewesen ist, würde nur  $\frac{9}{10}$  dessen gelten, was es gegolten hat, und die Million Pfund, die die Minenbesitzer produziert haben, wird ihnen nur einen Preis einbringen, den vor ihrer Arbeit 900 000 Pfund desselben Metalls gebracht haben würden. Thut nichts; wenn die Ausgaben, die sie für ihre Arbeit gemacht haben, wenigstens 900 000 Pfund entsprechen, so werden sie sich ermutigt sehen, fortzufahren: obgleich die Gesellschaft die Vermehrung dieser edlen Metalle nicht beansprucht, so ist doch die Bereitwilligkeit, mit der sie sie in den Umlauf aufnimmt, einer Nachfrage gleichzustellen.

Die von uns angenommene jährliche Produktion würde die Gesamtmasse des Geldes um  $\frac{1}{10}$  vermehrt haben. Diese Vermehrung kann vollständig in Gold, oder in Silber stattgefunden haben, oder auch halb in Gold und halb in Silber: hieraus geht keineswegs mit Notwendigkeit hervor, daß das Verhältnis zwischen dem Wert dieser beiden Metalle sich geändert habe.

Diese Metalle gebraucht der Umlauf, das eine für das andere, und die Münzstätten haben keine feststehende Norm, einmal nur das eine Metall, ein anderes Mal nur das andere auszumünzen. Bei unserer Annahme sind wir davon ausgegangen, daß das Edelmetall an Produktionskosten nur  $\frac{9}{10}$  dessen erfordere, was es bisher im Umlauf gegolten hat. Die Bearbeitung der Gold- oder Silberminen wird um so viel größer oder geringer sein, als die Kosten ihrer Ausbeutung mehr oder weniger unter diesem Verhältnis bleiben, und die Gold- oder Silbermenge, die auf den Markt kommt, nach diesen Kosten sich regeln. Wie groß die Menge auch sei, sie wird gemünzt und kommt in den Geldumlauf. In manchen Jahren wird die Regierung mehr Goldstücke schlagen lassen, in den andern mehr Silbermünzen: der Handel wird sie unterschiedlos aufnehmen. Das Silber ist bequemer für alle kleinen Geschäftstätigkeiten, dagegen das Gold, wenn es sich um die Beförderung großer Summen handelt; bei der Mehrzahl der Zahlungen wird es gleichgiltig sein, ob man das eine oder das andere Metall verwendet. Je nach dem jährlichen Ertrag der Minen wird das eine oder das andere infolgedessen auf den Märkten die Oberhand haben, ohne daß hieraus eine Verschiedenheit hinsichtlich der allgemeinen Wertmessung sich ergeben wird.

Solche Verschiedenheiten sind störend, da sie dem Handel die Stetigkeit nehmen und kaufmännische Geschäfte zu einem Spiel machen. Die ungleichmäßige Arbeit der Minen würde derartige Verschiedenheiten bewirken, wenn sie bald größere, bald kleinere Mengen Edelmetall, als gebraucht werden, auf den Markt würfe. Wenn das Silber bald 10% mehr, bald 10% weniger wert wäre, würden alle Berechnungen des Handels, die auf seinen feststehenden Wert begründet sind, über den Haufen geworfen werden. Die Menschen, die sich eines gemeinsamen Maßstabes bedienen, müssen von allen

Änderungen absehen, die er erleiden kann. Sie lassen die Schwankungen des Preises von Gold und Silber beiseite, um sich lediglich um die Schwankungen des Preises der Waren zu kümmern; ebenso, wie die Kaufleute, wenn sie ihr Tuch messen, von einer zufälligen Verlängerung der Elle absehen, die eine Wirkung der Wärme oder der Feuchtigkeit ist, um lediglich die Länge des Stoffes zu erkunden. Um aber gefahrlos von dieser Menge absehen zu können, muß sie verschwindend klein sein.

In der That ist sie stets unendlich kleiner, als wir angenommen haben, um das Verständnis zu erleichtern. Nicht nur sind die Minen weit entfernt davon, jährlich den zehnten Teil der thatsächlich umlaufenden Edelmetalle zu produzieren, sie haben außerdem einen ansehnlichen Verbrauch zu ersetzen, den wir überhaupt aufser Berechnung gelassen haben. Dieser Verbrauch ist die Folge der Abnutzung und des Verlustes der Münzen, wohl auch der Sucht, sie zu vergraben, die in allen despotischen Ländern des Orients verbreitet ist, in welche Länder ungeheure Summen geschickt werden, die niemals wieder zurückkehren; ferner die Folge der Benutzung der Edelmetalle für zahlreiche Gegenstände, und diese ist derartig, daß es sehr schwer hält, heute zu entscheiden, ob die Arbeit der Minen ihr die Wage hält, ob sie unter ihr bleibt oder ob sie die Masse der im Umlauf befindlichen Edelmetalle vermehrt.

Indessen dient man der Gesellschaft, wenn man die Wechselfälle dieser Schwankungen vermindert: hierzu dient der unterschiedlose Gebrauch des Goldes und des Silbers als gemeinsames Maß, und die Festsetzung eines öffentlich anerkannten Verhältnisses zwischen beiden. Es ist so, wie wenn man, um ein Pendel von unveränderlicher Länge zu erhalten, seine Welle aus Stäben aus verschiedenen Metallen zusammensetzt, da-

mit die durch die Wärme bewirkte Ausdehnung des einen die Ausdehnung des andern berichtigt.

Wenn die Regierung ein einziges Metall zum Wertmesser wählt und das andere zur Ware macht, wie man dies öfter gethan oder zu thun vorgeschlagen hat, so wird dieser Wertmesser durch jede jährliche Veränderung der Minenproduktion in Mitleidenschaft gezogen. Wenn sie dagegen das Verhältnis, das ihr in dem Welthandel das herrschende scheint, annimmt und gesetzlich festlegt, zum Beispiel heute das von 15 zu 1, wenn sie bestimmt, das jede Schuld einer Unze Gold gesetzlich mit 15 Unzen Silber und umgekehrt getilgt werden kann, wie dies in Frankreich der Fall ist, so wird sich der gemeine Wertmesser des Handels nicht auf die jährliche Menge festlegen, die die Gold- und Silberminen produzieren, sondern auf eine mittlere Linie zwischen den Schwankungen, denen diese beiden Mengen unterliegen, und der Wertmesser wird dadurch mehr Stetigkeit gewinnen.

Es scheint wirklich, das der Umlauf sich in gleicher Weise ohne Unbequemlichkeit vollzieht, ob nun ein Viertel, ein Achtel des Geldes aus Gold und alles übrige aus Silber besteht, oder aber ob ein Viertel oder ein Achtel aus Silber und der ganze Rest aus Gold besteht. So lange das Verhältnis zwischen diesen beiden Metallen diese so weiten Grenzen nicht übersteigt, wird die Münze ohne Unterschied Gold oder Silber ausprägen, je nachdem der Preis der Barren des einen oder des anderen ihr mehr Nutzen gewährt, oder sie die einen oder die anderen billiger kaufen kann. Wenn aber das Mißverhältnis so groß würde, das man nicht mehr Silber hätte für die Scheidemünze oder kein Gold mehr für die Reisenden, so würde der Handel ein Aufgeld für die eine oder die andere Geldmünze anbieten, wie dies ziemlich gewöhnlich für Gold in Italien der Fall ist. Die Hartnäckigkeit des Handels

in der Darbietung dieses Aufgeldes soll der Regierung die Erkenntnis verschaffen, daß es an der Zeit ist, das gesetzliche Verhältnis zu ändern und es mit dem in Einklang zu setzen, das dem Nutzen der Minen entsprechend sich herausgebildet hat.

Lassen wir uns wieder unsere erste Annahme eines Gesamtumlaufs von 5 Millionen Pfund Gold und 75 Millionen Pfund Silber aufnehmen. In einem gegebenen Zeitraum mag 1 Million Pfund Gold verbraucht und 15 Millionen Pfund Silber mögen durch die Minen produziert werden. Wenn die beiden Metalle einen gesetzlichen Kurs haben und ein gleichfalls durch das Gesetz festgestelltes Verhältnis, so wird der Gesamtwert des Umlaufs sich nicht ändern, ebenso wenig, wie das Verhältnis zwischen beiden Metallen, weil es dem Publikum gleichgiltig sein kann, ob es das eine oder das andere gebraucht, und der Gebrauch des Silbers wird in direktem Verhältnis zu seiner Produktion zunehmen. Der Umlauf wird sich fortan mit 90 Millionen Pfund Silber und 4 Millionen Pfund Gold vollziehen, was dem Handel genau so zuträglich ist, wie das frühere Verhältnis. Wenn aber das eine der beiden Metalle zur Münze erklärt wird, während das andere nur Ware ist, so wird sich der Verbrauch des einen oder des andern keineswegs nach seiner Produktion regeln. Der Preis des Goldes wird, verglichen mit dem des Silbers, steigen, weil die Regierungen, die verpflichtet sind, den Bestand ihrer Goldmünzen aufrecht zu halten, den Bergwerksbesitzern einen höhern Preis bieten, um sie zur Fortsetzung der Schürfung zu veranlassen. Ist das Gold der gemeine Wertmesser, so werden alle Waren billiger zu sein scheinen, ist es das Silber, so werden alle Waren teurer erscheinen. Der Nutzen, den die gleichmäßige Zulassung beider Metalle zur Messung der Werte gewährt, besteht also darin, daß er den Münzen gestattet, den Verbrauch

mit der Produktion der beiden Metalle in Einklang zu bringen, je nachdem das eine oder das andere reichlicher vorhanden ist, dergestalt, daß, trotz einer eingetretenen Änderung in dem Produktionspreise, das Verhältnis zwischen ihrem Verkaufspreise immer tatsächlich dasselbe bleibt. Die schlimme Folge der Mafsregel dagegen, die verschiedene Volkswirte empfohlen haben, nämlich die Erklärung eines der beiden Metalle als Ware, besteht darin, daß die Münzen jedes Jahr gleiche Mengen Gold- und Silbermünzen schlagen werden, ohne sich um eine Veränderung in der Produktion der Metalle zu bekümmern, daß infolgedessen das Angebot bald des einen, bald des andern Metalls gröfser sein wird und die Schwankung in ihrem Preise, wenn man den einen mit dem andern vergleicht, viel erheblicher sein wird.

Neben den edlen Metallen haben alle Völker auch das Kupfer als Münze zur Aushilfe bei Zahlung kleiner Summen angewendet. Aber das Kupfer vereinigt in sich keineswegs die Vorteile, die die edlen Metalle so geeignet machen, als Münze zu dienen. Da die Kupferminen viel reichhaltiger sind und ihre Ausbeutung viel weniger kostspielig, ist der Preis des Kupfers so erheblich geringer, als der des Silbers, daß es sehr schwer und sehr kostspielig geworden ist, es von einem Lande in ein anderes überzuführen. Indessen sind diese Geldtransporte schlechterdings notwendig, um die Menge mit den Bedürfnissen des Umlaufs in das richtige Verhältnis zu setzen. Das gemünzte Kupfer findet daher auf dem Weltmarkt keine Ausgleichung: wenn zuviel an einem Orte vorhanden ist, so ist keine Aussicht, daß es von selbst abfließt. Noch weniger bietet das Kupfer den Vorteil, einer genauen Behandlung fähig zu sein, die es ermöglicht, es stets in gleicher Beschaffenheit darzustellen. Es kann von mehr oder weniger guter Beschaffenheit sein, was

man von Gold oder Silber nicht sagen kann. Dies sind zwei Beweggründe, die seinem Wert jede Stetigkeit nehmen. So kann es niemals an sich als ein gemeiner Wertmesser betrachtet werden, sondern nur als eine auf Übereinkunft beruhende Darstellung von Teilen wirklichen Geldes.

Unterwertiges Metall ist also eigentlich nicht mehr als eine Banknote, nur daß es ein wenig kostspieliger, aber auch ein wenig solider und weniger leicht nachzuzahlen ist, als wenn es aus Papier angefertigt ist. Um minderwertiges Metall stets, wenn man es nötig hat, in Thaler umwechseln zu können, ist es erforderlich, daß die Regierung nicht eine grössere Menge ausgiebt, als für die kleinsten Ausgleichungen erfordert wird, und daß sie ausdrücklich feststellt, daß das Kupfer niemals ein gesetzliches Zahlungsmittel ist für eine Summe, die die niedrigste vorhandene Silbermünze übersteigt. Wendet man diese Vorsichtsmaassregeln an, so hat das Kupfer nur die Vorteile und die Nachteile einer guten Banknote. Wenn ein Schuldner dagegen für große Summen, die er in Silber schuldet, sich durch Kupferzahlungen freimachen kann, wenn die Regierung, um mehr Nutzen durch die Ausmünzung zu haben, die Ausgabe vervielfältigt, so kann das Kupfer oder das unterwertige Metall nur als ein kostspieliges und zugleich unbequemes Papiergeld betrachtet werden.

Man hat darüber gestritten, ob es einer Nation vorteilhafter sei, daß ihre Scheidemünze aus reinem Kupfer besteht oder aus Kupfer, dem Silber zugesetzt ist. Dies ist kaum eine ökonomische Frage, sondern lediglich eine Frage der Bequemlichkeit und des Vorteils. Eine Kupfermünze, die silberhaltig ist, kann genauer ihrem Wert entsprechen, ohne die Börse zu belasten und ohne so klein zu sein, daß man Gefahr läuft, sie zu verlieren, sie ist deshalb bequemer. Andererseits bietet sie dem Falschmünzer einen

größerem Nutzen oder wenigstens eine größere Leichtigkeit der Nachahmung. Im allgemeinen erkennt man die Reinheit der Metalle schon allein am Aussehen, während selbst das geübteste Auge Mühe hat, das Verhältnis in der Zusammensetzung legierter Metalle ausfindig zu machen. Der sittliche Beweggrund, alles zu vermeiden, was zum Verbrechen verführen kann, muß eine große Kraft haben; wenn aber ein Land sich Banknoten gestattet, die eine viel stärkere Verführung mit sich bringen, so begreift man schwer, warum man sich scheut, bequeme Ein- oder Zweisousstücke zu haben.

Die Regierungen selbst haben allerdings häufig ein begründetes Mißtrauen erweckt, und vielleicht, um sich vor dem Mißbrauch der Gewalt zu schützen, von dem Handel eine Münze ausgeschlossen, die zu leicht nachzuahmen ist. Man hat gesehen, wie Silbermünzen von einem unbekanntem Feingehalt in Piemont, in den österreichischen Staaten Italiens, in dem Kirchenstaat und in noch vielen anderen Ländern vervielfältigt worden sind. Die Regierungen, die bei ihrer Herstellung einen Nutzen von 60 bis 70% hatten, erklärten diese sehr verschlechterten Münzen als den alten gleichwertig. Die alten wurden damals eingeschmolzen oder ausgeführt, Gold und Silber verschwanden, und der Umlauf vollzog sich nur mittels eines minderwertigen Metalls von eingebildetem Werte. Diese Münze beruhte weniger noch auf dem Vertrauen, als auf der Täuschung, denn das Publikum hatte keine Ahnung von der Minderung des Feingehalts der Münzen, die stets dieselbe Prägung trugen und so lange sie neu waren, auch den gleichen Glanz hatten. Es ist nicht zu verwundern, daß das Volk sich darüber beklagt hat, daß die Regierung selbst das Verbrechen begangen hat, welches sie bei den Falschmünzern bestraft. Wenn man die Erneuerung eines so schmachvollen Mißbrauchs nicht



nicht anders verhindern kann, als mit dem Ausschluss jeder minderwertigen Münze aus dem Handel, so soll man damit nicht zögern. Es scheint aber, als ob wir in einer Zeit lebten, in der man imstande ist, die Regierungen durch die Vernunft und durch die Gerechtigkeit zu leiten, anstatt sie wie Kinder zu behandeln, denen man die unschuldigsten Spiele untersagt, um sie zu verhindern, unter diesem Deckmantel für sie gefährliche zu treiben.

---

## Sechstes Kapitel.

### Der Wechsel.

Die Ausfuhr des Geldes aus einem Lande in das andere ist fast immer von argwöhnischen Regierungen untersagt worden, die im Golde und im Silber den ganzen Reichtum des Staates sahen und zu Grunde zu gehen fürchteten, wenn man die Münzen aus dem Lande ausführte. Der Kaufmann dagegen, der kauft, oder der seine klingende Münze gegen Waren eintauscht, weiß gewöhnlich was er thut; man darf nicht glauben, daß er beim Kauf nur schlechte Geschäfte macht, und niemand nimmt mehr an, daß man sich zu Grunde richtet, wenn man seine Schulden bezahlt. Man führt das bare Geld nur aus, um zu kaufen oder um zu bezahlen.

Dieses Verbot, das im mittelalterlichen Europa fast überall bestand, zeitigte die Erfindung der Wechsel, die gewissermaßen das Geld des großen Weltmarkts geworden sind, und deren Gebrauch nicht weniger vorteilhaft wäre, wenn auch die Ausfuhr des baren Geldes erlaubt sein würde. Diese Geldbeförderung würde immer eine kostspielige Art der Zahlung geblieben und zugleich tausend Gefahren ausgesetzt gewesen sein,

während die Wechsel ein bequemes und sicheres Mittel boten, die Verpflichtungen auszugleichen, nicht nur zwischen zwei Ländern, sondern auch zwischen mehreren, und somit den Dienst des Geldes leisteten, besser, als dieses selbst es hätte thun können.

Ein Bordelaiser Kaufmann hatte Weine in Paris verkauft und Borten gekauft; er gab dem Bortenverkäufer eine Anweisung auf den Käufer seiner Weine und bezahlte so seine Schuld mit seinem Guthaben. Dies ist noch nicht eigentlich ein Wechsel, sondern nur die einfache Übertragung eines Guthabens. Es war eine glückliche Erfindung, diese Übertragung von neuem übertragbar zu machen, lediglich durch den Willen und die Unterschrift des Inhabers. Man schreibt diese Erfindung den Juden zu, die in Frankreich im zwölften, aber auch den Ghibellinen, die in Toskana im dreizehnten Jahrhundert der Verfolgung ausgesetzt gewesen sind; die einen wie die andern wollten ihr Eigentum den Nachstellungen des Fiskus entziehen, und es gelang ihnen dadurch, daß sie ihre Guthaben in halb Europa in Umlauf brachten. Wenn der Bordelaiser Kaufmann, von dem wir oben gesagt haben, daß er seine Weine in Paris verkauft habe, keine Zahlung dort zu leisten gehabt hätte, so würde er einem seiner Geschäftsfreunde sein Guthaben auf Paris mittels eines an einem bestimmten Tage zahlbaren Wechsels verkauft haben, oder er würde sich seiner selbst bedient haben, um andere Schulden zu bezahlen. Sein Guthaben auf Paris betrug 1200 Franken, er überließ es einem Londoner Kaufmann, dem er eine gleiche Summe schuldete. Dieser sandte denselben Wechsel mit seiner Unterschrift bezw. mit seinem Giro einem Amsterdamer, dessen Schuldner er war, der Holländer einem Deutschen, der Deutsche einem Italiener, und der Wechsel machte vielleicht eine Reise durch ganz Europa und beglich so nach und nach die verschie-

densten Schuldposten von 1200 Franken, ehe er nach Paris durch den zurückgeschickt wurde, der selbst dort eine Zahlung zu leisten hatte und der seinen Gläubiger beauftragte, den Betrag aus den Händen des ursprünglichen Schuldners zu empfangen.

In dieser Folge von Thätigkeiten stellt der Wechsel stets das Geld dar, welches dem ersten Aussteller geschuldet wird: es ist vollständig gleichgiltig, ob dieses Geld der Wert ist für gelieferte Waren oder die Deckung einer früher eingegangenen Schuld, vielleicht auch Zahlung für einen anderen Wechsel oder für Thaler, die in barem Gelde niedergelegt sind. Was dem Wechsel seinen Wert verleiht, ist lediglich die Überzeugung des Empfängers, daß derjenige, auf den er gezogen ist, willens und imstande sein wird, ihn zu bezahlen und daß, wenn er es nicht thut, der Aussteller ihn bezahlen wird. Diese Überzeugung, die man Kredit nennt, wird durch jeden Giranten befestigt, der jedem Hintermann gegenüber die Verpflichtung eingeht, den ganzen Wert des Wechsels zuzüglich der Kosten zu bezahlen, wenn er bei seiner Fälligkeit nicht bezahlt wird. Der weit überwiegende Teil der Geldgeschäfte vollzieht sich heute in Europa durch Wechsel. Wahrscheinlich werden mehr Zahlungen unter dieser Form geleistet, als durch bares Geld, wenigstens immer dann, wenn es sich um etwas erheblichere Beträge handelt. Da die Wechsel zu einer bestimmten Zeit zahlbar sind, so zieht man, wenn man sie vor ihrer Fälligkeit begiebt, im allgemeinen von ihrem Werte die Zinsen ab von der Zeit, die sie noch zu laufen haben: dies nennt man Diskont. Wenn man jemandem einen Dreimonatswechsel von 1200 Franken überläßt, so wird er ihn nur für 1185 Franken nehmen, da er 15 Franken abzieht, d. h. 5% Zinsen für diese 3 Monate. Er hat also keine Ursache, sich des Wechsels zu entledigen, wie er wohl thun würde,

wenn es sich um Geld handelte, denn der Wechsel bringt ihm, so lange er ihn in seinem Portefeuille aufbewahrt, seine Zinsen ebenso regelmässig, als wenn er die gleiche Summe ausgeliehen hätte, um sie zinsbringend anzulegen. So diskontieren die meisten Kapitalisten, anstatt ihr Geld den Banquiers oder den Kaufleuten zu leihen, Wechsel, während es für die Kaufleute eine bequeme Art zu leihen geworden ist, einen Wechsel zu ziehen. A. zieht auf seinen Geschäftsfreund B. einen Dreimonatswechsel, den dieser acceptiert und den der Kapitalist C. diskontiert und seinem Portefeuille einverleibt. B. seinerseits zieht auf A. einen Wechsel in gleicher Höhe und zu gleicher Zeit fällig, den derselbe Kapitalist oder ein anderer ebenso diskontiert und ebenso in seinem Portefeuille aufbewahrt. Diese Thätigkeit kommt genau auf dasselbe heraus, als wenn A. und B., der eine für den andern haftend, den Wert ihrer beiden Wechsel auf drei Monate von C. geliehen hätten. So bringen die Bankiers, wie sie es nennen, Geld in Umlauf, und ihr Kredit wird für sie zu einem Kapital.

Da die Wechsel gekauft und wie Geld genommen werden und den Dienst des Geldes versehen, und ihr Dasein lediglich dem Geld zu verdanken scheinen, das sie einlösen soll, sind sie häufig als dem Geld, das sie darstellen, gleich geachtet worden. Man schätzt das Vermögen des Kapitalisten in Geld oder in guten Werten, gleich als ob dies ein und dasselbe wäre; wenn man das Geld einer Nation schätzen will, so hat man fast immer als gegebene Gröfsen die Menge von Anweisungen genommen, die die Kapitalisten in ihren Portefeuilles haben. Nichts kann indessen falscher sein; man kann keine Art von Verhältnis, keine Art von Zusammenhang zwischen dem in einem Lande umlaufenden Gelde und den Wechseln finden, die in diesem selben Lande so ziemlich denselben Dienst

verrichten. Die Menge der einen läßt keineswegs auf die Menge oder die Seltenheit des anderen schließen. Die Wechsel sind lediglich ein Recht auf das Eigentum eines andern. Dieses Recht kann als Gewähr jede andere Art Eigentum haben, so Waren, andere Guthaben, sogar unbewegliche Güter, auch wohl Geld. Obgleich bei der Fälligkeit der Wechsel mit Geld bezahlt wird, so war dieses Geld vielleicht noch kurz vor der Zahlung nicht in den Händen des Zahlers und hat das Geld, das den Wechsel zahlt, während der drei Monate des Umlaufs des Wechsels vielleicht 30 ähnliche Papiere zu decken gehabt. Im allgemeinen sind die Wechsel nur Guthaben, die leichter als alle anderen zu übertragen sind, aber da jedes Guthaben eine Schuld voraussetzt, wie jedes Guthaben nur ein Recht, an einem materiellen Eigentum teilzunehmen, bedeutet, so würde das wirkliche Kapital, der Reichtum des Menschengeschlechts, wenn auch alle Guthaben und alle Schulden abgeschafft würden, genau dieselben bleiben.

Ohne einen Teil des Reichtums des Menschengeschlechts auszumachen, sind die Wechsel ein sehr wichtiger Teil des Reichtums der oder jener Nation. Der Genfer Kapitalist kann, ohne aus dem Gebiet seines kleinen Landes von 2 Meilen Durchmesser herauszugehen, ein Recht auf das Eigentum oder auf einen Anteil an dem Eigentum an den Spezereien haben, die in den Speichern von Amsterdam niedergelegt sind, oder an den Baumwollwaren der indischen Kompagnie in London, den Weinen in Bordeaux, den Seidenwaren in Lyon, und alles dies ruht in seinem Portefeuille unter der Form von ebensovielen Wechseln auf diese verschiedenen Plätze. Giebt es in Genf eine Münze, die fähig ist, alle diese Werte darzustellen? Nichts weniger als dies. Sind diese Werte durch Geld übertragen worden, das von Genf aus versandt

worden ist? Noch weniger. Der Genfer ist Miteigentümer in Amsterdam, in London, in Lyon, in Bordeaux, an einem wirklichen, beweglichen, dem Handel dienenden Kapital, und wir haben uns in den vorangegangenen Kapiteln bemüht, zum Verständnis zu bringen, daß dieses Kapital nicht Geld ist. Er hat es übertragen von einem Platz auf einen andern mittels der Wechsel, er besitzt es noch in Form von Wechseln, und wenn er diese zu Gelde gemacht hat, wird er sich beeilen, dies gegen neue Wechsel einzutauschen.

Die Wechsel machen im Handel zwei Umläufe im entgegengesetzten Sinne, sie werden in derselben Stadt wie Waren gegen Geld verkauft, sie werden von Stadt zu Stadt, manchmal in derselben Stadt, als Zahlung für Waren wie Geld abgetreten. Im ersten Falle erfordern sie eine größere Menge Geldes, um die Tauschgeschäfte, deren Gegenstand sie sind, zu bewirken, in dem zweiten machen sie eine Menge Geldes, das sie ersetzen, für die Tauschgeschäfte überflüssig, deren Deckung sie sind. Die zweite Wirkung scheint viel ausgedehnter zu sein als die erste: man kann annehmen, daß man ohne die Erfindung der Wechsel für den Handelsumlauf eine viel größere Summe Geldes nötig haben würde, als man jetzt gebraucht.

Ogleich die Wechsel das Geld ersetzen und sogar gewissermaßen das Universalgeld der Handelswelt sind, unterscheiden sie sich von dem Gelde sehr wesentlich durch ihre Zahlung zu einem bestimmten Zeitpunkte, der sie zum Diskontieren geeignet macht, und der infolgedessen ihrem Inhaber einen Zins sichert. Das wirkliche Geld, die Banknote und das Papiergeld, von denen wir später sprechen werden, haben einen beschleunigten Umlauf, weil ihr Inhaber die Zinsen so lange verliert, als er sie in seiner Kasse behält, während der Wechsel gewöhnlich in den Händen eines Kapitalisten verbleibt, der es ebenso

vorteilhaft findet, ihn bis zu seiner Fälligkeit aufzubewahren, als ihn in Umlauf zu setzen.

---

## Siebentes Kapitel.

### Die Banken.

Weil man das Geld mit dem Kapital verwechselt hat, hat man sich häufig eingebildet, dafs man das Nationalkapital durch ein fingiertes Geld ersetzen könne, während dieses, da es nicht durch eine mit Aufwand verbundene Arbeit geschaffen ist, nicht, wie Gold oder Silber, ein Pfand der Werte ist, die es darstellt. So hat dieses fingierte Geld oft die Völker, nachdem es ihnen einen Reichtum vorgetäuscht hat, zu Grunde gerichtet.

Die Banken sind die ersten gewesen, von denen der Gedanke des Papiergeldes ausgegangen ist, und die Erfindung der Banken ist selbst die Frucht nach und nach gewonnener Berechnungen und Beobachtungen. Man wird vielleicht besser die Erwägungen und die Täuschungen begreifen, die so viele Völker unserer Tage dazu geführt haben, ihr Hartgeld durch Papier zu ersetzen, wenn man seine Aufmerksamkeit auf die Art und Weise richtet, wie eine der ältesten Handelsstädte Frankreichs mit einer kleinen Menge Thaler einen ansehnlichen Gelddienst leistete.

Im Lyoner Handel war es Gebrauch, dafs alle Zahlungen nur an vier festen Zeitpunkten geleistet wurden, die von 3 zu 3 Monaten sich an von altersher berühmte Märkte anschlossen. Zu dieser Zeit hatte jeder viel zu empfangen und viel zu zahlen. In den Tagen aber, die der Zahlung unmittelbar vorhergingen, vereinigten sich alle Kaufleute auf der Börse, um das zu machen, was sie eine Abrechnung nannten, d. h., um wechselseitig die einen auf die anderen

die Summen anzuweisen, durch die sie ihre Rechnungen ausgleichen konnten. A. schuldete an B., dieser an C., dieser dritte an D., dieser vierte an E. und dieser fünfte an A. Durch Abrechnung wurden alle diese Rechnungen ohne irgend eine Zahlung beglichen. Wenn indessen E. nichts an A. schuldete, so beauftragte man A., durch eine Reihe von Teilabrechnungen E. zu bezahlen, und diese einzige Zahlung beglich diese vier Rechnungen. Die Kaufleute, die ja alle nur kaufen, um wieder zu verkaufen, empfangen auch nur, um wieder zu zahlen: wenn man die Abrechnungen bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit ausdehnen wollte, würde man erstaunt sein, zu sehen, wie wenig Geld man nötig hat, um die ausge dehntesten Geschäfte zum Ausgleich zu bringen.\*)

Aber alle die gegenseitigen Schulden sind nicht gleich und die Saldi verursachen Schwierigkeiten und häufig sogar Irrtümer bei der Abrechnung. Hier setzte die Erfindung der Diskontobanken ein. Einige von ihnen haben sich selbständig gebildet und den Kaufleuten, die sich ihnen anvertrauen wollten, ihre Dienste angeboten. Der Banquier war nichts als der Kassierer der Kaufleute, er empfing und zahlte für sie: wenn er dies für eine große Anzahl von Kaufleuten auf einmal that, so zahlte er sehr häufig an sich selbst. Er hatte also nicht nötig, in seiner Kasse alle die Beträge tot liegen zu lassen, die sie eigentlich enthalten sollte. Wenn er bei jedem Geschäft von 100 000 Franken, das er vermittelte, regelmäßig 50 000 in sich selbst regulierte, deren Zahlung dadurch bewirkt wurde, daß er auf das Guthaben von B. die Summe übertrug, die bisher auf dem Guthaben von A. gestanden hatte, so konnte er diese

---

\*) Nach Thornton scheint eine ähnliche Abrechnung unter den Londoner Banquiers täglich stattzufinden.



50 000 Franken, die ihm für seine Zahlungen entbehrlich waren, besser anwenden: er bewirkte also mit der Hälfte weniger Geld den Umlauf seiner kaufmännischen Landsleute und lieh die andere Hälfte gegen Zins aus. Wenn er darauf hielt, pünktliche und leichte Eingänge zu haben bei kurzen Verfalltagen, so war er sicher, keine unerfüllbaren Ansprüche an sich gestellt zu sehen, selbst wenn ausnahmsweise alle seine Zahlungen während einer bestimmten Zeit an andere, als an seine Abonnenten geleistet werden mußten. Thornton lehrt uns, daß es in London 70 Banquiers gäbe, die täglich Zahlungen von 4 oder 5 Millionen Pfund Sterling vermitteln, was jährlich 1500 Millionen ausmacht, und daß dieser staunenswerte Umsatz sich mit 12 oder 13 Millionen Pfund Sterling Münze oder Banknoten vollzieht.\*)

Man überliefs aber diese Industrie nicht nur den Banquiers; in den meisten handeltreibenden Ländern bemächtigten sich ihrer öffentliche Anstalten, die man unter der Aufsicht der Regierung begründete. Je mehr ein Banquier seine Thätigkeit ausbreitete, um so mehr konnte er seine Zahlungen vermindern. Alle die, die sich noch heute die 70 Londoner Banquiers gegenseitig machen, würden unnötig sein, wenn alle ihre Geschäfte durch eine einzige Bank bewirkt würden; hieraus schlofs man, daß eine große Ersparnis an Geld und ein großer Nutzen sich ergeben müsse, wenn man durch eine einzige nationale Bank die verschiedenen Banquiers ersetzte. Es wäre dies eine Anstalt, die beständig Ausgleichungen zu machen bestimmt ist. Jeder Händler bezahlt oder empfängt durch eine Zeile, die in den Büchern der Bank auf die Soll- oder Habenseite seines Kontos gesetzt wird, ohne

---

\*) Henry Thornton, Inquiry into the nature and effect of credit. Chap. IV., pg. 154.

dafs auch nur ein Pfennig bar verausgabt wird. Zwischen den Kaufleuten, die alle ein offenes Konto bei der Bank haben, ersetzt die Thätigkeit des Buchhalters aufs glücklichste die des Kassierers, und kein Irrtum über die Summe oder über den Verfalltag hindert die gegenseitige Übertragung der Posten.

Man mufs sich indessen vergegenwärtigen, dafs, wenn wir die Übertragungen als frühere Thätigkeiten und erst dann die der Banquiers, die lediglich Kassierer waren, dargestellt haben, dies mehr geschah, um diesen Handel leichter verständlich zu machen, als um die Thatsachen in der Ordnung vorzuführen, wie sie sich in Wirklichkeit entwickelt haben. Die ältesten Banken Europas, die Genueser, die Venetianer, die Amsterdamer, die Hamburger, sind nicht begründet worden zum Zweck der Ausgleichung von Zahlungen, sondern lediglich, um als Hinterlegungsstätten für Gelder zu dienen, die sie besser und sicherer aufzubewahren imstande waren, als irgend ein Kaufmann es bei sich thun konnte, und um zugleich die Vermischung mit fremden oder unterwertigen Münzen zu vermeiden, die besonders in den kleinen Staaten die Umlaufsmünze verschlechterten.

Der öffentliche Banquier hatte auf feierliche Weise die ausdrückliche Verpflichtung übernommen, in seinen Kassen das ganze Geld oder die Barren, die jeder Kaufmann dort niedergelegt hatte, um bei der Bank ein Guthaben zu haben, in natura aufzubewahren und sie bei der ersten Aufforderung demjenigen zu übergeben, auf den das Guthaben übertragen worden war. Die Bank versagte sich den natürlichen Nutzen, der mit diesem Handel verbunden ist, und sie machte sich für ihre Kosten durch eine Auflage bezahlt, die die Darleiher bezahlten. Aber es hiefse zu viel Harmlosigkeit von einer Körperschaft fordern, die unter der direkten Leitung der Regierung steht, wenn man

darauf rechnen wollte, daß sie einen so erheblichen Nutzen sich entgehen lassen werde, der noch dazu ohne Schaden für irgend jemanden erzielt werden konnte. Die Amsterdamer Bank, die im Jahre 1609 gegründet worden ist, hat wenigstens bis zum Jahre 1672 getreulich ihre Verpflichtungen erfüllt und die ungeheuren Summen, die man ihr anvertraut hatte, unberührt in ihren Kassen bewahrt; ohne Schwierigkeiten hat sie damals alle die Depots ausgezahlt, die die plötzliche Annäherung Ludwig XIV. alle Darleiher auf einmal verlangen liefs. Gerade dieses Ereignis befestigte ihren Kredit und verleitete sie, ihn in der Mitte des folgenden Jahrhunderts zu mißbrauchen. Von dieser Zeit an begann sie, das Kapital, das tot in ihren Kassen lag, der indischen Kompagnie, den holländischen und westfriesischen Provinzen sowie der Stadt Amsterdam zu leihen. Bei dem Einmarsch der Franzosen im Jahre 1794, als sie das lange gehütete Geheimnis entschleiern mußte, schuldeten der Bank diese vier Körperschaften die Summe von 10 624 793 Gulden. Diese Körperschaften waren zahlungsunfähig, und die Bank wurde in ihren Bankerott mit hineingerissen.

Die Hamburger Bank, die im Jahre 1619 gegründet ist, ist ihrer ursprünglichen Einrichtung treuer geblieben. Das Depot, das das Geld der Bank darstellt, ist unberührt bewahrt worden bis zu der Nacht des 4. November 1813, in der es auf Befehl des Marschall Davoust fortgenommen wurde, um für die Kosten der Belagerung verwandt zu werden. Es betrug damals 7 489 343 Mark Banko.

Der Sturz der beiden berühmtesten Depositenbanken Europas zeigt, um welchen Preis man in der Neuzeit diese Macht des Kredits gekauft hat, auf die wir vielleicht zu stolz sind, und wie viele Gefahren mit seinem bescheidensten Gebrauch verknüpft sind.

Eine Erfindung, die fast direkt der der Depositenbanken und der Diskontobanken folgte, erweiterte bald über alles Maß den Gebrauch dieses Kredits, wie seine Gefahren.

Eine Bank von der Art der Amsterdamer dient nur denen, die dort ein offenes Konto haben. Viele Kaufleute können dort nicht Rechnung haben, und alle, die nicht Kaufleute sind, haben fast niemals eine solche, es sei denn, daß sie ebenfalls zu zahlen und zu empfangen hätten. Um auch auf sie die Bequemlichkeit der Verrechnungen auszudehnen, erfand man die Notenbanken, die in der Folge so allgemein in Europa geworden sind. Ihre Noten sind Anweisungen auf die Bank, sofort an den Inhaber zahlbar, jeder kann durch Zusammenlegung mehrerer Banknoten seine Zahlungsverpflichtungen erfüllen, er ist stets imstande, sie gegen Münze umzutauschen. Meistens wird es ihm bequemer sein, seine Noten an andere zu übertragen, sowie er sie erhalten hat, ohne sie erst in Geld umzuwechseln. Obgleich sich jeder, wenn er es will, bezahlt machen kann, denkt niemand daran, es zu thun, gerade weil jeder, da er es zu jeder Stunde thun kann, immer denkt, daß auch später noch Zeit genug dazu sein werde.

Bis dahin hatten die Banken lediglich die Zahlungen vereinfacht, unnütze Geldsendungen erspart und einen leichten Umlauf mit einer geringeren Summe, als man ohne sie gebraucht hätte, erzielt. Aber irgend einer mußte davon einen Nutzen ziehen, daß man eine geringere Menge unfruchtbaren Geldes für den Handel verwendete. Ein Teil eines Kapitals, das bis dahin zinstragend nicht gewesen war, konnte in ein fruchttragendes umgewandelt werden, und irgend einer mußte diese Früchte ernten. In den Ausgleichs-einrichtungen von Lyon hatte ein jeder für seinen Teil an dem Handel einen Gewinn. Jeder brauchte nur

viermal jährlich während dreier Tage Geld in seiner Kasse zu haben, er gewann somit den Zins für den Rest des Jahres; da die Ausgleichungen seine ganze Thätigkeit vereinfachten, leistete eine geringe Summe ihm den Dienst einer viel größeren. In London und überall, wo Banquiers sich aufgethan haben, einfach als Kassierer der Handelsleute, nützen diese Banquiers den geringeren Gebrauch von Geld, der hieraus entsteht, und dies ist der Gewinn aus ihrem Handel. In Amsterdam, in Hamburg, in Rotterdam, in Nürnberg, wo Depositenbanken errichtet wurden, hatte man feierlich auf diesen Gewinn verzichtet, und das Geld sollte, auch wenn es nicht im Umlauf sich befand, nichtsdestoweniger im Lande bleiben, unbeweglich und ohne Zinsen zu tragen, aber diese Bedingung wurde nicht immer streng eingehalten. Als die Notenbanken sich aufthaten, erklärten sie offen, daß sie von diesem Zins Nutzen ziehen wollten und daß dies der Gewinn sei, auf den sie rechneten.

Die Banken brachten im Handel ihre Noten zur Ausgabe, als vollständig dem gemünzten Gelde gleichwertig: konnten sie doch in der That in solches umgetauscht werden, wenn es ein Darleiher begehrte, und zwar in jedem Augenblick. Sie forderten infolgedessen einen Zins, der dem des gemünzten Geldes gleich war und erhielten ihn ohne Mühe. Sie brachten ihre Noten dadurch in Umlauf, daß sie Handelswechsel auf langes Ziel diskontierten. Der Kaufmann, der einen Dreimonatswechsel hatte, empfing hierfür den Wert in Banknoten unter dem Abzug der Zinsen für 3 Monate. Er tauschte also Papier gegen Papier, aber das, welches er empfing, war zahlbar bei Sicht, obschon es meistens nicht einmal so früh bezahlt wurde, als der Wechsel, gegen den es eingetauscht worden war. Das Geld, das das Bankbillet darstellte, gehörte daher wirklich dem, der seinen Wechsel ab-

getreten hatte. Der Banquier dagegen rechnete darauf, daß dieses Eigentum nicht unmittelbar geltend gemacht werden würde, und lieh es während dieser Zeit anderen: lediglich hierin bestand sein Gewinn oder der Dienst, den er der Gesellschaft leistete.

Die Banken erhielten den Zins nicht von dem Gelde, das sie wirklich gegeben hatten, sondern von dem, das jeder Besitzer von Banknoten sich berechtigt glaubte, in demselben Augenblick zu empfangen, das aber in der Kasse thatsächlich nicht vorhanden war. Die Geschicklichkeit des Banquiers bestand darin, genau die laufenden Bedürfnisse des Marktes zu schätzen, um stets eine Summe in der Kasse zu haben, die der täglichen Nachfrage gleichkommt, und die Klugheit forderte von ihm, daß er neben dieser Summe noch einen Vorrat hielt, der für alle außerordentlichen Geldforderungen genügend erschien und regelmässige, pünktliche und sichere Eingänge für den Fall eines zufälligen Mißkredits, der eine gröfsere Menge Inhaber von Banknoten veranlassen konnte, Zahlung zu verlangen.

Man ist stets von neuem erstaunt, wie der Wille und die Leidenschaften der Menschen der Berechnung unterworfen werden können; man kann indessen jedesmal, wenn es sich um eine wenig zahlreiche Menge handelt, mit Sicherheit finden, daß zwischen ihnen ein mittleres Verhältnis stattfindet. Nichts scheint willkürlicher zu sein, als der Wille, den ein Unbekannter haben wird, in dessen Hände morgen eine Banknote von 1000 Franken kommt, sie in Geld umzuwecheln oder nicht. Wenn es sich indessen nicht um den Willen eines einzelnen, sondern um den von 2000 Personen handelt, die in demselben Falle sind, so kann dieser Wille vorausgesehen werden, und die Menge des zu diesem Zweck nötigen Geldes unterliegt einer ziemlich sicheren Berechnung.

Die Geldmenge durchläuft bei ihrem Umlauf zu gleicher Zeit mehrere Kanäle. Nicht alle diese können in gleicher Weise durch Banknoten ausgefüllt werden, welche letzteren einzig und allein dazu bestimmt sind, die Mühe und die Gefahren, die mit der Prüfung und der Fortschaffung großer Summen verbunden sind, zu vermeiden: dies ist der einzige Nutzen, den sie dem Kaufmann, der sich ihrer bedient, leisten. Er macht seine Zahlungen sicherer und besser mit Banknoten von 500 und 1000 Franken, er versendet sie mit weniger Kosten, und die Zählung geht leichter von statten. Wenn er aber genötigt ist, seine Zahlungen in kleineren Banknoten zu machen, so ist der Zeitverlust fast genau dem gleich, den die Prüfung von Münzen erfordert. Die Gefahr der Fälschung vermehrt sich mit der der Vervielfältigung der Stempel, die Gefahr des Zerreißens oder des Verlustes ist bei Banknoten größer, eine gewisse Unruhe über den Wert eines Geldzeichens, das ein Pfand nicht ist, ruht stets auf ihnen. Jedermann zieht ein Zwanzigfrankenstück einer Banknote in dieser Höhe vor, es wird wenig Leute geben, die nicht lieber 5 Zwanzigfrankenstücke als eine Hundertfrankennote nehmen. Wenn die Bank ihre Noten bar einlöst, werden wenig kleine Noten im Verkehr bleiben.\*)

Wir haben gesehen, wie im gewöhnlichen Gange

---

\*) Man muß zugeben, daß das Gegentheil in England und mehr noch in Schottland der Fall ist; die Gewohnheit hat den Sieg über den Widerstand davongetragen, den diese schmutzigen und gefahrbringenden Bankzettel im Vergleich zu Goldstücken einflößen sollten. Der große Umlauf der Provinzialbanken vollzieht sich in Einpfundnoten, trotzdem dies die Armen viel mehr dem Verlust oder der Schädigung durch falsche Noten aussetzt, als wenn sie in Gold bezahlt würden. Es ist den an den Banken Beteiligten gelungen, ihren Landsleuten diese Gewohnheit beizubringen, die neuerdings so ungeheure Verluste verursacht hat.

des Tausches die nutzbringende Thätigkeit bei dem Unternehmer industrieller wie landwirtschaftlicher Arbeiten mit der Zahlung des Lohnes an seine Arbeiter beginnt. Dieser Unternehmer, sei er Pächter, sei er Fabrikant, kann sein Kapital sehr wohl in Banknoten angelegt haben, aber er kann es in dieser Form nicht zur Bezahlung der Arbeiter verwenden. Er muß sie sofort auf die Bank tragen, um sie in Hartgeld umzuwechseln. Man muß also den Eintritt der Banknote in diesen Teil des Umlaufs zu verhindern suchen. Die sofortige Rückkehr der Banknote würde einen Verlust statt eines Gewinnes verursachen.

Der Arbeiter tauscht in Heller und Pfennigen seinen Lohn gegen Unterhaltsmittel ein, eine Banknote kann in diesen Teil des Umlaufs nicht eintreten.

Der Lohn ist das Einkommen des Arbeiters, aber der Arbeiter ist nicht der einzige, dessen Einkommen in kleinen Teilen ausgegeben wird. Der Reichste wie der Ärmste sorgt für seinen Unterhalt durch eine Reihe von kleinen Käufen, die durch Geldzahlungen erledigt werden müssen. Wenn irgend ein großer Eigentümer das Einkommen aus seinen Pachten oder aus seinen Kapitalien in Banknoten erhält, so zahlt er vielleicht die Rechnungen seiner Lieferanten in Banknoten, aber weiter geht der Umlauf der Banknote nicht. Der Eigentümer oder sein Lieferant beilegen sich, sie auf die Bank zu tragen, um sie einzutauschen. Also auch hier treten die Banknoten in den Umlauf der Einkommen nicht ein.

Aber die produzierte Ware geht nicht unmittelbar in die Hände des Verbrauchers über; sie ist ein Gegenstand von 2, 3 Geschäften zwischen Kaufleuten verschiedener Länder. Diese Geschäfte vollziehen sich auf Ziel, und die Zusammenfassung ihrer Zahlungen ermöglicht einen neuen Handel, den der Verkäufer von Wechseln, die man auch Banquiers nennt. Die Ge-



schäfte dieser Händler untereinander ergeben große Summen. Jeder von ihnen empfängt, um annähernd ebensoviel zu zahlen, jeder von ihnen hat in seiner Kasse einen Vorrat oder einen Wert, ungefähr dem in Banknoten und in Münzen gleich, den er für seine Ausgaben braucht, und wenn keiner von ihnen in Bezug auf die Bank Unruhe empfindet, so ist es wahrscheinlich, daß keiner daran denken wird, seine Banknoten gegen Geld einzutauschen. Das ist der Umlaufkanal, der mit Banknoten angefüllt werden kann, ohne Unbequemlichkeiten und ohne Besorgnis. Einige werden wieder zurückfließen infolge des Tausches, der sich zwischen Kapitalisten und Banquiers, durch die ersten behufs Anlage von Kapitalien, durch die zweiten für die Zinszahlungen vollzieht. In allen übrigen kaufmännischen Beziehungen werden die Banknoten nicht im Verkehr bleiben können, und die, die zufällig in die Hände anderer Personen fallen, werden bald zu der Bank zurückkehren, um Zahlung zu heischen.

Es gibt noch außerhalb des Handels einen Verkehr, der eine gewisse Menge Banknoten aufnimmt, es ist das Regierungseinkommen. Für die Regierung ist es bequem, alle Zahlungen der Provinz an den öffentlichen Schatz sich in Banknoten vollziehen zu lassen, und alle Zahlungen des öffentlichen Schatzes an seine Lieferanten und an die Unternehmer seiner Arbeiten in derselben Weise zu leisten. Die Regierung hat für ihren Dienst mehr Geld zu befördern, als der ganze Handel zusammen, daraus entsteht ein neuer Zweig von Bankgeschäft, und für diesen kann die Regierung Banknoten mit ebensolchem Nutzen verwenden, als die Banquiers. Nach diesem Umlauf in großen Mengen geht aber das Einkommen der Regierung ebenso auf den Verbraucher über, sei es, daß es als Sold für die Truppen dient, oder für die Tafel

der Präfekten, immer muß die Banknote in Geld umgewechselt werden, denn nunmehr wird es als Einkommen von denen verwendet, die eine Besoldung erhalten.

Immer wenn die Banken vorsichtig und geschickt geleitet sind, werden ihre Noten in natürlicher Weise in die beiden einzigen Kanäle fließen, für welche sie sich eignen. Die Banken diskontieren Wechsel, aber diese sind gerade das Ergebnis des großen Austausches, den der Handel zwischen den Kaufleuten und den Banquiers veranlaßt. Ausgenommen den Fall, daß die Wechsel sich nicht auf wirkliche Geschäfte begründen oder nur eine Spekulation von Leuten sind, die sich Geld verschaffen oder über ihre Verhältnisse Geschäfte machen, oder wie man es nennt, Geld gegen Wechsel aufnehmen wollen, stellt die Gesamtheit der Wechsel ziemlich genau die Geldmenge dar, die in großen Summen in den Händen der Kaufleute umlaufen muß und die durch Banknoten ersetzt werden kann.

Die Banken diskontieren nun die Regierungswechsel, die Anweisungen der Provinzbehörden und machen im allgemeinen leihweise Vorschüsse darauf, bevor sie eingegangen sind. Wenn diese Vorschüsse nur auf kurze Zeit gegeben werden, z. B. auf 3 Monate, so können sie der Zeit entsprechen, während der die Banknoten in den Händen der großen Vertreter des Staatsschatzes bleiben und nicht eingetauscht zu werden brauchen. Aber es giebt fast niemals eine Bank, die sich nicht in größerer oder geringerer Abhängigkeit von der Regierung befindet, die sie beschäftigt und die ihr ihre Eingänge nicht für einen viel längeren Zeitraum vorschießt, als die Dauer des Umlaufs in großen Summen aus dem öffentlichen Einkommen beträgt. Hieraus folgt, daß ein Teil der so geschaffenen Noten schnell zu der Bank zurückkehrt,

um in Gold gedeckt zu werden, sobald sie in die Hände derer gekommen sind, die gezwungen sind, sie in kleine Münze umzusetzen. Die Bank von England, die die Einkünfte der Regierung diskontiert, war, solange sie ihre Zahlungen in Bargeld leistete, gezwungen, in ihren Kassen  $\frac{1}{3}$  bis  $\frac{1}{2}$  des Wertes ihrer Banknoten in Reserve zu halten. Die Bank von Frankreich ist, obgleich in viel geringerem Maße, da sie nur Wechsel mit 3 Unterschriften, deren Verfallzeit höchstens 3 Monate beträgt, diskontiert, gezwungen, ebenfalls eine fast ebenso große Reserve zu halten, wahrscheinlich wegen der plötzlichen Erschütterungen, die eine große Agiotage in den öffentlichen Fonds auf dem Geldmarkte veranlassen kann. Wenn die Bank sicher wäre, niemals andere, als die Wechsel des Großhandels zu diskontieren, so ist es sehr wahrscheinlich, daß als Geldreserve der zehnte Teil ihres Umlaufs vollständig genügen würde.

---

### Achtes Kapitel.

#### **Der Kredit erschafft nicht die Reichtümer, über die er verfügt.**

Die Banquiers schienen lediglich durch ihren Kredit fast unerschöpfliche Kapitalien dem Dienst des Handels zur Verfügung stellen zu können. Dieser Kredit schien eine schöpferische Macht zu haben, und die Spekulanten überließen sich, in der Überzeugung, daß sie durch Ausgabe einer Banknote dem öffentlichen Reichtum ebensoviel hinzufügten, als wenn sie eine Geldsumme eingeführt hätten, Träumereien, die ebenso gefährlich waren für sie selbst, wie für die Staaten, die ihnen zuviel Vertrauen schenkten. Sie empfahlen die Einrichtung von Banken, um die Um-

laufsmittel des Handels zu vervielfältigen, um der Landwirtschaft Betriebsmittel zu liefern, um die Arbeit überall in Bewegung zu setzen, endlich, um das Nationalkapital zu vermehren und die Thätigkeit der Industrie zu verdoppeln.

Seit der Zeit Adam Smiths ist die Lehre von den Banken aufs gründlichste untersucht worden, aber man kann nicht behaupten, daß dieser Zweig der Wissenschaft irgendwelche Fortschritte gemacht hat. Inzwischen sind Unternehmungen, die auf den Kredit keine vorsichtige Rücksicht nahmen, seit der Veröffentlichung der Schriften Adam Smiths noch reißender als früher einander gefolgt, sie haben nach und nach alle Völker in einen erschreckenden Abgrund von Jammer und Niedergang gestürzt, und trotz dieser grauenhaften Erfahrung vergeht kein Jahr, welches nicht irgend einen für das öffentliche Vermögen ebenso bedrohlichen Plan neu entstehen sieht. Wenn wir auch der Auseinandersetzung, die Adam Smith der Thätigkeit der Banken und des Kredits gewidmet hat, nichts hinzusetzen können, so wollen wir wenigstens versuchen, seine Grundsätze mit möglichster Klarheit darzulegen.

Vor allem ist es wesentlich, die Thatsache festzustellen, daß der Kredit niemals einen neuen Reichtum schafft, daß er dem Kapital der Gesellschaft nichts hinzufügt, und daß seine ganze Thätigkeit nur darin bestehen kann, einen Teil dieses Kapitals, der bis dahin brach gelegen hat, fruchtbringend zu machen. Im allgemeinen nimmt der Kredit nur eine Verschiebung des Reichtums vor, er giebt einem die Verfügung über das, was einem anderen gehört, aber er läßt jeden so reich oder so arm, als er vorher war. Man kann aber nur leihen, wenn man einen Darleiher findet, man kann nichts leihen, was nicht vorhanden ist. Ein Gesetz, das die Schulden abschaffte, würde eine

Umwälzung der Gesellschaft bewirken, sie aber nicht zu Grunde richten. Es würde hieraus ein allgemeiner Diebstahl entstehen, alle Gläubiger würden ihres Eigentums durch alle Schuldner beraubt werden, aber die Habe der Nation würde genau dieselbe sein, als vorher. Das Eigentum an allen körperlichen Sachen ist heute zwischen zwei oder mehreren Personen geteilt; die eine besitzt die Sache, während ein anderer ein Recht auf sie hat, aber die Sache ist um so viel weniger wert, als das Recht mehr wert ist; schafft man das Recht ab, so gewinnt die Sache das wieder, was dieses Recht sie hat verlieren lassen. Es ist wahr, daß die Abschaffung der Schulden durch die Erschütterung des Vertrauens auf das Eigentum jeden Geist der Ordnung und der Sparsamkeit ebenso zerstören würde, wie dies eine allgemeine Räuberei in einem Lande thun würde, in dem die Regierung keinerlei Gewähr gegen die Vergewaltigung bietet. Das Volk würde durch den schlechten Gebrauch, den die Diebe von ihrem Reichtum machen, zu Grunde gehen, aber nicht, weil das Eigentum in einem Fall von den Bestohlenen auf die Diebe, in dem anderen von den Gläubigern auf die Schuldner übergegangen ist.

Man wird nun verstehen, daß, wenn ein Mann ein Feld besitzt, das 20 000 Franken wert ist und auf das er 10 000 einem anderen Manne schuldet, das Eigentum des Gläubigers zusammen mit dem des Schuldners noch immer nicht mehr als 20 000 Franken ausmacht. Man will aber nicht ebenso schliessen, wenn es sich um eine Bank und um öffentlichen Kredit handelt. Die Übereinstimmung ist indessen eine vollständige.

Eine Bank bewirkt durch ihre Notenausgabe den Eingang eines neuen Kapitals, über das sie verfügen kann, aber dieses Kapital gehört nicht ihr, sondern denen, die das Recht haben, es aus ihren Kassen zu

ziehen und die es dort vertrauensvoll liegen lassen. Im allgemeinen giebt sie, um dieses Vertrauen zu verdienen und zu erhalten, ihren Darleihern ein Pfand. Die Bank von England hat als Pfand den ursprünglichen Wert ihrer Aktien in Geld niedergelegt gegeben. Als die Bank 1694 gegründet wurde, belief sich dieser Wert auf 1 200 000 Pfund Sterling, aber da ihre Thätigkeit natürlich darauf gerichtet war, Geld in ihre Kassen eintreten und nicht aus ihnen herausgehen zu sehen, wurde auch dieser Garantiefond der Regierung geliehen, und nun waren es nur noch seine Zinsen, welche den Nehmern ihrer Banknoten für die Verluste, die die Bank erleiden konnte, Gewähr leisten mußten. Um diesen Preis hatte sie ein ausschließliches Privilegium für eine Reihe von Jahren erhalten; bei jeder Erneuerung ihres Privilegs vermehrte sie diese ursprüngliche Einlage, und stieg dieselbe im Jahre 1797 auf 11 686 800 Pfund Sterling.

Dieses Kapital der Bank, das ihrem Kredit als Grundlage dient, ist die Ursache desselben und nicht seine Wirkung. Es setzt sich aus einem Teil des Vermögens der Aktionäre zusammen und darf nicht mit dem Gelde verwechselt werden, das in der Bank niedergelegt ist, bis die Inhaber von Banknoten es zurückfordern und von dem sie mittels ihres Kredits bis dahin Vorteil zieht.

Dieses letztere Geld ist der einzige Teil des Kapitals, den sie in Wirklichkeit dem Umlauf hinzufügt, dieses Geld, das in den Kassen der großen Kaufleute tot liegen würde, und das sie herausgehen läßt und es durch ihre Banknoten ersetzt, um es ihrerseits auszuleihen. Sie borgt mit einer Hand, um mit der anderen zu leihen, sie borgt ohne Zins, um mit Zinsen zu leihen. Diese Spekulation würde dennoch der Schöpfung neuer Reichtümer gleichkommen, wenn sie unbegrenzt wäre, aber sie ist im Gegenteil lediglich

auf die Summen beschränkt, die tot in den Kassen lagern oder immer im ganzen umlaufen, die dem Handel notwendig und doch ein Verlust für ihn sind. In einigen Städten herrschte der Gebrauch, stets Säcke von 1200 Franken nach dem Gewicht zu nehmen und zu empfangen, ohne sie nachzuzählen. Diese Säcke, die alle gleich waren, gingen aus der Hand eines Kaufmanns in die eines anderen über, ohne je geöffnet zu werden. So kann eine Bank in ihren Kassen nur das Geld durch Kredit erhalten und dann ausleihen in ähnlicher Weise, wie das Geld, das in diesen Säcken enthalten ist, die man niemals öffnete.\*)

---

\*) Die Berichte der durch die beiden Häuser des Parlaments zur Prüfung der Banken von Schottland und Irland berufenen Ausschüsse geben uns unter dem Datum des 1. Juni 1826 genaue Thatsachen über den Banknotenumlauf in diesen beiden Königreichen.

Aber die Ausschüsse scheinen zu glauben, daß der Kredit der schottischen Banken Kapitalien schafft, die die Industrie befruchten; wenigstens spenden sie große Lobsprüche diesem System, welches so „bewunderungswürdig ausgedacht ist, um Kapital zu sparen, den Unternehmungsgeist zu ermutigen und in der Bevölkerung die Moral zu befestigen“. Aber diese Berichte selbst zeigen uns, wie die schottischen Banken mit der einen Hand borgen, mit der anderen Hand leihen, ohne auch nur das geringste dem Kapital des Landes hinzuzufügen.

Es gibt 32 Banken in Schottland, von denen man drei, nach französischem Gesetz namenlose Gesellschaften nennen würde. Alle reicheren haben Zweigniederlassungen in den kleineren Städten errichtet. Solcher Zweigniederlassungen zählt man 33. Im ganzen giebt es in Schottland 165 Notenbanken. Ihr Gesamtumsatz betrug zur Zeit des Berichts 3 309 000 Pfund Sterling, von dem 2 079 000 in kleineren Noten zu 5 Pfund oder 125 Franken umliefen. Um diese erhebliche Summe, die in Schottland jedes andere Geld aus dem Verkehr gedrängt hat, bei einer ganz geringen Geldreserve in Umlauf zu setzen, sind die schottischen Banquiers in dreierlei Weise thätig. Einmal diskontieren sie Wechsel gegen ihre Noten, wie wir dies schon oben auseinandergesetzt haben, das andere Mal empfangen sie kleine Einlagen von allen Handwerkern und

Thatsächlich setzen die Abschlüsse, die die Londoner Bank bei Gelegenheit ihrer Zahlungseinstellung am 26. Februar 1797 veröffentlicht hat, in Erstaunen, wenn man sieht, von wie geringer Wichtigkeit dieses stets in so hochtrabender Weise gepriesene Hilfsmittel

---

Armen, die etwas gespart haben, ebenso wie es die Sparkassen thun, endlich eröffnen sie Konto jedem strebsamen Menschen gegen sein Accept unter der Hinzufügung zweier guter Unterschriften, auch wenn der Darlehnsnehmer Vermögen nicht besitzt. Der Gesamtbetrag der bei den Banken niedergelegten Gelder wird auf 20 bis 21 Millionen Pfund Sterling geschätzt. Sie bezahlen dafür einen Zins von 4 %. Dieses Geld wird wieder mit einem Zins von 5 % ausgeliehen.

Man sieht, daß diese doppelte Thätigkeit der schottischen Banken nichts anderes ist, als ein Borgen und Darleihen, welches ohne Zweifel dem Lande sehr nützlich ist, einmal dadurch, daß es dem kleinen Kapitalisten einen Gebrauch seines Geldes ermöglicht, das andere Mal dadurch, daß es dem strebsamen Entleiher die Summen, deren er bedarf, zur Verfügung stellt. Dieser Handel könnte sich aber ohne Banknoten vollziehen, der Unterschied zwischen dem empfangenen und dem bezahlten Zins würde genügen, ihm einen Nutzen zu sichern. Jedenfalls ist es ganz besonders dieser Leihethätigkeit zu danken, daß es den schottischen Banken gelungen ist, das Geld gänzlich aus ihrem Lande zu treiben und zu gleicher Zeit ihr Handeln als ein der Nation nützlichers erscheinen zu lassen. Die ganze Klasse der Darleiher, große und kleine, ebenso wie die ganze Klasse der Darlehnsnehmer haben ein Interesse, ihren Kredit aufrecht zu erhalten. So bleiben die einen wie die anderen hartnäckig dabei, die Pfundbanknoten dem Goldstück Sovereign vorzuziehen, und ganz Schottland war aufs höchste entrüstet, als das Parlament, von den heftigen Erschütterungen beunruhigt, die nicht nur den Kredit der Banken, sondern den des ganzen englischen Handels bedrohten, das Gold wieder in seine Umlaufsrechte einsetzen wollte und die Ausgabe von Banknoten unter 5 Pfund Sterling verbot, als ob man Schottland damit ein großes Unrecht zugefügt hätte. Die Ausschüsse der beiden Häuser haben thatsächlich beschlossen, es in Schottland bei dem bisherigen Zustande zu belassen und die Reformen auf die englischen Banken zu beschränken.



für den Handel ist. Die Bank der größten und reichsten Stadt der Welt, die Bank, die ganz England und nicht London allein gehörte, diskontierte damals nicht mehr als für 3 000 000 Pfund Sterling Handelswechsel jährlich. Die Bank beschäftigte sich viel mehr, der Regierung zu dienen, als dem Publikum, trotzdem erhob sich ihr Gesamtumsatz in den fünf letzten Jahren vor ihrer Zahlungseinstellung nicht über 11 497 095 Pfund Sterling, und hatte sie zu derselben Zeit in ihren Geldschränken in gemünztem Gelde oder in Barren 6 272 000 Pfund. Somit überstieg das ganze Kapital, welches sie durch ihren Kredit dem Umlauf hinzugefügt hat, niemals die Summe von 5 225 095 Pfund. Dabei waren die Vorschüsse, die sie der Regierung machte, viel größer, als der Umlauf des öffentlichen Einkommens an Banknoten aufnehmen konnte. Deshalb kehrten die Banknoten, die sie ausgab, unaufhörlich zur Einlösung zurück, und sie sah sich, sobald ihr Kassenbestand sich verminderte, bald gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen.

Die Berechnungen, die sich auf die Bank von Frankreich beziehen, liefern etwa das folgende Ergebnis: es sind selten auf einmal mehr als hundert Millionen Frankennoten in Umlauf, zu deren Dienst sie einen Bestand von ungefähr 45 Millionen in Geld nötig hat. Das ganze Kapital, das sie von dem Handel entleiht, um es wieder auszuleihen, beträgt somit 50—60 Millionen. Dies ist wahrscheinlich der Gipfel der Dienste, die sie dem Publikum leisten kann.\*)

---

\*) Der Pariser Handel kommt keineswegs dem Londoner gleich, trotzdem ist die Summe der Diskonten der Bank von Frankreich der der Londoner Bank überlegen. Dieser Unterschied hängt vermutlich damit zusammen, daß die englische Bank bei einem Teil ihrer Thätigkeiten durch 70 Banquiers in London ersetzt wird und durch noch viel zahlreichere Banquiers, die ähnliche Geschäfte in den Provinzen betreiben.

Eine so sichere Erfahrung, die bei den beiden mächtigsten und im Handel tüchtigsten Reichen der Welt gewonnen ist, hätte die Denker aufklären und überzeugen müssen, daß eine Bank nicht die Spenderin neuer, unerschöpflicher Reichtümer ist, welche sie nach ihrem Belieben zur Belebung der Industrie verwenden kann; daß das Kapital, welches sie in Umlauf zu setzen imstande ist, dieses Kapital, welches sie aus Säcken herauslockt, die man niemals zählt, unendlich beschränkt ist, und daß jede Anstrengung, die sie macht, um irgend einen anderen Teil des Geldes an sich zu ziehen, für sie so lange verderblich ist, als sie bar bezahlt, wie es für das Land verderblich sein würde, wenn das Gesetz die Verpflichtung aufstellte, ihre Noten anzunehmen.

Indessen ist die übertriebene Vorliebe für Leihbanken, Grundkreditbanken, Banken, von denen man glaubt, daß sie ein Hilfsmittel bilden zur Lieferung von Kapital für die Belebung der Industrie, keineswegs verschwunden. Täglich stellt sich ein neuer Spekulant mit einem ungeheuren Plane vor; wenn er sich und die, die ihm vertrauen, zu Grunde richtet, so ist dies schon ein großes Übel; gelingt es ihm aber, die reichsten Kapitalisten der Nation in sein Unternehmen hineinzuziehen, so wird er vielleicht sogar aus seiner Spekulation eine Nationalangelegenheit machen, und im Augenblick, in dem sein im Umlauf befindliches Papier von allen Seiten zu ihm behufs Umtausch in Geld zurückströmt, wird die gesetzgebende Gewalt eintreten, um ihn vom Bankerott zu retten, vielleicht, wie alle ihre Vorgänger das gefährliche Auskunftsmittel anwenden, seinen Noten einen Zwangskurs zu geben, und man wird in den Abgrund des Papiergeldes stürzen.

Wenn die Unternehmer einer Bank, die zur Unterstützung der Manufakturen bestimmt ist, annehmen,

dafs der Fabrikant, dem sie 10 000 Franken leihen, diese in einer oder in zehn Zahlungen zu 1000 Franken ausgeben wird; wenn er aber morgen seine Noten umwechseln mufs zur Bezahlung der Maurer, die seine Fabrik errichten oder seiner Arbeiter; wenn die 10 000 Franken vollständig gebraucht werden, nicht in Goldstücken, sondern in kleiner Münze; wenn die Bank selbst Noten zu 100 Franken in den Umlauf gebracht hätte, so wäre es doch notwendig, auch diese zu wechseln, ehe der Fabrikant sein Kapital in Waren umgewandelt hat. Mit einem Worte, es ist kein Vortheil, Papiernoten zu erhalten, wenn man von ihnen nur dadurch Gebrauch machen kann, dafs man sie in Geld umtauscht. Alle werden sie zu der Bank zurückkehren, um in Geld umgetauscht zu werden, bevor sie in den Handelsumlauf eingetreten sind, wenigstens so lange die Noten nicht auf so kleine Summen lauten, dafs sie imstande sind, das Geld bei allen häuslichen Ankäufen zu vertreten, ein Ausweg, den die Regierung hoffentlich niemals gestatten wird.

Die Unternehmer einer Grundkreditbank nehmen wohl an, dafs die Grofsgrundbesitzer, denen sie leihen, dies thun, um zu entwässern, oder um zu bauen, oder um andere Schulden zu bezahlen. Die Grundbesitzer verlangen stets ein Umlaufskapital, um es in ein stehendes umzuwandeln, sie befinden sich also in einer für die Bank noch unvorteilhafteren Lage, als der Fabrikant. Das Geld macht bei ihnen keinen Umlauf, es geht einmal durch ihre Hände, um nie wieder zurückzukehren. Der Fabrikant, der ein Jahr 100 000 Franken in Geld eingenommen hat, wird im nächsten Jahre wieder 100 000 Franken in Geld einnehmen und in jedem folgenden Jahre ebensoviel. Aber der Grundeigentümer, sei er noch so gut gestellt, noch so sparsam, der in einem Jahre 100 000 Franken auf seine Landwirtschaft verwendet hat, wird

ein sehr gutes Geschäft gemacht haben, wenn er an diesem Gelde 10% gewinnt, wenn er dadurch um 10 000 Franken das Einkommen, was er jedes Jahr in Geld hat, vermehrt. Wenn somit die Bank dem Grundeigentümer 100 000 Franken in Noten zu 1000 Franken gegeben hat, so wird er schon am ersten Tage seine Noten in Geld umtauschen, um seine Arbeiter bezahlen zu können. Sollte er während eines ganzen Jahrhunderts Schuldner der Bank bleiben, so wird doch niemals eine Banknote weder zu ihm, noch zu seinen Bauern, noch auf den Markt zurückkehren, auf dem er seine Ernten verkauft.

Möge die Regierung sich endlich erinnern, daß ihre eigenste Pflicht als Hüterin des öffentlichen Vermögens darin besteht, zu verhindern, daß das Geld, das ein Nationaleigentum ist, zahlungsunfähigen Schuldnern geliehen wird. Die Thätigkeit einer Bank besteht stets darin, das Geld, das in einem Staate umläuft, sich zu leihen, an seine Stelle Banknoten zu setzen, die nichts als ein Rückzahlungsversprechen sind, und es ihrerseits Fremden zu leihen, um dafür einen Zins zu erhalten. Jede umlaufende Banknote sendet für einen entsprechenden Wert Bargeld aus dem Lande. Die Banquiers, die Geld entliehen haben, um es wieder auszuleihen, können, wie man es nennt, sehr zahlungsfähig sein, d. h. sie können ein großes unbewegliches Vermögen für die Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten verpfänden, ohne daß es einer Nation in den Sinn kommen kann, ihnen ihr Bestehen anzuvertrauen, denn es kann der Augenblick eintreten, in dem es ihnen, selbst mit den größten Opfern, unmöglich ist, das Geld, das sie ausgeführt haben, wieder in das Land zurückzuführen.

Wenn eine Aktiengesellschaft, die den Banken ähnlich ist, der Regierung nach der Ernte vorstellen

wollte, daß sie in ihren Speichern einen Getreidevorrat habe, der erst nach und nach in 6, 8, 10 und 12 Monaten zum Verbrauch kommen wird, welchen sie während dieser Zeit ruhen läßt und ohne Früchte zu erzielen, fast so wie das Geld in den Kassen der Banquiers, daß sie, wenn man ihr während dieser Zeit leihen wird, in jedem Speicher so viel gute Noten, für die gute Ländereien haftbar sind, niederlegen und sich verpflichten wird, jeden Sonnabend genügend Getreide, um das Volk während der nächsten Woche zu ernähren, herauszugeben, so wäre eine Regierung sicherlich sehr thöricht, wenn sie die gegebenen Sicherheiten für genügend erachtete, um ihr ein solches Vertrauen zu schenken; sie wäre nicht weniger thöricht, wenn sie einer Grundkreditbank, im Vertrauen auf die Hypotheken, erlaubte, alles Geld zu den Fremden zu tragen, unter dem Versprechen, es zurück zu bringen, sobald man das Bedürfnis nach ihm fühlen würde.

In ruhigen und gewöhnlichen Zeiten kann das Geld durch ein Zeichen dargestellt werden, aber es ist für die Sicherheit der Gesellschaft wesentlich, daß es im Notfalle wirklich da ist, sei es zur Verwendung für die Verteidigung der Nation, da im Augenblick der Gefahr jedes auf Vertrauen beruhende Papier wertlos wird, sei es, um auch nur als Wertmesser in den Geschäften des inneren Handels zu dienen. Die Unterdrückung des Pfandes, die nur das Zeichen im Handel zurückläßt, setzt alle Vertragschließenden den gefährlichsten Irrtümern aus und macht alle Eigentumsübertragungen zu Spielgeschäften. Eine Nation, die kein Geld mehr hat, weiß selbst nicht mehr, was sie besitzt und setzt sich in Kriegszeiten der Gefahr aus, alles, was sie bisher als ihre Reichtümer betrachtet hatte, sich in wertlosen Flitter verwandeln zu sehen, in Friedenszeiten läuft sie Gefahr, ihren

ganzen Handel mit dem Auslande auf täuschende Berechnungen zu begründen und mit Verlust zu verkaufen, wenn sie zu gewinnen glaubt. Selbst heute können Rußland, Österreich, Dänemark uns lehren, was aus einem Handel wird, dessen allgemeiner Maßstab ein stets veränderliches Papier ist.

Nicht durch Ausfuhrverbote hält man in einem Lande das Geld, es bleibt, wenn man es nicht hinausjagt, es kommt wieder, wenn man es ausführt, ohne es zu ersetzen; macht man es aber unnötig, so ist es unmöglich, es zurückzuhalten. Verschiedene Kanäle, die sein Umlauf erfüllt, kann man verschütten, den einen, wie den anderen, und alsbald entschlüpft der Überschufs in die Fremde; man kann aber auch neue eröffnen und braucht sie dann nur leer zu lassen, um alsbald das Geld von aufsen kommen zu sehen, um sie anzufüllen.

Ein Mittel, diese Kanäle anzufüllen, besteht, wie wir gesagt haben, darin, Banknoten an Stelle stets voller Kassen zu setzen. Die Regierung giebt zu dieser Thätigkeit ihre Genehmigung, wenn sie die Ausgabe von Noten zu 1000 und 500 Livres gestattet, aber sie möge da anhalten und die Ausgabe kleinerer Noten verbieten und dadurch verhindern, daß an dem Gelde gerührt wird, das, um zum Umlauf zu gelangen, in kleinere Summen geteilt werden muß. Mit dem Tage, an dem sie eine Ausgabe von Hundertfranknoten gestattet, ermächtigt sie und veranlaßt die Ausfuhr allen Geldes, das, ohne geteilt zu werden, in kleineren Summen zu 100 Franken umlief. Wenn sie nun gar die Ausgabe von Fünffranknoten gestattet, so ermächtigt sie und giebt Veranlassung zu der Ausfuhr des ganzen Geldes; und nur die Scheidemünze bleibt zurück, und daneben das Papiergeld. Es ist wahr, daß, so lange der Umlauf dieser kleinen Noten ein freiwilliger ist, möglicherweise niemand Ärgernis

daran nimmt und alles sich ohne üble Folgen vollzieht. Die Regierung darf indessen nicht einmal den Versuch zugeben: mißlingt er, so wird er die Unternehmer zu Grunde richten, gelingt er, die Nation. Wenn sein Erfolg zweifelhaft ist, wenn der Eifer der Interessenten, die von der Bank leihen wollen, eine Art von Umlauf aufrecht erhält, so wird der Versuch, nachdem er die einen und die andern ins Unglück gestürzt hat, endlich die Regierung zum Einschreiten veranlassen, um den Kredit auf eine Art zu schützen, die nicht anders als verhängnisvoll sein kann.

Ricardo sagt von den Banken\*): „Das Geld ist in einem Staate am vollkommensten, wenn es nur aus Papier besteht, aber eines Papiers, dessen Wert der Summe Gold gleich ist, die es darstellt. Der Gebrauch von Papier an Stelle von Gold ersetzt ein sehr kostspieliges Auskunftsmittel durch ein anderes sehr wenig kostspieliges, was das Land ohne irgend einen Verlust für die Privaten in den Stand setzt, alles Gold, das es bisher für den Umlauf verwendet hat, gegen Rohstoffe, Geräte und Lebensmittel einzutauschen, deren Verwendung ebenso den Reichtum wie die Genüsse der Nation zu vermehren geeignet ist.“

Admiral Anson erzählt in seiner Reise nach China, daß die Befestigungen, die längs des Flusses Kanton aufgeführt und bestimmt sind, die Achtung vor der Macht der Chinesen zu erhöhen, obgleich sie von Weitem sich sehr stattlich ausnehmen, nur aus Papiermaché bestehen und nur von Kanonen aus Karton bewacht werden. Die Chinesen haben beinahe so wie Ricardo geurteilt. Der Gebrauch von Papier an Stelle des Kupfers ersetzt bei der Artillerie ein sehr kostspieliges Auskunftsmittel durch ein anderes,

---

\*) Chap. XXV.

das sehr wenig kostspielig ist, das das Land ohne irgend einen Verlust für die Privatleute in den Stand setzt, alles Kupfer, das bisher für Kanonen verwandt worden ist, gegen Rohstoffe, Geräte und Unterhaltungsmittel, deren Gebrauch ebenso den Reichtum wie die Genüsse der Bevölkerung vermehrt, einzutauschen. Das geht ganz gut, solange der Friede währt, aber bei dem ersten Krieg und der ersten Gefahr merkt man, daß die Thaler aus Papier und die Kanonen aus Karton doch nicht so gut sind, wie die aus Silber, Kupfer und Bronze, und daß man die öffentliche Sicherheit einer schätzbaren Sparsamkeit geopfert hat.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben diese gefährliche Probe durchgemacht. Während des Unabhängigkeitskrieges erreichte ihr Papiergeld den tiefstmöglichen Stand, und sie entledigten sich seiner nur durch einen vollständigen Bankerott, während sie die Gutscheine, die sie als Zahlung für Lieferungen gegeben hatten, pünktlich einlösten, so daß an diesen nichts verloren wurde. Das Vertrauen auf ihre Regierung ist heute ein vollkommenes, und ihr Wohlstand ist so groß, daß die Banknoten, die die alten Noten ersetzt haben, davon kaum die Nachwehen spüren; trotzdem sind große Unzuträglichkeiten mit ihrem maßlosen Gebrauch verbunden. Die Vereinigte Staatenbank fährt fort, ihre Noten bei Vorzeigung einzulösen, so daß man sie nicht als Papiergeld betrachten kann, aber, abgesehen von dieser Bank, die in fast allen Städten Zweigstellen besitzt, während sie ihre Noten wahrscheinlich nur in den Hauptstädten einlöst, betrachten die Amerikaner als Recht eines jeden Bürgers, eine Bank zu gründen und Noten auszugeben. In der ganz neu gegründeten Stadt Cincinnati im Staate Ohio, mit kaum 10 000 Einwohnern, bestehen bereits zwei Banken, die durch ein Patent ge-



währleistet sind, und eine dritte ohne ein Patent\*) und eine Zweigstelle der Vereinigten Staatenbank. Diese vier Banken geben um die Wette Noten aus, und zwar in so kleinen Abschnitten, daß die Noten von 7 Sous, 13 Sous, 26 Sous und 52 Sous allgemein im Gebrauch sind. Sie haben vollständig alles Geld verschwinden gemacht, mit Ausnahme von einigen spanischen Piastern, die nicht einmal ganz sind, sondern die jeder nach seinem Belieben zur Hälfte, zum Viertel, zum Achtel durchschneidet. Es ist auch gar nicht selten, daß man eine Banknote mit einer Schere teilt, wenn die Hälfte zu einer Zahlungsleistung ausreicht\*\*).

Wenn man erst zu Banknoten in so kleinen Beträgen gelangt ist, namentlich in einem Lande, in dem der Tagelohn eines gewöhnlichen Arbeiters fünf Franken beträgt, muß das Papier in die letzten Kanäle des Umlaufs eingetreten sein. Amerika würde bei dem ersten Kriegsruf die grausamsten Unbequemlichkeiten erleiden und hat sie in der That im Jahre 1812 erlitten, aber selbst bei vollem Frieden und bei höchster Wohlfahrt hat es sich so der kostbarsten Gewähr in seinen kaufmännischen Beziehungen beraubt. Bankerotte von Bankiers sind häufig, und bei der zahllosen Vielheit der umlaufenden Noten ist man stets der Gefahr ausgesetzt, wertlose Abschnitte zu erhalten oder durch einen unerwarteten Bankerott zu Grunde gerichtet zu werden. Noch mehr verliert man, da jede Note nur an ihrem Ausgabeort bezahlt wird, im Verhältnis zu der Entfernung, in der man sich von der Bankstätte befindet, und dieser Verlust

---

\*) In den Banken mit Patent sind die Bankiers nur bis zur Höhe ihres Einschusses verhaftet, wie bei einer Kommandite, in den Banken ohne Patent haften sie mit ihrer Person und ihrem ganzen Eigentum.

\*\*\*) Fearon, Fifth report, page 253.

steigt von 10 bis auf 40%. So ist jede Sicherheit genommen, so jede Stetigkeit dem Wertmesser, und jeder Handel, jede Art Eigentum, einem steten Spiel ausgesetzt. Dieses tägliche und allgemeine Spiel mit den Werten ist vielleicht eine der Hauptursachen des Fehlers, den alle Reisenden in Übereinstimmung den Amerikanern vorwerfen, dieser Handelsgier, die alles nur schätzt in Hinsicht auf den daraus zu erzielenden Nutzen. Ohne Zweifel sind die Banknoten für den Umlauf sparsamer, als das Geld, aber dieses Mittel ist derartig minderwertig in Bezug auf Sicherheit, Ordnung und Moral, daß eine Nation sehr unklug handelt, wenn sie alles das, was ihr von der höchsten Wichtigkeit sein muß, durch eine derartige Sparsamkeit in Frage stellt.

Übrigens ist der Grundsatz, daß das Gesetz die Privatbanken einer Regelung nicht unterwerfen dürfe, vollständig falsch. Diese Banken entleihen das nationale Geld, ein öffentliches Eigentum, welches unter der Aufsicht der höchsten Gewalt steht und stets stehen muß. Der Grund und Boden in einer großen Stadt hat einen erheblichen Preis, der von den Straßen und öffentlichen Plätzen eingenommene hat einen großen Wert, den man ganz ebenso als verloren betrachten kann, wie den des öffentlichen Geldes: weder das eine noch das andere geben irgend einen Ertrag. Sollte es nun jedem erlaubt sein, unter der Strafe oder unter dem Platz eine Höhlung zu graben, um für sich Lagerräume herzustellen, und sollte die Obrigkeit als Hüterin der Sicherheit und des öffentlichen Eigentums nicht eine jede solche Aushöhlung, die sie nicht ausdrücklich gestattet hat, verhindern dürfen? Sollte sie nicht, ehe sie eine solche Erlaubnis giebt, sich die Sicherheit verschaffen, daß hieraus niemals eine Gefahr entstehen kann, kein Einsturz, der den öffentlichen Weg gefährdet? Das Geld ist der

große Weg des Handels. Jede Privatbank, die das Geld durch Papier ersetzt, treibt eine Mine unter diesen großen Weg. An Platz wird gespart, aber die Sicherheit wird vermindert, und niemals darf die Regierung diese widerrechtliche Besitzergreifung gestatten, ohne sicher zu sein, daß auch nicht die geringste Gefahr des Einsturzes dem öffentlichen Weg droht.

Die amerikanischen Banken würden sehr wenig Geschäfte gemacht haben, wenn sie sich auf die Diskontierung von Wechseln beschränkt hätten. Es leuchtet ein, daß diese Diskontierungen am äußersten Ende der neuen westlichen Kolonien nicht sehr zahlreich sein konnten. Daher leihen sie lieber unter verschiedenen Formen das Kapital aus, das das öffentliche Vertrauen ihnen darbietet. Sie interessieren hierdurch ihre Schuldner zur Aufrechterhaltung ihres Kredits auch ihrerseits beizutragen, dagegen reizen sie sie durch so leicht erhaltene Kapitalien zu waghalsigen Unternehmungen, auf die sie sich, wenn es sich um ihre eigenen Fonds handeln würde, hüten würden, sich einzulassen. Dieser unvorsichtige Unternehmungsgeist, dieses Übermaß in jeder Art von Handel, das die Bankerotte in den Vereinigten Staaten so stark vermehrt, ist zweifellos der Vermehrung der Banken zu danken und der Leichtigkeit, mit der ein trügerischer Kredit an Stelle eines wirklichen Vermögens gesetzt werden kann.

Nicht nur in Amerika, sondern auch in England und auf dem Festlande hat eine allgemeine Erfahrung gelehrt, daß diese Banken, die sich einbilden, Leihhäuser zu sein, stets ihrem Untergang zueilen, wenn sie ihren Kredit an die Stelle eines wirklichen Kapitals setzen wollen; man darf sie nicht mit denen verwechseln, die, wie in Italien die Lombardbanken und die Leihhäuser, Geld gegen Zins entleihen, um es

wieder als Geld gegen Zins auszuleihen. Wenn sie die Kapitalien einer reichen Provinz in eine arme leiten und den Unterschied zwischen den gegebenen und den empfangenen Zinsen gewinnen, so kann das Unternehmen einträglich sein; es ist lediglich ein wohlthätiges, wenn sein einziger Zweck darin besteht, die Armen aus den Händen der Wucherer zu befreien. So haben einige Notenbanken, z. B. die schottischen, unter diesem Gesichtspunkte einen Vorteil erzielen können, wenn sie auch als Umlaufsbanken Schaden erlitten haben: an ihren Noten gewannen sie nicht nur fast nichts, verloren vielleicht sogar an ihnen, sie gewannen aber dadurch, daß sie den schottischen Armen Kapitalien zu einem Zinssatze von 6% überließen, die sie in London nur 4% kosteten; sie ließen zu gleicher Zeit den schottischen Unternehmer gewinnen, der keine Darleiher, und den Londoner Kapitalisten, der keine Darlehnsnehmer gefunden hätte: der Umlauf ihrer Noten verschleierte nur das wirkliche Ziel ihres Handels und war geeignet, alle dabei Beteiligten zu täuschen: ähnliches läßt sich von anderen Banken in verschiedenen Provinzen des Nordens sagen.

Jeder weiß, welches Elend die Unternehmungen Laws im Jahre 1716 auf Frankreich herabgezogen haben. Law hatte mit einer Umlaufsbank begonnen, deren Noten bei Vorzeigen bezahlt wurden, und er theilte damals mit, daß er durch seine Noten das französische Kapital verdoppeln würde, um den Handel, die Manufakturen und den Ackerbau zu befördern. Die ersten Assignaten, die im Jahre 1789 ausgegeben wurden, trugen ebenfalls den Vermerk, daß sie bei Vorzeigen an der Generalkriegskasse bezahlt werden würden; thatsächlich waren niemals Mittel vorhanden, sie zu bezahlen. Die Wiener Bank, die Maria Theresia während des siebenjährigen

Krieges gründete, bezahlte zuerst ihre Noten bei Vorkommen, und war man des Glaubens, daß durch sie das Umlaufskapital um 12 Millionen Gulden vermehrt worden sei; im Jahre 1797 sah sie sich genöthigt, ihre Barzahlungen einzustellen. Die im Jahre 1657 gegründete Stockholmer Bank begnügte sich, zu 4% zu entleihen und zu 6% zu verleihen und machte sehr gute Geschäfte. Als man aber eines Tages nach dem Tode Karls XII. eine zweite Bank mit der ersten vereinigte und nun anfang Noten auszugeben, und der Regierung und dem Adel Darlehne zu gewähren, sah sie sich bald in die Nothwendigkeit gesetzt, um die Erlaubnis zur Einstellung ihrer Zahlungen einzukommen. In der That hatte sie sich nur verpflichtet, ihre Noten in Kupfergeld, der gewöhnlichen Münze des Landes, einzulösen, was sie im Jahre 1762 in die Lage setzte, lediglich durch die nach und nach eingetretene Verschlechterung dieses Geldes nur den sechsundneunzigsten Teil ihrer ursprünglichen Verpflichtungen decken zu brauchen. Die alte Kopenhagener Bank, die im Jahre 1736 gegründet war, stellte ihre Zahlungen im Jahre 1745 ein, die neue, die im Jahre 1791 gegründet war, that einige Jahre später das gleiche. Alle beide hatten sich verpflichtet, ihre Noten bei Vorzeigen einzulösen, alle beide hielten sich für reich genug, ihre eingebildeten Fonds der Regierung und den Privaten leihen zu können, alle beide haben sich zu Grunde gerichtet und damit ihr Land, so daß man im Oktober 1813 1800 Thaler dänisches Papiergeld für einen Thaler gemünztes Geld anbieten mußte. Die von Katharina II. im Jahre 1768 gegründete Russische Bank, die damals 40 Millionen Rubel in Assignaten, zahlbar bei Vorzeigung in Kupfergeld, ausgegeben hat, hat sich 18 Jahre lang ziemlich vorsichtig verhalten, ohne neue Noten auszugeben. Im Jahre 1786 schuf aber die Kaiserin eine

Darlehnsbank, welche dazu dienen sollte, den Grundeigentümern auf dem Lande und in den Städten Assignaten gegen hypothekarische Sicherheit zu leihen; sie brachte die Summe der umlaufenden Assignaten auf 100 Millionen Rubel, von denen sie 33 Millionen der Darlehnsbank zuwies. Von diesen lieh die Bank 22 Millionen an große Herren aus, deren Aufwand sie lediglich hierdurch vermehrte, und 11 an Bauunternehmer in den beiden Hauptstädten. Weder die Industrie noch der Reichtum des Staates sind durch diese außergewöhnlichen Darlehne irgendwie vermehrt worden. Aber die Bank hat seit dieser Zeit nicht aufgehört, weitere Noten auszugeben. Im Jahre 1810 hatte sie Noten in der Höhe von 577 Millionen Rubel in Umlauf; und, obgleich stets die Voraussetzung bestand, daß sie ihre Noten bar in Kupfer einlöse, die Ausfuhr und die Prägung dieser Münze verboten war, diese auch erheblichen Verschlechterungen nach und nach unterworfen wurde, so gilt doch die russische Rubelnote nur den vierten Teil eines Silberrubels\*).

So viele erschreckende Beispiele von dem Schicksal von Banken, selbst wenn dieselben auf vollständig freiwillige Übereinkunft begründet sind, könnten Veranlassung geben, sie gänzlich zu verdammen. Wenn sie sich indessen auf die einzige Thätigkeit beschränken, für die sie sich eignen, auf die Beleihung von Handelswechseln auf kurze Frist, so bieten sie den Unternehmern einen vollständig berechtigten Gewinn und dem Handel einen leidlichen Nutzen; sie vermindern in etwas die Höhe des Zinsfußes, und tragen zu seiner Regelung und Stetigkeit bei. Wenn

---

\*) Über die Geschichte der Banken und besonders der Russischen Bank vergleiche man das ausgezeichnete Werk von H. Storch, *Cours d'économie politique*, tome 6, page 119—252. — Eine deutsche Übersetzung hat K. H. Rau 1819—1820 in 3 Bänden herausgegeben.

eine solche Bank nicht bestände, würden wahrscheinlich alle Wechsel, die die Bank diskontiert, von verschiedenen Handlungshäusern aufgenommen werden, aber die Entleiher würden nicht so sicher sein, im Augenblick des Bedürfnisses Darlehnsgeber zu finden und wären außerdem viel mehr hinsichtlich der Bedingungen der Willkür unterworfen.

Indessen ist die Bank vielmehr eine große Maschine zum Gebrauch der Regierung, als eine Stütze des Handels: sie ist einzig und allein imstande, die großen Vorschüsse zu machen, deren die Verwaltung häufig bedarf, die voraussichtlichen Eingänge der Provinzialsteuerverwaltung zu diskontieren, Anleihen zu erleichtern, endlich ein Mittler zwischen dem Staat und seinen Gläubigern zu sein. Vom Standpunkt des Staates aus ist eine Bank von sehr großer Wichtigkeit, ein Finanzminister könnte schwer ohne ihre Hilfe auskommen; aber gerade, weil sie eine Macht im Staate ist, kann sie gefährlich werden. Weil sie der Regierung ungeheure Dienste leistet, kann auch die Regierung Mißbrauch mit ihrer Bevorzugung treiben. In keinem Lande ist die Theorie der politischen Ökonomie im allgemeinen und die des Geldes im besondern besser erkannt worden, als in England: trotzdem hat Pitt im Jahre 1797 verlangt, die Zahlungen der Banknoten in Geld einzustellen; ein englisches Parlament hat seine Zustimmung hierzu gegeben, ein englisches Parlament hat erklärt, daß die Banknote nichts an ihrem früheren Wert verloren habe, selbst in dem Augenblick, in dem sie 25 % gegen Gold verlor. Seit dieser Zeit, seit 24 Jahren, hat England anstatt der auf Vertrauen begründeten Banknoten Papiergeld.

---

## Neuntes Kapitel.

### Von den Krisen, die ein Bankpapier in Papiergeld verwandeln.

Die Sicherung jeder Art von Eigentum fordert in einem Lande, in dem eine nationale Umlaufsbank vorhanden ist, daß man diesen Weg, der so leicht vom Bankpapier zum Papiergeld führt, einer strengen Überwachung unterwirft, und die Spitzfindigkeiten, die man zur Rechtfertigung dieser Verwandlung anwendet, auf ihren wahren Wert zurückführt. Die Regierungen glaubten in den Banken eine offene Mine zu finden, aus der sie ohne Aufhören schöpfen konnten: bei jedem neuen Bedürfnis des Staates ließen sie neue Noten anfertigen. Erstaunt, daß man diese nicht mehr mit dem gleichen Vertrauen annahm und sie alsbald zur Bank zurückbrachte, um Zahlung dafür zu heischen, setzten die Regierungen, wie sie dies immer nur zu geneigt sind zu thun, ihre Macht an die Stelle der Natur der Dinge. Sie verweigerten die Barzahlung, befahlen vielmehr jedem Bürger, diese Noten, die Papiergeld geworden waren, wie klingendes Geld anzunehmen und gestatteten jedem Schuldner, seinen Gläubiger in dieser Münze zu bezahlen.

Das Geld eines Landes steht in einem bestimmten Verhältnis zu dem Reichtum dieses Landes und zu der Umlaufsthätigkeit dieses Reichtums. Dieselben Thaler dienen im Laufe des Jahres einer großen Anzahl verschiedener Geschäfte; nichtsdestoweniger besteht eine notwendige Gleichung zwischen der Menge der Werte, die gegen Geld verkauft werden, und der Summe der Thaler, die zu ihrer Zahlung dienen, multipliziert mit der Schnelligkeit ihres Umlaufs. Wenn in einem Jahre eine Anzahl verschiedener Geschäfte für zusammen 500 Millionen Franken gemacht



worden sind, so ist diese Summe in Geld von den Käufern auf die Verkäufer übergegangen, während ein gleicher Wert in Waren oder in Arbeit von den Verkäufern auf die Käufer übertragen worden ist. In der ersten Summe aber dienen dieselben Thaler, die für ein Geschäft benutzt worden sind, ebenso für ein zweites und für ein drittes. Da niemand sie verbraucht, giebt sie jeder wieder aus, wie er sie empfangen hat: mit Waren ist dies eine ganz andere Sache. Wenn jeder Thaler jährlich für 10 Geschäfte verwendet worden ist, so konnten die 500 Millionen verkaufter Waren mit 50 Millionen Thalern gekauft werden. Wenn jeder Thaler 50 Käufen dient, ist dieselbe Summe mit nur 10 Millionen Thalern gedeckt worden\*).

---

\*) Ich habe geglaubt, den Ausdruck dieser Gleichung zum leichteren Verständnis vereinfachen zu sollen. In Wahrheit werden auch die Waren gekauft, um wieder verkauft zu werden; aber ein Stück Tuch geht in einem Jahre durch die Hände von kaum mehr als vier Personen, während ein Thaler häufig durch die Hände von mehr als hundert geht. Der Wert aller verkauften Dinge, geteilt durch die Zahl aller Verkäufe, deren Gegenstand sie vom Produzenten bis zum Konsumenten gewesen sind, ist dem Wert der Thaler gleich, die man zu ihrem Ankauf verwendet hat, geteilt durch die Zahl der Male, die diese Thaler in dem gleichen Zeitraum übertragen worden sind.

Die Wechsel bringen eine gewisse Einschränkung in diese Gleichung. Alles, was durch Wechsel gekauft und bezahlt ist, darf in diese allgemeine Rechnung der Geldbewegung nicht mit einbezogen werden; es ist dies ein unmittelbarer Tausch, beinahe, als ob man Tuch gegen Getreide eintauschte; wenn aber die Wechsel gegen Geld gekauft und ebenso wieder verkauft werden, was der Gegenstand des Bankgeschäfts ist, so leisten sie den Dienst von Waren und müssen als solche gerechnet werden. Wir haben schon angeführt, daß der Umlauf der Wechsel, wenn sie den Dienst des Geldes leisten, nicht so beschleunigt ist, wie der des Geldes, weil die Wechsel Zinsen bringen.

Man weiß niemals mit Sicherheit weder die Ziffer der Verkäufe, die in einem Lande im Laufe eines Jahres geschlossen werden, noch die Geldmenge, mittels der sie sich vollziehen, noch die Schnelligkeit des Geldumlaufs. Es ist erstaunlich, bis zu welchem Punkte die Meinungen über diese Dinge auseinander gehen, und dies muß uns eine Warnung sein, uns nicht zu leichtgläubig den Schlüssen zu überlassen, die man aus der politischen Arithmetik zieht. Wie groß aber auch diese Summen sein mögen, sicher ist, daß sie keineswegs von der Geldmenge abhängen, die in dem Lande vorhanden ist. Weder mehr noch weniger Arbeit wird angefertigt, weder mehr noch weniger Arbeit wird begehrt werden, weil das Geld oder sein Zeichen in großer Menge vorhanden ist. Diejenigen, die es besitzen, werden wegen dieser Fülle nicht mehr und nicht weniger eilig sein, sich davon zu befreien, um nicht ein totes Kapital zinslos in ihren Kassen liegen zu lassen.

Diese Gleichung stellt sich somit mit Sicherheit ein, ohne daß die Regierung sich darum kümmert und ohne daß sie Kenntnis davon hat. Wenn in einem Lande zu viel Thaler für den Umlaufsdienst vorhanden sind, so giebt es für den, der sie besitzt, keinen Grund, sie länger in seiner Kasse liegen zu lassen,

---

Nicht selten hört man Leute über politische Ökonomie sprechen, die so unwissend sind, daß sie nicht einmal diesen Unterschied in der Schnelligkeit des Umlaufs des Geldes und der Ware, die es bezahlt, bemerkt haben. Man hat sogar gesehen, daß solche Leute über diese Dinge Bücher verfaßt haben und Pläne über Bankgründungen, die bestimmt waren, das Weltall zu bereichern, auf diesen Irrtum gestützt haben. Wenn man sie hört, ist das Geld, das im Handel unläuft, dem Werte alles dessen gleich, was es kauft, oder sollte es wenigstens sein. Daß ein Thaler durch 10 Hände geht und die Ware nur durch eine, ist indessen so in die Augen springend, daß die Thatsache aussprechen sie beweisen heißt.

als er mufs. Jede nutzlose Stockung bedeutet für ihn einen ebenso grossen Verlust an Zinsen, er fährt also fort, sie in Umlauf zu setzen und wird sie, wenn er im Lande keine nutzbare Verwendung findet, aus dem Lande ausführen. Wenn die Ausfuhr verboten ist, so wird eine grössere Masse müfsiger Thaler im Lande zurückgehalten, bis der Verlust derer, die sie nicht verwenden können, gross genug ist, oder der Niedergang ihres Wertes so beträchtlich, dafs sich die Ausfuhr auch gegen das Verbot lohnt. Wenn die Vorkehrungen so gut getroffen sind, dafs die Ausfuhr vollständig unmöglich gemacht ist, so wird die Gesamtmenge des im Lande umlaufenden Geldes im Preise fallen, bis sie auf die Gleichung zurückgeführt ist, die sie nicht überschreiten kann, d. h. bis zu dem zahlenmässigen Werte aller Verkäufe und Zahlungen in einem Jahre, geteilt durch die Schnelligkeit des Umlaufs.

Die Ausgabe von Papiergeld fügt weder einen Kauf noch einen Verkauf den bis dahin in einem Lande vollzogenen hinzu. Wenn indessen die Schnelligkeit des Umlaufs des Geldes sich zu der Ware nur wie eins zu zehn verhält, müfsen für jede neu ausgegebene Banknote von 1000 Franken für 10 000 Franken mehr Geschäfte gemacht werden. Geschieht dies nicht, so macht jedes 1000 Frankenbillet 200 Fünffrankenstücke unnütz. Diese Nutzlosigkeit veranlafst zu einem billigen Angebot des Bargeldes, und diese Billigkeit macht sich in dem Niedergange des Wechselkurses bemerkbar. Wenn das Pfund Sterling mit nur 24 oder 23 Franken in Paris bezahlt wird, so heifst das, dafs die englischen Guineen, durch die Banknoten überflüssig gemacht, billig in London zu haben sind und dort zu niedrigerem Preise verkauft werden, als sie sich in Paris verkaufen lassen. Es findet sich immer jemand, der den Unterschied

zwischen dem Preise des englischen Wechsels und dem Goldpreise in Paris berechnet, und wenn dieser Unterschied genügend ist, um für den Schmuggel zu entschädigen und noch einen Nutzen zu lassen, so wird der Schmuggel es nicht an sich fehlen lassen, die Sache in die Hand zu nehmen, bis die letzte überflüssige Guinee ausgeführt ist.

Diese Lehre von der Gleichung des Geldes im Verhältnis zur Ware war schon von Adam Smith mit der höchsten Klarheit, die kaum Zweifel zu lassen schien, auseinandergesetzt worden, trotzdem ist sie zu Ende des abgelaufenen Jahrhunderts durch Henry Thornton, ein Mitglied des englischen Parlaments und einen dem Ministerium ergebenen Schriftsteller bestritten worden. Thornton bemühte sich zu beweisen, daß die Bank klug gehandelt habe, der Regierung ungeheure Kapitalien vorzuschieseln, daß das Parlament weise gehandelt habe, die Bank zu bevollmächtigen, ihre Barzahlungen einzustellen, und daß alle die, die ihre eigenen Angelegenheiten gut besorgt hatten, hierdurch einen großen Patriotismus an den Tag gelegt hätten, und hat so geglaubt, gänzlich Adam Smith zu widerlegen, den er zahlreicher Irrtümer beschuldigt.

Thornton stützt sich auf die wahre Thatsache, daß der Umlauf des Geldes sich nicht immer mit gleicher Schnelligkeit vollzieht. Herrscht vollständiges Vertrauen, so bewahrt jeder nur so wenig totes Kapital als möglich, um nicht Zinsen zu verlieren; vermindert sich das Vertrauen, so wird das Geld aus dem Umlauf gezogen; jeder will lieber den Zins für eine gewisse Summe verlieren und sie in seiner Kasse aufbewahren, als sich der Gefahr aussetzen, von Geld entblößt zu sein, wenn die Schuldner, auf die er rechnet, bei Fälligkeit nicht zahlen. Thornton schließt mit Recht, daß man bei gleichbleibender Bewegung der Waren, um das Geld eine entsprechende

Bewegung machen zu lassen, einer viel größeren Menge baren Geldes bedürfe, wenn Mißtrauen im Handel herrscht, als wenn Vertrauen vorhanden ist. Die Gleichung, die wir oben gegeben haben, stimmt vollkommen mit dieser Annahme überein.

Aber, fügt Thornton hinzu, es erscheint also ratsam in einer Zeit der Kreditlosigkeit neue Banknoten auszugeben oder, wie im Jahre 1793, Schatzscheine (Regierungspapiere ungefähr von der Art der Liquidationsscheine), um im Umlauf an die Stelle derer zu treten, die die Privatleute aus dem Umlauf gezogen haben. Ich leugne nicht, daß dieses Auskunftsmittel in einer Krise vorteilhaft sein kann, es ist deshalb nicht weniger gefährlich.

Das mangelnde Vertrauen kann die verschiedensten Ursachen haben, daher müssen ihre Folgen ebenso ungleich sein. Wenn es einzig und allein eine Folge von Schwierigkeiten im Handel ist, wenn eine große Menge von Bankerotten Schlag auf Schlag sich folgen und überall Schrecken verbreiten, wenn alles glaubt, daß die Häuser, die noch feststehen, dem Einsturz nahe sind, so wird das Geld aus dem Verkehr gezogen werden, ein jeder wird seine Rücklagen für unvorhergesehene Fälle vermehren; wenn man aber nicht mehr Grund als früher haben wird, an der Sicherheit der Regierung oder der Bank zu zweifeln, so wird jeder ruhig zu diesen Rücklagen ohne Unterschied Banknoten, Schatzscheine oder Thaler benutzen. Wenn die Neuausgabe, die die Regierung veranlaßt hat, um dem Handel beizuspringen, nur dazu dient, die Noten und das Geld, das aus dem Verkehr gezogen wird, zu ersetzen, so wird sie das Vertrauen auf das Papier nicht beeinträchtigen und kann dazu dienen, den Kaufleuten über eine peinliche Krise hinwegzuhelfen.

Aber, wenn sich das Mißtrauen gegen die Bank oder die Regierung richtet, wenn ein Aufstand, ein

feindlicher Einfall einen allgemeinen Bankerott befürchten lassen, wenn unkluge Einrichtungen oder ungerechte Gesetze die Sorge erwecken, daß die Sicherung aller Rechte aufhören könne, daß die Erfüllung aller Verträge zweifelhaft werde, unter andern die, die die Banquiers eingegangen sind, so wird jeder für den schlimmsten Fall eine Rücklage sich zu schaffen suchen, und zwar in barem Gelde, nicht in Banknoten; jeder wird das Recht dazu haben, da das Bargeld, das er der Bank überlassen hat, ja sein Eigentum ist. Unter solchen Umständen muß die Bank vollkommen darauf verzichten, einen Kredit zu verlangen, den man ihr nicht zugesteht. Sie muß auf Verlangen alle ihre Noten bis auf die letzte gegen Geld einlösen und darf nicht einen einzigen Wechsel mehr diskontieren. Ohne Zweifel würde dies den Wechselinhabern eine gewisse Unbequemlichkeit verursachen, es ist dies eben ein unvermeidliches Übel, nicht aber die Schuld der Bank, die nur leihen kann, wenn man ihr leiht; die Schuld muß den Kapitalisten zugerechnet werden, die nicht eine genügende Summe für die augenblicklichen Bedürfnisse besitzen, oder der Ansicht sind, daß die Sicherheiten, die man ihnen für diese Summe bietet, nicht ausreichend sind. Die Bank ist nichts als ein Vermittler zwischen den Darleihern und den Borgern; sie zwingen zu wollen, ihren Kredit in den Dienst des Handels zu stellen, wenn dieser Kredit sich vermindert hat, ist gerade so, als ob man einen Wechselmakler zwingen wollte, Geld gegen Wechsel zu schaffen, wenn niemand Geld anbietet.

Die Bank hatte ihre Noten an die Stelle der Rücklage gesetzt, die jeder Kaufmann ehemals für unvorhergesehene Fälle in seiner Kasse liegen hatte; mit dem Augenblick, in dem jeder Kaufmann von neuem diese Rücklage bilden will, hört der Dienst der Bank auf, und ihre Noten müssen zurückgezogen werden.

Die Bank macht Thaler nutzbar, die man ihr so lange liefs, bis ihre Gläubiger sie zurückverlangten. Sobald sie zurückverlangt wurden, war ihre Verpflichtung genau festgesetzt, sie mufs sie zurückgeben, ohne sich darum zu kümmern, ob sie denen, welchen sie sie geliehen haben würde, nützlich sein könnten oder nicht.

Man darf indessen nicht glauben, dafs die Verminderung oder das Aufhören der Bankbeleihungen ein Übel schafft, welches so grofs ist wie die Klagen, die man aussprechen hört. Die Zahl der Kaufleute, die Wechsel diskontieren wollen, ist niemals so grofs, dafs ihr Übelbefinden, wenn die Bank ihre Beleihungen einschränkt, als ein öffentliches Unglück betrachtet werden könnte; sie müssen sich dann einrichten, wie an vielen Handelsplätzen, an denen sich eine Bank nicht befindet. Wenn das Papier, das sie zum Diskont anbieten, gut ist, finden sie stets Mittel, die zwei oder drei Monate, die man bis zur Zahlung warten mufs, zu überstehen; auch sind es nicht diese, die am lautesten schreien, sondern die, die sich Rechnung gemacht haben, für irgend eine neue Spekulation Gelder mittels Wechsel zu erheben und denen das Mittel, sich der Kapitalien der andern zu bedienen, plötzlich abgeschnitten wird. Wenn eine neue Anleihe im eigenen Lande oder in einem andern aufgelegt wird, wenn man ein neues Absatzgebiet dem Handel eröffnet und dieses einen grofsen Nutzen verspricht, wird sofort eine grofse Nachfrage nach Kapitalien eintreten. Die Armen wie die Reichen werden wünschen, aus einer gewinnversprechenden Spekulation Nutzen zu ziehen; wenn sie es können, werden sie direkt leihen; wenn sie Kredit besitzen, werden sie es noch für viel bequemer erachten, auf ihre Geschäftsfreunde zu ziehen und von ihnen als Entgelt Wechsel auf sich selbst zu erhalten: in einem früheren Kapitel haben wir diesen Vorgang erklärt und gezeigt, dafs, wenn

ein Kapitalist derartige Tratten diskontiert, er im allgemeinen sein Geld bequem und sicher anlegt. Mit einer Bank ist die Sache anders. Ein Kapitalist stellt eine ihm gehörende Summe zur Verfügung, die er ausleihen will und die er die Absicht hat, nach und nach dauernd für weitere Diskontierungen zu verwenden. Eine Bank leiht nur das aus, was ihr nicht gehört und was man von einem Augenblick zum andern zurückverlangen kann, was eine Rücklage bilden soll oder den Umlauf in großen Summen der Kaufleute, mit denen sie Geschäfte macht. Dem Kapitalisten kann es gleichgiltig sein, ob die 10 000 Franken, die er auf einen Wechsel leiht, 10 oder 10 000 Zahlungen bewirken, mag man auch alle seine Thaler in Kupfergeldstücke umwechseln, so würde seine Spekulation darum nicht schlechter sein: der Bank dagegen muß daran gelegen sein, daß derjenige, der von ihr leiht, dies nicht thut, um ihre Noten in Thaler umzuwechseln, es muß ihr daran gelegen sein, ihre Diskontierungen auf den einzigen Umlaufskanal zu beschränken, für den ihre Noten gemacht sind; wenn der ihr angebotene Wechsel kein Handelswechsel ist, sondern ein Mittel, um in einem Augenblick zu leihen, in dem alle Welt borgt und niemand leiht, so liegt es im Interesse der Bank, ihn zurückzuweisen.

Wahr ist es, daß diese Zurückweisung dazu beitragen wird, die Unterbringung der Anleihe zu erschweren und die öffentlichen Fonds im Preise zu senken, oder besser gesagt, sie auf ihren wirklichen Preis zurückzuführen, den Preis, der aus ihrem Verhältnis zu den angebotenen Kapitalien sich ergibt. Es ist nicht angemessen, Effekten an die zu verkaufen, die sie nicht bezahlen können, anstatt an die, die auf diese Weise eine dauernde Schuldforderung begründen wollen. Hätte die Bank in dem Augenblick, in dem eine ungeheure Menge Darlehnsgesuche am Markte



erscheinen, ihre Diskontierungen nicht vermindert, so würden nicht nur alle ihre Noten nach Verlauf weniger Tage zum Umtausch in Thaler zurückgeströmt sein, es würden auch alle diejenigen, die von ihr geliehen hätten und sich am Ende der 3 Monate außer Stande sehen zu bezahlen, die Staatspapiere, mit denen sie sich belastet haben, mit Verlust verkaufen müssen und so eine neue Erschütterung der Börse bewirken.

Obgleich die Zahlungseinstellung der Bank von England für uns nur eine fremde Angelegenheit ist, ist es doch sehr zweckmäßig, die Trugschlüsse zu prüfen und zu schätzen, deren man sich mit Erfolg bediente, um diese Zahlungseinstellung in einem Lande durchzusetzen, in dem man so gut mit den Finanzen Bescheid weiß. Ähnliche Fälle können in jedem Lande, in dem eine Bank vorhanden ist, vorkommen, und in jedem Lande werden die, die Wechsel zu diskontieren haben, ebenso wie die Banquiers, die nicht verlieren wollen, Einwände machen, wie man sie in England gemacht hat. Ähnliche Fälle haben sich auch in Frankreich ereignet; dort hat die Bank, trotz der Entrüstungsschreie des Handels, den einzig weisen und gutgläubigen Ausweg gewählt, sie hat sofort ihre Beleihungen eingeschränkt. In der Regel nimmt sie kein Papier, das länger als 3 Monate zu laufen hat; im Augenblick der Bedrängnis hat sie diesen Zeitraum auf 45 Tage herabgesetzt, sie würde ihn auf 30, auf 15 herabsetzen, ja überhaupt nicht mehr diskontieren, wenn das Mißtrauen andauerte; die Inhaber von Wechseln würden dadurch Schwierigkeiten haben, aber diese Schwierigkeiten sind die Wirkung des mangelnden Kredits, nicht die der Einschränkung der Bank. Diese Bank aber, die ein Vertrauen nicht erzwingen kann, das zur Zeit fehlt, würde wenigstens mit Ehren alle ihre Verpflichtungen erfüllen und würde bei der Rückkehr der Ruhe und

der Geldfülle durch das Bewußtsein reich belohnt werden, alle ihre Noten bis zur letzten honoriert und in den Zeiten der heftigsten Krise gezeigt zu haben, daß ihre Noten stets dem Gelde gleich seien, dessen Zahlungsverprechen sie darstellen. Wenn man im Gegenteil von diesem Wege abweicht, wenn man jemals die Bank verpflichtet, ihre Diskontierungen fortzusetzen, auch wenn ihr Kredit sich vermindert und ihre Rücklage sinkt, oder wenn man ihr eine Frist gestattet oder irgend eine Ausflucht, die ihr ermöglicht, die Zahlung der bei Sicht fälligen Noten zu weigern, so wird das Papiergeld die unvermeidliche Folge sein.

Es genügt nicht schlechterdings, daß die Verpflichtung einer Bank, alle ihre Noten bei Vorkommen einzulösen, ausdrücklich festgestellt wird, daß die Aktionäre zur Gewähr dieser Verpflichtung alle ihre Güter als Pfand verschrieben haben, oder daß sie ein beträchtliches Kapital bei der Regierung hinterlegt haben; daß die Gewinne, die sie während der ganzen Dauer ihres Privilegiums gemacht haben, nur durch die Verlustfälle gerechtfertigt werden, die ein ähnliches Ereignis für sie im Gefolge haben kann; daß die Einstellung der Zahlungen, die sie erstreben, vollständig einem Bankerott gleich ist; man muß vielmehr, um sie zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu zwingen, untersuchen, ob sie exekutierbar sind. Dies ist wahr und zugleich ein gewichtiger Grund für die Notwendigkeit der Mitwirkung der Gesetzgebung bei der Begründung einer jeden Umlaufbank; es ist ein gewichtiger Grund, den Banquiers die Erlaubnis zu versagen, das Geld, das dem Publikum gehört, verschwinden zu lassen, wenn sie nicht die Gewißheit geben, es im Augenblick des Bedarfs zurückzubringen; es ist ein gewichtiger Grund, den Umlauf dieser Noten für kleine Summen zu untersagen, die jedes Goldstück bis zu dem letzten aus dem Lande jagen und bald

auch das letzte Silberstück; diese Provinzialbanken endlich zu unterdrücken, die man in England so ungeheuer sich hat vermehren lassen.

Indessen ist die Schwierigkeit, Geld zur Einlösung der Banknoten zu beschaffen, im Augenblick, in dem alle Welt sie gegen Geld umtauschen will, keineswegs so groß, wie man es dargestellt hat. Wir haben gesehen, daß die Summe, die die Bank von Frankreich für die Einlösung ihrer Noten in Rücklage gestellt hat, niemals 50 bis 60 Millionen Franken überstiegen hat, daß sie in England niemals mehr als 5 bis 6 Millionen Pfund Sterling betragen hat. Ohne Zweifel sind diese Summen beträchtlich, aber wenn man sie mit der jährlichen Produktion von Edelmetallen der amerikanischen Minen vergleicht, die sich auf 9 bis 10 Millionen Pfund Sterling beläuft, oder mit dem jährlichen Einkommen einer oder der anderen Nation, oder mit der Summe ihrer jährlichen Steuern oder endlich mit den Ausgaben, die der kleinste Krieg in einem fremden Lande ihr auferlegt, so sieht man, daß es nicht schwer ist, alle Banknoten zurückzuziehen, vorausgesetzt, daß man nicht so unklug gewesen ist, neue auszugeben, so lange der Mangel an Vertrauen andauert.

Wenn die Bank von England im Jahre 1797 sich mutig zu dieser Maßnahme verstanden hätte, so würde sie für diese Ankäufe nicht ihre Noten, was nicht zugänglich war, sondern einen Teil der öffentlichen Fonds, über die sie verfügt, verwendet haben; die Käufer dieser Fonds würden, um sie in Gold zu zahlen, Barren vom Festlande bezogen haben, und diese Barren würden ihnen lediglich auf ihren Kredit hin gesandt worden sein, ohne daß sie nötig gehabt hätten, irgend etwas dagegen in Tausch anzubieten: wer zweifelt daran, daß die Londoner Kaufleute einzig und allein auf Grund ihres Kredits auf den ver-

schiedenen Handelsplätzen Europas über eine Summe von 10 bis 15 Millionen Pfund Sterling hätten verfügen können, daß ihnen gewöhnlich sogar diese verschiedenen Plätze diese Summe schuldig sind?

Es würde dann genau das Gegenteil dessen eingetreten sein, was thatsächlich eingetreten ist: Gold würde 2 oder 3%, vielleicht 5% mehr in London als in Hamburg, Amsterdam und Lissabon gekostet haben, während es dort 4 oder 5% weniger wert war. Gerade im Augenblick, in dem die Bank ihre Zahlungen einstellte, beförderte ein sehr thätiger Schmuggel die Guineen trotz des Krieges nach Paris. Wenn die Bank ruhig Gold und Silber zur Bezahlung ihrer Noten gekauft hätte, würden die Louis, die Napoleons, die spanischen Piaster und die Fünffrankenstücke den entgegengesetzten Weg eingeschlagen haben und von Frankreich nach England gewandert sein. Die eine wie die andere Thätigkeit würde die gleiche Zeit und Mühe beansprucht haben, und die Bank würde in sehr kurzer Zeit ihre Geschäfte geregelt haben. Die englischen Kaufleute würden nicht mehr Mühe gehabt haben, sich mit den festländischen Kaufleuten auszugleichen, die ihnen Geld gegen Kredit geliefert hätten. Die Tratten dieser Kaufleute, als Zahlung für ihre Vorschüsse, würden auf den auswärtigen Plätzen sich auf 5% gestellt haben, was genau einer Prämie von 5% auf die Ausfuhr irgend einer englischen Ware entspricht. Infolgedessen würden mehr Waren verkauft worden sein und die Bank würde billigerweise den Kaufleuten diesen Unterschied von 5% vergütet haben. Dies würde ihr ganzer Verlust gewesen sein oder der Preis, zu dem sie all ihr Bargeld zurückgekauft hätte. Nimmt man an, daß sie 10 Millionen Pfund Sterling über ihre Rücklage zu zahlen hatte, so würde es sich für sie nur um einen Verlust von 500.000 Pfund Sterling gehandelt haben, ein Verlust,

der im Verhältnis zu ihrem Grundkapital oder zu dem Nutzen von 3 800 000 Pfund Sterling, den sie erzielt hat, in der That verschwindend klein genannt werden darf.

Es ist wahr, daß das, was diese Thätigkeit etwas verwickelter macht, und das, was ohne Zweifel die Bank veranlaßt hat, ihren Verpflichtungen nicht nachzukommen, die unbedingte Notwendigkeit ist, ihre Diskontierungen zuerst einzuschränken und schließlichs ganz einzustellen, so lange die Krisis anhält. Da die Noten nicht im Umlauf bleiben, würde es noch besser für sie gewesen sein, gegen Thaler oder Guineen anstatt gegen Noten zu diskontieren. Bei einer solchen Diskontierung würde sie nichts gewonnen, bei einem Diskont gegen Banknoten würde sie mit Sicherheit verloren haben. Es ist wahrscheinlich, daß die Bank von England, bevor sie sich entschloß, ihre Zahlungen einzustellen, lange Zeit an dem Golde verlor, das sie zu 4 Pfund und 4 Pfund 2 sh. die Unze kaufte, während sie es in Form von Guineen zu 3 Pfund 17 Shill. 10½ Pence in den Handel gab, und ihr Verlust überstieg wahrscheinlich die Summe um ein vielfaches, die sie, um ihre Noten aus dem Umlauf zu ziehen, hätte opfern müssen.

Die Kunst der Bankleiter besteht gerade in der richtigen Beurteilung derartiger Handelskrisen. Wenn diese in zahlreichen Bankerotten im Handel ihren Grund haben, so werden sie bald von selbst zum Stillstand kommen; wenn sie das Ergebnis einer plötzlichen Nachfrage nach Kapitalien sind, so muß der Banquier sich angelegen sein lassen, niemals diese neuen Kapitalien herzugeben, nichts denen zu leihen, die sich Geld durch Wechsel zu verschaffen suchen und seine Geschäftsverbindungen auf diejenigen zu beschränken, die wirkliche und nicht fingierte Wechsel zum Diskont bringen; wenn endlich die Krisen aus

einem Mißtrauen hinsichtlich der politischen Lage des Landes entstehen, so muß der Banquier sich jeder Ausgabe von Noten enthalten, bis dieses Mißtrauen verschwunden ist, und er selbst kann mehr als irgend ein anderer zu dieser Beruhigung beitragen, wenn er allen seinen Verpflichtungen schnell und im vollen Maße nachkommt.

Seit der ersten Veröffentlichung dieses Werkes hat eine neue Krise, die noch viel heftiger als irgend eine der vorangegangenen auftrat, das Bankgeschäft in England erschüttert, den Fall von mehr als der Hälfte der Provinzbanquiers nach sich gezogen, unendlich große Verluste allen andern zugefügt und endlich die Regierung bestimmt, das Bargeld wieder in seine Rechte einzusetzen und den Umlauf der kleinsten Noten zu untersagen. Bei diesem klugen Vorgehen hat aber die Regierung eine Menge Privatinteressen, Vorurteile und Gewohnheiten zu bekämpfen, welche letzteren noch mächtiger sind, als die Interessen.

Die Provinzialbanken hatten sich in England während der Einstellung der Zahlungen der Bank von England ins Ungemessene vermehrt. Da man überall nichts als Papier sah, war man in jeder Grafschaft geneigt, das Papier der Banquiers, die man kannte, dem Papier der Bank von England vorzuziehen. Diese Banquiers hatten durch Diskontierungen, durch Kontoeröffnungen alle kleinen Kaufleute für die Annahme ihrer Papiere interessiert, und sie haben, als die Bank von England ihre Zahlungen wieder aufgenommen hatte, ihre Geschäfte mit Vorteil fortgesetzt. Ihre Bankbillets, die meistens auf ein Pfund Sterling lauten, bilden fast allein das Umlaufsgeld des Verbrauchers, des Kleinhändlers, des Handwerkers; denn, obgleich ein Pfund Sterling ungefähr 25 Franken wert ist, ist in England alles so teuer, daß ein englischer Verbraucher eine Pfundnote kaum höher schätzt, als ein

Franzose früher eine Anweisung auf 5 Franken. Die Folge davon ist, daß die Notenmenge, die die Privatbanken ausgegeben haben, sich auf die Summe von 8 Millionen beziffert, während die Bank von England 20 Millionen Pfund Sterling in Umlauf hatte. Dieser Umlauf, der gänzlich in Papier bestand, verursachte nicht die geringste Klage, solange die Ruhe andauerte. Die Banken, bei denen alle kleinen Kaufleute, alle wohlhabenden Privaten, ein großer Teil der Pächter Rechnung hatten, und die diesen Personen immer, wenn sie Geld brauchten, dies in Noten vorschossen, erschienen jedermann als eine äußerst bequeme Einrichtung. Nicht nur gewährten sie viel zu leicht Kredit und begünstigten so den Unternehmungsgeist bis zu einem häufig schwindelhaften Punkt, flößten allen das Gefühl eines großen Überflusses an Kapitalien ein, sie drängten gerade den Handel auf diese unvorsichtige Spekulationen hin, auf dieses Spiel mit allen öffentlichen Fonds, das schließlic einen so traurigen Ausgang genommen hat. Aber die, deren Leidenschaften die Banquiers begünstigten, klatschten auch dann noch Beifall, als diese Leidenschaften ihnen den Untergang zu bringen drohten. Häufig machten die Banquiers infolge ihres unvorsichtigen Kreditgebens Bankerott, aber andere nahmen bald ihre Stelle ein.

Indessen hat das Spiel in den öffentlichen Fonds, das mit einer Art Tollheit getrieben wurde und das mit den amerikanischen Minenaktien die Spieler mit dem Augenblick plötzlich zu Grunde gerichtet, als sie das verkaufen wollten, was sie zu teuer gekauft hatten. Die Spieler haben erst dann ihren Untergang gefunden, nachdem sie ihren Kredit bei den Banquiers erschöpft hatten. Jeder Sturz eines Spielers hat deshalb in irgend eine Bank Bresche gelegt: jeder Bankerott vermehrte so das Bedürfnis nach Geld am Platze,

und die Ansprüche, die man an die Banquiers stellte. So sind viele von ihnen zu Grunde gerichtet worden. Der Schrecken wurde allgemein. Ein jeder wollte seine Noten gegen Gold eintauschen, ein jeder wollte sein Gold zurückhaben, welches in der That das seinige war, denn wie wir gesehen haben, gehört das Gold dem Inhaber der Banknote, gleich wie ein Depot, das er bei dem Banquier niedergelegt hat.

Indessen war alles Gold, was zurückverlangt wurde, aus dem Königreich ausgeführt worden: es war unmöglich, es im Augenblick zurückzuholen. Die Banquiers bemühten sich unter den größten Opfern, dem Verlangen des Publikums nachzukommen, sie verkauften alles, was sie an englischen oder ausländischen Fonds besaßen, alle Aktien dieser in so toller Weise vermehrten Gesellschaften und bereiteten so den Sturz dieser Effekten vor, die das Spiel so hoch getrieben hatte und die heute so tief unter ihren Wert gefallen sind. Ungeheure Summen sind bei dieser Gelegenheit von den Bankhäusern der Hauptstadt und der Provinzen verloren worden; mit einem Verlust von 20 oder 25% auf ihr Kapital bemühten sich die Inhaber dieser Häuser ebenso wie ihre Freunde, im gegenwärtigen Augenblick genügend Geld zu schaffen, um bar zahlen zu können. Man kann die Verwirrung nicht einzig und allein aus der Anzahl der Bankerotte erkennen. Diejenigen, die stehen geblieben sind, haben meistens ebensoviel verloren, als die, die unterlegen sind; die einen sind eben bei ihrem letzten Sou angelangt, die andern hatten noch etwas.

Indessen waren alle Klassen der Gesellschaft gleichmäÙig getroffen; die Scham, die Verluste, der Schrecken machten gleich, was in den großen politischen Kämpfen sich geschieden hatte. Etwa 700 der reichsten Familien der Nation sahen sich in das Elend gestürzt, alle Ersparnisse des Armen, die er in Noten



der Provinzialbanken angelegt hatte, waren wertlos geworden, alle Rücklagen des Reichen, die er in seinem Hause für die laufenden Ausgaben aufbewahrt hatte, entchwanden ihm mit einem Male, fast alle Fabriken stellten aus Mangel an Geld zur Bezahlung der Löhne die Arbeit ein. Neben diesem allgemeinen Elend war der Verlust des Nationalkapitals von 8 oder 10 Millionen Pfund Sterling, das auf einmal vernichtet wurde, nur ein nebensächliches Übel.

Ohne Zweifel hat die Erfindung der Banken eine große Ersparnis bewirkt und dem produktiven Kapital einer Nation den ganzen Wert seines Geldes hinzugefügt. Aber welche Vorteile hat denn diese Ersparnis, diese Vermehrung der Produktion gezeitigt? Ist der Reichtum das Ziel der Gesellschaft oder ein Mittel, ihr Ziel zu erreichen? Wenn er nur ein Mittel ist, wenn er einzig und allein bestimmt ist, Glück zu kaufen, welchen vorteilhafteren Gebrauch kann die Gesellschaft von ihm machen, als den, Sicherheit für alle, Beständigkeit für alle Vermögen zu kaufen? Das Metallgeld einer Nation ist von allen öffentlichen Ausgaben die nützlichste, von allen Herrlichkeiten die vernünftigste. Es produziert nichts, gewiss — aber ist denn Beständigkeit und Sicherheit nichts? Es produziert nichts: aber diese ungeheuren Parkanlagen, die die Engländer um ihre Städte angelegt haben, produzieren noch weniger, sie nehmen einen Raum ein, der vielleicht ebensoviel wert ist, als das ganze in London umlaufende Geld; aber die Bewohner haben die Empfindung, daß die reine Luft, die Spaziergänge, die Augenweide auch Produkte seien, und daß der Reichtum, der Gesundheit und Vergnügen gewährt, nicht unfruchtbar ist.

Wenn man die Vermehrung des Reichtums als den Zweck der Gesellschaft ansieht, so opfert man un-  
aufhörlich den Zweck den Mitteln. Man erzielt eine

größere Produktion, aber man erkaufte sie mit einer größeren Bevölkerung und mit dem Elend. Man erntet mehr Getreide auf seinen Feldern, aber man verliert die Bauern, die auf ihnen glücklich lebten und zu ihrer Verteidigung bereit waren; man erzielt schönere Gewebe in seinen Werkstätten, aber man bekleidet mit gröberen Stoffen die Arbeiter, die sie auffertigen; man verwendet, um die Industrie anzuspornen, alles Gold und Silber, das man durch Banknoten ersetzt, aber jeder, der sich des Abends reich zu Bette legt, kann des Morgens ruiniert aufwachen, ohne eine Schuld daran zu haben. Wenn man von diesen nationalen Ersparnissen sprechen hört, sollte man glauben, daß die Menschen sich zu einer Gesellschaft vereinigt haben, nicht um sich gegenseitig Glück zu gewährleisten, sondern um möglichst billig Metallknöpfe oder Baumwollgewebe herzustellen.

---

## Zehntes Kapitel.

### Das Papiergeld.

Der wesentliche Unterschied des Papiergeldes und der Banknote besteht darin, daß der Umlauf des ersteren ein zwangsweiser ist und der der zweiten ein freiwilliger. Viele Regierungseffekten, die zahlbar an den Vorzeiger sind, ob sie nun Zinsen bringen oder nicht, wie die englischen Schatzscheine, die französischen Liquidationsanerkennnisse sind kein Papiergeld, selbst, wenn sie auch nicht sofort bar gezahlt werden, weil jeder sie nur freiwillig annimmt und für den Preis, für den er sie wertachtet; auch haben sie nicht den beschleunigten Umlauf des Geldes und machen ihm keine Konkurrenz: man kann sie direkt gegen beweg-

liche oder unbewegliche Sachen eintauschen, wie man Getreide gegen Tuch oder ein Haus gegen eine Rente eintauschen kann, aber sie machen keinen Teil der großen Gleichung aus, die wir zwischen dem gesamten Gelde, geteilt durch die Schnelligkeit seines Umlaufs und allen Waren, die es kauft, geteilt durch ihren eigenen Umlauf, aufgestellt haben, eine Gleichung, die den Wert des für ein Land notwendigen Geldes angiebt.

Andererseits muß jedes Papier, das einen Zwangs-umlauf hat, als Papiergeld angesehen werden, auch wenn es bar eingelöst wird, denn diese Zahlung ist zweifellos eine nur scheinbare, da man genötigt ist, das Papier anzunehmen und es gesetzlich als dem Gelde gleichwertig erklärt ist. In der That fahren die russischen und die schwedischen Banken fort, das Papiergeld dieser beiden Staaten bar einzulösen, aber sie zahlen in Kupfermünze, die ja auch nur eine andere Art Konventionsmünze ist, deren Wert außerhalb der Grenzen nicht reeller ist, als der des Papiers. Es ist nicht einmal erlaubt, diese Kupfermünzen einzuschmelzen oder auszuführen, so daß sie dem Papier, gegen das man sie eintauscht, nicht den geringsten wirklichen Wert zu geben imstande sind.

Man kann sogar das Kupfer oder das minderwertige Geld, das in Österreich und in anderen Ländern in Umlauf ist, als Teil des Papiergelds betrachten, das einen viel höhern Kurs hat, als sein wirklicher Wert ausmacht. Ein solches Geld ist nur ein Zeichen, das seinen Wert lediglich von dem Gesetze empfängt, das seine Annahme erzwingt. Alles was wir vom Papiergeld sagen werden, ist hierauf in gleicher Weise anwendbar.

Jede neue Ausgabe von Papiergeld macht eine gleiche Menge Metallgeld überflüssig, bis alle Münzen aus dem Lande herausgejagt sind. Wenn die Regie-

rung hier Halt machen würde, könnte der Umlauf des Papiers sich noch behaupten. In dieser Lage würde die Gefahr größer sein, als das Leiden: England hat sich 24 Jahre lang in dieser Lage befunden. Es hat sich ein Papiergeld gegeben, und wenn man bedenkt, welch ein kleiner Vorteil mit einer so großen Gefahr verbunden ist, ist man erstaunt, daß es diesen Fehler gemacht hat, aber es kannte zu wohl die Gefahren eines überflüssigen Umlaufs, um seine Noten über die Zahl hinaus zu erhöhen, die der Umlauf aufnehmen konnte\*).

Die anderen Regierungen sind weniger vorsichtig gewesen oder haben vielmehr mit schwierigeren Verhältnissen zu kämpfen gehabt. Es giebt keine einzige, die nicht die Sicherheit der Zukunft und die Gerechtigkeit, die sie ihren Unterthanen schuldete, den Bedürfnissen des Augenblicks geopfert hätte, nicht eine, die ihr Papier nicht in einer Weise vermehrt hätte, daß es nicht zwei oder dreimal, häufig zehn und zwanzigmal den Nennwert ihres Geldes betragen hätte. Außer den Staaten, von denen wir bei Gelegenheit der Banken gesprochen haben, erwähne ich noch das spanische Papiergeld, das unter dem Namen Vales-Reales ausgegeben wurde. Im Jahre 1805 waren von diesen für 120 Millionen Piaster in Umlauf, und sie verloren 53%. Da sie im Jahre 1819 88% verloren haben, darf man annehmen, daß damals wenigstens 280 Millionen umliefen. Sardinien, der

---

\*) Als dieses Werk erschien, war die Bank von der Verpflichtung entbunden, ihre Noten bei Vorkommen bar einzulösen. Die Parlamentsakte, die die Wiederaufnahme der Zahlungen anordnete, stand indessen schon seit dem Monat Februar 1819 auf der Tagesordnung und wurde zwei Jahre später Gesetz. Trotzdem hat der Umlauf bis zu diesem Augenblick nicht aufgehört, sich fast ausschließlich in Papier zu vollziehen.

Kirchenstaat und Neapel hatten ebenso ihr Papiergeld, von dem die Revolution sie befreit hat.

Wie verrufen auch das Auskunftsmittel des Papiergeldes sei, so ist man niemals sicher, daß eine Regierung der Versuchung widersteht, eine Steuer Leuten aufzuerlegen, die zuerst nicht bemerken, daß sie sie bezahlen und infolgedessen keinen Widerstand leisten. Diese Steuer wird in einem Lande, aus dem es kein Geld mehr auszuführen giebt, auf die gelegt, die Papiergeld besitzen, und zwar im Augenblick einer neuen Ausgabe desselben. Wenn der Umlauf eines Landes sich mit 50 Millionen Franken vollzieht und die Regierung 25 weitere ausgiebt, sind die 75 genau so viel wert, wie die bisherigen 50. Alle diejenigen, die Noten besitzen, verlieren thatsächlich das Drittel ihres Werts, dessen sich die Regierung bemächtigt; da aber der Marktpreis nicht sofort festgestellt wird, gehen diese Noten noch einige Zeit von Hand zu Hand, verlieren ohne Zweifel an Wert, aber ohne auf ihren wahren Wert zurückgeführt zu werden, dergestalt, daß keiner von denen, die verlieren, unmittelbar bemerkt, was ihm eigentlich fortgenommen ist. Die Täuschung hält einige Zeit an, unklar denkende Köpfe und bezahlte Schriftsteller arbeiten daran, sie aufrecht zu erhalten, man schreibt den Verlust dem Börsenspiel, dem Mangel an Vertrauen zu, während gerade im Gegenteil ein blindes Vertrauen beständig die Noten höher bezahlt, als ihr Wert beträgt, und erst eine zweite oder dritte Ausgabe sie auf ihren wirklichen Wert zurückführt, bevor sie in ihrer Entwertung die Taxe erreicht haben, die ihnen eigentlich schon bei der ersten Ausgabe gebührt hätte.

Indessen ist der Umlauf von Papiergeld stets einem allgemeinen Bankerott gleich gewesen. Man hat das Papiergeld in seinem Verhältnis zu Hartgeld oder zur Ware von Tag zu Tag mehr sinken sehen;

seine Inhaber wurden inne, daß sie kein Pfand der Werte hätten, deren Zeichen sie stets vorzeigen konnten, sie fürchteten, daß das Papier unter ihren Händen eine neue Verschlechterung erfahren möchte, und beeilten sich, sich seiner zu entledigen. Jeder verlor und liefs andere verlieren, jeder konnte, da er keinen gemeinen Wertmesser mehr hatte, auf den Märkten nicht mehr den Gewinn von dem Verlust unterscheiden und ging, trotzdem er immer mit Nutzen verkaufte, endlich zu Grunde. In dieser Zeit verschwand das gemünzte Geld, die Waren selbst wurden aus dem Lande ausgeführt, ohne eine Entschädigung zu bringen, und das Auskunftsmittel, welches unermessliche Reichtümer schaffen sollte, brachte nichts als Niedergang und Verwirrung.

Das französische Umlaufskapital ist zweimal durch das Papiergeld fast ganz vernichtet worden: das eine Mal durch die Lawsche Bank, das zweite Mal durch die Assignaten. Während der Entwertung des Geldes verkaufte man niemals, ohne teurer das zurückzukaufen, was man verkauft hatte. Man machte niemals irgend einen Tausch ohne Verlust, und alle die aufgehäuften Arbeit der vergangenen Zeiten wurde Schlag auf Schlag einem ähnlichen Tausch unterworfen und endigte damit, daß sie sich verflüchtigte. Ein jeder war damals bemüht, das, was noch irgend einen wirklichen Wert hatte, dieser beharrlichen Entwertung zu entziehen. Wir haben gesehen, wie in der zweiten Epoche alles das, was irgend dem Verkaufe unterworfen werden konnte, wie fremd es auch bis jetzt dem Handel gewesen sein mochte, ein Gegenstand der Ausfuhr wurde. Alle Vorrathshäuser der Kaufleute, selbst der Buchhändler, wurden leer, sogar die alten Möbel wurden ins Ausland geschickt. Der Handel hatte eine trügerische Lebhaftigkeit angenommen. Die Nation schien viel zu verkaufen, aber sie erhielt

ihre Verkäufe nur in Papier, das keinen Wert hatte, bezahlt und kam endlich dahin, alle ihre wirklichen Reichtümer gegen 45 Milliarden 579 Millionen Franken in Assignaten eingetauscht zu haben, die im Augenblick ihrer Abschaffung am 7. September 1796 für nicht mehr als 3 Sous 6 Heller für je 100 Franken verkäuflich waren.

Eine ähnliche Ausfuhr war die Folge des Niederganges des österreichischen Papiers. Wie diese den Fabriken eine trügerische Thätigkeit verschafft hat, so ist sie zugleich das hauptsächlichste Hindernis der Fortschritte eines Reichs gewesen, das alle wirtschaftlichen Vorteile zu vereinigen scheint. Der Irrtum, in den der Wechselkurs die russischen Händler versetzte, hat auch sie veranlaßt, mit Schaden zu verkaufen, und Storch zeigt in einer sehr merkwürdigen Tabelle von Artikeln, die nach Petersburg exportiert wurden, daß die Kaufleute, während die nominellen Kaufpreise in Assignaten sich von 1803—1811 verdoppelt zu haben schienen, in der That fast alle Artikel im zweiten Jahre um ein Drittel billiger verkauften, was zu dem Schlusse berechtigt, daß sie sie mit Schaden verkauft haben.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die britische Regierung, als sie die Einstellung der Barzahlung der Banknoten genehmigte und das Land der gefährlichen Einwirkung des Papiergeldes überliefs, den geheimen Beweggrund gehabt hat, auf diese Weise die Ausfuhr in großem Maße zu befördern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Parlament zu einer solchen Ausfuhr, die nur durch ein nationales Opfer erkauf werden kann, wenn man ihm klaren Wein eingeschenkt hätte, seine Zustimmung verweigert hätte. Der Zwangskurs der Banknoten erhielt den englischen Wechselkurs stets unter Pari. Dies war ein Rabatt von 2 bis 5% für alle auswärtigen Käufer auf alle Waren, die sie von

England bezogen. Dieser Rabatt vermehrte ohne Zweifel ihre Nachfrage, aber er hatte genau die Natur einer Prämie: es war ein Opfer, das die Nation brachte, damit ihre Kaufleute verdienen oder ihre Geschäfte fortsetzen konnten\*).

Wenn ein Volk das Unglück gehabt hat, dem System des Papiergeldes anheimzufallen, so kann es aus demselben ohne eine heftige Erschütterung nicht wieder herauskommen: alle kleinen Mittel verlängern das Übel nur und machen es gefährlicher. Dem Papier muß die Eigenschaft der Münze genommen werden, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das Geld fast plötzlich von allen Seiten herbeiströmen wird, um die Lücke auszufüllen, die die Ausschaltung des Papiers in dem Umlauf gelassen hat. Die Regierung muß zugleich ebenso die Ungerechtigkeiten abstellen, die sie begangen hat, wie die noch zahlreicheren, die sie hat begehen lassen. Das Papier ist ihre Schuld geworden, diese ist geheiligt, wie jedes andere Privateigentum, dessen sie sich für nationale Bedürfnisse bemächtigt hat. Es ist augenscheinlich, daß sie sie nicht zurückgeben kann, ausgenommen in England, in der sich die Ausgabe in billigen Grenzen gehalten hat und wo ein wenig beträchtliches Opfer genügt hat, die Bank in den Stand zu setzen, ihre Zahlungen wieder aufzunehmen, aber jede Regierung kann sie fundieren und sich für die Zahlung der Zinsen ver-

---

\*) Ein anderer Beweggrund wirkte zweifellos mit noch mehr Wucht auf die Leiter der Bank, da dieser aber ein rein selbstsüchtiger ist, so ist es wenig wahrscheinlich, daß er ein Geheimnis des Ministeriums geblieben ist. Da die Bank nunmehr nicht genötigt war, in ihren Kassen eine Reserve zu halten, vermehrte sich ihr Nutzen und somit ihre Dividende um die ganzen Zinsen dieser Reserve. Wir haben gesehen, daß diese Reserve gewöhnlich 6 Millionen Pfund betrug, folglich gewannen die Aktionäre bei der Einstellung der Barzahlungen jährlich 300 000 Pfund Sterling.



bürgen. Wenn sie sich dessen weigert, begeht sie einen Diebstahl an dem öffentlichen Vertrauen. Welchen Schaden aber auch eine solche Verletzung der Verpflichtungen und der nationalen Ehre der Gesellschaft zufügen mag, die Fortsetzung des Umlaufs eines Papiers, welches sich von Tag zu Tag mehr entwertet, ist ein noch viel gröfserer. Frankreich hat sich schnell von dem Stofs erholt, den ihm die Unterdrückung der Assignaten am 7. September 1796 zugefügt hat. Aber ihr Umlauf hatte Verzweiflung in alle Familien gebracht und die Vernichtung jeglichen Eigentums herbeigeführt.

Die zweite Pflicht der Regierung besteht in der Regelung des Wertes der Verpflichtungen, die auf Grund dieses trügerischen Geldes eingegangen sind, unter Aufstellung einer Skala für eine Wertherabsetzung. Das Gesetz hat fast immer gestattet, Schulden, die in Silber eingegangen sind, in Papier zurückzuzahlen, und ist so Mitschuldiger an allen privaten Bankerotten geworden, wie an allen Zahlungen, die gegen Treu und Glauben verstofsen und die die notwendige Folge sind, wenn man in den Umlauf einen nominalen Wert an die Stelle eines wirklichen treten läfst. Es würde aber wahrscheinlich über ihre Macht gehen, die Zahlung von Verpflichtungen, die in nominalen Werten eingegangen sind, in wirklichen erzwingen zu wollen. Man kann den Gläubiger zwingen zu verlieren, aber nicht den Schuldner zu zahlen, wenn er nichts hat. Könnte man es, so wäre die Ungerechtigkeit genau so groß, wie bei der ersten Voraussetzung, und der wirtschaftliche Schaden wäre vielleicht noch gröfser. England hat hiervon die ersten Berührungen in dem festländischen Frieden von 1813 verspürt. England war noch immer nicht überzeugt davon, dafs es ein Papiergeld hätte, Verkauf und Ausfuhr von Gold waren verboten, die Masse

des Volkes hatte noch nicht den Niedergang des Papiers bemerkt und bemerkte ihn auch ferner nicht. Da man das Papiergeld stets als einen unveränderlichen Wert ansah und dem Niedergange der ausländischen Wechselkurse keine Aufmerksamkeit schenkte, glaubte man, daß alles eben nur teurer geworden wäre. So waren alle Geschäfte auf Zeit auf diese Erhöhung des Preises der wirklichen Dinge begründet. Der Pächter hatte 125 Pfund Sterling Pacht für ein Stück Land versprochen, das früher nur 100 gekostet hatte, und dasselbe war es mit allen übrigen Vertragsschließenden. Die Banknoten, die nicht in einer Menge, die die Bedürfnisse des Umlaufs überstieg, ausgegeben waren, stiegen fast auf Pari, als der Friede das Vertrauen wieder belebte und die ungeheuren Kriegszubußen aufhörten, die England an das Festland bezahlt hatte. Dieser Hausse, die keineswegs die Folge der Unterdrückung des Papiers war, folgte kein Dazwischentreten der Gesetzgebung zur Abänderung von Verpflichtungen, die zu einem anderen Wert eingegangen waren, ebensowenig wurde ein Maßstab für eine Wertherabsetzung aufgestellt. Derjenige, der versprochen hatte, 125 Pfund in Papier zu bezahlen, das 100 Pfund Silber wert war, war gehalten, 125 Pfund in Papier zu bezahlen, das 123 oder 124 Pfund in Silber kostete. Kein gesetzliches Mittel gab es gegen eine so schreiende Ungerechtigkeit, welche nicht einmal von denen, die darunter litten, verstanden wurde. Aber andererseits war keine Macht imstande, aus dem Gewerbetreibenden ein Kapital herauszuziehen, das er meistens gar nicht hatte. Im Laufe von 2 oder 3 Jahren machten fast alle Pächter Bankerott, und fast alle Eigentümer sahen sich in die Notwendigkeit versetzt, den Pachtpreis zu ermäßigen. Die Landwirtschaft erhielt in dieser Zeit einen Stoß, von dem sich zu erholen sie lange

Zeit brauchen wird. So mißbraucht ein Staat das öffentliche Vermögen, wenn er den Maßstab, der zur Messung aller anderen Werte und aller Schwankungen des Geldwerts bestimmt ist, veränderlich macht. Derartige Schäden sind unvermeidlich, wenn man das Papier an Stelle des Silbers setzt, und sie sind gleich verhängnisvoll, mag der Kurs des Papiers auf Nutzen oder Schaden weisen.

---

## Sechstes Buch.

### Die Steuer.

#### Erstes Kapitel.

##### Wer soll die Steuer bezahlen?

Das erste Ziel der politischen Ökonomie ist die Entwicklung des Nationalreichtums. Das Ziel aller Regierungen aber, seitdem sie ihre Aufmerksamkeit auf diese Wissenschaft gerichtet haben, ging stets dahin, an diesem Reichtum einen Anteil zu haben und die Verfügung über einen möglichst großen Teil des jährlichen Einkommens der Nation zu erlangen. Die täglich wachsenden Bedürfnisse der Regierungen und die außerordentlich großen Kriegsausgaben haben die Fürsten gezwungen, den Völkern das drückendste Joch aufzulegen, so daß sie es kaum tragen konnten. Die Steuer, welche an sich den Unterthanen ein Gegenstand des Widerwillens ist, ist zu einer fast unerträglichen Last geworden. Es kann keine Frage sein, daß man sie nicht so gestalten kann, daß sie keine Last ist, wohl aber kann man etwas dazu thun, das Übel möglichst wenig beschwerlich zu machen, und dies muß die ganze Sorge der Regierung sein.

Die Ökonomen, die Quesnays Lehre folgten und in dem Nettoeinkommen aus der Erde die einzige Quelle des Reichtums sahen, hatten ebenso eine einzige

Steuer für vorteilhaft halten können. Mit Recht hatten sie erkannt, daß die Regierung sich geraden Weges an den wenden müsse, der die Steuer am letzten Ende bezahlt, denn wenn diese Steuer durch einen Bürger bezahlt wird, der durch einen zweiten entschädigt werden muß, dieser wieder durch einen dritten, so werden nicht nur 3 Personen anstatt einer durch diese Zahlung belästigt, vielmehr wird die dritte dies um so härter, als sie die beiden ersten mit einem Zins für ihre Geldvorschüsse entschädigen muß. Aus diesem Grunde nannten die Ökonomen direkte Steuer diejenige, die auf dem Einkommen aus dem Grund und Boden ruht; jeder anderen gaben sie den Namen indirekte Steuer, weil sie nur in indirekter Weise den traf, der sie am letzten Ende bezahlen mußte. Ihr System ist gefallen, ihre Begriffsbestimmungen haben keine Bedeutung mehr, ihre Benennungen aber sind allgemein im Gebrauch geblieben.

Wir haben wohl erkannt, daß es nur eine einzige Quelle der Reichtümer giebt, die Arbeit, aber es giebt nicht nur eine einzige Klasse von Bürgern, der die aus der Arbeit hervorgegangenen Einkommen gehören. Sie verteilen sich unter alle Klassen der Bevölkerung, sie nehmen die verschiedensten Formen an, so ist es nur gerecht, daß die Steuer ihnen in allen ihren Verzweigungen folgt. Die Steuer muß von den Bürgern als eine Entschädigung für den Schutz angesehen werden, den die Regierung ihren Personen und ihrem Eigentum gewährt. Es ist gerecht, daß alle ihr im Verhältnis zu den Vorteilen, die die Gesellschaft ihnen gewährt, und im Verhältnis zu den Ausgaben, die die Gesellschaft für sie leistet, unterliegen.

Der größte Teil der Kosten der sozialen Gemeinschaft ist zur Verteidigung des Reichen gegen den Armen bestimmt, weil der erstere, wenn man alle ihre natürlichen Kräfte gebrauchen ließe, bald aus-

geplündert sein würde. Es ist also gerecht, daß der Reiche nicht nur im Verhältnis zu seinem Vermögen, sondern auch über dieses Verhältnis hinaus zur Aufrechterhaltung einer Ordnung beiträgt, die so vorteilhaft für ihn ist, gerade wie es nur billig ist, daß man von seinem Überfluß mehr nimmt, als von der Notdurft des andern. Trotzdem findet auch der Arme in der sozialen Ordnung einen Schutz: sobald er ein Eigentum oder irgend ein Einkommen in den Früchten der Arbeit besitzt, genießt er es unter der Gewährleistung der Regierung. Die von ihm bezahlte Steuer ist für ihn ein Pfand der Freiheit; er hat ein Recht auf die politische Ordnung, zu deren Erhaltung er beiträgt, und die Entbehrung, die dieser Beitrag ihm auferlegt, ist der gerechte Preis für den Genuß, den er in der Herrschaft der Gesetze finden soll.

Die meisten öffentlichen Arbeiten, der größte Teil der Kosten der Verteidigung, wie die für die Ausübung der Gerechtigkeit, werden zu gunsten des Grundeigentums geleistet, viel mehr als zu gunsten des beweglichen. Es ist somit nur gerecht, daß der Bodeneigentümer im Verhältnis höher belastet wird, als die anderen. Wenn indessen auch der Arme an den Wohlthaten der sozialen Ordnung seinen Anteil hat, so ist der Anteil des reichen Kapitalisten, des reichen Kaufmanns, des reichen Fabrikanten, an ihr ein sehr viel größerer. Sie sind dem Neid des Armen womöglich noch mehr ausgesetzt, als die Grundeigentümer, und der Eintritt einer Anarchie würde ihr Vermögen sehr viel schneller vernichten. Um dieses Vermögen wertvoll zu machen, stehen sie an sich oder durch ihre Bediensteten oder ihre Schuldner in stetem Kampf mit den Armen, die sie arbeiten lassen; legen sie ihnen doch häufig harte Bedingungen auf, manchmal sogar unvernünftige. Nicht ihre Kraft würde hierzu ausreichen, sondern nur die der Gesellschaft, die ihnen

die ihrige leiht. Die Industrie, aus der sie alle, direkt oder indirekt, ihre Einkommen ziehen, könnte nicht aufrecht erhalten werden, wenn die Regierung, die fast stets die einmal feststehende Ordnung schützt, ohne auch nur die Berechtigung des Parteiwillens zu prüfen, nicht ohne Unterlaß eine mächtige Stütze für den wäre, der hat, gegen den, der nichts hat. Die Grundeigentümer müssen über das Verhältnis ihres Einkommens hinaus Beiträge leisten, um die Ausgaben, die direkt zu ihren Gunsten gemacht werden, wett zu machen, aber die Kapitalisten müssen ebenso über dieses Verhältnis hinaus für die Bedürfnisse einer Regierung beitragen, der sie sogar ihr Dasein verdanken.

Mit diesen leichten Einschränkungen kann man also als allgemeine Regel aufstellen, daß jeder zur Erhaltung der Gesellschaft im Verhältnis zu seinem Einkommen beitragen soll. Von den verschiedenen Teilen des Reichtums darf nur das Einkommen besteuert werden, denn die Regierung wird das Produkt der Steuern auf eine unproduktive Art verwenden, sie wird es ausgeben, sie würde also um diesen Betrag die Gesellschaft ärmer machen, wenn alles das, was sie ausgiebt, nicht von dem Fond genommen würde, der sich aus sich selbst erneuert und der lediglich zum Ausgeben bestimmt ist. Der Teil des Reichtums, den die Regierung nimmt, ist ohne Zweifel Einkommen für den einen und Kapital für den andern, da wir ja gesehen haben, daß diese beiden Formen des Reichtums ohne Aufhören die eine an die Stelle der anderen treten; es kommt eben darauf an, daß die Regierung die Steuer von dem nimmt, der sie als Einkommen betrachtet und nicht von dem, bei dem sie Kapital ist, damit der erste, der sie ausgegeben hat, mit dem übrigen sparsam umgeht, und damit niemand den Fond, der für die Wiedererzeugung bestimmt ist, angreift.

Die Steuer dient für die jährlichen Ausgaben des Staates; sie ist zugleich für jeden Steuerzahler eine Beteiligung an einer Ausgabe, die von der Allgemeinheit für ihn und für seine Genossen geleistet wird. Diese Ausgabe unterscheidet sich nicht wesentlich von anderen. Der Zweck des Reichtums ist stets der Genufs: wenn das Kapital eines jeden dazu dient, neue Reichtümer entstehen zu lassen, so wird sein Einkommen verwendet und soll es werden: zum Gebrauch, zur Verzehung, zur Verschaffung von Genüssen. Aber auch das sind Genüsse, die jeder Steuerzahler durch die Steuer kauft: die öffentliche Ordnung, die Gerechtigkeitspflege, die Sicherheit seiner Person und seines Eigentums; Genüsse sind auch die öffentlichen Arbeiten, die ihm bequeme Wege, ausgedehnte Spaziergänge, gesundes Wasser verschaffen, ebenso der öffentliche Unterricht, der sich unter dem Namen Erziehung an die Kinder wendet, wie der unter dem Namen des Kultus an die Erwachsenen; endlich ist, und zwar als Ergänzung aller anderen, die öffentliche Verteidigung ein Genufs, der dazu dient, jedem seinen Anteil an den Vorteilen zu erhalten, die die soziale Ordnung ihm gewährleisten soll.

Die Steuer ist also nur insofern ein Übel, als es ein Übel ist, durch ein Opfer eine Sache zu erwerben, die wir gebrauchen oder nach der wir Begehren tragen, aber sie ist ebenso ein Gut, wenn diese Sache für uns mehr wert ist und uns gröfsere Genüsse verschafft, als das Opfer, durch das wir sie erlangt haben, uns kostet. Wenn die Gesellschaft gut eingerichtet wäre, müfste dies immer so sein, denn es ist stets wirtschaftlicher, die Anstrengungen mehrerer für einen gemeinsamen Zweck zu vereinen, als zu versuchen, diesen durch eine Reihe einzelner persönlicher Anstrengungen zu erreichen. Jeder Steuerzahler soll für sein Geld durch die Wege, die Kanäle, die öffent-



lichen Brunnen, den Schutz seiner Person, die Erteilung von Unterricht mehr Genüsse erhalten, als wenn er sich alle diese Dinge auf seine eigenen Kosten verschaffen müßte. Das Geld, das ihm die Steuer abnimmt, ist also gut angewendet, wenn einerseits alles, was im Namen der sozialen Genüsse genommen wird, auch wirklich für diese verwendet wird und nicht dazu dient, den Leidenschaften der Regierenden zu schmeicheln, und andererseits die, denen man Genüsse sichern will, imstande sind, sie mit ihrem Einkommen zu kaufen. Für mehr als einen Bürger würde ein Wagen ein sehr großer Genuß sein; indessen muß er hierauf verzichten, weil sein Einkommen hierzu nicht ausreicht und er, wenn er zu diesem Zweck auf sein Kapital zurückgreifen würde, die Quelle aller seiner künftigen Genüsse verschütten würde. Ebenso wäre ein schöner Theatersaal vielleicht ein großer Genuß für alle Staatsbürger: sie müssen auch hierauf verzichten, wenn sie, um diesen Genuß zu kaufen, ihre Kapitalien angreifen und für einen gegenwärtigen Genuß auf ihre künftige Ernährung verzichten sollen.

Das Maß der Genüsse eines jeden muß stets das Einkommen eines jeden sein, ebenso muß der Anteil an den gemeinsamen Genüssen, die die Steuer allen verschaffen muß, stets im Verhältnis zu dem Einkommen aller stehen.

---

## Zweites Kapitel.

### Wie die Steuer das Einkommen treffen soll.

Niemand stellt in Abrede, daß die Steuer lediglich auf das Einkommen gelegt werden müsse, und zwar verhältnismäßig; aber auch bei Festhalten dieses

Grundsatzes ist es immer noch schwer festzustellen, welches eigentlich das Einkommen ist, was belastet werden darf, und in welcher Weise dieses Einkommen in einem richtig gesteigerten Verhältnis getroffen werden kann.

In dem zweiten Buche haben wir gezeigt, daß das Einkommen ein Anwachsen von Reichtümern ist, das aus dem Boden und der menschlichen Arbeit entsteht, das ohne Wiedererzeugung verzehrt werden kann, ohne daß die ursprüngliche Grundlage des Reichtums vermindert wird. Ebenso haben wir gesehen, daß der Verbrauch das Einkommen übersteigen und das Kapital angreifen würde, wenn der Boden sich in einem niederen Zustand der Bebauung befindet, oder wenn die angehäuften Arbeit nicht im Verhältnis zu ihrem Verbrauch durch Arbeiten in gleichem Werte ersetzt wird, oder endlich, wenn die Menschen, die von der Arbeit leben oder ihre Nachfolger nicht mehr imstande sind, dasselbe Werk wieder zu beginnen und zu vollenden.

Ein Teil der jährlichen Produktion muß also verwandt werden, den Boden in demselben Wertzustande zu erhalten, ein anderer, um den angehäuften Fond der menschlichen Arbeit zu ersetzen und ihn in dem gleichen Verhältnis zu erhalten, ein dritter für den Lebensunterhalt der ganzen arbeitenden Bevölkerung, um ihr den gleichen Grad ihrer Kräfte zu erhalten: lenkt man irgend einen Teil dieser notwendigen Verwendung der jährlichen Produktion von seinem Wege ab, so wird die Nation reißend der Verarmung entgegenzueilen, sie wird zu Grunde, sie wird untergehen.

Es ist also wesentlich, den Teil des Bruttoprodukts, der verbraucht wird, um die Wiederaufrischung des Bodens zu bewirken, sowie den, der die stehenden und in Umlauf befindlichen Kapitalien, durch die alle Arbeiten bewirkt werden, ersetzt und

den, der zum Lebensunterhalt aller Menschen, die diese Arbeiten anfertigen, dient, nicht zu belasten, nicht mit dem Einkommen zu verwechseln, nicht zu vergeuden. Aber wie soll diese Unterscheidung gemacht werden?

Darf man nicht die Grundrente, das Nettoprodukt der Landwirtschaft, nicht den Geldzins, das Nettoprodukt der Kapitalien, als Einkommen betrachten? Unterliesse man dies, so würde man gar zu sehr die steuerbare Masse beeinträchtigen, und von der Steuerpflicht für die Ausgaben des Staats zahlreiche Klassen ausnehmen, denen der Staat Genüsse gewährt. Der Pächter ist nicht weniger als der Eigentümer, der Kaufmann nicht weniger als der Kapitalist Gegenstand des Schutzes der Gesetze und der wohlwollenden Thätigkeit der Regierung. Selbst der Tagelöhner hat einen Anspruch an alle öffentlichen Einrichtungen, für ihn, wie für jeden anderen Bürger ist die Gerechtigkeitspflege vorhanden, für ihn die Verteidigung der nationalen Ehre, für ihn die staatlichen Arbeiten, die der öffentlichen Gesundheitspflege dienen, oder die zum Wohlbefinden oder zu dem Vergnügen aller Einwohner beitragen.

Die Arbeit ist die Quelle des öffentlichen Reichtums, aus der Arbeit entsteht das Einkommen, und dieses jährliche Anwachsen beschränkt sich nicht auf den Teil, der den Grundeigentümern oder den Kapitalisten als Rente und als Zins zufließt. Die Einkommen des Pächters oder der Nutzen, den ihm seine Industrie bringt, können ganz ebenso beträchtlich sein, wie die des Eigentümers, dessen Güter er wertschöpfend macht; der Nutzen des Kaufmanns ist im allgemeinen erheblicher, als der des Kapitalisten, dessen Kapitalien er ausnutzt; selbst die Löhne verschiedener Arbeiter, namentlich wenn sie sich eine besondere Geschicklichkeit erworben oder wenn sie eine höhere Laufbahn eingeschlagen haben, wie

die schönen Künste, die gelehrten Berufe, genügen zur Erzielung eines reichlichen Lebensunterhalts. Diese verschiedenen Glieder der Gesellschaft scheuen vor Geldopfern nicht zurück, wenn sie sich Luxusgenüsse verschaffen wollen, aus welchem Grunde sollten sie von einem Beitrag zu dem ersten der Genüsse: der Ordnung, der Gerechtigkeit und der Sicherheit befreit sein?

Es ist wahr, daß in verschiedenen Ländern die arbeitende Klasse einen Lohn erhält, der nur gerade zum notwendigen Lebensunterhalt ausreicht. Man hat als einen Nutzen alles das betrachtet, was man an der Bezahlung ihrer Arbeit ersparen konnte. Man hat das Nettoprodukt zu gunsten der Reichen als das einzige Ziel der Gesellschaft betrachtet, während in den Augen solcher Beurteiler die Arbeiter lediglich ein Mittel sind, den Reichtum zu erzeugen, ein Mittel, das man ebenso gut ausmerzen kann, sobald es sich als unnützlich erweist. In dieser beklagenswerten wirtschaftlichen Organisation, in der man die Nahrung berechnet, die die wenigsten Kosten zur Fristung des Lebens beansprucht, und die Grenzen der Arbeit, die man täglich fordern kann, ohne daß die natürlichen Kräfte ihr unterliegen, würde es ohne Zweifel eine Verhöhnung sein, von einem armen Arbeiter, der keinen Genuß kennt, Zahlung für die Genüsse einer Ordnung und einer Gerechtigkeit, die ihn nicht beschützen, einer Nationalehre, die ihm gleichgiltig ist, zu verlangen. Aber hier ist es nicht die Anteilnahme des Staatsschatzes an dem Einkommen des Arbeiters, die zu tadeln ist, sondern die Erniedrigung des Armen, die bis zu dem Grade geht, daß sein Einkommen seine Notdurft nicht überschreitet.

Übrigens sind die Bürger nicht nach der Entstehung ihres Einkommens in Arme oder Reiche eingeteilt. Wenn der Lohn zahlreicher Arbeiterfamilien

gerade zu ihrem Lebensunterhalt ausreicht, so giebt es andererseits ebenso viele Familien armer Eigentümer, armer Kapitalisten, die nicht mehr Rente aus ihrem Boden oder ihren Kapitalien ziehen, als die Arbeiter aus ihrer Arbeit. Wenn man die einen vollständig entlastet, ist man gezwungen, schwerer die Hand auf die anderen zu legen, die Steuer kann ebenso gut die Notdurft schmälern, wenn sie das Nettoprodukt trifft, wie das Produkt der Industrie; es ist ebenso ungerecht und ebenso grausam, die Eigentümer wie die von Lohn Lebenden Hungers sterben zu lassen.

Jede jährliche Vermehrung des Nationalreichtums, jedes verbrauchbare Anwachsen ohne Wiedererzeugung, muß also steuerfähig sein; es kann im ganzen ausgegeben werden, und jede Ausgabe muß in einem gewissen Verhältnis zu der Gewährung eines jeden Genusses beitragen. Das Nationaleinkommen entsteht aus der wechselseitigen Thätigkeit von vier Personenklassen: der Eigentümer, der Kapitalisten, aller derjenigen, die Kapitalien durch irgend eine Industrie nutzbringend machen, und der Tagelöhner. Es verteilt sich unter sie unter dem Namen Rente, Zins, Nutzen und Lohn; überall ist es gleichmäÙig dazu bestimmt, Genüsse zu kaufen, überall muß es zu dem allgemeinen GenuÙ der öffentlichen Ordnung beitragen, überall muß es im Verhältnis zu allen anderen Genüssen, die es verschaffen kann, geschätzt werden, überall muß man sparsam mit ihm umgehen, und die Steuer muß vor der Notdurft halt machen und dem Steuerpflichtigen das lassen, was er zu seinem Lebensunterhalt bedarf.

Wenn es schon aus Gründen der Menschlichkeit wesentlich ist, daß die Steuer auf das Einkommen jeder Art niemals dem Steuerpflichtigen einen Teil seiner Notdurft nimmt, da es ja lächerlich wäre, einem

Menschen von Genüssen der öffentlichen Ordnung zu sprechen, wenn diese öffentliche Ordnung ihn zum Hungertode verurteilt, so ist es nicht weniger wichtig, darauf zu achten, daß bei jeder Art Einkommen stets ein Teil unangetastet bleiben muß und daß der Fiskus diesen Teil achten muß, will er nicht die Auflage selbst gefährden und sich seiner Hilfsmittel in der Zukunft berauben.

Dieser notwendige und unantastbare Teil des Einkommens, der allein dem Eigentum Wert verleiht und der dazu beiträgt, daß der Inhaber es bewahrt, verbessert und ihm den Trieb zur Wiedererschaffung verleiht, ist nicht in jeder Art Reichtum gleich, und die Mißbräuche der Gewalt des Fiskus haben nicht für alle gleich verhängnisvolle Folgen.

Das Nettoeinkommen aus dem Grund und Boden bedarf vor allem zu seiner Entstehung am wenigsten der Thatkraft und der Willensäußerung seines Eigentümers. Es ist zugleich das, was die Regierungen sich am wenigsten verpflichtet gefühlt haben, schonend zu behandeln. In der That, wie gedrückt auch die Eigentümer seien, sie können ihren Grund und Boden weder in ein anderes Land überführen, noch ihn zerstören; die einzige Folge ihrer Unterdrückung wird darin bestehen, daß sie die Verbesserung ihrer Besitzungen unterlassen. Keine andere Klasse von Bürgern ist so der Gnade und Barmherzigkeit des Fiskus preisgegeben. So haben die despotischen Regierungen Asiens diese Grundeigentümer vollständig ausgeraubt, indem sie das Eigentum an dem Boden an sich gerissen haben. Auch in vielen Teilen Europas ist der Druck der Steuern ein so wuchtiger, daß die Eigentümer eigentlich nicht mehr als die Pächter des Fiskus sind.

Auch die despotischste Regierung könnte das Nettoeinkommen der Kapitalisten nicht in gleicher

Weise behandeln. Diese haben fast jederzeit die Möglichkeit, ihr Vermögen drückenden Auflagen zu entziehen, und der Fiskus, wenn er selbst die Möglichkeit hätte, ihr Einkommen genau zu erkennen, würde doch stets die Verpflichtung fühlen, sie niemals zu stark zu belasten, um ihnen nicht die Erwägung nahe zu legen, ihre Reichtümer aus dem Lande zu ziehen.

Die Kaufleute, die Fabrikanten, die Pächter, alle die, die Kapitalien fruchtbringend anlegen, sind ein wenig mehr als die Kapitalisten an das Land gefesselt; wenigstens können die beiden letzteren sehr schwer aus ihrem Vaterlande fortgehen, aber ihr Nutzen bildet ihre einzige Ermutigung zur Arbeit, und wenn der Fiskus ein Mittel fände, sich einen allzugroßen Teil an dem Nutzen des Handels, der Manufakturen und des Ackerbaus anzueignen, so daß der Rest eben nur ausreichte, die Gefahren, die diese Beschäftigungen laufen, zu decken, so würde die Industrie zuerst in ihrer Thätigkeit ermatten und bald ganz aufhören. Man hat gesehen, wie unter den Ministern Karls V. und seiner Nachfolger ganze Landschaften verödet worden sind, die ehemals blühend waren, und wie der Müßiggang an Stelle der Arbeit getreten ist. Wie sollte auch jemand emsig arbeiten, wenn seine Arbeit, statt sein Wohlbefinden zu vermehren, nur dazu dient, das wenige, was er hat, den Wechselfällen des Zufalls preiszugeben.

Wenn es aber einen Teil des Nationaleinkommens giebt, an das der Fiskus nur mit größter Vorsicht rühren soll, aus Furcht, dasjenige zu zerstören, was zur Wiedererzeugung notwendig ist, so sind dies die Löhne oder das Einkommen aller derer, die von ihrer Arbeit leben. Dieses Einkommen müssen die Arbeiter verbrauchen; aber nur dadurch erhalten sie sich selbst, das lebende Kapital der Nation.

In dem Lohn giebt es einen notwendigen Teil, der das Leben, die Kraft und die Gesundheit seiner Empfänger erhalten muß, soll die Arbeit fortgesetzt werden, soll der Lohn, der für sie ein Einkommen, aber für die, die ihn bezahlen, ein Kapital ist, diesen letzteren die Früchte tragen, die sie von ihm erwarten und von Jahr zu Jahr fortfahren, die soziale Maschine in Bewegung zu setzen. Wehe der Regierung, die an diesen Teil rührt, sie opfert alles auf einmal, Opfer an Menschen und die Hoffnung auf die künftigen Reichtümer.

Diese Erwägung zeigt uns, wie falsch die Politik der Regierungen ist, die zugegeben haben, daß der Lohn der arbeitenden Klassen auf die bloße Notdurft herabgedrückt wird, um die Nettoeinkommen der Kaufleute und der Eigentümer zu vermehren. Der Fiskus soll, wenn er seinen Anteil an dem Nettoeinkommen dieser drei letzten Klassen beansprucht, seine Anforderungen beschränken. Er verlangt von jedem Bürger das Opfer eines Teils seiner Genüsse, um sich den Genuß der Ordnung, der Gerechtigkeit, der Aufrechterhaltung der nationalen Ehre zu sichern. Aber was soll er von dem verlangen, dem er auch nicht den geringsten Genuß gelassen hat? Und wenn das ganze nationale Werk durch Maschinen oder durch Menschen, die zu Maschinen erniedrigt sind, geleistet werden könnte, wo würde er diesen ansehnlichen Teil wiederfinden, den er früher dem Einkommen einer Klasse entzogen hat, die er hat zu Grunde gehen lassen?

Diese Erwägungen haben uns noch nicht zur Erkenntnis geführt, wie man gerecht Auflagen machen soll, und noch weniger zur Erkenntnis der Mittel, wie dies zu erreichen ist. Indessen können wir aus dem Vorhergehenden eine kleine Anzahl Regeln aufstellen, die dazu dienen wer-



den, die verschiedenen Formen der Auflagen zu beurteilen.

I. Jede Steuer ist dem Einkommen und nicht dem Kapital aufzuerlegen. Im ersteren Falle giebt der Staat nur das aus, was die Privaten ausgeben sollten; im zweiten zerstört er, was sowohl die Privaten, wie der Staat am Leben erhalten sollen.

II. Bei der Auflegung der Steuer darf man das jährliche Bruttoproduct nicht mit dem Einkommen verwechseln, denn das erste umfaßt neben dem zweiten das ganze Umlaufskapital; ein Teil dieses Produkts muß dauern, um alle feststehenden Kapitalien, alle angehäuften Arbeiten und das Leben aller produzierenden Arbeiter zu erhalten.

III. Da die Steuer der Preis ist, den der Bürger für Genüsse zahlt, darf man diesen Preis nicht von dem verlangen, der nichts genießt, man darf also niemals auf den Teil des Einkommens zurückgreifen, der zum Lebensunterhalt der Steuerpflichtigen notwendig ist.

IV. Die Steuer darf niemals den Reichtum, den sie treffen will, in die Flucht schlagen, sie muß also um so maßvoller sein, je leichter dieser Reichtum aus dem Lande zu ziehen ist. Sie darf niemals den Teil des Reichtums angreifen, der zur Erhaltung dieses Einkommens notwendig ist.

---

### Drittes Kapitel.

#### Eine einzige Steuer im Verhältnis zum Einkommen.

Dem menschlichen Geiste eignet die Gewohnheit, daß er versucht, alle seine Thätigkeiten auf die einfachste Formel zurückzuführen, alle seine Regeln zu verallgemeinern und durch ein gleichmäßiges Ver-

fahren alle komplizierteren Vorgänge zu vereinfachen. Diese Gewohnheit, alles zu vereinfachen, zu klassifizieren, zu verallgemeinern, ist ohne Zweifel die Ursache der wesentlichsten Fortschritte in den verschiedenen Wissenschaften. Man muß sich ihr indessen nicht auf eine unüberlegte Weise überlassen, sie geht viel mehr aus unserer Schwäche als aus unserer Kraft hervor, und die gewonnenen Schlüsse sind viel häufiger in den Grenzen unseres Verstandes als in der Natur der Dinge begründet.

So hat man der Gesellschaft fast stets mehr Leiden als Erleichterung verursacht, wenn man sich auf die Suche nach einer einzigen Steuer begeben hat. Zweifellos ist es vorteilhaft, die Beziehungen des Fiskus zu den Steuerpflichtigen zu vereinfachen, zweifellos ist es wünschenswert, eine unveränderliche Regel an die Stelle der Willkür zu setzen, zweifellos scheint für alle Bürger, die für die Nationalbedürfnisse im Verhältnis zu ihrem Einkommen beitragen müssen, eine einzige, dem Einkommen angemessene und für alle gleiche Steuer gleichzeitig gerechter und einfacher, als die Buntscheckigkeit von Steuern, die die Finanzkunst erfunden hat. Indessen sind die meisten Regeln, die wir über die Steuern aufgestellt haben, auf eine einzige Steuer nicht anwendbar; die meisten Einkommen, die wir der Schonung würdig erachtet haben, hätten bei ihr eine Schonung nicht zu erwarten. Je unbeugsamer die Regel ist und je fester man auf ihr bestehen muß, wenn man nicht alle die, die sie treffen soll, aufs härteste verletzen will: die einzige Steuer, selbst wenn sie eintreibbar wäre, würde viel weniger einbringen und viel mehr Leiden verursachen, als die verschiedenen Steuern, die sich den verschiedenen Arten von Reichtümern anpassen.

Wenn sie eintreibbar wäre, haben wir gesagt. In der That erhebt sich sofort das Bedenken, ob es

möglich ist, alle Einkommen durch eine einzige gesetzliche Maßnahme, durch eine verhältnismäßige Steuer zu erfassen. Zur Erreichung dieses Zieles müßte man das persönliche Einkommen entweder bei seiner Entstehung, im Augenblick, in dem jeder Bürger es empfängt, nehmen, oder aber bei seiner Umwandlung in Verbrauch, in dem Augenblick, in dem jeder Mensch es ausgiebt. Die eine Methode wäre nahezu ebenso gut wie die andere, denn die Ausgabe ist ja das genaueste Maß des Einkommens; wenn einige Geizhalse weniger ausgeben, oder etliche Verschwender mehr als sie haben, so kommen diese kleinen Unterschiede für die Gesamtheit nicht in Betracht. Wenn aber, wie ich glaube, diese beiden Methoden gleichmäßig ungangbar sind, so bleibt nur die übrig, die man bis jetzt befolgt hat, die Steuern jeder Art von Reichtum anzupassen, und durch ihre Verschiedenheit die Ungleichheit jeder einzelnen, gesondert betrachtet, auszugleichen.

Der erste Versuch mußte darin bestehen, das Einkommen bei seinem Entstehen zu ergreifen. Allein mit dieser wollen wir uns in diesem Kapitel beschäftigen. In den beiden folgenden werden wir die Steuern auf einige besondere Quellen des Einkommens prüfen und in dem sechsten auf eine allgemeine Steuer auf die Ausgaben oder auf den Verbrauch zurückkommen und zeigen, daß es gleichmäßig ungerecht und unthunlich ist, nur diese zulassen zu wollen.

Nehmen wir an, daß im Verhältnis der Privat- ausgaben zu den öffentlichen jedem Bürger neun Zehntel seines Einkommens für seine übrigen Genüsse zugebilligt werden müssen und daß wir ihm die Verpflichtung auferlegen, mit dem letzten Zehntel für die Genüsse, die ihm die öffentliche Ordnung verschafft, beizutragen. Es müßte also jedes in der Gesellschaft entstandene Einkommen, gleichviel welcher Art es sei,

dem Fiskus ein Zehntel zahlen. Wie ist dieses bei den verschiedenen Arten von Reichtum zu erreichen?

Das erste Einkommen ist, wie wir gesehen haben, das der Grundeigentümer. Dieses wird keine Schwierigkeiten machen, wenigstens nicht dort, wo das System der Pachtkontrakte herrscht: es unterscheidet sich vollständig vom Kapital, den jährlichen Vorschüssen und jedem anderen Teil des Reichtums, der Vertrag, der ihm zur Grundlage dient, ist häufig leicht zu erkennen; selbst wenn man ihn verheimlicht, kann der Boden der Beobachtung nicht entzogen werden, und in der That haben die Regierungen die Grundeigentümer selten geschont, fast alle haben von ihrem Einkommen von seinem Entstehen an einen Teil genommen, fast alle haben das Verhältnis des Zehntels gelten lassen, von dem wir angenommen haben, daß sie es verlangen sollten. Das Einkommen, das aus stehenden Kapitalien, Maschinen und Werken aller Art entsteht, nähert sich sehr dem vorerwähnten und ist nicht gerade schwerer zu schätzen, obgleich der Ersatz des ursprünglichen, verbrauchbaren Kapitals sich hier mit dem Einkommen vermischt. Die Eigentümer dieses Kapitals sind den Mißbräuchen der Regierung mehr ausgesetzt, als die Grundeigentümer: wenn man sie überlastet, wird man der Nation ein größeres Unrecht zufügen, weil man hierdurch der Wiedererzeugung der Reichtümer grössere Hindernisse in den Weg legt, aber schwer zu fassen werden sie nicht sein.

Die Schwierigkeit wird außerordentlich vermehrt, wenn man zu den Einkommen gelangt, die aus Umlaufkapitalien entstehen. Diese teilen sich, wie wir gesehen haben, in zwei Teile; der eine geht unter dem Namen Zins auf den über, der das Kapital vorgehossen hat, der andere bleibt unter dem Namen Nutzen bei dem, der die Arbeit geleistet hat, sei er nun Unternehmer, Pächter, Fabrikant oder Kaufmann.

Um einen Anteil an diesem Einkommen zu erhalten, muß der Fiskus es zuerst kennen, dann den Empfängern derselben die Überzeugung beizubringen imstande sein, daß sie ihm einen verhältnismäßigen Teil abtreten müssen.

Der Zins ist eine feststehende Menge, meist auf allen ähnlichen Märkten gleich und von den Ereignissen unabhängig. Somit scheint er auch in seiner Ähnlichkeit mit der Bodenrente sich zu einer Auflage sehr wohl zu eignen. Aber die Übertragung der Kapitalien geschieht keineswegs öffentlich und die Regierung hat fast kein Mittel, sich Kenntnis von ihr zu verschaffen, selbst wenn sie vor drückenden Maßnahmen nicht zurückschreckt. Sie kann nicht eine Schätzung vornehmen, wenn sie nicht zur Vorschiebung unwahrer Verträge beitragen, Betrugereien und Ausflüchte aller Art hervorrufen will, durch die zur Vermeidung der Steuer der Friede der Familie und die Sicherheit jeglichen Eigentums in Frage gestellt wird, und die sie nicht verfolgen kann, ohne einen großen Teil der Kapitalien aus dem Lande zu treiben.

Der Nutzen aus den Kapitalien ist ein noch schwerer zu schätzender Reichtum. Dasselbe Unternehmen, derselbe Handel, die im letzten Jahre einen Nutzen gebracht haben, können in diesem Jahre einen Schaden bringen. Wenn indessen der Kaufmann seinen ganzen Nutzen als Einkommen betrachtet, anstatt in guten Jahren einen Teil desselben seinem Kapital hinzuzufügen, während der Verlust in den schlechten von diesem Kapital genommen werden muß, wird er bald zu Grunde gehen. Sein wahres Einkommen besteht also in dem Mittel zwischen den guten und den schlechten Jahren, aber dieses Mittel ist ihm selbst unbekannt: wie soll es nun der Regierung, die ihn zu überwachen versucht, möglich sein, es zu schätzen! Wenn nun das Interesse der anderen Steuerpflichtigen, ihr Einkommen

zu verheimlichen, seinen Grund in dem Wunsche hat, den Anforderungen des Fiskus zu entschlüpfen, so haben die Kaufleute noch einen ganz besonderen Beweggrund, es zu verbergen. Wie gut auch ihr Vermögen begründet sein mag, so ist ein Kredit, auf den sie rechnen können und der nur ihnen bekannt ist, für sie doch stets notwendig: ihr Fall würde stets von dem Willen aller ihrer Konkurrenten abhängen, wenn diese den ganzen Umfang ihrer Hilfsquellen kennen würden und dadurch ebenso die Natur ihrer Spekulationen. Sie würden dadurch imstande sein, gerade den gefährlichsten Augenblick ausfindig zu machen, um ihnen Vorschüsse zu entziehen oder Zahlungen von ihnen zu fordern. Der Handel ist ein gefährliches Geschäft, in dem die wechselseitige Abhängigkeit eines jeden von allen so groß ist, daß sie nur durch das Geheimnis gemildert werden kann. Jede Steuer ist im Gegenteil ihrer Natur nach öffentlich; eine Steuer auf die Einkommen, den Nutzen des Handels, würde das Maß des Vermögens aller Kaufleute der Öffentlichkeit preisgeben, und das ist, was sie am meisten fürchten; sie würden sicher nicht zögern, sich eher den willkürlichsten Schätzungen zu unterwerfen, als sich einer Untersuchung hinsichtlich ihres Vermögens auszusetzen, die ihre Geheimnisse an das Licht des Tages ziehen müßte.

Wir kommen endlich zur letzten Einkommensquelle, der, die sich unter die größte Zahl der Bürger verteilt, und die infolgedessen die größte Masse des Nationaleinkommens bildet, obgleich der Anteil des einzelnen ein nur kleiner ist, den somit auch der Fiskus nicht umhin kann, zu schätzen, ohne sich seiner wichtigsten Hilfsquelle zu berauben: es ist dies der Lohn aus jeder Art von Arbeit. Ein Teil des Lohnes mischt sich ohne Aufhören in den verschiedensten Formen mit anderen Einkommensarten. Der ländliche

Eigentümer findet auf seinem Boden zu gleicher Zeit Rente, Nutzen und Lohn, der Pächter Nutzen und Lohn, der ländliche Tagelöhner nur Lohn. Auch der Lohn ist ein Teil des Einkommens eines jeden, der die Früchte aus dem Boden entstehen läßt, und diese Klasse umfaßt in Frankreich fast fünf Sechstel der Bevölkerung. Die meisten Handwerker in den Städten fügen in ihrem Einkommen den Nutzen aus einem kleinen Handel ihrem eigenen Lohne hinzu, der Fabrikbesitzer, der Kaufmann und alle ihre Diener leben von dem Gehalt, das ihre Mühe und ihre geistige Begabung verdienen, ebenso wie vom Nutzen. Der nicht selbst produzierende Arbeiter endlich, gleichviel, welcher Klasse er angehört, und durch welche Art er sein eigenes Einkommen aus dem Einkommen der anderen zieht, findet es ebenfalls in dem Lohn.

Aber wie würde man direkt den Lohn als Einkommenquelle erfassen können? Zu welcher Zeit sollte man ihn einschätzen? Welcher Belästigung müßte man nicht den armen Tagelöhner aussetzen, wenn man von ihm jeden Tag ein Zehntel seines Tagelohnes forderte? Würde man ihn nicht mit sicherem Untergang bedrohen, wenn man ihn verpflichtete, in der Annahme, daß der Lohn, den er nicht sicher ist, Tag für Tag zu erhalten, ein jährliches Einkommen darstelle, 50 Franken jährlich zu zahlen, weil er 10 Franken pro Woche verdient? Wenn man die Steuer mit der Thätigkeit, mit dem Talent, die thatsächlich die Löhne der Arbeiter vermehren, ebenfalls vermehren würde, schiene man nicht geradezu eine Prämie auf Nachlässigkeit und Faulheit gegenüber Ordnungssinn und Fleiß zu setzen?

Also kann man direkt nur das Einkommen, das aus dem Boden, aus Häusern, Fabriken und anderen feststehenden Kapitalien entspringt, besteuern; jedes andere Einkommen entschlüpft der Kenntnisnahme des

Staates wenn es entsteht, und nur in einer anderen Zeit seiner Dauer kann der Fiskus hoffen, an einem Gut Anteil zu erhalten, dem er nur in Rücksicht auf seinen Anteil Schutz gewährt.

Hieraus geht hervor, daß die Regierung gezwungen ist, die Steuer in mannigfacher Gestalt aufzulegen, um jede leichter ertragbar zu machen, und um es zu ermöglichen, daß, wenn eine versagt, eine andere die verschiedenen Klassen von Personen erfaßt. Der Staat hat einerseits die Einnahmen mit direkten Steuern belegt, andererseits die Ausgaben mit Verzehrungssteuern, überall hat er genommen, wo etwas zu nehmen war, aber eine genaue Schätzung, wieviel er von jeder Klasse nehmen soll, ist stets unmöglich, und infolgedessen die Aufrechterhaltung einer verhältnismäßigen Gleichheit, die die Gerechtigkeit fordern sollte. Indessen unterwerfen die Steuerpflichtigen sich lieber dieser harten Unbill, als der Verpflichtung, von ihren Einkünften eine Rechnung zu legen, die sie häufig nicht einmal für sich selbst aufgestellt haben.

Schlägt man so fast blind auf den Reichtum, wo er sich findet, so giebt es noch einige Regeln, die Adam Smith für die Besteuerung aufgestellt hat und die jede Regierung befolgen muß, will sie nicht das schon genügend große Übel, das die Steuern bewirken, verdoppeln und ein Gefühl erregen, das in gar keinem Verhältnis zu der Wohlthat steht, die sie aus der Steuer zieht.

Jede Steuer ist um so viel schlechter, als sie dem Volke von seinem Einkommen mehr kostet, als sie dem Fiskus einbringt, um so viel besser, je sparsamer ihre Einziehung ist. Sie ist ebenso viel schlechter, je mehr Unbehagen die Zeit ihrer Zahlung dem Steuerpflichtigen einflößt, um so viel besser, je mehr der Augenblick der Zahlung der Bequemlichkeit des Zahlers angepaßt ist.



Sie ist um so schlechter, je drückender die Beaufsichtigung oder je größer die Verletzung der Freiheit des Bürgers ist, die ihre Einziehung fordert; sie ist um so besser, in je geringere Versuchung zum Betrüge sie führt, je weniger Überwachung sie fordert und je freiwilliger ihre Leistung zu erfolgen scheint.

Diese Regeln müssen mit denen aufs innigste verbunden werden, die wir am Schlufs des letzten Kapitels gegeben haben. Wenn man sie beobachtet, wird man zwar aus der Steuer kein Gut machen können, sie aber wenigstens als ein kleineres Übel erscheinen lassen.

#### Viertes Kapitel.

##### Die Steuer auf den Grund und Boden.

Das Einkommen, das am leichtesten durch eine Steuer zu erfassen ist, ist das, das dem Grund und Boden entspringt, weil diese Art von Reichtümern den Augen nicht entzogen und ihr Wert ohne eine besondere Erklärung des Eigentümers erkannt werden kann. Man ist auch der Einwilligung des Eigentümers zu zahlen sicher, wenn man die Früchte zur Zeit, in der die Natur sie darbietet, erhebt. Aber die Volkswirte haben zwei Arten der Erhebung dieser Steuer vorgeschlagen, die einen in Naturalien von dem Bruttoprodukt, die anderen in Geld von dem Nettoeinkommen des Eigentümers. Diese beiden Methoden sind mehr als einmal gleichzeitig im heutigen Europa befolgt worden unter dem Namen Zehnten und Grundsteuer; man findet sie schon im Altertum und bei fast allen Ackerbauvölkern, die eine Regierung gehabt haben.

Der Zehnte ist eine Steuer, die im Augenblick der Ernte erhoben wird, bevor der Produzent in irgend einer Weise von seinem Eigentum Besitz genommen hat. Die Art, in welcher der Zehnte erhoben worden ist, ist, wenn sie sich nur auf die großen Ernten beschränkt, so einfach und so allgemein umfassend, daß sie zu Streitigkeiten und Bedrückungen wenig Anlaß gegeben und dadurch einen großen Schein der Gleichheit erhalten hat. Die Naturalerhebung erfordert eine größere Anzahl von Beamten und von Magazinen, als wenn die Erhebung in Geld geschieht, ihre äußerste Einfachheit macht sie indessen trotzdem wenig kostspielig. Andererseits dürfte es notwendig sein, die Regierung nicht zu sehr zum Verbrauch zu drängen, um ihr einen gesicherten Nutzen bei der Aufbewahrung der Feldfrüchte bis zu einem günstigen Augenblick des Verkaufs zu lassen, oder ihr zu gestatten, die Verwertung durch Pächter zu bewirken, denn der Zehnte ist infolge seiner Einfachheit die Steuer, die man am leichtesten verpachten kann. Der Landbebauer, den die Verpflichtung, seine Steuern in Geld zu bezahlen, bedrängt, verkauft fast stets seine Ernte zu ungünstiger Zeit. Die Regierung würde, wenn sie den Zehntpächtern einen Kredit gewährt, vielleicht allein durch diesen Vorteil alle Erhebungskosten decken.

Auf Grund dieser Vorteile hat der Zehnte zahlreiche Staatsmänner verführt, ihn als eine nationale Auflage zu empfehlen. Andererseits ist er mit Hartnäckigkeit durch die mächtige Körperschaft, der er im allgemeinen überlassen war, verteidigt worden. Diese Körperschaft, die von den jüdischen Einrichtungen die, die nach ihrem Geschmack sind und die sie ihren Interessen für förderlich erachtet, auferweckt, während sie die andern der Vergessenheit überantwortet, hat oft den Zehnten als ein unveräußerliches

Recht, das auf göttlichen Gesetzen begründet ist, in Anspruch genommen, während sie sich niemals für die Erneuerung der Speisegesetze oder Brandopfer, die sich auf dieselbe Heilige Schrift gründen, erwärmt hat. Andererseits ist der Zehnte mit um so mehr Heftigkeit von den Gegnern der Geistlichkeit bekämpft worden, und seine Wiederherstellung und seine Abschaffung sind fast stets zur Parteisache gemacht worden.

Durch eine Mischung von jüdischem Aberglauben und Habgier ist der Zehnte in fast allen Ländern, in denen er in einen großen und einen kleinen geteilt worden ist, verunstaltet worden. Der Zehnte kann ohne große Schwierigkeiten bei dem jährlichen Einbringen der Feldfrüchte, beim Heuen, beim Schneiden des Getreides, bei der Weinlese erhoben werden, weil diese Ernten gleichzeitig sind und sich gänzlich den Augen des Schätzers darbieten. Aber der Zehnte auf die Ernten, die nach und nach gewonnen werden, auf die Produkte des Tierreichs, der Zehnte von den Feld- und Gartenfrüchten, von dem Geflügel, von den Produkten der Ställe, der Milchwirtschaft, der in England durch Geistliche, die man dort Vikare nennt, eingezogen wird, ist eine stete Quelle von Streitigkeiten, Bedrückungen und Ärgernissen. Er hat in jedem Dorfe Krieg zwischen dem Vikar und seinen Pfarrkindern entfacht und ist die Hauptursache des Erstarkens der herrschenden Kirche feindlichen Sekten.

Die großen Zehnten, wenn sie dem Staate zugeteilt würden, wären ohne Zweifel eine sehr ausgiebige Steuer, die mit Leichtigkeit zu erheben ist, ohne viel Unzufriedenheit oder Kosten zu erfordern. Aber diese Vorteile werden mehr als wett gemacht durch die tatsächliche Ungleichheit dieser Steuer und durch die Hindernisse, die sie der Betriebsamkeit in den Weg legt.

Anders urteilt Ricardo über den Zehnten. Er betrachtet ihn als eine gleichmäßige Steuer, die gänzlich durch den Verbraucher gezahlt wird und die der Betriebsamkeit keinerlei Nachteil bringt. Da Ricardos Ansehen sich seit der Veröffentlichung der ersten Ausgabe dieses Werkes erheblich vergrößert hat, halte ich es für notwendig, seine Ausführungen im einzelnen zu prüfen und zu widerlegen.

Die Grundsätze, auf die gestützt Ricardo behauptet, daß „der Zehnte gänzlich von dem Verbraucher bezahlt wird, und, da er selbst bei dem schlechtesten Boden zu der Menge des Produkts im Verhältnis steht, eine gleiche Steuer ist,“ finden sich nicht in dem Kapitel, das dieser Auflage gewidmet ist (Chap. IX, p. 225). Dieses Kapitel scheint mir deshalb nahezu unverständlich. Wenn man es sich aus den vorhergehenden zu erklären versucht, so sieht man, daß Ricardo nicht geglaubt hat, daß der Zehnte durch den Eigentümer bezahlt werden könne, weil er die Rente lediglich als die Darstellung des Unterschiedes zwischen einem schlechteren und einem besseren Boden betrachtet, ein Unterschied, den der Zehnte nicht ändert. Dieser Schluß scheint mir in doppelter Beziehung falsch, weil die Rente, wie wir dies an anderer Stelle ausgeführt haben, ganz etwas anderes als diesen Unterschied darstellt und weil der Zehnte diesen Unterschied sehr merklich zum Nachteil des schlechten Bodens vergrößert.

Ricardo glaubt auch, daß der Zehnte nicht durch den Pächter bezahlt wird, weil „wenn der Preis des Bruttoprodukts nicht genügend hoch ist, um dem Bebauer den Vorschuf der Steuer wiederzuerstatten, er eine Beschäftigung aufgeben wird, in der sein Nutzen unter den mittleren Nutzen gesunken ist. Dies werde eine Verminderung der Produktion veranlassen, wäh-

rend die gleiche Nachfrage andauern werde. Die Preise werden steigen, bis der Landbau ebenso vorteilhaft ist, als der Gebrauch des Kapitals in jedem anderen Handel“ (Chap. VII, p. 195).

Ich habe im Gegenteil gezeigt, daß es keinen mittleren Nutzen giebt, obgleich eine jede Beschäftigung dahin neigt, sich ihm ohne Aufhören zu nähern: dies kommt daher, weil der Nutzen einer jeden Beschäftigung jedes Jahr wechselt, während man 20 oder 30 Jahre braucht, um eine Beschäftigung aufzugeben, in der man feststehende Kapitalien angelegt hat, und für die Meister und Arbeiter sich in einer langen Lehrzeit geschult haben. Ich habe gezeigt, daß besonders der Landbau eine Thätigkeit ist, die mit keiner anderen in ein Gleichgewicht gesetzt werden kann, weil jedes in ihr angelegte Kapital, sei es ein feststehendes oder ein umlaufendes, niemals in einer anderen Industrie gebraucht werden kann, weil die Landarbeiter zu städtischen Beschäftigungen nicht übergehen können, weil die Pächter selbst nicht fähig sind, sich irgend einer anderen Art von Spekulation hinzugeben. Sie können wohl ihr Land mit einem anderen vertauschen, aber nicht ihren Beruf: und da die Zahl der Landbebauer größer ist als die der in einem jeden anderen Berufe Beschäftigten, ist der Nutzen aus dem Kapital, das in der Landwirtschaft verwandt wird, stets geringer, als der des Kapitals in irgend einer anderen Industrie, die unter ähnlichen Bedingungen arbeitet.

Ricardo spricht in seinem ganzen Buche nur von dem Getreide, als ob dieses das einzige Bodenprodukt sei, während es sich für den Bebauer niemals darum handelt, entweder Getreide zu erzielen, oder den Boden un bebaut zu lassen, sondern unter allen ländlichen Industrien die Wahl zu treffen, von denen die einen

viel mehr Vorschüsse beanspruchen, als das Getreide, die anderen viel weniger, und die der Zehnte doch alle gleich behandelt. Sogar der Produktionspreis des Getreides ist von dem Bebauer kaum zu schätzen. In einer Erntenfolge von 4 Jahren, während der er nach und nach Korn, Rüben, Hafer und Klee produziert hat, haben die Düngmittel und die Feldumflügungen im allgemeinen diese 4 Ernten ermöglicht, ohne daß man sie eigentlich der einen oder der anderen zurechnen kann.

Indessen macht der Pächter, von dem man in diesem Jahre den Zehnten verlangt, den er früher zu zahlen nicht gewöhnt war, seine Rechnung. Er kann nicht hoffen, von dem Eigentümer einen verhältnismäßigen Nachlaß zu erhalten, seine Pacht ist auf lange Zeit festgelegt, und mehrere Jahre werden vergehen, bevor er von Neuem mit ihm verhandeln kann.

Er hat keine Möglichkeit, sich für den Zehnten an dem Verbraucher schadlos zu halten, jedenfalls nicht in dem Maße, in dem die Ernte durch den Zehnten geschmälert ist, und da er den Zehnten ebenso von dem Heu zahlt, das weniger Vorschüsse als das Korn beansprucht, wie auch von dem Hopfen, der deren mehr verlangt, so liegt es nicht in seiner Absicht, dem Zehnten zu entgehen, wenn er seine Aussaat danach einrichtet: er verfolgt lediglich den Zweck, nicht sein Kapital ebenso wie sein Einkommen dem Zehnten zu unterwerfen.

Die jährliche Ernte muß ihm in Wirklichkeit seine Aussaat, seinen Dung, die Tagelöhne, die die Ernte haben entstehen lassen, ersetzen, ferner eine Entschädigung für die Verminderung, die seine Gespanne und sein ganzes Arbeitsinventar erfahren haben, die Miete für seine Speicher und Scheuern, die Pacht, die er dem Eigentümer bezahlt, und endlich seinen eigenen Nutzen gewähren. Von allem diesem

nimmt man ihm den Zehnten. Wenn er nur Viehweiden hätte, würde man den Zehnten nicht auf seine Aussaat, seine Arbeitskosten, seine Pflüge, seine Speicher und seine Scheuern rechnen können, aber er hat einmal dieses landwirtschaftliche Inventar erworben, macht er keinen Gebrauch davon, so würde er mehr verlieren, als der Zehnte dafür von ihm verlangt, er begnügt sich eben damit, es schlechter werden zu lassen und es nicht zu erneuern. Die Produktion nimmt ab, aber langsam, er gebraucht weniger Tagelohn, und die Kosten der Bebauung vermindern sich, während andererseits der Preis des Getreides steigt. So wird der Zehnte, den der Pächter zuerst vorgeschossen hat, nach und nach von ihm abgewälzt auf den Tagelöhner; dessen Lohn er vermindert, auf den Verbraucher, dessen Lebensmittel er verteuert, endlich auf den Eigentümer, der von seinem Lande einen Monopolpreis erhielt und der mit einer geringeren Rente zufrieden sein muß, in anbetracht der Verminderung des Nutzens aus diesem Monopol. Der Anteil, der einem jeden auferlegt wird, ist ungleich und kann kaum vorher erkannt werden.

Indessen trifft der Zehnte den Landbau in ebenso ungerechter wie ungleicher Art. Eine Steuer soll nur dem Einkommen auferlegt werden, der Zehnte wird aber dem Einkommen, das mit dem Umlaufskapital des Landbaus verbunden ist, auferlegt. Er berührt nicht nur den Nutzen des Pächters und die Rente des Eigentümers, sondern alle Vorschüsse, die der Pächter zur Erzielung der Ernte, die gezehntet wird, gemacht hat.

In den guten Jahren und auf guten Böden können zwei Garben auf zehn alle diese Vorschüsse darstellen. In schlechten Jahren oder auf schlechtem Boden werden 8 auf 10 sie kaum decken. Es ist auch garnicht so selten, daß die gesamte Ernte für die Zahlung der

Kosten nicht ausreicht. Der Zehnte nimmt in allen Fällen nicht weniger. Im ersten nimmt er ein Achtel des Einkommens aus den Feldern, im zweiten die Hälfte, im dritten, der kein Einkommen gebracht hat, nimmt er von dem Kapital, das die folgende Ernte entstehen lassen soll: seine Ungleichheit ist um so grausamer, als er immer den Armen überlastet und gerade da mehr nimmt, wo er sich größerer Mäßigung befehligen sollte.

Im übrigen fordert eine Bewirtschaftung, je produktiver sie ist, um so mehr Vorschüsse auf den Boden. Der Zehnte, der nur ein Siebentel oder ein Achtel von dem Einkommen einer Wiese sein kann, wird zum Fünftel bei einem Kornfeld, zum Drittel bei einem Weinberg, zur Hälfte bei einem Hopfenfeld, bei Hanf oder Tabak, zum ganzen bei einem Garten. Während also das Nationalinteresse dahin geht, ohne Aufhören den Bruttoertrag dadurch zu vermehren, daß man dem Boden stärkere Vorschüsse zuführt, bringt der Zehnte den Bebauer dahin, seine Vorschüsse ohne Aufhören zu vermindern und die Art der Bebauung zu bevorzugen, die der Nation am wenigsten nützt, die aber den Unternehmer am wenigsten der Gefahr aussetzt, für seinen Fleiß gestraft zu werden. Der dem Zehnten unterworfenen Bebauer ist jedesmal, wenn er sein Feld einer aussichtsreichen Kultur unterwerfen will, genötigt, sich vorher mit dem Einnehmer des Zehnten ins Einvernehmen zu setzen, um von ihm die Einwilligung zur Annahme einer festen Rente anstatt des Zehnten von der Ernte zu erlangen. Diese feste Rente ist gerade genau die Grundrente. Um dem Zehnten gleich zu sein, muß sie von einem Fünftel bis zu einem Viertel des Nettoeinkommens erhoben werden, denn die Wiederverwendung der Landbauer auf den Boden, die Reprisen, wie die Ökonomen sie nannten, erfordern mindestens die Hälfte des Bruttoprodukts.



Die Grundsteuer ist dazu bestimmt, dem Fiskus an dem Einkommen des einzelnen Eigentümers seinen Anteil zu sichern, und sie ergreift im allgemeinen nur ihn allein. Auf eine allgemeine Schätzung des Grund und Bodens, zuweilen auf einen Kataster begründet, verpflichtet sie jeden Pächter, im Namen seines Herrn einen verhältnismäßigen Teil des Nettoeinkommens, wie dieses bei der ersten Schätzung festgestellt worden ist, vorzuschießen. Da aber diese Schätzung unveränderlich ist, so bezahlt der Pächter um so mehr Rente dem Fiskus, je weniger er dem Eigentümer zahlt. Diese Feststellung erlaubt ihm noch, seine Thätigkeit zu vergrößern, die von ihm bebaute Erde zu verbessern, ohne daß der Staat von ihm verlangt, die Einkünfte zu teilen, die aus diesen Vorschüssen entstehen und die dieser Staat nicht gemacht hat. Das ist auch der Grund, weshalb diese Steuer wenig Einziehungskosten verursacht. Jeder Bebauer weiß genau, was er zu zahlen hat und wann er zu zahlen hat; er hat keine Hoffnung, dem Steuereinnahmer zu entgehen, und es giebt keine List, die ihm ein Entweichen möglich macht.\*)

---

\*) Ricardo, der immer von den gleichen Grundsätzen ausgeht, behauptet, daß die Grundsteuer nur in so weit aus dem Einkommen der Eigentümer bezahlt wird, als sie mit jeder Veränderung der Pacht sich verändert: sonst wird sie durch den Verbraucher bezahlt. „Wenn die Nummer Drei“, sagt er, „das letztbebaute Land ist (d. h. wenn ein Land dritter Qualität unter Kultur gesetzt wird, weil die Ländereien erster und zweiter Qualität nicht zur Ernährung der Nation ausreichen), so wird dieses Land, obgleich es keine Rente bezahlt, nach der Einführung der Steuer nicht mehr bebaut werden und dem Bebauer nicht mehr den landläufigen Nutzen bringen können, wenn nicht der Preis des Getreides genügend steigt, um die Steuer zu decken. Das Kapital wird sich bis dahin von diesem Boden zurückziehen, um eine vorteilhaftere Verwendung zu suchen. Die Steuer kann nicht auf den Eigen-

Andererseits verpflichtet die Grundsteuer oft den Steuerpflichtigen, Geld im Augenblick zu bezahlen, in dem er es nicht hat. In diesem Falle zwingt sie den Eigentümer oder den Pächter, seine Ernte zu verkaufen, um Geld zu erhalten, und dies vielleicht zu der ungünstigsten Zeit. Dies trägt ebenso zur Überfüllung der Märkte unmittelbar nach der Ernte wie zur Teuerung am Ende des Jahres bei. In dieser Hinsicht ist die Gesetzgebung Toskanas nachahmenswert. Anstatt die ganze Grundsteuer auf einmal zu fordern, was den Landbauer zwingen würde, zu gleicher Zeit mit allen seinen Genossen zu verkaufen, oder Monat

tümer fallen, denn er erhält, wie wir angenommen haben, keine Rente“ (Chap. X, p. 232).

Um diese Auseinandersetzung für richtig zu halten, muß man mit dem Autor annehmen, daß die Wiesen keine Pacht bezahlen, die schlechtesten Böden, wenn sie auch bebaut werden, noch weniger, daß der Eigentümer keine Entschädigung erhält, weder für sein Eigentumsrecht, noch für alle Kapitalien, die er auf den Boden verwandt hat, um ihn wertschaffend zu machen, daß die Ländereien nach und nach unter Kultur gesetzt werden, genau in der Ordnung, daß erst die produktivsten, dann die weniger produktiven bebaut werden, daß alle Nutzen der Pächter unter sich gleich sind und daß die der Landwirtschaft denen jeder anderen Industrie genau entsprechen, daß es endlich einem Pächter ebenso leicht ist, ein Seidenfabrikant zu werden und mit seinen Ochsen, seinem Pflug und seinen Scheunen umzugehen, wie Sammet oder Seide zu machen, daß es einem Schneider leicht ist, Leibbröcke zu machen, wenn diese Kleidungsstücke aus der Mode gekommen sind. Das sind immer dieselben Abstraktionen, deren Seichtigkeit man erkennt, wenn man die Welt betrachtet wie sie ist, und nicht, wie man sie in einem Buche gemacht hat.

Um zu erklären, wie das Kapital des Pächters ihm dazu dienen soll, Fabrikant zu werden, genügt es nicht zu sagen, daß er seine Ochsen, seinen Pflug und seine Scheunen verkaufen soll, denn um ihm den Verkauf zu ermöglichen, muß jemand da sein, der sie kauft, und dieser jemand wird fortfahren, sie im Landbau weiter zu verwenden: die Person hat gewechselt, nicht die Bestimmung des Kapitals.

für Monat, was ihn zwingt, ebenso in der Zeit der Vorschüsse wie in der des Einbringens der Feldfrüchte, Geld zu schaffen, fordert sie die Steuer in 3 Raten, die in einem gewissen Zwischenraum den drei Haupternten, der Getreide-, Wein- und Ölernte, sich anschließen, nämlich im August, November und Februar. Wer die Jahressteuer vom Monat März an, der Zeit für die sie angesetzt ist, bezahlt, erhält einen Rabatt von 5%. Derjenige aber, der nicht bei Fälligkeit bezahlt, kann erst nach Ablauf des Jahres dazu angehalten werden, wenn aber der verhängnisvolle Tag jedes Termins, der letzte des Monats, vergangen ist, wird seine Schuld um 10% für die Zeit erhöht, die er mit der Zahlung in Rückstand geblieben ist. Diese Strafe ist ein Gewinn für den Einnahmer, aber nur sehr selten setzt ein Eigentümer sich ihr aus.

Je drückender die Grundsteuer ist, um so mehr bedroht sie die Märkte und die ganze Landwirtschaft mit Unruhe, da sie den Bebauer oder den Eigentümer zwingt, um jeden Preis zu verkaufen, um Geld heranzuschaffen. Zu gleicher Zeit entfremdet sie ihn gewissermaßen seinem Eigentum und nimmt ihm ebenso die Lust, wie die Mittel, diese dauernden Vorschüsse zu machen, die auf Generationen hinaus die Bodenergiebigkeit vermehren.

Die erste Schätzung, auf der die Grundsteuer beruht, kann oft ungerecht oder ungleich sein; aber wenn sie es auch nicht wäre, muß es doch schwer halten, daß selbst nach dem Verlauf von nicht zu langer Zeit sich nicht eine große Ungleichheit ergibt aus Fortschritten, die der Landbau in einem Bezirk macht, durch Rückschritte in einem anderen, aus der Eröffnung neuer Wege, neuer Kanäle, neuer Häfen oder aus einer Verrückung der Bevölkerung, die den Anlaß zu neuen Märkten giebt. Ein Gefühl, das ja an sich sehr billig erscheint, wird dann einen neuen Kataster

und eine gleichere Verteilung fordern. Indessen stellt die Grundsteuer in Hinsicht der Gleichheit nicht dieselben Ansprüche wie andere Steuern.

Im Augenblick, in dem eine Grundsteuer in einem Lande eingeführt wird, das sie bis dahin noch nicht kannte, ist das Übel, das sie denen zufügt, die sie ergreift, noch viel härter, als die Steuerpflichtigen selbst es merken. Sie nimmt ihnen nicht nur ihr Einkommen eines Jahres, sondern auch das Kapital, das dieses Einkommen darstellt. Wenn die Steuer zu einem Fünftel des Nettoeinkommens festgesetzt wird, so ist dies geradeso, als ob ein Fünftel des Grund und Bodens zum Vorteil des Staates konfisziert worden wäre. Von nun an hat jeder Pächter zwei Herren, den, der diesen Namen trägt, für vier Fünftel des Einkommens, den Staat für das andere Fünftel. Wenn der Eigentümer seinen Pächter wechseln will, wenn er auf seinen Boden leihen will, wenn er ihn verkaufen oder unter seine Kinder teilen will, muß der Anteil des Fiskus stets gleichmäÙig abgezogen werden, und stets bleiben ihm nur die vier Fünftel.

Ohne Zweifel ist ein derartiger Raub am Eigentum eines jeden schwer erträglich, aber dieser Raub liegt ja schon in einer vergangenen Zeit. Es giebt wenig Länder in Europa, die bis heute zugleich von der Grundsteuer und von dem Zehnten verschont geblieben sind; die eine wie der andere hatten das gleiche Ergebnis, und das Eigentum des Fiskus auf ein Fünftel des Bodeneinkommens ist ein durch uralte Verjährung erworbenes Recht.

Was würde nun das Ergebnis einer Berichtigung des Katasters sein? Würde er gerechter, würde er gleichmäÙiger werden? Zwei Landgüter sind gleichmäÙig zu je 1000 Franken jährlich geschätzt, das eine bringt indessen 3000, das andere dagegen 12 000,

das eine bezahlt somit ein Drittel netto, das andere ein Zwölftel. Die Ungleichheit erscheint verblüffend. Aber das eine ist gerade infolge dieser Ungleichheit für den Preis von 40 000 Franken verkauft oder vererbt worden, das andere für den Preis von 220 000, alle beide zum zwanzigfachen Betrage der Nettorente. Wem gebührt somit eine gleiche Gerechtigkeit, der Erde oder den Menschen? Wenn sie der Erde gebührt, so kann man nicht zweifeln, daß man bei der Schätzung der beiden Landgüter zu einem Fünftel ihres Nettoeinkommens das eine auf 600 Franken ermäßigen, das andere auf 2400 Franken erhöhen müsse. Dies wird für den Herrn des ersten dem Gewinn eines Kapitals von 8000 Franken gleichkommen, den er nicht bei dem Kauf des Bodens gekauft hat, nicht von seinem Vater ererbt, nicht bei der Teilung der Erbschaft mit seinen Brüdern in Rechnung gezogen hat. Der zweite dagegen wird ein Kapital von 28 000 Franken verlieren, das er bezahlt oder als Anteil erhalten hat und auf das vielleicht Schulden zu Gunsten seiner Brüder oder der Verkäufer hypothekarisch eingetragen sind.

Wenn das Gesetz dem Menschen Gerechtigkeit widerfahren lassen soll, so darf dieses Gesetz Eigentumsteilungen nicht beeinträchtigen, die unter seinem Schutz geschlossen worden sind. Derjenige, dem die Richtigstellung des Katasters einen Teil seines Eigentums nimmt, erleidet eine schwere Ungerechtigkeit, und diese Ungerechtigkeit wird nicht durch die unerwartete Wohlthat ausgeglichen, der einer seiner Genossen teilhaftig wird. Es liegt keine gröfsere Vernunft darin, dem einen zu geben, als dem anderen zu nehmen, und die gleiche Teilung des Eigentums des Fiskus unter die Miteigentümer ist in der Gerechtigkeit nicht besser begründet, als die gleiche Teilung eines jeden anderen Eigentums.

Als Beweggrund, der nicht der Gerechtigkeit, sondern der Politik angehört, mag man hinzufügen, daß diese gleiche Verteilung, weit entfernt davon, die Eigentümer zufrieden zu stellen, im Gegenteil allgemeine Unzufriedenheit im Gefolge haben würde, da in der Schätzung eines jeden Menschen es bei weitem nicht so viel Genuß gewährt, 1000 Franken zu gewinnen, als Schmerz, sie zu verlieren. Diejenigen, die sich heute beschwert fühlen, würden finden, daß ihre Erleichterung sehr weit unter ihrer Erwartung geblieben ist. Diejenigen, die man höher belastet hat, würden sich nach der Neueinteilung schrecklich gedrückt fühlen.

Man kann also nicht durch eine allgemeine Mafsregel die Ungleichheit beseitigen, über die man sich beklagt. Man soll nur nicht die Verpflichtung, von der wir oben in einem anderen Kapitel gesprochen haben, aus dem Auge verlieren, die Verpflichtung, das notwendige Einkommen zu achten, um den Eigentümer nicht gegen sein Eigentum gleichgiltig zu machen; die Regierung soll durch teilweise Erleichterung denjenigen zu Hilfe kommen, die wirklich bedrückt sind, und die Gleichheit zwischen den Grundsteuerpflichtigen mit der gleichen Langsamkeit und der gleichen Behutsamkeit wiederherstellen, die den großen Unterschieden entspricht, die unter ihren Unterthanen herrschen, zwischen der äußersten Üppigkeit und dem äußersten Elend.

---

### Fünftes Kapitel.

#### **Direkte Auflagen auf die anderen Quellen des Einkommens.**

Die Grundsteuer erfasst nur eine einzige Art von Einkommen, und die Auflagen verschiedener Art, die

die Bürger im Verhältnis zu ihren Ausgaben treffen, fallen von neuem auf die Grundbesitzer. Die Auflagen auf die Übertragung des Eigentums, die nicht auf die Einkommen, sondern auf die nationalen Kapitalien gelegt sind, belasten die unbeweglichen Güter fünf oder sechsmal härter, als die beweglichen. So zahlen die Grundbesitzer dreimal, während die anderen Bürger nur einmal zahlen: rechnet man diese verschiedenen Arten zu zahlen zusammen, so findet man, daß sie im allgemeinen bis zu einem Drittel ihres Einkommens bezahlen, während die anderen kaum ein Dreifsigstel desselben zu entrichten haben.

Wir haben gesehen, daß es nicht ohne Grund ist, wenn die Grundeigentümer ein wenig mehr als andere zur Erhaltung einer Regierung beitragen, die ihrerseits mehr für sie ausgiebt, aber es giebt keinen für ein so ungeheures Mißverhältnis: es wäre nur gerecht, den Kapitalisten, wenn man ihn so leicht erfassen könnte als den Eigentümer, direkt zur Erhaltung einer Regierung zu verpflichten, die sein Einkommen beschützt. Derartiges hat man in großen Staaten selten versucht, da man sich gesagt hat, daß man das Vermögen eines jeden Bürgers nur durch ein drückendes Auskundschaften kennen lernen könne, und befürchten müsse, die Kapitalien in die Flucht zu treiben und so eine notwendige Stütze der Industrie zu nehmen, und hat lieber eine Mine freiwillig aufgegeben, die es fast unmöglich war auszubeuten. Aber Europa hat namentlich im Mittelalter eine große Anzahl kleiner Handelsrepubliken sich erheben sehen neben Landschaften, die sie ernährten und die nicht von ihnen abhingen. Die Reichs- und Hansestädte, die italienischen wie die schweizerischen Republiken waren der Mittelpunkt eines ungeheuren Handels, das Vaterland reicher Kapitalisten, deren Schätze die Habsucht ihrer Nachbarn reizten. Diese Städte, die auf

die Verteidigung gegen mächtige Fürsten angewiesen waren, würden niemals ein genügendes Einkommen von der kleinen Bannmeile, die von ihnen abhing, haben erzielen können. Andererseits waren ihre beweglichen Reichtümer oft die Ursache ihrer Gefahren, gegen die sie sich verteidigen mußten. Diejenigen, die hinkamen, um eine Freiheit, ein Ansehen zu genießen, das sie anderswo nicht fanden, mußten ihr Stadtrecht bezahlen. Diese Republiken erzielten ihre Einnahmen durch direkten Angriff auf die Einkommen der Reichen, während sie die Freiheit und den Kredit des Handels schonten.

Einige begnügten sich mit der Erklärung, die jeder über sein Vermögen abgab, einige verlangten nicht einmal dies zu wissen, sondern beanspruchten nur, daß jeder Bürger, nachdem er selbst seine Rechnung aufgestellt hatte, in die Kassen des Staates das einlegte, was er schuldig zu sein erachtete, ohne daß es gestattet war, der Höhe dieser Summe nachzuforschen. In Hamburg wurde die Erklärung, die ein Bürger abgab und die einem Viertelprozent seines Kapitals gleich sein mußte, an Eidesstatt angenommen. In Genf wurde die Steuer, die man „gardes“ nennt, und die mit einigen Einschränkungen ein Tausendstel des Kapitals beträgt, ebenfalls gutgläubig von den Bürgern genommen: Jeder macht seine Rechnung ohne Zeugen und wirft seinen Sack in die Regierungskasse, ohne daß jemand ein Recht hat zu sehen, wie viel es ist. Er unterzeichnet dann eine Erklärung, die dahin lautet, daß er seinen entsprechenden Teil bezahlt hat. Während der ersten Jahre nach Einführung dieser Steuer forderte man nicht einmal einen Eid.

Diese Art der Steuerzahlung ist nur in Republiken möglich, und es ist ehrenhaft für sie, daß sie sie aufrecht erhalten konnten. Um dies aber möglich zu machen, mußte die Steuer sehr mäßig sein. In Genf zahlt der Ka-



pitalist kaum den fünfzigsten Teil seines Einkommens, während der Grundeigentümer wenigstens den zwanzigsten zahlt. Dieses Verhältnis ist ohne Zweifel kein billiges, aber das einzig mögliche, und die erste Bedingung für eine Steuer ist, daß sie einziehbar ist.

In den großen Staaten giebt es eine Anzahl Kapitalisten, die sehr große Vermögen besitzen. Das sind die Rentner, von denen wir von neuem bei der Behandlung der Staatsanleihen sprechen werden. Ihr Vermögen hängt gänzlich von der Erhaltung der Gesellschaft ab, sie haben ein größeres Interesse an ihrer Verteidigung, als irgend sonst jemand, es ist nur gerecht, daß sie zu dieser mehr beitragen, als irgend ein anderer, denn sie sind häufig die wahren Eigentümer des öffentlichen Vermögens. Obendrein ist die Einziehung leicht und wenig kostspielig, denn der Fiskus braucht nur einen Teil dieses Einkommens, das sich bereits in seinen Händen befindet, zurückzubehalten.

Aber gerade die Leichtigkeit, einen Teil der Renten zurückzubehalten, macht dies gefährlich. Es giebt nur wenige Regierungen, die mit Schulden belastet waren und die dies nicht zuweilen mißbraucht haben. Da die Regierung zu gleicher Zeit Schuldner und Gesetzgeber ist, ist es nicht zu entscheiden, wo die Steuer endet, und der Bankerott beginnt, oder um klarer zu sprechen, jedesmal, wenn der Staat vorgeschützt hat, das Eigentum seiner Gläubiger mit Steuern zu belasten, hat er die Verpflichtung gegen seine Gläubiger nicht erfüllt, er ist bankerott gewesen.

Ich glaube indessen nicht, daß es unmöglich ist, in den Ländern, in denen das Bürgerrecht kein leerer Titel ist, vielmehr Vorrechte damit verbunden sind, die ein Gegenstand des Ehrgeizes sind, auf die Rentner eine freiwillige Steuer zu legen, aus der eine große Hilfsquelle für den Staat werden kann. In Frankreich

ist jeder Bürger, der 300 Franken direkte Steuern zahlt, Wähler, wer 1000 zahlt, ist für die Volksvertretung wählbar. Diese Thätigkeiten sind schon heute in hohem Mafse ehrenvoll, und werden es noch mehr werden. Warum soll man nicht dem Rentner das Recht zugestehen, sein Guthaben an den Staat aus dem großen 5% Schuldbuche in ein neues Buch, das 4% gewährleistet, zu übertragen? Der Eigentümer einer Rente von 1500 Franken, der diese durch Übertragung freiwillig auf 1200 Franken vermindert hat, würde Wähler sein. Der Eigentümer einer Rente von 5000 Franken, die freiwillig auf 4000 Franken erniedrigt ist, wäre wählbar. Die Renten des 4% Buches wären übertragbar wie die anderen, und alle Bürgerrechte würden mit dem Eigentum an ihnen mit übergehen.

Im Augenblick der Schaffung eines ähnlichen Gesetzes würden vielleicht nicht eine große Anzahl derartiger freiwilliger Verzichte zu verzeichnen sein, aber das Herannahen einer Neuwahl würde sie vervielfachen. Alle müßten unwiderruflich sein, alle würden die Schuld ohne irgend welche Kosten zum Verlöschen bringen, alle würden zu gleicher Zeit den Vorteil bieten, die Schuld früher zu ordnen, sie in die Departements zu verpflanzen und der großen Masse der Bevölkerung ein Interesse an ihr einzulösen, schliesslich jene Abneigung beseitigen, die naturgemäss die Steuerpflichtigen der Provinzen gegen die Gläubiger der Hauptstadt oder der Fremde hegen. Die politische Wirkung der Zulassung dieser neuen Klasse von Wählern wäre gleich günstig für die Ordnung wie für die Freiheit. Leute, die ihr Vermögen und ihre Unterhaltsmittel dem Staate anvertraut haben, sind niemals geneigt, den Staat in Wirren zu stürzen, sie sind vielmehr geschworene Verteidiger der Ordnung, der Sparsamkeit, der Ehrlichkeit im Handel und Wandel und der Achtung vor den Rechten der anderen, auf die

jeder Kredit sich stützt. Wenige Menschen würden besser verdienen Bürger zu sein, als die Staatsgläubiger, die freiwillig dazu beigetragen haben, die Staatsschulden zu erleichtern.

Man hat auch versucht, die Einkommen aus dem Handel und der Industrie direkt einzuschätzen, indem man die verschiedenen Zweige derselben in Klassen einteilte und jeden dazu anhielt, nach der Klasse, zu der er gehört, zu zahlen. So ist man auf die Einführung der Patente in Frankreich gekommen, welche nicht nur den Handel und die Manufakturen, sondern auch die meisten Handwerke umfassen. So hat man also gesucht, einen Anteil an dem Einkommen aus dem Nutzen, sowie aus den Löhnen zu erlangen. Aber der Unterschied zwischen dem Gewinn, den ein Handwerk bringen kann und einem sicheren Gewinn ist groß: es wäre ungerecht, einen Menschen nach dem einzuschätzen, was er hätte gewinnen können und was er vielleicht verlieren wird. Trotz der Erfindung einer verhältnismäßigen Auflage, die sich nach der Miete richtet, weil man in ihr ein Merkmal des Vermögens zu finden geglaubt hat, giebt es keine Gleichheit zwischen dem Anteil an seinem Nutzen, den ein Kaufmann dem Fiskus überläßt, und dem Anteil an der Pacht aus seinen Ländereien, den ein Eigentümer ihm abtritt. Noch weniger Gleichheit besteht zwischen den Produkten; die Patente bringen nicht ein Fünftel dessen, was die Grundsteuer einträgt.

Die Steuer auf die Person und auf die bewegliche Habe beruht auf so willkürlichem Grunde, daß die meisten großen Städte es vorgezogen haben, sie durch eine Verbrauchssteuer zu ersetzen.

So sind die Einkommen aus Kapitalien, dem Handel und der Industrie nur sehr schwach durch alle direkten Auflagen ergriffen worden. Diejenigen, die unmittelbar aus der Arbeit entstehen, sind nicht

einmal in Betracht gezogen worden, da man wohl gefühlt hat, daß die Einschätzung des Lohns, den irgend ein Arbeiter verdienen könnte, ihn seiner Notdurft berauben hiesse oder ihn geradezu darauf hinweisen würde, eine Erhöhung seines Lohns zu verlangen, der den Preis aller Produkte erhöhen und ihren Verkauf beschränken müßte. Einen Mann einschätzen in Rücksicht darauf, daß er durch seine Geschicklichkeit einen höhern Lohn erwirbt, heißt ihn gewissermaßen für seine Thätigkeit, seine Intelligenz, für die Fähigkeiten bestrafen, durch die er sich über seine Genossen erhoben hat. Man muß also in indirekter Weise von ihm eine Beteiligung an dem Einkommen zu erlangen suchen, das er sich durch diese verschiedenen Eigenschaften erwirbt, wenn man ihn nicht entmutigen will.

Man zählt in Frankreich auch die Thür- und Fenstersteuer zu den direkten Abgaben. Diese ist vielmehr eine Steuer auf den Verbrauch der Häuser. Man hat es für leichter befunden, die Fenster zu zählen, als eine wahrheitsgemäße Angabe des Mietspreises zu erlangen.

Fast alle Regierungen haben die Erbschaften, die Verkäufe und alle Eigentumsübertragungen mit einer erheblichen Abgabe belastet; dadurch, daß sie auf diese Weise das Kapital, nicht das Einkommen angreifen, vermindern sie die Produktionskraft des Reichthums: es ist beinahe so, als ob sie den Zehnten von der Saat, anstatt von der Ernte erhöhen. Da aber diese Steuer gewöhnlich im Augenblick erhoben wird, der für die Zahlung am bequemsten ist, da dieselbe Person selten mehr als einmal die Steuer von ihrem ganzen Vermögen zahlt, da es leicht ist, jede Willkür bei der Erhebung auszuschließen, so veranlaßt das Enregistrement, das eine der ausgiebigsten französischen Steuern ist, bei Weitem nicht so viel Beschwerden, als andere weniger harte Steuern, und es ist

wahrscheinlich, daß die, denen es auf einmal einen Teil ihres Kapitals nimmt, es stets einzurichten wissen, aus ihrem Einkommen durch Sparsamkeit eine Summe zu erübrigen, die der verlorenen gleichkommt. So ist der Erfolg für den nationalen Reichtum fast der gleiche, als wenn das Einkommen selbst besteuert worden wäre. Aber die Steuer auf hypothekarische Beleihungen und der Stempel auf gerichtliche Akte verdienen nicht die gleiche Nachsicht, denn sie werden bei Fällen erhoben, die man als Anzeichen von Armut oder wenigstens von Bedrängnis ansehen muß, nicht aber des Reichtums. Eine Steuer auf die Schulden eines Menschen legen oder auf seine Prozesse, scheint nicht minder unvernünftig, als wenn man ihn auf Grund einer Krankheit besteuern wollte. So ist es, trotz des Eifers der Finanzleute, ihrer beharrlichen Thätigkeit, ihres Erfindungsgeistes und der Schnelligkeit, mit der eine Entdeckung dieser Art, in welchem Lande sie auch immer gemacht sein mag, sich bald in allen zivilisierten Staaten verbreitet, ihnen doch unmöglich geblieben, auf direkte Weise den größten Teil der Einkommen zu erfassen und sie haben mangels dessen wenigstens versucht, den Ausgaben eine verhältnismäßige Steuer aufzuerlegen.

---

## Sechstes Kapitel.

### Auflagen auf den Verbrauch.

Die verschiedenen Einkommen, die bei ihrem Entstehen nicht geschätzt und besteuert werden konnten, werden alle zur Verzehrung verwendet, und hat man geglaubt, daß die Steuer sie in diesem Augenblicke mit den geringsten Unzuträglichkeiten erfassen könne.

Wenn man eine Ware in dem Augenblick, in dem der Reichtum sie kauft, besteuert, ist man sicher, diesen Reichtum steuerpflichtig zu machen, ohne daß es zu diesem Zweck nötig ist zu wissen, wem der Reichtum gehört. Eine solche Auflage erfordert keine Vermögenserklärung, keine Nachfrage, keine Unterscheidung von arm und reich, sie legt keine Steuer auf die Arbeit und bestraft nicht den, den man ermutigen soll. Andererseits bezahlt jeder Steuerpflichtige gewissermaßen freiwillig die Steuern auf die Gegenstände des Verbrauchs im Augenblick, in dem er Geld hat und in dem er imstande ist, die besteuerten Sachen zu kaufen, er vergütet die Steuer dann dem Kaufmann, welcher sie vorgeschossen hat, und er bemerkt kaum, daß er eine Steuer bezahlt.

Dagegen treffen keineswegs die Steuern auf Verbrauchsgegenstände die Einkommen durch die Ausgaben in einem richtigen Verhältnis. Wenn man z. B. will, daß jedes Vermögen, jede vom Staate geschützte Industrie dem Fiskus 10% seines Einkommens zahlt, so müßte jeder Bürger

1. 10% von seinem Mietzins zahlen, gleichviel, ob ihm das Haus selbst gehört, oder ob er die Wohnung gemietet hat. Die Wohnung ist der langsamste Verbrauch, indessen ist es einer, und der Mietzins stellt seinen jährlichen Wert dar, aber die Auflage einer Steuer auf die Häusermiete gleicht in keiner Weise den übrigen Verbrauchssteuern, sie bringt keine Vorteile und erfordert häßliche Nachforschungen. Um solche zu vermeiden, hat man die Thür- und Fenstersteuer, die Kaminsteuer und andere ähnliche Auflagen erfunden. Indessen ist man im allgemeinen weit unter dem Verhältnis geblieben, das man zu erreichen gesucht hat, und es ist nicht gelungen, diesen Teil der Ausgabe auf denselben Fuß wie die anderen zu stellen.

2. Jeder Mensch müßte ferner dem Fiskus ein Zehntel seiner Ausgaben für Löhne an seine Dienstboten und an unproduktive Arbeiter abgeben. Die Dienste, die die unproduktiven Arbeiter leisten, müssen als ein sofortiger Verbrauch betrachtet werden, der der Produktion unmittelbar folgt, und obgleich sie keine steuerbare Waren entstehen lassen, sind sie doch Genüsse, die die Gesellschaft gewährt, und derjenige, der sie genießt, muß der Gesellschaft die Kosten dieser Gewähr ersetzen. Wenn diese unproduktiven Arbeiter auch ihrerseits eine Auflage auf einen Teil ihres Einkommens bezahlten, würde dies keine doppelte Besteuerung sein, denn sie bezahlen gleichwie die anderen Bürger in Anbetracht ihrer Genüsse.

3. Noch andere Gegenstände, welche niemals unter die Waren gezählt worden sind, die aber einen Teil der Ausgaben und der Genüsse des Reichen ausmachen, müssen ebenfalls eingeschätzt werden. So die Hunde, die Pferde, die Wagen, ferner alle Kunstgegenstände, Bilder, Statuen, endlich alles, was der Reiche zu seinem Vergnügen kauft und bezahlt.

4. Jede Ware, welcher Art sie auch sei, die zum Gebrauch des Menschen bestimmt ist, müßte so der verhältnismäßigen Steuer von 10% unterworfen sein, ob sie nun aus dem Auslande kommt, oder ob sie im Inlande hergestellt wird, oder ob sie das Ergebnis einer Hausindustrie ist. Es wäre nun wohl thunlich, die fremden Waren im Augenblick der Überschreitung der Grenzen mit einer Steuer zu belegen: in diesem Falle hätte man eine ganz bestimmte steuerbare Sache, und man könnte, obgleich die Erhebung der Grenzzölle sehr kostspielig und häufig sehr lästig ist, sich ihr noch unterwerfen. Man stelle sich nun aber den Grad von Tyrannei vor, der geübt werden müßte, wenn man den Umlauf jeder Manufaktur, jeder

Industrie des Landes hemmen wollte, bis die Steuer bezahlt ist. Das ist aber noch nicht alles, man müßte bis in das Innere der Häuser eindringen, um die Steuer auf jedes Kleidungsstück, auf jedes Gewebe, das man zu seinem eigenen Gebrauch angefertigt hat, einzuziehen, nicht nur, weil sie ein Teil der Ausgabe und des Genusses eines jeden Menschen sind, sondern auch, weil, wenn man dies unterliesse, man jeden darauf hinweisen würde, sich selbst zu bedienen, zum großen Schaden der Manufakturen, des Handels und der Teilung der Arbeit, die in so trefflicher Weise die Produktionskräfte vermehrt hat.

5. Alles was zum Verbrauch und zum Unterhalt des Menschen bestimmt ist, müßte also in gleicher Weise besteuert werden, ob es auf den Feldern entstanden ist, oder in den Städten, gleichviel ob es gekauft oder verkauft wird, ob der, der es gebraucht, es auf seinem eigenen Felde, auf seinem eigenen Weinberg, in seinem eigenen Garten, hat wachsen lassen. Wollte man eine solche Steuer auflegen, so würde es keinen einzigen Bürger geben, der auch nur in einer einzigen Tagesstunde vor den Belästigungen der Zollbeamten sicher wäre.

Indessen hätte man alle verschiedenen Ausgaben, die wir soeben vorgeführt haben, nicht derart treffen können, daß die Steuern auf den Verbrauch eine wirkliche, verhältnismäßige Einkommensteuer darstellen. Sowie man eine von ihnen unberücksichtigt läßt, schafft man eine höchst ungerecht wirkende Ungleichheit unter den Verbrauchern. In unserer gegenwärtigen Zivilisation hat die ganze Geschicklichkeit der Finanzmänner nur vier Arten der Verbrauchssteuer erfinden können, die Salzsteuer, die Eingangszölle, die Verzehrungssteuer, die städtische Eingangssteuer; die Salzsteuer begreift in sich die Nahrungsmittel, auf die der Fiskus sich das Monopol gesichert hat, wie



das Salz und den Tabak, und ihre Produktion geschieht für seine Rechnung. Er verkauft sie selbst durch seine Angestellten oder seine Pächter und verfolgt mit harten Strafen alle die, die an dieser Manufaktur oder diesem Handel teilnehmen wollen. Die Eingangszölle sind eine verhältnismäßige Steuer auf die Waren, die aus fremden Ländern eingeführt werden, die Verzehrungssteuer belastet eine begrenzte Zahl Landesprodukte und Landesindustrien, von denen sie eine Steuer im Augenblick der Entstehung erhebt: in Frankreich erstreckt sie sich nur auf die Getränke. Die Steuer, die an den Thoren der Städte aufgerichtet ist, erhebt einen Zoll auf die Lebensmittel des Landes, sobald sie den städtischen Verbrauchern zugeführt werden.

Aus allem diesen ersieht man, daß die ganzen Ausgaben des Reichen, die sich unter die Lebensmittel und Waren einreihen lassen, keinerlei Verzehrungssteuer zahlen, von den Lebensmitteln auch nicht die, die er außerhalb der Städte verzehrt, mit Ausnahme des Salzes und der Getränke. Mit größerem Rechte bezahlen alle die, die auf seinem eigenen Grund und Boden wachsen, keine Steuer, unter den Waren die, die im Lande angefertigt sind, und diese bilden bei dem heutigen Prohibitivsystem bei weitem die Mehrzahl. Selbst unter denen, die dem Eingangszoll unterliegen, hat man die Waren, die zum Verbrauch der Reichen bestimmt sind, da sie bei gleichem Umfange einen viel größeren Wert besitzen, als die, die der Arme verbraucht, viel geringeren Steuern unterworfen, damit sie nicht durch Betrug der Steuer entzogen und eingeschmuggelt werden. Wenn man sich die Mühe giebt, die verschiedenen Teile des Einkommens des Reichen, die so der Steuer entzogen werden, zu zählen, so findet man, daß er höchstens für ein Zehntel seines Gebrauchs

Verbrauchssteuern bezahlt; daß diese Steuern immer mehr in ihrem Verhältnis zu dem Einkommen wachsen, je mehr man zu den ärmeren Klassen herabsteigt, und daß die unglücklichste von allen, die der Fabrikarbeiter, deren Ausgaben fast lediglich für Lebensmittel verwendet werden, die in die Städte eingeführt und dort gekauft werden, auch nicht für den geringsten Teil seines Einkommens der Steuer entgeht.

Der Vorschlag, den man häufig gemacht hat, alle direkten Steuern abzuschaffen und den ganzen Bedarf des Staats durch Gebrauchssteuern zu decken, ist im höchsten Grade ungerecht, ja unmenschlich. Denn eine solche Steuer bedeutet geradezu die fast gänzliche Entlastung aller Reichen von den Steuern und die Belastung aller Armen mit denselben. Es hiesse das gewissermaßen zu dem alten Feudalsystem zurückkehren, unter dem der Edelmann nichts zahlte; diese Erneuerung wäre aber noch eine Verschärfung, da es ja jetzt genügte, reich zu werden, um zu gleicher Zeit des Zahlens enthoben zu sein.

Es scheint, daß der Vorschlag, die Verbrauchssteuern derartig zu erhöhen, daß sie für alle öffentlichen Ausgaben ausreichen, sie beispielsweise in Frankreich von 222 Millionen auf 800 Millionen zu bringen, schon an sich genügend Schwierigkeiten bietet, selbst wenn man alle verschiedenen Steuern, die bisher auf dem Verbrauch lasten, beibehalten wollte. Trotzdem hat man gesehen, wie eine Versammlung, die durch die Talente der Männer, die sicherlich in anderer Beziehung Beweise ihrer großen politischen Befähigung abgelegt haben, hervorragend ist, das System einer einzigen Steuer auf den Verbrauch gutgeheissen und als vollständig ausreichend für die Bedürfnisse des Staats erklärt hat, wenn diese Steuer den allgemeinsten Verbrauch von allen zu treffen sich entschließen würde: den Verbrauch des Brotes.

Eine recht leichtfertige Berechnung hatte sie in die Irre geführt. Man rechnet in Frankreich 30 Millionen Einwohner, von denen man annimmt, daß jeder 300 Pfund Brot jährlich verzehrt, was 9 Milliarden Pfund ausmacht. Eine Steuer von 2 Sous auf das Pfund Brot würde 900 Millionen bringen; zieht man 100 Millionen als Erhebungskosten ab, so hat man die gewünschte Summe.

Diese Berechnung ist falsch und in allen ihren Teilen unanwendbar. Nehmen wir zunächst ihre Grundlage: jeder Mensch, Mann, Frau oder Kind, arm oder reich, mag er Unterhaltsmittel besitzen oder im Elend verkommen, müßte also in gleicher Weise dem Staat für sein Dasein 600 Sous oder 30 Franken jährlich zahlen. Es verschlägt nichts, ob diese Steuer in Sous erhoben wird, oder auf einmal; gerade ihre Gleichheit unter Menschen, die so ungleich sind, wäre die schreiendste aller Ungerechtigkeiten. Schon die Salzsteuer, die doch bei Weitem nicht so drückend ist, hat man ihrer Ungleichheit wegen und weil sie den Niedergang des Armen befördert, getadelt. Schon diese Steuer auf den Verbrauch ist eine Art Kopfsteuer geworden, die auf alle gleich drückt, ohne Rücksicht auf das Vermögen des Steuerpflichtigen oder seine Mittel. Die ärmste Haushaltung verbraucht ebenso viel Salz, als die reichste, aber sie muß in Rücksicht darauf, daß sie auf das Notwendigste beschränkt ist, hierfür eine Summe verwenden, die der Reiche in seinem Überflus kaum spürt.

Aber so ungerecht auch die Salzsteuer ist, sie konnte immerhin erhoben werden, eine Auflage auf das Brot wäre unmöglich. Hat man berücksichtigt, daß 5 Sechstel der Einwohner Frankreichs kein Brot kaufen, sondern das essen, das auf ihrem Felde gewachsen ist oder das ihrer Herren? Alle Bauern befinden sich in diesem Fall, alle Eigentümer und alle

ihre Bediensteten: diese beiden letzteren Klassen umfassen fast die Hälfte der Einwohner der kleinen Städte. Ferner muß man alle Arbeiter abziehen, die ihre Nahrung bei ihren Meistern erhalten, die gleichzeitig Handwerker und Eigentümer sind, und diese Klasse ist zahlreicher, als man glaubt. Es bleiben also die Einwohner einiger großen Städte, dann die elendesten unter den Proletariern, die vielleicht zusammen 5 Millionen ausmachen und die jeden Tag ihr Brot bei dem Bäcker kaufen müssen.

Wie will man nun die Erhebung der Kopfsteuer von 30 Franken auf die übrigen 25 Millionen Einwohner vornehmen? Eine Kopfsteuer, die auf eine arme Familie von Halbbauern der Auvergne oder von Poitou, wo der Bauer selten ein Fünffrankenstück zu sehen bekommt, die ungeheure Summe von 180 bis 240 Franken betragen würde, denn eine Familie zählt wenigstens 6 bis 8 Köpfe, namentlich bei den Bauern, die viel Kinder im zartesten Alter verlieren! Aus diesem Grunde ist mehr als die Hälfte, vielleicht mehr als zwei Drittel der Bevölkerung nicht im arbeitsfähigen Alter, und das letzte Drittel setzt sich ebenso aus Frauen wie aus Männern zusammen. Von diesen Unglücklichen müßte man das Geld, das sie nicht haben, holen: man müßte sie ohne Zweifel bei dem Mahlen ihres Mehles überraschen und, ohne zu berücksichtigen, ob irgend ein Verhältnis zwischen der Steuer, die man von ihnen verlangt, und ihrem Einkommen besteht, ob irgend ein Mittel, diesen Teil des Einkommens gegen Geld zu tauschen, irgend ein Mittel, um weiterzuleben, wenn ihnen auch nur der geringste Teil genommen ist, — man müßte, während man ihr Korn in der Mühle mit Beschlag belegt, zu ihnen sagen: ihr sollt nicht essen, wenn ihr nicht zahlt.

Zwei Sous täglich erscheinen einem politischen Rechner als so gering, daß es ihm gewiss dünkt,

dafs keiner von denen, die ihr Brot bei dem Bäcker kaufen, sich über eine so kleine Steuer beklagen wird, aber diese zwei Sous machen für einen Familienvater 8, 10, 12 aus, und unter den 5 Millionen Franzosen, die ihr Brot beim Bäcker kaufen, sind vielleicht die Hälfte Fabrikarbeiter. Der elende Lohn der Tuchweber in der Dauphiné, der Baumwollenspinner im Norden beträgt nicht mehr als 8 Sous täglich: es ist kaum möglich, dafs sie mit einer so geringen Bezahlung ihr Leben fristen können: wenn das Pfund Brot um die Steuer von 2 Sous verteuert wird, müßten sie sicher verhungern.

Es ist also abgeschmackt, alle Steuern auf eine einzige, auf den Verbrauch des Getreides zurückzuführen. Es ist unmöglich, durch die Auflagen auf den Verbrauch die Einkommen verhältnismässig zu erfassen, die Verbrauchssteuern gelten nur als Ergänzung der direkten, sie erfassen, soweit sie es vermögen, die Einkommen, die den ersteren entschlüpft sind, aber sie lasten stets in ungleicher Weise auf der Gesellschaft, und opfern in dieser Ungleichheit stets die Armen den Reichen. Diese Auflagen können folgerichtig nicht anderen gleichgestellt werden, die, unabhängig von ihnen und auf anderen Grundsätzen beruhend, einzig und allein die Reichen belasten.

Ein großer Mißstand der Verbrauchssteuern besteht darin, dafs man bei ihrer Auflage niemals weifs, wer sie am letzten Ende bezahlen wird. Der Gesetzgeber hat stets das Streben, sie durch den Verbraucher aufbringen zu lassen, manchmal aber dringen sie nicht bis zu ihm, ein anderes Mal machen sie nicht bei ihm Halt, und der Verbraucher findet seinerseits ein Mittel, sie auf den abzuwälzen, für den er arbeitet. Um zu erreichen, dafs der Verbraucher die ganze Steuer bezahlt, muß die Nation sich in einem Zustande wachsenden Wohlstandes befinden, denn

wenn der Verbraucher nicht reicher ist, als er vor der Einführung der Steuer war, kann er seinen Genüssen nicht mehr Geld opfern als vorher, er muß also seinen Verbrauch in etwas einschränken. Andererseits muß der Produzent, wenn er nicht mehr gänzlich seine Ware verkauft, seine Produktion vermindern oder sich zur Zahlung eines Teils der Steuer verstehen. Tritt ein öffentlicher Notstand ein, eine Hungersnot oder auch nur eine Handelsstockung, so vermindert sich der Verbrauch noch mehr, und der Produzent bezahlt, da er zum Verkauf genötigt ist, die ganze Steuer, bis er keinen Nutzen mehr bei seiner Arbeit findet, sie einstellt und gänzlich zu Grunde geht.

Andererseits finden die Menschen, die von ihrer Arbeit leben und die eine zahlreiche Klasse der Verbraucher bilden, wenn die Verbrauchssteuern den Preis aller Dinge erhöht haben, in dieser Arbeit nicht mehr die hinreichenden Mittel zum Leben. Der Lohn liefert dem Tagelöhner nicht mehr diese bescheidenen Genüsse, die er unter die Notwendigkeiten des Lebens zu zählen gewohnt ist, da das Leben oder die Fähigkeit zu arbeiten, sich nicht lange bei einem Menschen aufrecht erhalten läßt, der jedes Vergnügens beraubt ist. Er kämpft also mit allen seinen Kräften für die Erhöhung seines Lohns, der Meister, der Kaufmann, kämpfen ebenso für die Erhöhung ihres Gewinns. Wenn der Gesamtverkauf sich vermindert, muß, um ihnen den Lebensunterhalt zu ermöglichen, jede Sache ihnen mehr bringen. Ihre vereinigten Anstrengungen erhöhen endlich den Preis aller Waren, die aus ihren Händen hervorgehen, aber ganz besonders den der notwendigen Lebensmittel, weil deren Verkäufer den Käufern den Preis für die Ware, die unentbehrlich ist, diktieren. Die Verteuerung dieser Lebensmittel wirkt von neuem auf die Löhne und auf die Gewinne zurück. Die Auflösung wird vollkommen, die natio-

nenalen Produkte kosten mehr, als die der Länder, die von einem ähnlichen System verschont geblieben sind, sie können ihren Wettbewerb auf den fremden Märkten nicht aushalten, der Absatz stockt, die Nachfrage erneuert sich nicht, und die Nation geht einem erschreckenden Niedergang entgegen.

Ricardo widmet den Steuern auf die landwirtschaftlichen Produkte ein Kapitel und ist im allgemeinen sehr geneigt, sie aus denselben Gründen zu billigen, die die anderen Volkswirtschaftler zu ihrer Verwerfung führen. Er ist überzeugt, daß sie die Löhne unmittelbar in demselben Verhältnis steigen machen und infolgedessen den Armen keinerlei Leiden auferlegen. Ricardo bleibt bei den Abstraktionen stehen, auf die er sein ganzes System aufgebaut hat, und ist es schwer, sie mit den Thatsachen in Einklang zu setzen, die wir dem Leser vor Augen geführt haben. Wir haben auch versucht, das Irrige seiner Grundsätze aufzuzeigen; verweilen wir einen Augenblick bei den Folgen, die aus seinen Auseinandersetzungen gezogen werden müssen.

„Wenn der Preis der landwirtschaftlichen Produkte (sagt er) nicht genügend stiege, um den Bebauern für die Steuer zu entschädigen, die er zahlen muß, so würde er wahrscheinlich eine Industrie aufgeben, in der sein Nutzen unter das allgemeine Niveau herabgedrückt ist. Dies würde die Summe der Nahrungsmittel vermindern, bis die Nachfrage, die nach den landwirtschaftlichen Produkten besteht, sie auf den Punkt heben würde, der geeignet ist, die Landwirtschaft ebenso vorteilhaft zu machen, wie den Gebrauch der Kapitalien in den anderen Zweigen der Industrie (Chap. IX, p. 257).“

Was! sollen die Landbebauer etwa Advokaten werden oder Ärzte oder Uhrmacher oder Mechaniker, wenn ihre Löhne für ihren Unterhalt nicht aus-

reichend sind? Die Arbeiter, die fast in allen Ländern vier Fünftel der Nation ausmachen, selbst in England fast die Hälfte, sollen einen Staat finden, der bereit wäre, sie aufzunehmen, wenn nur ein Zehntel von ihnen, eine Anzahl, die in Bezug auf die ganze Masse kaum in Betracht kommt und die unmittelbar durch die Vermehrung der Arbeit der anderen verschlungen werden würde, versuchen wollte, ihren Beruf zu wechseln? Die Arbeiter, deren Körper an die frische Luft gewöhnt ist, deren rauhe Hände unfähig zu jeder feineren Arbeit geworden sind, deren Gesundheit eine angespannte Thätigkeit verlangt, deren Gemüt der Genüsse des Landlebens bedarf, sollten sich in eine Baumwollspinnerei einschließen lassen? Endlich, weil eine Steuer auf das Mehl das Pfund Brot um vier bis sechs Sous steigen läßt, sollten die Arbeiter das Land verlassen, um sich in die Städte einpferchen zu lassen, bis der Lohn der Landarbeiter gestiegen ist? Ist es nicht augenscheinlich, daß alle Arbeiter in den Städten wie auf dem Lande dasselbe Bedürfnis haben, ihren Lohn zu erhöhen, und daß, wenn ihr Verhältnis sich nicht ändert, niemand seinen Beruf wechseln wird? Um die Wirkung zu erzielen, die Ricardo von dieser Maßnahme erwartet, müßte der Arbeiter nicht seinen Beruf wechseln, sondern auf die Arbeit verzichten.

Mögen wir vor der gefährlichen Theorie dieses Gleichgewichts bewahrt bleiben, das sich von selbst herstellt! Mögen wir vor dem Glauben uns hüten, daß es gleichgiltig ist, in welche Schale der Wage man ein Gewicht legt oder aus welcher man es nimmt, weil die anderen nicht zögern werden, einander das Gleichgewicht zu halten! Hüten wir uns vor dem Glauben, daß die Reichen bei der Belastung der Gegenstände der ersten Notdurft mit einer Steuer, für die die Armen die Vorschüsse machen sollen, diese



Vorschüsse am letzten Ende bezahlen werden! Ein gewisses Gleichgewicht stellt sich allerdings in der Länge der Zeit wieder her, aber nur nach einer erschreckenden Leidenszeit! Als feststehende Thatsache ist anzusehen, daß die Kapitalien aus einer Industrie nur durch den Bankerott des Eigentümers herausgezogen werden, daß die Menschen ihren Beruf nur mit ihrem Tode aufgeben: diejenigen, die leichter einem Beruf sich hingeben oder ihn aufgeben, müssen als Ausnahmen angesehen werden und nicht als Regel. Die geringste Aufmerksamkeit auf die Vorgänge, die sich täglich in den Fabriken vor unseren Augen abspielen, zeigt uns, daß, wie groß auch der Niedergang einer Industrie sein möge, keine Werkstatt geschlossen wird, ohne daß das Zugrundegehen des Eigentümers dazu zwingt. Niemals sieht man einen Arbeiter seinen Beruf aufgeben, außer wenn er, von Hunger gepeinigt, alles versucht, um dem Hungertode zu entgehen, wie ein Schiffbrüchiger sich beim Kentern an eine Planke seines Schiffes anklammert.

Bei der Belastung der notwendigsten landwirtschaftlichen Produkte wird, so groß sie auch sei, ein gewisses Gleichgewicht zwischen den Löhnen und der notwendigen Ausgabe des Arbeiters eintreten, denn wenn dies niemals der Fall wäre, würde der gänzliche Untergang der Nation gewiß sein. Aber bevor dieses Gleichgewicht wieder hergestellt ist, wird der Zusammenbruch aller Kaufleute in den Industriezweigen, die aufgegeben werden mußten, der Nation viel mehr Kapitalien als reinen Verlust genommen haben, als die Steuer dem Fiskus Einnahmen gebracht hat. Ebenso wird die Sterblichkeit unter den Arbeitern, die keinen Broterwerb mehr finden, die Nation mehr Leben kosten, als der verderblichste Feldzug. Durch diese schrecklichen Mittel wird das politische Gleichgewicht wieder hergestellt; wenn man von den Abstrak-

tionen absieht, in die man niemals eine Wissenschaft einhüllen sollte, von der das Glück und das Leben der Menschen abhängt, so stellt sich die Abhilfe dar, die Ricardo mit folgenden Worten empfiehlt: „Durch eine Folge von Ursachen, die die Bevölkerung regeln und die menschliche Art vermehren, stellen sich die niedrigsten Löhne niemals erheblich über den Betrag, den die Natur und die Gewohnheit für den Unterhalt der Arbeiter fordert. Diese Menschenklasse kann niemals einen irgendwie erheblichen Teil der Steuern tragen.“ Seine Auseinandersetzung würde einen anderen Charakter erhalten haben, wenn Ricardo hinzugefügt haben würde, „weil eine schreckliche Seuche einen Teil hat sterben und die übrigen in den Krankenhäusern hat dahinsiechen lassen“.

Die Auflage von Steuern auf den Verbrauch und ihre Einteilung in Eingangszoll, Salzsteuer, allgemeine Verbrauchssteuer und städtische Eingangssteuer haben Europa mit ganzen Heeren von Beamten, Aufsehern und Unterbeamten bedeckt, die im steten Kampf mit jedem Bürger um sein Geld dazu beigetragen haben, die Obrigkeit dem Volke verhaßt zu machen, und die Menschen daran gewöhnt haben, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen, es mit der Wahrheit nicht so genau zu nehmen, der Obrigkeit ungehorsam zu sein und zu betrügen. Je drückender und je vielfältiger diese Steuern sind, um so gröfsere Fortschritte macht die Unsittlichkeit. Sie haben die ungerechteste Ungleichheit unter den Steuerpflichtigen herbeigeführt, sie haben die Freiheit durch drückende Nachforschungen bloßgestellt, und die Fabriken, den Handel, ja das Dasein aller derer, die arbeiten und die alle Reichtümer schaffen, gefährdet. Gerade in den Ländern, die den höchsten Wohlstand genießen, bedroht diese Schwere der indirekten Abgaben jede Art von Industrie mit vollständigem Untergang.

Die Regierungen haben sich nicht damit begnügt, das Einkommen und die Ausgaben zu besteuern, sie haben alle Thätigkeiten des menschlichen Lebens darauf hin untersucht, ob sie nicht imstande wären, ihnen eine Gelegenheit, Geld zu verlangen, zu bieten. Sie haben Kopfsteuern auferlegt, die in gleicher Weise den Armen wie den Reichen treffen, den, der nichts hat und für den die Gesellschaft nichts thut, dasselbe zu zahlen zwingen, wie den, der zuviel hat und für den die Gesellschaft große Aufwendungen macht. Sie haben zu den gefährlichsten Spielen angeregt, zu den Lotterien, zu verderblichen Lastern, um aus ihnen einigen Nutzen zu ziehen, sie haben Freiheiten verkauft, Monopole, Privilegien, Titel, Ämter. Für unseren Zweck ist es unnötig, diesen traurigen Irrgarten weiter zu verfolgen. Die Grundsätze, die wir dargelegt haben, genügen zur Beurteilung der verschiedenen Auflagen, ebenso der, die nur willkürliche Grundlagen haben, wie der, die sich nach dem Einkommen oder der Ausgabe eines jeden richten.

---

## Siebentes Kapitel.

### Die Anleihen.

Die zahlreichen Übelstände, die jeder Art von Steuer anhaften, die Unmöglichkeit, eine wirklich billige, wirklich verhältnismäßige zu finden, die für das Land nicht schädigend ist, wenn man aus ihm einen zu großen Ertrag ziehen will, müssen in unsern Augen die Wichtigkeit der Volkswirtschaft erhöhen und uns die Erwägung nahe legen, daß diese Wissenschaft eine der ersten Tugenden ist, die eine Nation von ihrer Regierung fordern kann. Diese Tugend ist nicht, wie viele andere, die notwendige Folge einer freien Verfassung. Wahr ist es, daß man sie in den

Republiken findet, aber ebenso oft in den Aristokratien wie in den Demokratien. Der Geiz, den man oft dem Alter vorwirft, wird geadelt, wenn er in den Senaten oder in den aus gereiften Männern bestehenden Versammlungen die Erhaltung des öffentlichen Vermögens sich zum Ziel setzt.

Die konstitutionellen Monarchien, die Europa heutigen Tages vorzuziehen scheint, scheinen im Gegenteil unter allen Regierungen die wenigst sparsamsten zu sein, weil die Verpflichtung für die Ausgaben zu sorgen von dem Wunsche, auszugeben, getrennt ist. Die ausführende Gewalt, die sich nur mit den auswärtigen Beziehungen beschäftigt, mit dem, was man als den Ruhm des Staates bezeichnet, mit seiner Verteidigung, erachtet es als leichter und sicherer, alles mit recht viel Geld zu machen. Die Vermehrung der Ämter, der Besoldungen, der Ruhegehälter, erleichtert die Thätigkeit der Regierung nach außen und beschleunigt ihre Thätigkeit im Innern; sie sichert ihr gefügte Werkzeuge und rechtfertigt eine verhältnismäßige Erhöhung der Besoldungen, der Jahresgehälter, der Civilliste für die Minister, die Prinzen, den Monarchen selbst. Der Geschmack an Gepränge, der Glaube, daß die Politik durch großen Aufwand gestützt wird, sind in den konstitutionellen Monarchien ebenso wie in den absoluten vorhanden, aber in den ersteren ruft die Unmöglichkeit, die Ausgaben mit den Einnahmen ins Gleichgewicht zu bringen, nicht wie in den letzteren ein Halt zu: nicht ihre Sache ist es Geld zu finden, es genügt ihr, den Volksvertretern zu zeigen, oder sie glauben zu machen, daß das Geld notwendig ist; auf sie wälzt sie alles ab, was die Belastung peinliches mit sich bringt, sie ist für die Belästigungen, die dem Volk daraus erwachsen, nicht mehr verantwortlich, und sie erwartet ruhig, daß man ihr das verschafft, was sie für ihre

Ausgaben bedarf, beinahe wie ein verschwenderischer Sohn, der auf die Hilfe aus dem Erbteil seines Vaters wartet, ohne sich die Mühe zu geben, es zu prüfen, und der nur ein Interesse zu haben glaubt, die Rechnungen zu begleichen, die man ihm vorlegt.

Weit davon entfernt, sich die Unzuträglichkeiten der Regierung, die man gewählt hat, zu verhehlen, ist es wesentlich, alle Folgen hiervon genau kennen zu lernen, damit sie uns nicht zu weit mit sich fortreißen. Wir haben gesehen, wie eine Nation in der Kraft, die ihr ihre alte Freiheit giebt, und im vollen Genuß ihrer Vorzüge, sich allen Träumereien des Ehrgeizes hingeeben, allen Einflüsterungen des Stolzes, der Eifersucht und der Rache Gehör geschenkt hat, unter dem Vorwand, sich gegen ferne oder gar eingebildete Gefahren zu schützen, sich freudigen Herzens in vernichtende Kriege gestürzt und mit Hartnäckigkeit dabei verharret hat, auch noch, als der Schrei der Menschlichkeit vergebens nach Frieden rief. Das Übergewicht der Nation, hat man gesagt, ist noch nicht genug festgestellt, ihr Feind ist noch nicht genug gedemütigt, das Werk, welches sie befestigt glaubte, ist wieder umgestürzt worden, um jeden Preis muß man es wieder aufrichten. Inzwischen sind die gegenwärtigen Hilfsquellen versiegt, man greift keck zu Anleihen, der Kredit ist noch unversehrt, die im Handel angelegten Kapitalien stellen sich, das eine wie das andere, zur Verfügung des Ministeriums, die sie ausgiebt und sie durch Anweisungen auf die Zukunft ersetzt: die Leidenschaft, die einige Monate hindurch die Nation und ihr Parlament verblindet hat, verdammt die Nachkommenschaft zu dauerndem Elend.

Vielleicht war keine Erfindung für die Menschen verhängnisvoller, als die der öffentlichen Anleihen, keine noch größeren Täuschungen unterworfen. Die Leidenschaften, die die Politik entfesselt, sind so heftig,

die Fragen, die durch die Verhandlungen oder die Waffen entschieden werden sollen, sind so gewichtig, alle Opfer erscheinen so natürlich, wenn es sich um die Wohlfahrt aller, das Bestehen, die Ehre handelt, daß man es begreift, daß die Regierungen und die Völker, ehe sie nachgeben, von allen ihren Hilfsmitteln bis zu dem letzten Gebrauch machen. Sie senden den letzten Mann auf das Schlachtfeld, sie geben den letzten Thaler aus, wenn sie noch über den einen oder den anderen verfügen können, und nicht nur für das Wohl des Volkes werden sie es thun, sondern für jeden Krieg, für jeden Streitfall, in den sie sich haben hineintreiben lassen, weil es keinen giebt, den ihr beleidigter Stolz nicht mit der Ehre verwechseln wird, und keinen, über den sie nicht mit gutem Gewissen sich sagen werden, was nur für die äußersten Fälle wahr ist: besser ist es für eine Nation, aufzuhören zu sein, als entehrt weiter zu leben.

Wenn man den Nationen die Möglichkeit geben könnte, derartige übernatürliche Anstrengungen zu machen und sie bis zum Äußersten fortzusetzen, würde man ohne Zweifel der menschlichen Gesellschaft einen großen Dienst leisten, die stets bis in ihre äußersten Tiefen aufgewühlt wird, wenn eines ihrer Glieder vernichtet wird. Aber jedes Mittel der Verteidigung wird an sich zu einem Mittel des Angriffs. Die Erfindung der Artillerie, die für die Gesellschaft glückspendend gewesen wäre, wenn man sie nur zur Verteidigung fester Plätze verwandt hätte, mußte zu ihrer Zerstörung dienen; die Einführung der stehenden Heere hat Disziplin der Disziplin gegenübergestellt und Talent dem Talent; die Aushebung hat die ganze Jugend eines Landes der Jugend eines anderen gegenübergestellt; die Massenerhebungen und der Landsturm haben alle bis zu den Frauen und bis zu den Greisen auf das Schlachtfeld herabsteigen lassen, um die

Linientruppen zu unterstützen. Die Anleihen bedeuten einen Angriff auf die gegenwärtige Generation, indem sie ihr die ganze Arbeit für die Nachkommenschaft auferlegen, zugleich aber auch eine Verteidigung, indem sie ihr die ganze Hoffnung der Nachkommenschaft zum Opfer bringen. Die Machtmittel, die immer fürchterlicher werden, bleiben indessen verhältnismäßig gleich, das Volk hat in der Gefahr keinen besseren Schutz, aber die Menschlichkeit selbst wird geopfert, und mitten unter diesen gigantischen Kämpfen ist sie es, die zu Grunde gehen muß. Nach den verderblichen Ausgaben, die die Anleihen möglich gemacht haben, bleibt ein scheinbarer Reichtum übrig, den man die öffentlichen Fonds genannt hat, ein Reichtum, den man sich als ein ungeheures Kapital vorstellt, dessen verschiedene Teile das Vermögen der verschiedenen Privatleute bilden. So hat man geglaubt, oder wenigstens vorgegeben es zu glauben, daß diese Verschwendung der nationalen Kapitalien kein so großes Übel gewesen sei, daß sie vielmehr ein Umlauf sei, die den Reichtum unter einer anderen Form hat wiedererstehen lassen, und daß es gewisse geheimnisvolle Vorteile für die großen Staaten bei diesem unkörperlichen Reichtum gäbe, den man auf dem Marke der Staatsanleihen von Hand zu Hand wandern sähe.

Es bedurfte keiner sehr großen Beredsamkeit, um die Minister von den Vorteilen der Verschwendung zu überzeugen, die Spieler von dem Nutzen, den die Nation von ihrem Handel habe, die Staatsgläubiger von der Wichtigkeit ihrer Stellung in der Gesellschaft, die zum Darleihen bereiten Kapitalisten, von dem Dienst, den sie der Öffentlichkeit dadurch leisten, daß sie von ihr höhere Zinsen nehmen, als der Handel bezahlt. So schienen alle höchlichst befriedigt von der unverständenen Lehre, die die Vorteile der öffentlichen Fonds bewiesen zu haben behauptet.

Anstatt uns auf diese spitzfindigen Untersuchungen einzulassen, wollen wir lieber klar stellen, daß die öffentlichen Fonds nichts anderes sind als das eingebildete Kapital, das den Teil des jährlichen Einkommens darstellt, der zur Bezahlung der Schuld bestimmt ist. Ein gleichwertiges Kapital ist ausgegeben worden, dieses dient als Nenner bei der Anleihe, aber es stellt nicht die öffentlichen Fonds dar, denn dieses Kapital ist gar nicht mehr vorhanden. Neue Reichtümer müssen aus der Arbeit und aus dem Gewerfleiß entstehen: ein Teil dieser Reichtümer wird jährlich im voraus für die angewiesen, die die zerstörten Reichtümer geliehen haben; dieser Teil wird durch die Steuern denen genommen, die die Reichtümer schaffen, um den Staatsgläubigern gegeben zu werden: nach dem Verhältnis, das in dem Lande zwischen dem Kapital und dem Zins üblich ist, stellt man sich ein eingebildetes Kapital vor, das dem gleich ist, aus dem die jährliche Rente entstehen könnte, die die Gläubiger empfangen müssen.

Wenn der Kapitalist der Entstehung der Teile des öffentlichen Einkommens, die er erhält, nachgehen könnte, müßte er, wenn er glaubt, daß sein ganzes Vermögen in der Anleihe vorhanden ist, beim Anblick eines Feldes, aus dem die Grundsteuer hervorgeht, eines Kaufladens, dem die indirekte Steuer entstammt, die seinen Zins zahlen sollen, ausrufen: hier ist mein Vermögen! hier ist der Ort, aus dem die Rente hervorgeht, die ich glaubte aus dem öffentlichen Schatze zu erhalten!

Dieser Kapitalist ist in der That Miteigentümer des Arbeiters, des Kaufmanns, des Handwerkers, die besteuert sind, damit ihm seine Zinsen bezahlt werden können; das Kapital, das er in den Fonds wähnt, ist auf ihre unbeweglichen Güter oder ihre Industrie eingetragen, und das Einkommen, das diese aus ihrer



Arbeit entstehen lassen, steht vollkommen einem Stück Land gleich, das zu geteilter Frucht zwischen dem Nutznießer und dem Gläubiger bestellt wird.

Gerade so, wie man ein Recht auf einen Teil des Einkommens erhält, das aus dem Handel des Kaufmanns oder aus dem Boden des Eigentümers entsteht, wenn man einem Kaufmann oder dem Grundeigentümer leiht und dadurch das Einkommen dieser genau um so viel vermindert, als man das seinige vermehrt, ebenso erwirbt der, der dem Staat leiht, ein Recht auf den Teil des Einkommens des Kaufmanns oder des Eigentümers, den der Staat durch die Steuern erhebt, um ihn zahlen zu können, aber der Staatsgläubiger wird nur um einen Betrag bereichert, um den die Steuerpflichtigen ärmer werden.

Gewisse Politiker, gewisse dem Ministerium ergebene Redner, haben geglaubt oder wenigstens vorgeschützt zu glauben, daß die Nationalschulden ein ungeheures verfügbares Kapital, eine Geldmacht, ein wesentlicher Teil des Umlaufkapitals seien, das die Industrie in Bewegung setzt. Sie haben beinahe gesagt, daß der ungeheure Handel Englands die Folge, das thatsächliche Produkt seiner ungeheuren Schuld sei; das ist fast gerade so, als wenn ein Kaufmann seine Gläubiger durch die Abtretung seiner Schulden anstatt seiner Aktiva befriedigen wollte. Das Kapital, das man in Fonds angelegt hat, kann nicht verwendet werden, es ist für seinen Eigentümer nur eine Anweisung auf die Arbeit der anderen. Wenn man es aus dieser herauszieht, um es im Handel zu verwenden, so setzt man es lediglich an einen anderen Platz, zieht aber keines heraus; man läßt in den Fonds, was in den Fonds war und in der Industrie, was in der Industrie war, lediglich die Namen der beiden Eigentümer haben gewechselt. Der frühere Rentier, der seine Renten verkauft hat, um ihren Wert in den

Manufakturen anzulegen, widmet dieser produktiven Industrie nicht das Rentenskapital, sondern das Kapital dessen, der die Renten gekauft hat und das vielleicht im Bankwesen oder in der Landwirtschaft angelegt war, jedenfalls aber ein Umlaufkapital war, da es auf ihn hat übergehen können. Es wechselt seine besondere Bestimmung, aber nicht seine allgemeine, die Arbeit zu beleben. Der frühere Kapitalist, der Rentier geworden ist, wird, so lange er Rentier ist, nichts mit seinem Kapital, das in Fonds angelegt ist, anfangen können, denn man kann nichts mit einer Sache anfangen, die wirklich garnicht vorhanden ist.

Man könnte glauben, der Behandlung einer Frage überhoben zu sein, die in sich einen Widerspruch darstellt, denn wie kann man eine Schuld und einen Reichtum mit einander verwechseln? Aber das Ansehen einiger berühmter Namen zwingt uns bei einem Vorurteil zu verweilen, das die Sprache begünstigt, das eine Gedankenverwirrung immerhin schwer macht aufzulösen und das eine Menge privater Interessen bemüht ist, glaubhaft zu machen.

Es ist unmöglich, sich über den Vorteil von Anleihen einer vollständigeren Täuschung hinzugeben, als Alexander Hamilton, der erste Sekretär des Staatsschatzes der Vereinigten Staaten, ein geachteter und wahrhaft der Achtung würdiger Staatsmann, sich überlassen zu haben scheint. In seinen Berichten, die er an die Volksvertretung erstattet hat, empfiehlt er den Amerikanern die Errichtung neuer Manufakturen und verbürgt ihnen, daß ihnen das Kapital für diese Unternehmungen nicht fehlen werde, und seltsam! bietet ihnen für diese neuen Unternehmungen, zu denen er sie ermutigt, als Hilfsquellen ihre Schulden, nämlich die 70 Millionen Dollars, die der Schatz jährlich als Zinsen ausgiebt. „Es giebt, sagt er, eine Art thatsächlich vorhandenen Kapitals in den Vereinigten

Staaten, das jede Unruhe hinsichtlich des Fehlens von Kapital ausschließt: die fundierte Schuld;“ und er widmet 20 Seiten dem Bestreben, eine negative Menge mit einer positiven Menge zu verwechseln, die Schulden und die Aktiva einer Nation als dasselbe hinzustellen.\*)

Wenn ein ausgezeichnete Staatsmann in einen groben Irrtum verfällt, muß man wenigstens versuchen, den Grund seiner Täuschung zu erforschen. Hamilton hatte gesehen, daß die Staatsgläubiger im allgemeinen ihr Guthaben, wann sie wollten, verkaufen und den erhaltenen Preis auf ein neues Unternehmen verwenden konnten. Er hatte daraus geschlossen, daß die öffentliche Schuld ein verfügbares Kapital wäre, das sie fruchtbringend machten. So ist es aber in Wahrheit nicht. Das Kapital, das zum Kauf der öffentlichen Schuld dient, ist das einzige, über das man verfügen kann. Aber dieses Kapital der Käufer, die nicht kaufen können, so lange sie ihre Fonds in der Industrie, in der sie bis dahin beschäftigt waren, lassen wollen, dieses Kapital, das auf die Verkäufer übergehen kann, um von neuem in der Industrie verwandt zu werden, dieses Kapital ist nicht das der Schuld und kann nicht an ihr gemessen werden. Die amerikanische Nation schuldete 70 Millionen Dollars, und der Preis ihrer Fonds stellte sich auf dem Markte vielleicht auf 4 oder 5% Verlust. Was beweist dies? Nur daß von den Eigentümern dieser 70 Millionen Dollars die Besitzer von 2 oder 3 Millionen bereit waren, zu verkaufen und daß für diese 2 oder 3 Millionen sich auch Käufer fanden. Nur über diese letzteren 2 oder 3 Millionen kann man verfügen; wenn man sie aber auf ein neues Unternehmen verwendet, wenn man sie der Börse entzieht, deren ganzen Kredit

---

\*) Report on the Subject of Manufacture. Vol. I. p. 201. Works of Alexander Hamilton, New-York 1810.

sie ausmachten, werden die Besitzer der übrigen 67 Millionen keine Käufer finden können, selbst wenn auch nicht der leiseste Zweifel an der Zahlungsfähigkeit der Nation besteht. Die Anweisung auf die Einkommen bleibt immer die gleiche, aber der verbrauchbare Reichtum, der für eine Wiedererzeugung verbraucht werden kann, stellt sich nicht mehr dar, um gegen diesen ungewissen Reichtum eingetauscht zu werden.

Man verwickelt die Frage der Anleihen, indem man die Fremden hineinzieht, aber man ändert damit nichts. Im Augenblick, in dem die Amerikaner eine Anleihe von 70 Millionen Dollars machten, hatten ihnen die Fremden vielleicht den größten Teil davon geliehen. Wenn später die Amerikaner ihre Fonds, die auf den fremden Plätzen umliefen, mittels eines Kapitals, das sie erspart hatten, zurückkauften, bezahlten sie auf diese Weise die Schuld. Wenn sie später ihre Schulforderungen den Fremden wieder verkauften, machten sie eine neue Anleihe. In diesem Fall heißt kaufen bezahlen, verkaufen leihen, denn das Kaufen setzt einen Gläubiger der eigenen Nation an die Stelle eines Fremden, das Verkaufen stellt den fremden Gläubiger an den Platz des Landsmanns.

Die öffentlichen Fonds gewähren thatsächlich ein bequemes Mittel, im Namen aller eine Anleihe zu verabreden, die viel schwerer im Namen eines einzelnen Privatmannes zu machen wäre. Wir geben dies zu, aber als Entgelt hierfür ist diese Art zu leihen sehr viel kostspieliger: wir werden diesen Vergleich durch ein Beispiel klar zu machen suchen.

Ein Amerikaner besitzt in den öffentlichen Fonds seines Landes 200 Dollars Rente, außerdem bezahlt er an den öffentlichen Schatz 200 Dollars Grundsteuer. Man kann diese beiden Summen durch einander aus-

gleichen und annehmen, daß er an sich selbst seine Rente bezahlt. Sein Vermögen beschränkt sich somit auf sein Grundeigentum, seine Schuld und sein Guthaben an den Schatz gleichen sich aus; würden sie gleichzeitig getilgt, so wäre er weder reicher noch ärmer geworden. Er betrachtet indessen seine 200 Dollars Einkommen aus den Fonds als ein Kapital von 4000 Dollars und denkt nicht daran, daß diese 200 Dollars, die er jährlich schuldet, ihrerseits als eine negative Menge von 4000 Dollars betrachtet werden können, die er von seinem Eigentum abziehen muß. Wenn ein plötzliches Bedürfnis ihn drängt, wird er seine Rente von 200 Dollars verkaufen und diese wird, wenn sie auf dem Weltmarkt umlaufsfähig ist, vielleicht von einem Amsterdamer Kaufmann gekauft werden, der ihn nicht kennt, der nicht weiß und nicht wissen will, welcher Art seine Verhältnisse sind, der sich aber an Stelle der Hypothek setzen wird, die er selbst auf sein eigenes Vermögen hatte. Hierin besteht der einzige Vorteil der öffentlichen Fonds, daß sie leichter verkäuflich sind, als eine Privatschuld. Wenn die Steuer und die Anleihe zu gleicher Zeit aufgehoben würden, würde er 4000 Dollars eines eingebildeten Kapitals an seinen Fonds verloren, dagegen 4000 auf den Wert seines Eigentums gewonnen haben, das eingebildete Kapital der 200 Dollars Steuer, die er zahlt. Bei dem plötzlichen Bedürfnis, das ihn zum Verkauf seiner Rente veranlaßt, hätte er 4000 Dollars auf seine eigenen Fonds geliehen, ohne durch den Verkauf seiner Schuldforderung reicher oder ärmer geworden zu sein.

Aber ein Staat erhebt nicht ohne Verlust 200 Dollars um 200 Dollars zu bezahlen. Er braucht einen Steuererheber, einen Steuerschreiber, einen Schatzmeister, einen Aufsichtsbeamten, um dem Steuerpflichtigen einen Teil seines Eigentums zu nehmen. Er braucht ferner jemanden, der die Rückzahlung bewirkt,

der Staat macht diese Arbeiten nicht umsonst und verursacht außerdem Unbequemlichkeiten und Verluste, die dieser doppelten Arbeit entsprechen. Man dürfte diese Kosten der Erhebung und Verwaltung nicht zu hoch schätzen, wenn man annimmt, daß der Staat mit einer Hand dem Steuerpflichtigen 240 Dollars nimmt, um ihm als Rentier mit der andern 200 zurückzugeben; folglich muß er, wenn er sein Eigentum in den angelegten Fonds auf 4000 Dollars schätzt, bei einer Verzinsung von 5% die Hypothek, mit der sein Eigentum zu gunsten des öffentlichen Schatzes belastet wird, zu 4800 Dollars rechnen, wenn er diese selbe Schuldforderung damit decken will. Weit entfernt davon ein Kapital von 4000 Dollars durch die Löschung seiner Schuldforderung und die Steuer, die diese bewirkt, zu verlieren, würde er bei dieser Ausgleichung thatsächlich ein Kapital von 800 Dollars gewinnen, das durch 40 Dollars Rente dargestellt wird.

Im allgemeinen kann man als Grundsatz aufstellen, daß ein Volk, das 20 Millionen Franken Einkommen und keine Schulden hat, reicher ist als eines, das auf 30 Millionen Einkommen 10 Millionen schuldet, weil die Verwaltungskosten sich mit dem Bruttoeinkommen vermehren und ein Verlust für jedermann sind. Ebenso wäre es bei einem Privatmann; aber für den einen wie für den andern erhält ein kolossales, aber belastetes Vermögen oft einen trügerischen Kredit, den ein kleineres, aber flüssiges Vermögen nicht erhalten kann.

Die privaten Schuldforderungen machen ebenso wie die öffentlichen einen Teil des Reichtums der Einzelnen aus, sind indessen nicht ein Teil des Nationalreichtums, denn sie vermehren in keiner Weise das jährliche Einkommen des Volks, sie ändern nur seine Verteilung. Die Nation besitzt all ihr materielles Eigentum, hierzu kommen die Schuldforderungen eines

Teiles ihrer Bürger an die anderen, abzüglich diese selben Schuldforderungen, die die letzten den ersten schulden: da zwei gleiche positive und negative Mengen, eine die andere aufheben, bleibt nur das materielle Eigentum. Wenn alle privaten und öffentlichen Schuldforderungen an einem Tage gelöscht würden, würde es eine schreckliche Umwälzung des Eigentums geben. Die Hälfte der Familien würde zu gunsten der anderen Hälfte zu Grunde gehen, aber die Nation würde dadurch weder reicher noch ärmer geworden sein, ihr Einkommen wäre genau dasselbe geblieben, die einen hätten gewonnen, was die anderen verloren hätten. Wahr ist es, daß die öffentlichen Bankerotte niemals einen gleichen Erfolg haben, weil die Regierungen, wenn sie die Schulden aufheben, doch stets die Steuern beibehalten, die den Gläubigern gebühren würden. Sie lassen es diesen letzteren gegenüber an Ehrlichkeit fehlen und nehmen das Eigentum dieser den anderen fort.

Wie verhängnisvoll auch die Anleihen sein mögen, so genügt es doch, daß auch nur eines der mächtigen modernen Völker sich auf sie einläßt, um alle anderen nachzuziehen. Die Waffen sind nicht mehr gleich für Kämpfe, und es ist für ein Volk ebenso unmöglich, mit seinem Einkommen den Kapitalien anderer zu widerstehen, wie sich auf die blanke Waffe zu beschränken, wenn die anderen Artillerie verwenden. Nicht einmal die Wahl der am wenigsten drückenden Art der Anleihe bleibt, der, der die längste Rückzahlungsfrist bestimmt, kann bei dem gleichen Zins sich die größten Summen verschaffen. Ein jeder weicht, so weit es ihn angeht, dieser bedrohlichen Konkurrenz, und die Finanzkunst hat in ihrer Vervollkommnung nur dazu gedient, die Last, die auf die Völker gewälzt ist, immer drückender zu machen.

Die ersten Anleihen, die in der Zeit Karls V. und Franz I. abgeschlossen wurden, enthielten eine bestimmte Rückzahlungsfrist. Der König verpfändete ein bestimmtes Einkommen denen, die ihm eine große Summe vorschossen: in einer kleinen Reihe von Jahren mußte dieses Einkommen ihnen Zins und Kapital zurückerstatten. Die Hilfe war ungenügend, der Zins beträchtlich, aber endlich, kurze Zeit nach dem Kriege, hatte der Staat seine Belastung getilgt, er trat wieder in den Genuß aller seiner Rechte ein, die Völker waren entlastet, und die Generation, die sich durch ihre Leidenschaften in den Krieg hatte verstricken lassen, zahlte selbst diese Kosten.

Das Leihen auf Leibrente war eine Vervollkommnung der Finanzwissenschaft und ein Fortschritt des Kredits. Die Staatseinkünfte wurden nicht mehr den Gläubigern verpfändet, die Ordnung und die Regelmäßigkeit der öffentlichen Finanzen waren leichter aufrecht zu erhalten, ein längerer Rückzahlungstermin wurde gewährt, die Rückzahlung vollzog sich unmerklich nach und nach, jeder Gläubiger befreite durch seinen Tod den Staat von einer Schuld, und obgleich der Zins für eine Leibrente sehr viel höher war als für eine dauernde, waren doch die höheren Bedingungen für den Fiskus nicht unvorteilhaft und ihre wesentliche Bedingung, mit dem Leben der Darleiher zu erlöschen, erschien im höchsten Grade gerecht und legte die ganze Rückzahlung der Schuld der Generation auf, die den Nutzen von ihr gehabt hatte.

Als man zu einer weiteren Vervollkommnung der Finanzen gelangte, machte man die Leibrenten zu dauernden, die gegenwärtige Generation machte gewissermaßen zu ungunsten der Nachkommenschaft Bankerott, sie entlieh, gab alles aus, was man ihr geliehen hatte und belastete die künftigen Generationen, denen sie nichts hinterließ, mit der Rückzahlung.



Man hat nach Gründen gesucht, um eine Auf-  
führung sittlicher erscheinen zu lassen, die sich nicht  
gerade durch Ehrlichkeit auszeichnet. Man hat be-  
hauptet, daß die Regierung nicht Anlagen begünstigen  
solle, die die Zerstörung von Vermögen herbeiführen:  
es hiesse dies die Familienväter verführen und sie da-  
zu bringen, ihren eigenen Vorteil dem ihrer Kinder  
vorzuziehen, es hiesse, die nationalen Kapitalien zer-  
stören und die Zukunft der Gegenwart opfern. Einige  
haben sogar ausgesprochen, daß wir aus reiner Liebe  
zur Nachkommenschaft sie mit einer ungeheuren Schuld  
belasten, anstatt unsere Schulden selbst zu bezahlen.

Die Anklage, daß die Kapitalien durch eine Leib-  
rente zerstört werden, fällt in sich selbst zusammen,  
wenn man sich klar macht, daß die Anleihe kein Ka-  
pital ist. Der Boden, der mit einer Leibrente belastet  
ist, wird mit dem Tode des Gläubigers frei. Den  
ganzen Kapitalwert, den er früher gehabt hat, hat er  
noch, aber einen Teil dieses Wertes stellte die Rente  
dar, mit der er belastet war, und dieser Teil kehrt zu  
dem Eigentümer zurück. Auf diese Weise gewinnt die  
Nation genau an Kapital und an Zinsen, was ihre Gläu-  
biger verlieren und wird keineswegs durch das Erlöschen  
des scheinbaren Kapitals ihrer Rentenschuld ärmer.

Wahr ist es, daß die Nation durch Leibrenten  
egoistische Neigungen befördert, wie sie es durch die  
Einrichtung von Stiftsstellen, Pfründen und alle  
sonstigen Leibrentenverträge auch thut. Wer ein  
derartiges Einkommen besitzt und nicht verheiratet ist,  
wird ohne Zweifel nur an sich denken; wenn er ver-  
heiratet ist, wird die natürliche Zuneigung stärker  
sein, als die Hoffnung auf einen Nutzen, den er sich  
verschaffen kann, auch wenn der Staat ihn nicht an-  
böte. Überdies wissen die, die eine Leibrente neh-  
men, das Kapital, das der Staat nicht zurückzahlt,  
durch Sparsamkeit wiederzuerschaffen.

Als die Staaten an Stelle der Leibrenten dauernde Anleihen einführten, hielten sie sich von der Verpflichtung, das, was sie geliehen hatten, zurückzugeben, für vollständig frei und glaubten genügend ehrlich zu handeln, wenn sie für eine regelmäßige Zinszahlung sorgten. Indessen zwangen bald neue Bedürfnisse, die fundierte Schuld in jedem Jahre zu vermehren, und die Minister, die so ruhig die Belastung der Nachkommenschaft zugelassen hatten, fingen an, an das Interesse derselben zu denken, als sie bemerkten, daß die Last, die sie auf die Nachkommen gewälzt hatten, ihren eigenen Kredit in Frage stellte. Eine ungeheure Schuld, welche jede Aussicht hatte, sich zu vermehren, aber keine sich zu vermindern, war dazu angethan, die neuen Darleiher, deren man bedurfte, zu erschrecken: man mußte ihnen beweisen, daß man an die Löschung dieser Schuld denke, man mußte den Bürgern für die Opfer, die man von ihnen forderte, einen Rückzahlungstermin zeigen, so entfernt er auch war, und man erfand die Amortisation.

Dieses System, eine geschickte Ausstattung des Zinses mit einem zuerst wenig beträchtlichen Fond, der zur Schuldentilgung bestimmt ist, und der durch seine eigenen Ersparnisse wächst, brachte dem Staate ungefähr nahezu die Vorteile, die er in dem allmählichen Erlöschen der Leibrenten fand. Es war eine Art natürlicher Amortisation, die sich ohne Aufhören fortsetzte. Aber das Erlöschen einer jeden Leibrentenschuld verschaffte dem öffentlichen Fond eine unmittelbare Erleichterung, während die Ersparnisse und die Rückkäufe, die die Amortisationskasse bewirkte, keineswegs zu einer Verminderung der Lasten beitrugen. Lediglich die Fähigkeit der Amortisierung vermehrte sich dadurch.

Vielleicht kann man durch ein gleiches Einkommen, das zur Zahlung der Rente und der Amortisation ver-

wandt wird, von den Darleihern ein größeres Kapital erhalten, als wenn man es auf eine Leibrente fordert, obgleich alle beide in der gleichen Anzahl Jahre getilgt sein müssen: dies würde ohne Zweifel ein Grund sein, die Amortisation der Leibrente vorzuziehen. Aber wie unabhängig man auch eine Amortisationskasse stellen möge, sie ist stets ein Teil des Staats und stets den Gesetzen unterworfen: die Erfahrung hat bewiesen, daß in Zeiten des Niedergangs oder einer Krise eine Anleihe bei der Amortisationskasse, ein unberechtigter Gebrauch ihrer Fonds so bequeme Hilfsquellen sind, daß kaum eine Regierung versprechen kann, daß sie eine genügende Festigkeit besitzt, um stets derartigen Anfechtungen gewachsen zu sein.

Der Staat, der leiht, zerstört das Kapital, welches er durch die Anleihe erhält und erklärt zu gleicher Zeit die Nachkommenschaft als Schuldnerin eines Teils der Früchte ihrer Arbeit in alle Ewigkeit. Eine drückende Last wird auf sie gewälzt, um auf ihr für alle Zeiten zu ruhen. Öffentliche Bedrängnisse können kommen, der Handel kann eine neue Richtung nehmen, Nebenbuhler können uns verdrängen, die Wiedererzeugung, die im voraus verkauft ist, kann nicht wiedererstehen, thut nichts! wir bleiben mit einer Schuld belastet, die über unsere Kräfte geht, mit einer Schuld, die hypothekarisch eingetragen ist auf das, was noch nicht da ist, auf unsere künftige Arbeit, die wir nicht werden leisten können.

Die Notwendigkeit, diese Schuld zu bezahlen, verschwärt sich mit drückenden Steuern, alle werden gleich verhängnisvoll, schon weil ihrer zu viele sind. Sie bedrücken die Gewerbethätigkeit und zerstören die Wiedererzeugung, die schon im voraus verkauft ist. Je mehr man schon bezahlt hat, um so unfähiger wird man, noch mehr zu bezahlen. Ein Teil des Einkommens sollte aus dem Grund und Boden wieder-

erstehen, aber die Steuer hat den Landbau zermalmt, ein anderer wäre den Manufakturen zu verdanken, aber die Steuer hat zur Schließung der Werkstätten gezwungen, noch ein anderer entsteht aus dem Handel, aber die Steuer hat ihn in die Verbannung gejagt. Das Leiden wächst, und alle Hilfsquellen versagen. Endlich kommt der Augenblick, der einen erschrecklichen Bankerott unvermeidlich macht, und auch selbst da zögert man noch, während die höchste Eile nothut, wenn man noch den letzten Versuch machen will, den Staat zu retten. Keine Möglichkeit giebt es mehr, alle Bürger der Vernichtung zu entziehen. Wenn man die müßigen Gläubiger zuerst untergehen läßt, können die arbeitenden Schuldner vielleicht gerettet werden, wenn man aber die Schuldner dem Elend überantwortet, wird man die letzte Hoffnung der Gläubiger auslöschen, die ebenfalls bald ihren Untergang finden werden.

Hüten wir uns, in nationalen Empfindlichkeiten, in Gefühlen, die von Volk zu Volk stets unsinnig sind — denn nur die Regierungen und nicht die Völker bekämpfen sich — hüten wir uns, in dem Haß ein Vergnügen zu finden, unsere Nebenmenschen leiden zu sehen. Wenn in der That der Augenblick naht, der eine große Nation, die der Welt glänzende Beispiele gegeben, und die uns durch ihre Erfahrungen aufgeklärt hat, bedroht, die Strafe für die Verschwendung zu zahlen, die sie ihrer Regierung erlaubt hat\*); wenn

---

\*) Trotz der neuerlichen Verluste, denen England ausgesetzt ist, und obgleich die Täuschungen, denen seine Kaufleute sich hingegeben haben, nunmehr alle auf einmal zertrüben, ist seine finanzielle Lage sehr viel besser, als sie vor sieben Jahren war, als die erste Ausgabe dieses Werks erschien, weil ein geschicktes und sparsames Ministerium mit Eifer die frühere Verschwendung beseitigt, die Ausgaben erheblich vermindert und zugleich die für die Industrie

die grausame Lage, in der sie sich bereits befindet, mitten unter dem äußern Zeichen von Wohlstand, uns nun die Gefahr zeigt, die wir laufen, wenn wir zu sehr ihren Spuren folgen, so soll jedes freie Volk sich erinnern, daß es nicht so leicht, wie die absoluten Herrscher, alle seine Verpflichtungen brechen kann, daß ihm die Sparsamkeit fast ebenso notwendig ist, wie die Freiheit; daß Kriege ohne Veranlassung, ungeheure Unternehmungen, unsinnige Verschwendungen zu Anleihen ohne Maß nötigen; daß diesen Anleihen wachsende Abgaben folgen müssen; daß es keinen Wohlstand, so reich, so wohlbegründet er auch erscheinen möge, giebt, der nicht endlich unter der Wucht der Abgaben zusammenbricht.

Die zivilisierte Gesellschaft scheint gerade wie die unbelebte Natur den allgemeinen Gesetzen unterworfen zu sein, die das Weltall durch die Opferung der einzelnen aufrecht erhalten und die die Gesamtheit einem gemeinsamen Ziel entgegenführen, mitten durch Bedrängnisse, die ohne Erbarmen die einzelnen Teile treffen. Das Ziel, das wir bis hierher als das eigentliche der politischen Ökonomie im Auge gehabt haben, war das Anwachsen des Reichtums, die Anhäufung von Kapitalien. Wir haben gezeigt, daß diese Kapitalien den Menschen zur Arbeit antreiben und Wohl-

---

drückendsten Steuern aufgehoben hat. Aber trotz seiner Geschicklichkeit hat das Ministerium seine Reformen nur durch die Vermehrung des nationalen Einkommens ins Werk setzen können, die die Eröffnung des Handels mit Süd-Amerika im Gefolge gehabt hat. Heute, wo die ungemessene Thätigkeit der englischen Fabriken alle Märkte überführt hat, und der Handel, der sie bereichert hat, für sie eine Ursache des Verfalls geworden ist, bedrohen neue Gefahren die Nation und bedrängen neue Schwierigkeiten die Minister. Vielleicht sehen sie schon einen Weg, der sie durch diese Klippen führen wird, wer aber nicht in ihre Geheimnisse eingeweiht ist, sieht nur die Gefahren der Fahrt.

stand über ihn verbreiten: wir haben stets ihr Anwachsen Glück, ihre Zerstörung Elend genannt. Man hat indessen schon bemerkt, daß die Kapitalien reisender angehäuft werden können, als die Nachfrage nach Arbeit, die sie hervorrufen können, sich vermehrt, daß in diesem Fall der Zins, den sie bringen, sich vermindert und daß sie so eine gröfsere Produktion bewirken, während zu gleicher Zeit weniger verbraucht wird; daß jede Überführung von Umlaufkapital in feststehendes die Schaffung einer künftigen Produktion ohne entsprechenden Verbrauch nach sich zieht und daß, wenn die Gesellschaft einige Zeit in dieser Ausdehnung ihres Wohlstandes fortfährt, ohne sich in neuen Gegenden ausbreiten und ein neues Volk in einem neuen Lande erzeugen zu können, sich bald, gerade infolge der Anhäufung ihrer Kapitalien, ein erschreckendes Mißverhältnis zwischen seiner Produktion und seinem Verbrauch geltend machen wird.

Es scheint, daß schreckliche Geißeln die Aufgabe haben, die menschlichen Gesellschaften zur Ordnung zurückzuführen, wie der Blitz, der Hagel und die Gewitter die Reinheit der Luft wiederherstellen. So halten Pest, Krieg und Hungersnöte die Wage zwischen den entstehenden Generationen und der Nahrung, die der Boden ihnen liefern kann. Die verderbliche Verschwendung unsinniger Minister, der verderbliche Luxus gewisser Regierungen, die maßlosen Militärausgaben, und die Zerstörung von Reichtümern, die der Krieg nach sich zieht, waren vielleicht notwendig, um dreifach das Gleichgewicht zwischen der Produktion und dem Verbrauch, zwischen den Kapitalien und dem Begehre nach Arbeit, zwischen diesen und dem Einkommen, das aus ihnen entstehen soll, wiederherzustellen. Die Anstrengungen, die man gemacht hat, um gleichmäfsig den Verlust unter alle Glieder der Gesellschaft zu verteilen, sind ohne Erfolg ge-

blieben, die gegenseitige Versicherung, die sie darstellt, konnte das Leiden nur weiter verbreiten. Wo die Hand der Vorsehung mit dieser fürchterlichen Rute schlägt, müssen Menschen wie Reichtümer zusammen untergehen. Der Mensch, zu schwach, diese fürchterlichen Gesetze zu berechnen, muß das Haupt beugen und sich ihnen unterwerfen. Es steht ihm nicht zu, Geißeln abzulenken, die blind treffend in der Natur der Dinge liegen, wie Krankheit, Alter und Tod, und die, wollte man sie durch Berechnungen leiten, zu schreienden Ungerechtigkeiten werden müßten. Bei einer Hungersnot wäre eine Pest ein Vorteil für die Überlebenden, die sie von einem Teil derer befreien würde, die eine begrenzte Menge Lebensmittel ernähren muß, wehe aber dem, der sie in dieser Hoffnung seinen Mitbürgern zuführen würde! Vielleicht giebt es auch Zeiten in dem Fortschritt der Nationen, in denen die Zerstörung des bestehenden Reichtums notwendig ist, damit die schöpferische Thätigkeit wieder beginnen könne, sich zu bethätigen. Wehe aber dem, der zu diesem Zweck die Stadt seiner Väter anzünden würde! Wehe dem, der die Verschleuderungen der Regierung und ihre unsinnigen Verschwendungen begünstigt! Nicht unsere Sache ist es, das Übel herbeizurufen, selbst wenn es uns nützlich sein kann. Suchen wir für die Völker Reichtum, Gesundheit, Freiheit, Glück. Wenn Armut, Krankheit, Unterdrückung, Leiden ihnen notwendig sind, um ihre Thätigkeit zu erwecken, ihre Bevölkerung zu vermehren, ihren Mut zu beleben, ihren Charakter zu mildern, so werden schon die großen Naturgesetze Übel in genügender Menge über sie verhängen.

---

## Siebentes Buch.

---

### Die Bevölkerung.

---

#### Erstes Kapitel.

##### **Die natürlichen Fortschritte der Bevölkerung.**

Wir haben die politische Ökonomie als die Untersuchung der Mittel erklärt, durch die in einem bestimmten Staate die größte Menge Menschen an dem höchsten Grade körperlichen Wohlseins, der von der Regierung abhängt, teilnehmen kann. In der That müssen stets zwei Elemente zugleich von dem Gesetzgeber beachtet werden, das Anwachsen der Glückseligkeit an sich und ihre Verbreitung über alle Klassen. Er strebt nach Reichtum, um ihn der Bevölkerung zugänglich zu machen, er befördert die Zunahme der Bevölkerung, um sie an dem Reichtum Anteil nehmen zu lassen: von dem einen, wie von der anderen verlangt er nur die Vermehrung des Glücks seiner Unterthanen. So wird die politische Ökonomie im großen eine Lehre des Wohlthuns, und nur das, was sich am letzten Ende auf das Wohl der Menschen bezieht, gehört in diese Wissenschaft.

Das Menschengeschlecht hat mit einer einzigen Familie begonnen, es hat sich vervielfältigt und nach und nach über die Erde verbreitet: lange Zeit ist es ihm schwer gefallen, sich den Unterhaltsmitteln anzu-



passen, die die verschiedenen Teile der Erde ihm liefern könnten. Wir sehen diese Thätigkeit der Natur sich in den neuen Ländern wiederholen: eine Kolonie, die in einer unbewohnten Gegend begründet wird, ein Staat, der von der Barbarei zu einer größeren Gesittung übergeht, werden nicht plötzlich mit so viel Einwohnern bevölkert, als sie bequem ernähren können. Wie die Erde nach mehrmaligen Ernten unfruchtbar wird, wie ihre meisten Gegenden abwechselnd in einen Zustand der Verödung gebracht worden sind, um sich nach und nach langsam wieder heraufzuarbeiten, so haben wir oft dieses Schauspiel einer wachsenden Bevölkerung vor Augen gehabt; wir haben uns daran gewöhnt, dieses Wachsen als ein Zeichen von Wohlfahrt und einer guten Regierung anzusehen, ebenso wie unsere Gesetze und unsere Einrichtungen alle dahin zielen, dieses Anwachsen zu begünstigen, obgleich es nicht dasselbe ist, die Zeichen der Glückseligkeit zu beschleunigen oder der Glückseligkeit selbst zu Fortschritten zu verhelfen.

Die Natur hat für die Vermehrung der Arten gewissermaßen verschwenderisch gesorgt; obgleich die des Menschen in ihren Fortschritten zu den langsamsten gehört, kann auch sie sich, wenn alle Umstände ihr günstig sind, mit einer Schnelligkeit vollziehen, von der keine Geschichte uns Beispiele darbietet, weil kein Volk in irgend einer Zeit alle diese günstigen Umstände in sich vereinigt hat. Wenn alle Menschen ein großes Interesse hätten, eine Familie aufzuziehen, wenn alle die Mittel dazu hätten, wenn sich alle verheirateten und alle so jung, wie die Natur es verlangt, wenn sie fortführen Kinder zu zeugen bis zum Herannahen des Alters, so würde eine Familie bald zu einem Volk geworden sein, und ein Volk würde bald die Erde bedeckt haben. Die Art würde sich ohne Zweifel vervierfachen und sich im Lauf

einer einzigen Generation vielleicht verzehnfacht haben.

Aber zwischen dieser Fähigkeit sich zu vermehren, wenn man sie abstrakt betrachtet, und der Wirklichkeit giebt es und muß es einen außerordentlichen Abstand geben. Alle Menschen haben nicht das Bedürfnis, eine Familie zu haben, alle haben nicht die Mittel sie aufzuziehen, alle verheiratheten sich nicht, unter denen, die es thun, lassen die meisten einen guten Teil der Zeit hingehen, in der sie anfangen könnten Kinder zu zeugen, die meisten hören damit vor dem Alter auf: in keiner menschlichen Thätigkeit darf man die Fähigkeit mit dem Willen verwechseln. Die Vermehrung der Art hängt von dem Willen ab und hat in diesem Willen ihre Grenzen.

Wenn man sich mit der Gesellschaft beschäftigt, so kann man von allen übrigen Ursachen, die die Menschen bestimmen, eine Familie zu haben oder nicht zu haben, absehen und sich auf zwei beschränken: die Annehmlichkeiten des ehelichen Lebens und der Vaterschaft oder die Liebe veranlassen den Menschen zur Heirat; die Bedürfnisse, die Furcht vor Entbehnungen oder der Egoismus bestimmen ihn, allein zu leben. Er wägt seine zärtlichen Neigungen ab gegen die Sorge, die er für sich selbst hegt, ebenso ist die Berücksichtigung seiner Unterhaltsmittel für einen jeden, wie sie es für das Wohl der Gesellschaft sein soll, für die Entscheidung zwischen der Vaterschaft und der Ehelosigkeit bestimmend.

Wenn jemand eine Frau nimmt und darauf rechnet in ihrer Liebe und in der seiner Kinder das Glück zu finden, wird er ebenso wünschen, diese Wesen, die so abhängig von ihm sind, glücklich zu sehen. Wir haben schon oben ausgesprochen, daß ein gemeinsames Zeichen, der Reichtum, das ganze physische

Wohlsein darstellt, das ein Mensch einem andern verschaffen kann, und jeder bildet sich eine Vorstellung dieses Wohlseins nach den Anschauungen des Standes, in dem er selbst lebt. Ohne Zweifel gehören noch viel mehr Bedingungen zum Glück, einige, wie die Sittlichkeit, die Gesundheit, die gute Laune, sind vielleicht noch wichtiger, aber keine wird so allgemein geschätzt, bei keiner hängt es mehr von uns ab zu wissen, ob wir sie haben oder nicht. Die Armut ist in jeder Beziehung ein Niedergang in der Stellung, die der Mensch für sein Dasein gewählt hat, sie ist ein wirkliches, nicht abzuleugnendes Übel, dem niemand gern diejenigen, die er liebt, aussetzen wird, wenn er sein Glück in der Liebe sucht; dem er selbst sich nicht aussetzen wird, wenn er sein Glück durch den Egoismus sichern will. Ein Ehemann ist mit der Sorge für die Erhaltung seiner Frau und seiner Kinder belastet, diese Last setzt seinem Willen genügende Schranken. Ehe er heiratet, ehe er Vater wird, berechnet er stets das Einkommen, das er mit seiner Familie teilen kann, das Einkommen, das er ihr nach einem Tode lassen kann. Wenn einmal ein Unvorsichtiger sich verheiratet, ohne an die Familie zu denken, die er haben wird, so wird sein Leichtsinns durch die vorsichtige Klugheit derer ausgeglichen, die aus Furcht, niemals genug zu haben, sich nicht verheiraten; wenn man die Gesellschaft im ganzen betrachtet, kann man sagen, daß der Hagestolz deshalb nicht Ehemann und Vater wird, weil er sicher zu wissen glaubt, daß sein Einkommen für diesen neuen Stand nicht ausreicht. Die Bevölkerung wird sich also einzig und allein nach dem Einkommen bestimmen; wenn sie dieses Verhältnis überschreitet, so geschieht es stets, weil die Väter sich über das, was sie für ihr Einkommen hielten, getäuscht haben, oder vielmehr, weil die Gesellschaft sie getäuscht hat.

In der That gelangt jedes Volk sehr bald zu der ganzen Bevölkerung, die es ernähren kann, ohne seine gesellschaftlichen Einrichtungen zu ändern, es gelangt sehr bald zu soviel Personen, wie es mit seinem Einkommen, begrenzt und ausgeteilt wie es ist, erhalten kann. Wenn ein großer vorübergehender Notstand, eine Pest, eine Hungersnot, eine große Lücke in die Bevölkerung gerissen haben, und diesen Unglücksfällen eine Zeit der öffentlichen Ordnung folgt, wird das Einkommen größer als die Bevölkerung sein, einmal für die Wohlhabenden, die durch Erbteile sich bereichert haben, das andere Mal für die Armen, deren Arbeit um so viel besser bezahlt werden wird, als weniger Arme sich anbieten. So wird die wiederherstellende Kraft der menschlichen Zeugungen sich bald entwickeln, und man wird erstaunen, wie weniger Jahre es bedarf, um die Spuren einer Geißel auszulöschen, die die Erde entvölkert zu haben schien.

In verschiedenen Ländern überläßt die bürgerliche Gesellschaft die Verfügung über das ganze Einkommen einer jeden Familie dem ältesten Bruder: dieser älteste Bruder wird allein heiraten, während die andern ehelos altern, trotzdem wird sich die Bevölkerung nicht vermindern: ein einziger Sohn unter vieren wird, wenn er sich verheiratet, seinerseits vier Söhne hinterlassen; da ihr Einkommen sich nicht geändert hat, ist kein Grund für die Änderung der Bevölkerungszunahme vorhanden: schon ein Viertel der Personen, aus denen die Bevölkerung besteht, genügt reichlich zu ihrer Erneuerung, wenn nur die nötigen Lebensmittel vorhanden sind.

Wenn aber infolge irgend einer beliebigen Thatsache die Bürger eines Staats behufs Aufziehung ihrer Familien auf ein Einkommen gerechnet haben, das nicht vorhanden war oder das aufgehört hat, vorhanden zu sein, wenn die Bevölkerung sich vergrößert,

ohne daß die Unterhaltsmittel dieser Vergrößerung folgen, so wird das Volk mit der grausamsten Drangsal geschlagen. Die Erde verschlingt dann die, die sie nicht ernähren kann. Je zahlreicher die Geburten sind, um so heftiger muß die Sterblichkeit ihre Verwüstung üben, um das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Dieser Sterblichkeit, der Folge des Elends und des Leidens, geht ein langer Todeskampf voraus, nicht nur derer, die untergehen, sondern auch derer, die mit ihnen um das Dasein gekämpft haben.

Das Nationaleinkommen kann ein feststehendes sein, es kann sich auch vermehren oder vermindern: man muß verlangen, daß die Bevölkerung naturgemäß diesen Veränderungen folgt: sie wird es thun, wenn die wirtschaftliche Ordnung keine fehlerhafte ist; für das Glück dieser Bevölkerung ist es aber wesentlich, daß sie dies thut. Wenn ein Fehler in der Wirtschaftsordnung einige Klassen der Bürger hindert, ihr Einkommen zu erkennen, muß wenigstens der Gesetzgeber diese Veränderungen beachten, um nicht die Zunahme einer Bevölkerung zu befördern, die stehend oder abnehmend sein sollte, damit sie nicht, wie man es nur zu oft gesehen hat, die Geißel auf den Staat herabzieht, die er am meisten fürchten muß. Der Verlust einer Schlacht, die Verheerungen der Pest, sind ein kleineres Übel für die Menschheit, als der Verlust des Einkommens der ärmeren Klassen. Diejenigen, die im Elend dahinsiechen und sterben, beneiden die, die das Schwert dahingerafft hat.

---

## Zweites Kapitel.

### **Das Einkommen eine Schranke der Bevölkerung.**

Wenn wir das Einkommen als die natürliche und notwendige Schranke der Bevölkerung betrachten, dürfen

wir nicht vergessen, daß wir diesen Namen dem Teil des Reichtums gegeben haben, der sich jährlich über die Vorschüsse, die jeder gemacht hat, hinaus erzeugt und jährlich verbraucht werden kann, ohne daß der, der ihn verbraucht, dadurch ärmer wird. So ist das Einkommen für die einen das Produkt des Bodens, nach Abzug des Wertes dieses Bodens selbst und aller Bestellungskosten, für die anderen das Produkt des Umlaufkapitals nach Abzug dieses Kapitals selbst und einer Vergütung für die Hilfe, die das feststehende Kapital ihm geleistet hat, für die dritten diese Vergütung, die dem feststehenden Kapital gegeben wird, für die vierten endlich ihre Arbeitskraft, wenn Nachfrage nach ihr ist.

Das Wesen des Einkommens und das, was es von jedem anderen Teil des Reichtums unterscheidet, besteht darin, daß sein vollkommener Verbrauch keine Lücke läßt. Der Eigentümer, der sich mit der Rente aus seinem Grund und Boden begnügt, der Kapitalist und der Kaufmann, die sich mit ihrem Zins und ihrem Nutzen begnügen, der Arbeiter, der sich mit seinem Lohn begnügt, geben die Nation nicht der Verarmung preis, wenn jeder sein ganzes Einkommen verbraucht. Aber wenn der Eigentümer seinen Boden schlechter werden läßt, wenn er seine Wälder zerstört, anstatt sie einem regelmäßigen Holzschlag zu unterwerfen, wenn er sein Vieh schlachtet, ohne für Ersatz zu sorgen, wenn er seine Weinstöcke im Übermaß ausschneidet, wenn er seinen Feldern keinen Dung giebt, so ist er einen Teil seines Kapitals als Einkommen auf. Ebenso zerstört der Kaufmann sein Kapital, wenn seine Ausgaben seinen Nutzen übersteigen, wenn er seine Vorschüsse vermindert oder seine Schulden vermehrt, ohne zugleich seinen Gewinn zu vergrößern. Alle beide schaden nicht nur sich selbst, vielmehr geben sie die Nation preis, die mit ihnen und durch

sie verarmt. Ebenso kann der Arbeiter, der der Armut um soviel näher steht, selbst im vollen Genusse seines Einkommens, durch einen schlechten Gebrauch dieses Einkommens die Nation der Verarmung entgegenführen, wenn er sein Einkommen verbraucht, ohne dasselbe für seine Gesundheit und für die Erhaltung seiner Arbeitskraft zu verwenden. Bei ihm besteht die Reproduktionskraft in seinem Leben. Wenn er sein Leben mißbraucht, wenn er es verliert, so zerstört er ein nationales Kapital, das notwendig ist, um das Umlaufskapital wertschaffend zu machen, gegen welches der Gebrauch dieses Lebens eingetauscht werden soll. Wenn er andererseits im Tausch gegen dieses Umlaufskapital nicht ein Leben, sondern mehrere anbietet, wenn er anstatt allein zu arbeiten, selbst mit mehreren Kindern für den Lohn arbeitet, der für ihn allein bestimmt war, so sinkt die Reproduktionskraft, die diesem Leben innewohnt, oder sein Einkommen durch die Konkurrenz im Preise, wenn seine Arbeit auch die gleiche bleibt. Es genügt nicht, daß er arbeiten will: seine Arbeit muß auch begehrt sein, um sein Einkommen entstehen zu lassen.

Man sieht, daß, wo sich auch immer ein Mißverhältnis zwischen dem Einkommen und der Bevölkerung zeigt, stets das Kapital oder die Nachfrage nach Arbeit sich vermindert und daß es stets die arbeitende Klasse ist, die leidet und die ihres Einkommens beraubt wird. Wenn der Eigentümer sein Gut aufißt, wenn er seinen Boden zu Grunde gehen läßt, so vermindert er sein Einkommen, das gegen Arbeit oder die Früchte der Arbeit eingetauscht werden sollte. Wenn er leiht, verschafft er sich ein Umlaufskapital, das er zerstört und das die Arbeit nicht mehr beleben wird. Wenn er einen Teil seines Guts verkauft, so ist er das Kapital auf, das er in Tausch gegen einen Teil des Rechts auf das

Eigentum erhalten hat. Es bleibt dann weniger Kapital zum Tausch gegen die Arbeit, und der Arbeiter wird im nächsten Jahr die Leiden hiervon spüren. Wenn der Eigentümer dagegen sein Einkommen durch irgend einen Zufall verliert, sparsam wird und mit dem Überrest, mit dem, was der Hagel oder der Frost verschont hat, sein Leben fristet, so wird sich das Kapital nicht vermindern, sondern nur langsamer umlaufen, weil der Verbrauch des Reichen es nicht so schnell ersetzen wird. Die Nachfrage nach Arbeit wird geringer sein und der Arbeiter wird schon in diesem Jahre leiden.

Wenn der Kaufmann oder der Kapitalist ihr Kapital aufessen, dieses Kapital, das dazu bestimmt ist, die angebotene Arbeit zu bezahlen, so werden die, die die Arbeit anbieten, im nächsten Jahre leiden. Wenn sie dagegen Verluste gehabt haben und in diesem Jahre nicht ein Einkommen verbrauchen wie im vorigen, so werden sie als Verbraucher den Umlauf und die Nachfrage nach Arbeit verlangsamen, und die Arbeiter werden in diesem Jahre leiden.

Wenn das Einkommen der Eigentümer und der Kapitalisten in einem Jahre vollständig aufgebraucht ist, das Kapital aber vollständig unberührt geblieben ist, so daß sein Wert und die Schnelligkeit seines Umlaufs sich nicht verändert hat, zu gleicher Zeit aber die Arbeiter, die Arbeit anbieten, sich an Zahl vermehrt haben, so werden die Arbeiter wiederum leiden, denn sie müssen die ganze angebotene Arbeit gegen dasselbe Kapital hergeben, welches nur zur Bezahlung einer kleineren Menge bestimmt war.

Aus dieser Auseinandersetzung ersieht man, daß die Armen ebensowohl wie die Reichen ein Einkommen haben, welches sie mehr noch als irgend eine andere Klasse der Gesellschaft ihrer Bevölkerungszahl anpassen müssen, daß aber die Schätzung dieses Ein-



kommens nicht von ihnen abhängt, und daß jede der höheren Klassen der Gesellschaft es beeinträchtigen oder gar zerstören kann, ohne daß sie selbst eine Ahnung davon haben. Der große Mangel der heutigen wirtschaftlichen Ordnung besteht darin, daß der Arme niemals weiß, auf welche Nachfrage nach Arbeit er rechnen kann und daß seine Arbeitskraft für ihn niemals ein bestimmtes und gesichertes Einkommen bedeutet.

Die Fortschritte des Reichtums, der die Arbeiter in großen Werkstätten vereinigt und ihre Industrie der Leitung großer Kapitalisten unterwirft, haben in dieser Beziehung für den Armen eine ganz besonders ungünstige Wirkung gehabt; sie haben ihm jede Möglichkeit der Berechnung der Nachfrage des Marktes, für den er arbeitet, genommen, da er den Verbrauchern, die seiner Arbeit bedürfen, vollständig fremd gegenüber steht. Solange die Handwerker, die in kleinen Werkstätten arbeiteten, darauf haben rechnen können, die Erzeugnisse ihrer Arbeit in der nächsten Stadt abzusetzen, haben sie selbst ihre Kunden gekannt und haben fast ebenso früh wie diese gewußt, wenn deren Einkommen sich verminderten und infolgedessen die Nachfrage nach ihrer Arbeit ebenfalls abnahm. Die Zeiten waren hart, der Arbeiter, der nur eine Hälfte der Woche beschäftigt war, legte sich Entbehrungen auf, er dachte nicht daran, sich zu verheiraten oder seine Familie zu vermehren. Aber seitdem ungeheure Kapitalien in einer großen Werkstatt nicht mehr Handwerker, sondern Fabrikarbeiter vereinigen, kennen diese nicht mehr die Verbraucher, die vielleicht viele Hunderte von Meilen von ihnen entfernt leben, sie wissen nichts mehr von ihrer Not oder von der Verminderung ihrer Nachfrage, bis zu dem Augenblick, in dem ihr Meister sie plötzlich entläßt, vielleicht gerade, nachdem sie sich verheiratet haben oder nachdem sich ihre Familie vergrößert hat.

Der Dorfschuhmacher, der zu gleicher Zeit kleiner Händler, Fabrikant und Handarbeiter ist, wird nicht ein Paar Schuhe machen, das nicht bei ihm bestellt ist; wenn er sieht, daß seine Kunden nur einen Schuhmacher gebrauchen, wird er nicht drei oder vier seiner Söhne zu seinem Handwerk aufziehen, da er vorausieht, daß für sie kein Platz in der Welt ist. Wenn er aber in der Hauptstadt eine Schuhfabrik errichtet, wenn er mehrere Jahre hindurch sechs Paar Schuhe wöchentlich bei 20 Gesellen bestellt, so werden diese glauben eine Stellung zu haben, die freilich geringer ist als die eines kleinen Meisters, aber doch wenigstens gesichert und die ihnen in ihrer Arbeit ein festes Einkommen gewährt: in dieser Sicherheit werden sie sich verheiraten. Wenn nun die Berechnungen des Fabrikanten fehlschlagen, wenn er Bankerott macht und sein Geschäft aufgeben muß, so werden sie und ihre Familie als Opfer eines Irrtums zu Grunde gehen, der nicht der ihrige ist.

Der Besitzer oder der Pächter eines kleinen Gutes, so beschränkt seine Kenntnisse auch sein mögen, weiß ganz genau, wieviel Korn, Wein, Hülsenfrüchte er auf dem Markte verkaufen kann; wenn keine größere Bevölkerung in der Nähe seines Gutes lebt, wenn sein Gut außerhalb des Laufes von Kanälen und Landstraßen liegt, so wird er nicht mehr Land urbar machen, da er ja nicht weiß, was er mit seiner Ernte anfangen soll, wenigstens so lange sich seine Familie nicht vermehrt. Andererseits wird er, wenn sein kleines Gut nicht imstande ist, allen seinen Kindern Arbeit zu bieten, nicht viel Kinder in die Welt zu setzen suchen und sie nicht alle verheiraten. Wenn aber ein großer Pächter oder ein großer Eigentümer eine kostspielige Kultur in die Wege leitet, die eine Menge Arbeit erfordert, wenn er mehrere Jahre hindurch für seine Hopfenkulturen, für die Reinhaltung seines Lan-

des von Unkraut, für seine Weinberge zwanzig Arbeiter beschäftigt und noch mehrerer bedarf, so werden diese Arbeiter, obgleich sicher weniger glücklich als der kleine Bauer, doch glauben, in ihrer Arbeit ein gesichertes Einkommen zu besitzen. Sie werden annehmen, daß dieses Einkommen für sie und für ihre Kinder da sein wird, sobald diese arbeiten können: in dieser Sicherheit werden sie sich verheiraten. Wenn dann der Eigentümer sich in seinen Berechnungen geirrt hat, wenn er es zweckmäßiger findet, alle diese Vorschüsse wieder heraus zu ziehen und sich mit der Viehzucht und den Bodenerzeugnissen zu begnügen, die die Erde ihm fast ohne Arbeit liefert, so werden diese Arbeiter nebst ihren Familien als Opfer eines Irrtums untergehen, den sie nicht verschuldet haben.

Je mehr der Arme jedes Eigentums beraubt ist, um so mehr ist er in Gefahr, sich hinsichtlich seines Einkommens zu irren und zum Anwachsen einer Bevölkerung beizutragen, die in keinem Verhältnis zur Nachfrage nach Arbeit steht und infolgedessen keine Unterhaltungsmittel findet. Diese Beobachtung ist so alt, daß sie in die Sprache Eingang gefunden hat und aus der lateinischen in die neueren Sprachen übergegangen ist. Die Römer nannten Proletarier diejenigen, die kein Eigentum hatten, während sie mehr als alle anderen dazu berufen waren, Kinder zu haben: ad prolem generandam, zur Kindererzeugung bestimmte.

Man wird vielleicht erstaunt sein, daß, während das Einkommen doch als Schranke der Bevölkerung dient, ein geringeres Einkommen gerade zu einer maßlosen Bevölkerung anreizen soll. Aber man darf nicht vergessen, daß Armut und Reichtum relative Begriffe sind, die von den verschiedenen Menschen verschieden aufgefaßt werden. Die Bedürfnisse eines jeden werden durch die Gewohnheiten und durch die Verpflichtungen bestimmt, die die Gesellschaft ihnen auferlegt. Von

einer höheren Stufe herabzusteigen, nicht mehr imstande zu sein, diese Verpflichtungen zu erfüllen, nennt jeder Armut er leiden. Ein Mann, welcher sich verheiratet und nunmehr für mehrere mit dem Einkommen auskommen muß, das bis dahin für einen einzigen bestimmt war, kommt hierdurch stets in eine schwierigere Lage, aber er verliert nichts an seiner Stellung, weil die Gesellschaft auf diese Änderung vorbereitet ist und ihm nicht mehr dieselben Verpflichtungen auferlegt. Wenn aber sein Einkommen nicht mehr genügt, um ihn, seine Frau und seine Kinder in der Stellung zu erhalten, an die er gewöhnt ist, würde er sofort die ganze Schwere der Not empfinden, während ein Mann, der in der Stellung geboren ist, zu der der erstere herabsteigen muß, dieselbe Lage als eine durchaus befriedigende betrachten würde. In der That sehen wir niemals, daß ein großer Eigentümer seine Söhne Pächter werden läßt, noch diese ihre Söhne Tagelöhner, wir sehen niemals, daß der Großkaufmann seine Söhne zu Krämern bestimmt, noch diese die ihrigen zu Handwerkern, noch die Handwerker die ihrigen zu Tagelöhnern. Wenn der Sohn einer Familie nur die Wahl hat, entweder nicht zu heiraten, oder mit einer Stellung zufrieden zu sein, die erheblich niedriger ist als die seines Vaters, so kann man sicher sein, daß er auf die Ehe verzichtet wird. Trotz der Häufigkeit der Umwälzungen, die das nationale Vermögen erschüttern und die jeden Tag reiche Familien arm werden lassen, ist nichts so selten, als Familien, die freiwillig sich in eine niedrigere Stellung begeben; die Bevölkerung aller höheren Klassen der Gesellschaft hat im Gegenteil beständig die Neigung zu erlöschen, wenn sie sich nicht aus den niederen Klassen wieder ersetzen würde.

Da man aber gestattet hat, daß es eine Klasse giebt, deren Gewohnheit es ist, nichts zu haben, deren

Ansicht vom Reichtum darin besteht, lediglich zu existieren und deren Ansicht von Armut, Hungers zu sterben; da man erlaubt hat, daß ihre Unterhaltsmittel so knapp bemessen sind, daß man nichts davon fortnehmen kann, so verlangen die, die in dieser Lage sich befinden, für die Gegenstände ihrer Liebe nicht mehr, als was sie selbst für sich begehren. Wie sie von der Hand in den Mund gelebt haben, so sind sie zufrieden, wenn ihre Kinder ebenfalls von der Hand in den Mund leben, wie sie niemals versucht haben, den Markt kennen zu lernen, der Gebrauch von ihrer Arbeit macht, so werden sie niemals versuchen, ihn für ihre Kinder in Betracht zu ziehen. Der unglückliche Fabrikarbeiter, der nicht mehr als 8 Sous täglich verdient und der oft Hunger leidet, wird sich nicht freiwillig der Ehe enthalten: man hat ihn daran gewöhnt, keine fernere Zukunft zu kennen, als den Sonnabend, an dem der Wochenlohn ausbezahlt wird, man hat in ihm so die Sittlichkeit und das Gefühl der Sympathie abgestumpft, man hat ihn zu oft den gegenwärtigen Schmerz empfinden lassen, daß ihm kaum der künftige Schmerz viel Schrecken verursachen kann, den seine Frau und seine Kinder erleiden können. Wenn seine Frau auch 8 Sous verdient, wenn seine Kinder, so lange sie im zarten Alter sind, ihm einen Anspruch geben, eine Hilfe seitens des Krankenhauses, seitens der öffentlichen Wohlthätigkeit oder, wie in England, mittels der Armensteuer von seinem Kirchspiel zu erhalten, wenn seine Kinder im Alter von 6 oder 7 Jahren schon anfangen, etwas zu verdienen, und so sein Einkommen, anstatt es zu vermindern, zu vermehren scheinen, so wird seine Familie um so zahlreicher werden, je mehr sie der Gesellschaft zur Last fällt, und die Nation wird unter dem Gewicht einer Bevölkerung seufzen, die zu den Unterhaltsmitteln in keinem Verhältnis steht.

---

### Drittes Kapitel.

#### **Die Menge der Lebensmittel, die die Erde hervorbringen kann, ist keine Schranke der Bevölkerung.**

Der englische Philosoph Malthus, der mit einem hervorragenden Geist ein gewissenhaftes Studium der Thatsachen verbindet, und den eine glühende Menschenliebe zu seinen Untersuchungen veranlaßt hat, hat zuerst auf die Mißstände aufmerksam gemacht, denen eine überschüssige Bevölkerung ausgesetzt ist, die mit dem äußersten Elend kämpft. Er hat alle barbarischen und gesitteten, alle alten und neuen Nationen vorgeführt, und er hat bei allen die Leiden und das Sterben aufgezeichnet, die dem Kampfe mit dem Zeugungstrieb entstammen, die die Gesellschaft entvölkern, wenn sie sich zu reißend vermehrt hatte. Im Jahre 1798 veröffentlichte er sein Werk über die Bevölkerung\*), das die Aufmerksamkeit der Staatsmänner auf die Gefahren aufmerksam machte, auf die schon vor ihm von Plato und Aristoteles, von Montesquieu, Franklin, Sir John Steward, Arthur Young und Townsend vergebens hingedeutet worden war. Er zeigte, daß die weltlichen und kirchlichen Einrichtungen vieler Länder zur Vermehrung eines schon unerträglichen Leidens beitragen und gab so einem wichtigen Zweige

---

\*) Essay on the principles of population. London 1798. 8. Dtsch. v. Hegewisch. 2 Bde. Altona 1807. 8. Die vollständigste Ausgabe ist die 6. Auflage, die im Jahre 1826 zu London in 2 Bänden erschien, die 7. Auflage ist nur ein Abdruck der 6. Auflage. Deutsche Übersetzung: Versuch über das Bevölkerungsgesetz. Nach der 7. Auflage des englischen Originals übersetzt von F. Stöpel. Zweite Auflage durchgesehen und verbessert von Robert Prager. Berlin 1900, Verlag von R. L. Prager. (Bibl. der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft Bd. II.)

der politischen Ökonomie eine ganz neue Richtung. Nach und nach sind fünf Ausgaben seines Buches erschienen, in denen er es ausgebaut, verändert, verbessert hat, die seinen Einfluß erweitert und seinem System eine sehr große Verbreitung gegeben haben. Aber selbst in seiner Vervollkommnung scheint uns dieses System nicht richtig zu sein. Malthus stützt sich auf eine Voraussetzung, die ihm unbestreitbar erscheint, die aber nur ein Gemeinplatz ist. Ohne sie zu prüfen, hat er sie zur Grundlage seiner Ausführungen gemacht und ist infolgedessen Irrtümern zur Beute gefallen, die uns gefährlich erscheinen und die wir, trotz unserer Achtung vor dem Verfasser, glauben, nicht unwiderlegt lassen zu dürfen.

Malthus hat als Grundsatz aufgestellt, daß die Bevölkerung eines Landes durch die Menge der Nahrungsmittel begrenzt sei, die dieses Land liefern kann. Diese Voraussetzung ist nur wahr, wenn man sie auf die ganze Erde anwendet oder auf ein Land, das nicht die geringste Möglichkeit hat, irgend einen Teil seiner Nahrung aus anderen Ländern zu ziehen. Überall bringt schon der Außenhandel hierin Änderungen hervor. Aber das wichtigste ist, daß diese Voraussetzung nur abstrakt wahr ist und in einer auf die politische Ökonomie nicht anwendbaren Art. Niemals hat die Bevölkerung die Grenze der möglichen Unterhaltsmittel erreicht und wird sie wahrscheinlich niemals erreichen. Alle die, die Begehren nach Unterhaltsmitteln haben, haben nur nicht das Mittel oder das Recht, sie von der Erde zu begehren, dagegen haben die, denen die Gesetze das Monopol am Boden zugestehen, keinerlei Interesse, ihm alle Unterhaltsmittel abzufordern, die er hervorbringen kann. In jedem Lande haben sich die Eigentümer einem Landbau entgegengestellt und sich ihm entgegenstellen müssen, der lediglich darauf hinzielt, die Unterhaltsmittel zu ver-

vielfältigen, ohne zugleich ihr Einkommen zu vermehren. Lange ehe der Bevölkerung eines Landes durch die Unmöglichkeit desselben, mehr Unterhaltsmittel hervorzubringen, ein Halt zugerufen wird, geschieht dies durch die Unmöglichkeit, in der sich die Bevölkerung befindet, diese Unterhaltsmittel zu kaufen, oder zu arbeiten, um zu ihrer Entstehung beizutragen.

Die menschliche Bevölkerung, sagt Malthus, kann sich innerhalb 25 Jahren verdoppeln, sie thut dies also in geometrischer Progression. Dagegen kann die Arbeit, die darauf verwendet wird, ein bereits in Bebauung genommenes Stück Land fruchttragender zu machen, seinen Erzeugnissen nur Mengen hinzufügen, die die Neigung haben, eine immer geringere Zunahme zu zeigen. Wenn man annimmt, daß sich in den ersten 25 Jahren die Ernte auf den Feldern verdoppelt, wird man in den zweiten kaum dazu kommen, ein Drittel mehr zu erzielen, dann ein Viertel, dann ein Fünftel. So erfolgt die Zunahme der Unterhaltsmittel nur in arithmetischer Progression, und die Nahrungsmittel werden im Lauf zweier Jahrhunderte, während die Bevölkerung wie 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128 wächst, nur wie 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 zunehmen. Diese Auseinandersetzung, die dem Malthus'schen System als Grundlage dient und auf die er sich ohne Aufhören in seinem ganzen Buche beruft, scheint uns vollkommen sophistisch zu sein. Er setzt das mögliche Anwachsen der menschlichen Bevölkerung, abstrakt gesprochen, ohne auf irgend welche Umstände Rücksicht zu nehmen, in Gegensatz zu dem wirklichen Anwachsen der Tiere und Pflanzen, an einem begrenzten Ort und unter immer ungünstigeren Umständen. So darf man keinen Vergleich anstellen.

Abstrakt gesprochen erfolgt die Vermehrung der Gewächse in einer unendlich reißenderen geometrischen Progression, als die der Tiere, und diese wieder in einer



unendlich größeren als die der Menschen: ein Getreidekorn bringt zwanzig im ersten Jahre hervor, die 400 im zweiten, 8000 im dritten, 160 000 im vierten bringen. Aber damit diese Vermehrung so vor sich geht, ist es nötig, daß die Nahrung, will sagen die Erde, nicht für das Getreide mangelt; gerade so, wie es beim Menschen der Fall ist.

Die Vermehrung der Tiere, die von diesen Gewächsen leben, ist eine viel langsamere. Die Schafe verdoppeln sich in vier Jahren, vervierfachen sich in acht: da sie sich stets von vier zu vier Jahren verdoppeln, geben sie die Zahlen 4, 8, 16, 32 und wäre die Zahl der Schafe im 24. Jahre, in dem nach Malthus die Menschheit sich noch nicht ganz verdoppelt hätte, schon wie 64 zu 1.

Aber diese Fähigkeit, sich zu vervielfältigen, ist mächtig in den Pflanzen, den Tieren, wie in den Menschen. Die wirkliche und thätige Kraft ist für alle drei nur durch den menschlichen Willen begrenzt: in unserer wirtschaftlichen Ordnung, nicht durch den Willen jedes Menschen ohne Unterschied, sondern durch den des Bodeneigentümers. So lange ein Teil der Erde unbebaut ist, ist er Herr, die vervielfältigende Kraft der Pflanzen thätig werden oder ruhen zu lassen; so lange diese nicht vollständig von den Tieren verzehrt sind, ist er Herr, die vervielfältigende Kraft dieser letzteren in Thätigkeit zu setzen oder zu unterdrücken, er wird die eine und die andere zurückhalten, wenn die Menschen, die von ihm die Früchte der Erde begehren, ihm nicht ein Einkommen in Tausch anbieten.

Wenn man die Geschichte des menschlichen Geschlechts betrachtet, zu allen Zeiten und allerorten, so findet man beständig, daß der Wille des Menschen, oder wenn man so will, die Gesetzgebung, der er sich unterworfen hat und die der Ausdruck dieses Willens

ist, einzig und allein die Vermehrung der Unterhaltsmittel und mit ihr die der Menschen gehindert hat. Man kann häufig unglückliche Arbeiter sehen, die keinen Lohn für ihre Arbeit oder wenigstens keinen ausreichenden Lohn finden können, man sieht sie entkräftet hungern und zu Grunde gehen, aber niemals hat man, in keinem Lande gesehen, daß der Mensch auf das kleine Maß von Mundvorrat beschränkt gewesen ist, mit dem die Bewohner einer belagerten Stadt oder die Besatzung eines in Not geratenen Schiffes sich begnügen müssen. Niemals hat man, nicht infolge schlechter Ernten, sondern weil es unmöglich war, mehr zu erzeugen, weniger Unterhaltsmittel gehabt, als man gebrauchte, um reichlich die lebende Menschheit zu ernähren, selbst im Augenblick, in dem diese Menschheit infolge Elends oder Mangels eines genügenden Lohnes für die arbeitenden Klassen reißend abnahm. Man hat die Menschheit niemals in ihrer Vermehrung Halt machen sehen, infolge der Unmöglichkeit, aus der Erde neue Früchte zu ziehen im Verhältnis zu den Bedürfnissen, man hat sie niemals auf dem Punkte gesehen, in dem sie die Früchte der Erde nicht mehr in dieser geometrischen Progression hätte vervielfältigen können, die für diese wie für den Menschen eine wirkende Naturkraft ist, die der Mensch niemals vollständig verbraucht.

Eine durch Mißwachs verursachte Hungersnot ist nicht das Hindernis für die Volksvermehrung, von dem Malthus spricht. Er setzt die Unmöglichkeit zu produzieren voraus, aber nicht den Verlust der Früchte, die hätten produziert werden können. Die Vernichtung der Ernten durch Regen oder Trockenheit beweist nicht, daß es im nächsten Jahre unmöglich sein wird, Getreide in einem Verhältnis entstehen zu lassen, das die menschlichen Geburten weit übertrifft.

Aber die Unterhaltsmittel, oder die Mittel, sie zu kaufen, fehlen den ärmeren Klassen, und dieser Umstand verhindert jene reifsende Vermehrung, die Malthus als ein Gesetz des menschlichen Geschlechts ansieht; dagegen mangelt aber die Nahrung nicht den reichen Klassen, ebensowenig wie dem Adel, den sein Name und seine Vorrechte unter seinen Mitbürgern auszeichnen, so dafs man der Fortschritte der Zeugungen in diesen bevorzugten Körperschaften des Staates stets sicher sein kann.

Der Adel ist überall im Besitz genügender Unterhaltsmittel, er müfste sich also vermehren, bis seine Abkömmlinge bis zur äufsersten Armut herabgesunken sind. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall; in allen Ländern der Erde sieht man die alten Familien nach Verlauf einiger Generationen aussterben, und der Adel ergänzt sich ohne Aufhören durch Neugeadelte. Jeder Familienvater vermeidet eine zu grofse Kinderzahl, die er als eine Erniedrigung seines edlen Namens betrachtet. Wenn es auch vorkommt, dafs einige Häuser sich in mehrere Zweige teilen, so ist doch die Zahl derer, die verschwinden, eine noch viel gröfsere, und die Abkömmlinge derer, die zur Zeit Heinrichs IV. gelebt haben, sind nicht so zahlreich, als ihre Vorfahren es waren. Diese wohlbekannte Thatsache mag die beruhigen, die sich heute über die Verarmung eines Adels aufregen, dessen dauernde Erbeinsetzungen sein Vermögen nicht genügend beschützen. Man läfst den Ursprung der Montmorencys mindestens bis zu Hugo Capet aufsteigen, und man kann nicht daran zweifeln, dafs alle die, die das Recht haben, diesen Namen zu tragen, dies sorgfältig genug ausgeübt haben werden. Den Montmorencys hat es niemals an Brot gefehlt, ihrer Vermehrung ist nach dem System von Malthus aus Mangel an Unterhaltsmittel niemals ein Halt zugerufen worden, ihre Zahl hätte sich also

alle 25 Jahre verdoppeln müssen. Nimmt man an, daß der erste um das Jahr 1000 gelebt hat, so hätten seine Abkömmlinge nach dieser Rechnung um das Jahr 1600 16 777 216 Köpfe stark sein müssen. Zu dieser Zeit zählte aber ganz Frankreich nicht so viele Einwohner. Wenn ihre Vermehrung stets in derselben Weise sich fortgesetzt hätte, würde das ganze Weltall nur Montmorencys aufweisen, denn ihre Zahl würde im Jahre 1800 auf 2 147 475 648 angewachsen gewesen sein. Diese Rechnung hört sich wie ein Scherz an, es bleibt uns aber nichts übrig, als uns einerseits die mögliche Vervielfältigung einer einzigen Familie klar zu machen, wenn man nur mit den natürlichen Fähigkeiten der menschlichen Art rechnet, andererseits das Hindernis, das der menschliche Wille stets einer solchen Vermehrung entgegenstellt, welches Hindernis vollständig unabhängig von der Menge der Nahrungsmittel ist, denn es hält vor allen anderen gerade die höchsten Klassen der Gesellschaft zurück oder die, die am meisten vor dem Elend bewahrt sind.

Im wilden Zustande nährt sich der Mensch von den Erträgen der Jagd und des Fischfangs. Die Fische und das Wild vermehren sich wie der Mensch in einer geometrischen Progression; wie bei den Menschen findet auch bei ihnen diese Progression ihr Ende, wenn ihr Bestand eine gewisse Höhe erreicht hat. Der menschliche Jäger, der mit ihnen Krieg führt, hängt so gut wie gar nicht von einer sozialen Gesetzgebung ab; lediglich durch seinen eigenen Willen vermeidet er in dieser Lage, seine Familie so zahlreich werden zu lassen, daß sie ihm zur Last fällt. Das Einkommen der Jäger ist so ungewiß, daß sie oft dem Hunger ausgesetzt sind, aber dies ist nicht die Folge eines ungemessenen Anwachsens der Bevölkerung, die im Gegenteil vollständig auf demselben Stande bleibt, bis die Wilden in Be-

rührung mit einem gesitteteren Volke kommen. Von diesem Augenblick an sieht man sie an Zahl reißend abnehmen.

Im Fortschritt der Gesittung folgt das Hirtenleben dem der Jägervölker und die natürlichen Erzeugnisse des Bodens genügen, wenn man mit ihnen haushälterisch umgeht, für eine viel grössere Zahl, sowohl von Menschen wie von Tieren. Die Einöden, die kaum 500 Jäger der Irokesen ernähren können, würden für 10 000 tartarische Hirten mit all ihren Herden ausreichen. Die Vermehrung dieser ist stets viel reissender als die der Menschen. Während das Wachstum des Menschen zwanzig Jahre verlangt, bedarf das des Ochsen nur fünf, des Schafs nur zwei, des Schweins nur ein Jahr. Die Zahl der Ochsen kann sich in sechs Jahren, die der Schafe in vier Jahren verdoppeln, die der Schweine wird sich in zwei Jahren verzehnfachen. Wenn ein Schäfer von einem Boden Besitz nimmt, der bis dahin der Jagd gedient hat, so wird die Vermehrung seiner Herden stets der seiner Familie erheblich vorseilen.

Ein Tartarenvolk vermehrt sich unmittelbar nach seinem Zusammenschluss thatsächlich reißend, aber niemals werden die Herden der Tartaren die ganzen Gräser der tartarischen Steppen verzehren; eine einzelne Familie in diesen Einöden würde in der Eiusamkeit umkommen oder würde, wenn sie sich andern Völkern nahte, diesen unterliegen. Es muß ihr deshalb wünschenswert sein, zahlreich genug zu werden, um in der Familie eine Stütze zu finden und sie wird es bald: an dem Punkte angekommen, der ihr angemessen ist, tritt von selbst ein Stillstand ein. Der Stolz auf die Abstammung, den man bei allen Hirtenvölkern in Arabien, in der Tartarei, in Kabul wie in Schottland findet, widersetzt sich der Teilung der Erbschaften und der Familien. Die jüngeren Leute wür-

den neue Weiden finden, wenn sie sich von dem Haupt des Geschlechts trennten, sie bleiben aber lieber vereint und verheiraten sich nicht. Vorurteile wie Gewohnheiten veranlassen späte und wenig fruchtbare Ehen. Der Krieg, dem alle Hirtenvölker stets mit Leidenschaft zugewandt gewesen sind, lichtet ebenso ihre Bevölkerung; obgleich das Hirtenleben soviel Annehmlichkeiten bietet, daß unter den Afghanen, die zu einer Hälfte Landbebauer sind und zur anderen Hirten, die Landbebauer sehr häufig Hirten werden, während es ohne Beispiel ist, daß Hirten sich dem Landbau zuwenden, so sieht man doch keine Stämme, deren Herden jemals ihre Weideplätze erschöpften.

Sicher ist es ein Fortschritt der Gesittung, der die Hirtenvölker zum Landbau übergehen läßt, oder vielmehr, der ein landbauendes Volk in einem Lande sich wohlbefinden läßt, aus dem die Hirten sich zurückgezogen haben. Von jetzt an sorgen die Menschen, anstatt sich auf die natürlichen Erzeugnisse des Pflanzenreichs zu beschränken, für das Wachstum und die Vielfältigung der Pflanzen durch Arbeit. Man schätzt, daß dreißig Familien von den Erzeugnissen an Getreide und an Vieh von einem Boden leben können, der kaum eine einzige rein durch die Viehzucht hätte ernähren können. So erwirbt ein Volk in dem Augenblick, in dem es vom Hirtenleben zum Landbau übergeht, gewissermaßen ein dreifach größeres Land, als es thatsächlich in Besitz nimmt. Wenn es dasselbe nicht vollständig bebaut, wenn selbst in den gesittetsten Ländern eine große Masse guten Bodens der Viehweide überlassen bleibt, so kommt dies daher, weil der Wille des Menschen und seine Gesetzgebung dagegen sind, alle Unterhaltsmittel, die der Boden hergeben kann, aus ihm heraus zu ziehen.

Die Vermehrung der Gewächse erfolgt in einer noch viel reißenderen geometrischen Progression, als

die der Tiere. Das Getreide verfünffacht sich bei gewöhnlicher Kultur in einem Jahre, Kartoffeln verzehnfachen sich in derselben Zeit. Um dieselbe Menge Nahrungsmittel zu erzielen, verlangen Kartoffeln nur den zehnten Teil des Bodens, dessen das Getreide bedarf. Man hat sich indessen sehr gehütet, selbst in den bevölkertsten Ländern alle Getreidefelder mit Kartoffeln, alle Wiesen mit Getreide zu besetzen, oder alle Wälder zu Wiesen und alle der Jagd überlassenen Einöden zu Wiesen zu machen. Es sind dies Rücklagen, die der Nation verbleiben sollen und durch die sie, wenn ihr Wille sich ändert, plötzlich von einem Jahr zum anderen in wunderbarer Weise ihre Unterhaltsmittel vermehren könnte; sie könnte dies in einer geometrischen Progression thun, die geeignet ist, alle möglichen Fortschritte der Zeugungen weit hinter sich zu lassen.

Wenn ihr Wille sich änderte, haben wir gesagt. Der Wille der landbauenden Völker hat den Eigentümern des Bodens das Recht überlassen, die Unterhaltsmittel, die der Boden gewährt, je nach ihrem Interesse entstehen oder nicht entstehen zu lassen; die Eigentümer haben in allen Ländern niemals erlaubt, daß diese Unterhaltsmittel aus ihrem Boden gezogen werden, wenn die, die sie verlangten, sie nicht mit ihrem Einkommen kaufen konnten. Vergeblich litten 20 000 Personen in Rom Hunger und verlangten Arbeit, während 400 000 Tagwerke Boden vor den Thoren Roms unbebaut blieben, die diese Arbeit mit Ernten hätten bedecken können: der Tagelöhner, der durch seine Arbeit nichts als seine Unterhaltsmittel entstehen lassen konnte, hatte dem Eigentümer nichts zu geben. Wenn er ihm aber etwas hätte geben können, so wäre es doch immerhin weniger gewesen, als dieser ohne irgend eine Arbeit aus seinem Boden herausziehen konnte. So wurde keine Arbeit geleistet, keine Unter-

haltsmittel geschaffen, keine Bevölkerung konnte anwachsen, weil der nationale Wille, der sich in den Gesetzen, die das Eigentum regeln, ausdrückt, sich diesem Anwachsen entgegen gestellt hat.

---

#### Viertes Kapitel.

##### **Welches Anwachsen der Bevölkerung ist für ein Volk wünschenswert?**

Es giebt einige Länder — wir haben von ihnen bei Gelegenheit des Bodenreichtums gesprochen — in denen das System der Ausnutzung ein so drückendes ist und die Rücksicht, die dem Familienstolz gewährt ist, den öffentlichen Interessen so entgegengesetzt, daß das Benehmen der Eigentümer, die sich einer besseren Kultur widersetzen, zu gleicher Zeit ungerecht und unmenschlich ist und noch dazu dem Zweck selbst, zu dem das Eigentum eingesetzt ist, geradezu widerspricht. Im allgemeinen aber wirkt die wirtschaftliche Ordnung, welche wir als fehlerhaft in ihren Beziehungen zur Volksvermehrung dargestellt haben, viel weniger als Hindernis, als als Anreiz. Die Eigentümer weisen häufig eine produktive Arbeit zurück, die sie gestatten sollten, aber sicher giebt es eine Grenze, die der Gestattung gesetzt werden muß. Es wäre dies eine sehr unglückliche Nation, die aus ihrem Boden alle Unterhaltsmittel ziehen würde, die aus ihm zu ziehen möglich sind und die infolgedessen sich auf die elendeste Art von Unterhaltsmitteln beschränkt sehen würde, die ihren ganzen Reservefonds in Bebauung genommen hätte, und der infolgedessen nicht die geringsten Hilfsmittel für eine unerwartete



Not bleiben würden. Die Bodeneigentümer sind die Hüter der Gesellschaft gegen diese Art von Wettbewerb, die die Menschen sich gegenseitig machen könnten, wenn alle dem Schicksal von Arbeitern einer leidenden Industrie verfallen, ihr Dasein dem Meistbietenden zu verkaufen bereit sein und sich mit der größten Arbeit und den geringsten Unterhaltsmitteln zufrieden geben würden, die sich gerade noch mit der Erhaltung des Lebens vereinigen lassen. Es ist noch ein Glück zu nennen, daß sie dieses tolle Angebot für alle unmöglich machen, es ist aber vielleicht der größte Fehler unserer Einrichtungen, ihn für einige dadurch nötig gemacht zu haben, daß sie eine Bevölkerung ins Leben gerufen haben, deren Entstehen für die Gesellschaft ohne jedes Interesse ist, und daß sie gewisse Klassen hinsichtlich ihres Einkommens und ihrer Unterhaltsmittel in Täuschung versetzt haben.

So lange ein großer Teil des Landes unbebaut bleibt, und die Ländereien, die geeignet sind, die landwirtschaftlichen Arbeiten reich zu lohnen, sich nur mit wildwachsenden Pflanzen bedecken, und selbst die, die unter Kultur genommen werden, nur unvollkommen ausgebeutet werden, so lange der Boden nicht gedüngt wird, die Moräste nicht ausgetrocknet, die Hügel gegen Überschwemmungen nicht gesichert, die Felder gegen vernichtende Naturkräfte nicht verteidigt werden, und dies alles nur aus Mangel an Armen, muß man zum Glück ebenso der Bebauer wie der Bevölkerung, die von ihrer Arbeit leben soll, wünschen, daß die Klasse der Landbebauer sich vermehrt und in den Stand gesetzt wird, die ihr obliegende Arbeit zu verrichten, da eine hohe Belohnung mit ihr verbunden ist.

So lange Industrieprodukte dem Verbraucher mangeln, oder so lange er sie sich nur durch ein Opfer verschaffen kann, das in gar keinem Verhältnis zu ihrem Wert steht, so lange er gezwungen ist, sich

selbst in grober Weise mit einer Hausindustrie zu begnügen, da er keine Möbel, Wäsche, Kleider, die er für seinen Bedarf braucht, kaufen kann, so lange seine Genüsse durch die Unbequemlichkeit aller Gegenstände, mit denen er sich begnügen muß, beschränkt sind, muß man wünschen, daß die Fabrikbevölkerung sich vermehrt, weil es sicher ist, daß sie infolge des vorhandenen Bedürfnisses im Wohlstand leben und zu den Genüssen der anderen Klassen beitragen kann.

So lange so alle Arme für den Landbau und die Fabrikation oder den Handel, der ihnen dient, notwendig sind, so lange die Schutzthätigkeiten, die für die Gesellschaft nicht minder nützlich sind, ungenügend besetzt sind, muß man wünschen, daß die Bevölkerung fortfährt sich zu vergrößern, damit die innere Ordnung, die Sicherheit der Person und des Eigentums besser bewahrt, für die Gesundheit besser gesorgt, der Seele geistige Nahrung zugeführt, der Geist erleuchtet werde; daß ferner die Gesellschaft nach außen mit genügenden Machtmitteln verteidigt werde, selbst wenn man darunter die Aufstellung eines Heeres oder einer Marine versteht, die einen großen Teil der Bevölkerung verbrauchen.

Diese Bevölkerung wird entstehen, sobald man ihrer bedarf, aber ihr Entstehen genügt nicht, um sicher zu sein, daß man sie auch an die Stelle setzen kann, für die sie sich eignet. Die fruchtbare Erde kann üppig sein und unbebaut bleiben, ohne daß dies die Gewähr dafür bietet, daß die zahlreiche Bevölkerung, die sich in ihrer Nähe angesiedelt hat, jemals davon Nutzen zieht. Diese Erde ist das Eigentum einer kleinen Anzahl von Familien geworden, sie ist für unteilbar und für unveräußerlich erklärt worden, sie wird auf einen einzigen Eigentümer übergehen nach dem Recht der Erstgeburt, ohne daß sie einer emphyteutischen Pacht unterworfen oder mit Hypotheken

belastet werden kann. Der Eigentümer hat nicht die nötigen Kapitalien, um sie fruchttragend zu machen, und er kann denen, die sie haben, keine Sicherheit geben, damit sie ihm die Verwendung auf seinen Boden gestatten. So verlangt die müßige Bevölkerung Roms vergebens Arbeit, die wüstliegende Campagna vergebens Arbeiter, die wirtschaftliche Ordnung ist schlecht: so lange sie nicht geändert wird, werden die Arbeiter Hungers sterben am Rande der Felder, die mangels Arbeit in den Stand der Wildheit zurückkehren: die Bevölkerung wird, anstatt sich zu vermehren, sich vermindern.

Ebenso werden die reichen Eigentümer Polens, Ungarns, Rußlands vergebens alle Produkte des Luxus, die die Manufakturen hervorbringen, verlangen, der schlechte Zustand der Wege, der alle weiten Transporte verteuert, wird vergebens der nationalen Industrie einen höheren Preis bieten, die Unterdrückung und die Knechtschaft werden alle Spannkraft und jeden Unternehmungsgeist in der niederen Klasse zerstören. Andererseits werden verderbliche Monopole, abgeschmackte Privilegien, hoffnungslose Erpressungen, Unwissenheit, Barbarei und Mangel an Sicherheit den Fortschritt der Manufakturen unmöglich machen, kein Kapital wird sich zu ihrer Belebung anhäufen. Auch eine Vermehrung der Bevölkerung wird nicht zu einer Vermehrung der Industrie führen, die Geburten werden sich in einem gegebenen Zeitraum vergebens verdoppeln oder vervierfachen, sie werden keinen Arbeiter mehr schaffen, vielmehr nur eine um so reißendere Sterblichkeit zur Folge haben. Die wirtschaftliche Ordnung ist schlecht: so lange sie nicht geändert wird, kann die Bevölkerung nicht anwachsen.

Die Schutzbevölkerung wird durch die andern Klassen ernährt, gerade wie sie aus ihnen hervorgeht.

Es genügt nicht, daß viel Kinder geboren werden, damit die Gesellschaft viele Verteidiger habe; wenn ihre Väter nicht in einem gewissen Wohlstande leben, werden sie sie niemals zu Männern aufziehen, und der Fürst wird niemals Soldaten aus ihnen machen können. Dann wird der Krieg und der Dienst auf dem Meere die Bevölkerung verschlingen, während eine gute wirtschaftliche Ordnung nur die überschüssigen Kräfte verwendet.

Die Bevölkerung findet am letzten Ende ihr Maß an der Nachfrage nach Arbeit. Wenn Arbeit verlangt und dem Arbeiter ein genügender Lohn geboten wird, wird er geboren werden, um ihn sich zu verdienen. Die Bevölkerung wird mit der ihr eigenen Fähigkeit, sich auszudehnen, stets die Stelle einnehmen, die sie unbesetzt findet. Ebenso werden die Unterhaltsmittel für den Arbeiter entstehen, oder, wenn nötig, eingeführt werden. Dieselbe Nachfrage, die einen Menschen in das Leben ruft, wird auch die landwirtschaftliche Arbeit belohnen, die für diesen Menschen die Lebensmittel erschafft. Wenn die Nachfrage nach Arbeit nachläßt, wird der Arbeiter zu Grunde gehen, aber nach einem Kampfe, der nicht ihn allein zum Leiden verurteilt: alle seine Genossen und seine Mitbewerber werden mit ihm leiden. Die Unterhaltsmittel, die ihm sein Leben erhielten und die er nicht mehr bezahlen kann und infolgedessen nicht mehr begehren darf, werden alsdann aufhören produziert zu werden. So hängt das Glück der Bevölkerung mit der Nachfrage nach Arbeit, und zwar einer regelmäßigen und dauernden zusammen. Denn wenn eine Arbeit, nachdem sie sich ihre Arbeiter gebildet hat, von Zeit zu Zeit stockt, verurteilt sie diese Arbeiter zum Leiden und zum Tode. Es wäre in diesem Falle sehr viel besser, sie niemals ins Leben gerufen zu haben.

Wir haben gesehen, daß die Nachfrage nach

Arbeit, die die Produktion bewirkt, im Verhältnis zum Einkommen stehen muß, das die Mittel zur Verzehrerung hergiebt, daß dieses seinerseits aus dem Nationalreichtum entsteht; daß dieser Reichtum gebildet und angehäuft wird durch die Arbeit. So ist in der politischen Ökonomie alles miteinander verknüpft, und man dreht sich beständig in einem Kreise, weil die Wirkung ihrerseits zur Ursache wird. Alles in ihr ist nach und nach fortschreitend, damit jede Bewegung mit der andern im Verhältnis steht, aber alles verfällt dem Stillstand, alles geht zurück, wenn eine einzige dieser Bewegungen, die sich mit einander verbinden sollten, den Gehorsam verweigert. In dem natürlichen Lauf der Dinge ergibt ein Anwachsen der Reichtümer ein Anwachsen der Einkommen, aus diesem entsteht ein Anwachsen des Verbrauchs, dann der Arbeit für die Wiedererzeugung und mit ihr der Bevölkerung. Diese neue Arbeit endlich wird ihrerseits den Reichtum vermehren. Wenn man aber durch unrichtige Maßnahmen die eine oder die andere dieser Thätigkeiten einem Druck aussetzt, ohne Rücksicht auf alle anderen, so bringt man das ganze System in Unordnung, und man beschwert die Armen mit soviel Leiden, während man geglaubt hatte, ihnen Wohlbefinden zu verschaffen.

Der Zweck der Gesellschaft wird nicht eher erreicht, als bis das Land, das diese Gesellschaft besitzt, die Mittel darbietet, eine neue Bevölkerung zu ernähren, sie im Glück und Überflus leben zu lassen, und bis diese Mittel auch benutzt werden. Die Verbreitung von Glück über die Erde war der Zweck der Vorsehung, der allen ihren Werken aufgeprägt ist. Die Pflicht des Menschen und der menschlichen Gesellschaft besteht darin, sich diesem Zwecke anzubequemen.

Die Regierung, die durch Unterdrückung ihrer Unterthanen, durch Mißachtung von Recht und Ord-

nung, durch Hindernisse, die sie dem Landbau und dem Gewerbefleiß in den Weg legt, fruchtbare Länder verurteilt, Wüsteneien zu bleiben, begeht nicht allein eine Sünde gegen ihre eigenen Unterthanen, ihre Tyrannei ist auch ein Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft, der sie im ganzen Leiden zufügt. Sie setzt ihre Rechte auf ihr Land auf das Spiel und giebt, gerade wie sie die Genüsse aller anderen Völker stört, allen anderen das Recht einzuschreiten. Nicht nur weil die Barbaresken Seeräuber gegen die Europäer ausrüsten, haben diese das Recht, Rechenschaft für ihre Räubereien zu fordern, sondern weil sie ein Land zu einer Einöde machen, dessen Handel für Europa notwendig ist, weil sie in diesem Lande die Freiheit, die Sicherheit, den Landbau, den Handel, die Bevölkerung zerstören. Europa würde in dieser herrlichen Gegend, die so glücklich für den Austausch aller ihrer Erzeugnisse mit ihm gelegen ist, ungeheure Hilfsquellen für seine Unterhaltungsmittel finden, ebenso wie in den Reichtümern Afrikas, wenn diese Länder nur das wieder würden, was sie zur Zeit Hadrians waren, ein großer Markt für die überschüssigen Produkte seiner Manufaktur. Die Unterdrückungen des Dey von Algier oder des Kaisers von Marokko werden nicht nur in Afrika gespürt, ihre Rückwirkung macht sich in allen unseren Werkstätten fühlbar.

Man gefällt sich heute darin, einen Grundsatz aufzustellen, von dem man sich in Wahrheit in der Praxis beständig entfernt. Die Staatsrechtslehrer, die Freunde der Freiheit, haben behauptet, daß kein Volk ein Recht habe, sich in die inneren Angelegenheiten eines andern einzumischen, und daß, so schrecklich auch der Mißbrauch einer Regierung in einem Lande sei, nur Thätigkeiten dieser Regierung anderen Ländern gegenüber den fremden Völkern erlauben, einzuschreiten. Die wechselseitigen Bedürfnisse der Men-

schen, das Gute und das Böse, das sie sich durch Unterbrechung ihrer Beziehungen anthun können, strafen diesen Grundsatz Lügen, der für die Tyrannen viel vorteilhafter ist, als für die freien Völker. Auf Grund des Hungers, den unser Volk leidet, haben wir ein Recht, von dem Mißbrauch Kenntnis zu nehmen, den ein benachbartes Volk mit den Geschenken der Natur treibt. Eine falsche Anwendung der Achtung vor dem Eigentum hat diese auch auf die Souveränität ausgedehnt. Aber die Einrichtung des Eigentums ist an sich die Folge der wirtschaftlichen Verträge, die öffentliche Gewalt hat das Eigentum gewährleistet, weil man in einer Gesellschaft, die Gesetzen und einer regelnden Verwaltung unterstellt ist, sich auf das Interesse eines jeden, zum Vorteil aller zu produzieren, hat stützen können, und weil die Seitensprünge, die dieses Privatinteresse machen kann, wenn nötig durch die öffentliche Gewalt in Schranken gehalten werden. Dagegen giebt es in der großen menschlichen Gesellschaft, die zwischen den unabhängigen Völkern besteht, keine Gesetze und keine Regierungsgewalt, die die Leidenschaften eines jeden Herrschers in Schranken zu halten imstande ist. Das Interesse dieser Herrscher fällt nicht mit dem ihrer Unterthanen zusammen, es ist stets ihm entgegengesetzt, wenn es sich um die Aufrechterhaltung ihrer Tyrannei handelt. Wenn man selbst das Eigentum der Barbaren auf die Bereicherung als unbegrenzt ansehen will, kann man es nicht mit dem Recht verwechseln, das sie behaupten auf die zu haben, die von ihnen unterjocht sind.

Während aber mehr als drei Viertel der bewohnten Erde infolge der Fehler ihrer Regierungen von Einwohnern entblößt sind, die sie ernähren könnten, sind zahlreiche Gegenden Europas von einer entgegengesetzten Notlage bedroht gewesen: eine überschüssige Bevölkerung, die das Verhältnis der Nachfrage nach

Arbeit übersteigt, zu erhalten, die, ehe sie im Elend untergeht, an ihren Leiden die ganze Klasse derer teilnehmen läßt, die von ihrer Hände Arbeit leben. Überall, wo diese Not ausgebrochen ist, überall, wo die Arbeit vergeblich angeboten ist, von denen, die nur ihre Arbeit zum Leben haben, und die inmitten eines Überflusses an Unterhaltsmitteln, die sie nicht kaufen können, elend zu Grunde gehen, sind es unsere Gesetze, unsere Einrichtungen, die dieses Mißverhältnis verschuldet haben. Durch einen unklugen Eifer haben unsere Regierungen das Gleichgewicht gestört, das die Natur aufgerichtet hatte. Die Religion, die Gesetzgebung, die Wirtschaftsordnung, haben dahin gestrebt, eine Bevölkerung entstehen zu lassen, die den Bedürfnissen der Gesellschaft nicht entsprach, zu gleicher Zeit haben die Gesetzgeber, die sich als Ziel die Anhäufung der Reichtümer, nicht die Schaffung des Glücks des Menschen gesetzt haben, sich bemüht, an der Menge der menschlichen Arbeit zu sparen, die zur Herstellung eines Werkes erforderlich ist. Selbst als der Verbrauch so beschränkt war, daß alle Märkte überfüllt waren, sah man die Regierungen mit derselben Wärme die Vermehrung der Geburten begünstigen, während überall die Zahl der Arme, deren man bedurfte, geringer wurde. So wurde das Verhältnis zwischen den verschiedenen mit einander in Verbindung stehenden Fortschritten der Gesellschaft durchbrochen und das Leiden allgemein.

---

#### Fünftes Kapitel.

#### **Die Ermutigung zur Vermehrung der Bevölkerung durch die Religion.**

Die Religionslehren haben fast überall mächtig dazu beigetragen, das Gleichgewicht zwischen der Be-



völkerung und der Nachfrage nach Arbeit, die ihr das Leben gewährleistet, zu verrücken. Die Religion wird uns stets als ein Werk der Gottheit dargestellt, deshalb als vollkommen und unveränderlich. Ihre Priester weisen mit Aufgebot aller ihrer Macht jede Änderung zurück, die sich den Umständen anzupassen versucht; da aber die bürgerlichen und staatlichen Gesetze einen Teil der Religion ausmachen, hat diese Hartnäckigkeit mitten unter den Fortschritten der Gesellschaft sie oft in einen Gegensatz zu ihrem ursprünglichen Zweck gebracht. Das Ziel, das der Gesetzgeber sich gesetzt hat, ist vergessen worden, die Vorschrift ist geblieben: während diese dazu bestimmt war, Gutes hervorzu- bringen, ist sie verderblich geworden, da man über das Ziel hinausgegangen ist. Die Religionen sind zugleich mit dem Menschengeschlecht entstanden, folglich in einer Zeit, in der reißende Fortschritte der Bevölkerung überall erwünscht waren. Sie haben ihre Grundsätze nicht geändert, nachdem ein Anwachsen der Familien ohne Begrenzung nur Wesen entstehen läßt, die naturgemäß zu körperlichen Leiden oder zu sittlichem Niedergang verurteilt sind.

Ein Chinese kennt kein größeres Unglück, keine tiefere Erniedrigung, als keinen Sohn zu hinterlassen, der ihm nach seinem Tode die letzten Ehren erweist. Bei fast allen anderen Religionen wird das unbegrenzte Anwachsen der Familien stets als ein Segen des Himmels betrachtet. Während andererseits die Religion die Zügellosigkeit der Sitten tadelte, knüpfte sie die ganze sittliche Aufführung an die Ehe, und allein durch den ehelichen Segen die strafbare Unklugheit dessen, der ohne Rücksicht auf die Verhältnisse die Vaterschaft auf sich nahm.

Wie wichtig indessen auch die Reinheit der Sitten sein mag, so stehen die Pflichten der Väter gegen die, denen sie das Leben geben, unvergleichlich höher. Die

Kinder, die nur zum Elend geboren werden, werden auch nur zu Lastern geboren; das Glück und die Tugend unschuldiger Wesen, die sich nicht verteidigen können, werden so im voraus den Leidenschaften einer Stunde geopfert. Der Eifer der Kasuisten, die die Ehe predigen, um einen Fehler wieder gut zu machen, oder auch nur, um ihm zuvorzukommen, die Unvorsichtigkeit, mit der sie den Gatten anempfehlen, die Augen vor der Zukunft zu verschließen und das Schicksal ihrer Kinder der Vorsehung anzuvertrauen, die Unkenntnis der wirtschaftlichen Ordnung, die sie die Keuschheit aus der Zahl der Tugenden, die der Ehe eigentümlich sind, hat streichen lassen, sind die Ursachen gewesen, die ohne Aufhören dahin gewirkt haben, das Verhältnis, das sich sonst auf natürliche Weise zwischen der Bevölkerung und ihren Unterhaltsmitteln entwickelt hätte, zu stören.

Aus dem Gesichtspunkt, unter dem man die Bevölkerung betrachtet hat, hat man bald die katholische Religion lebhaft angegriffen, weil sie eine Anzahl von Personen durch kirchliche Gelübde von der Ehe ausgeschlossen hat; bald hat man auch ihre Klugheit gepriesen, weil sie zu rechter Zeit einem bedenklichen Anwachsen der menschlichen Art dies Hindernis entgegengestellt hat. Weder das Lob noch der Tadel sind berechtigt. Wenn drei Viertel der Menschen in die Orden eintreten, ist das letzte Viertel reichlich genügend, um die Bevölkerung auf dem gleichen Stande zu erhalten. Wenn denen, die aus religiösem Eifer ehelos bleiben, im voraus ein Einkommen gesichert ist, so nutzt dies jeder Hausstand aus und bringt einige Kinder mehr hervor, als zur Aufrechterhaltung des Standes der Bevölkerung notwendig sind, gerade wie jeder Hausstand in kriegerischen oder seefahrenden Ländern einige mehr erzielt, um die aus diesen gefährlichen Berufen hervorgehenden Verluste auszugleichen.

Bei der Erhaltung der Bevölkerung hat man auf ihre Mitwirkung nicht gerechnet: sie würden das Gleichgewicht nur stören, wenn auch sie Kinder hätten wie ihre Brüder.

Auf einen sehr wichtigen Teil der Gesetzgebung der Kasuisten, nämlich den, der von der Regelung der ehelichen Pflicht, wie sie es nennen, handelt, hat man sehr wenig Aufmerksamkeit verwandt\*). Da sie den Zweck der Ehe einzig und allein in der Fortpflanzung sehen, haben sie sogar aus der Tugend, die sie von den Unverheirateten fordern, eine Sünde gemacht. Diese Moral wird von jedem Beichtiger jeden Familienvater und jede Familienmutter gelehrt. Sie bekämpft stetig den allgemeinen Grundsatz des Interesses und der Zuneigung, den wir als Schutz der Gesellschaft bezeichnet haben, nämlich den, nicht Wesen, die man lieben und schützen soll, dem Leiden auszusetzen, nicht Kinder in die Welt zu setzen, denen man nicht eine der eigenen gleiche Stellung gewährleisten kann, nicht Unterhaltsmittel, welche sie nicht darben lassen, eine Unabhängigkeit, die sie vor der Verderbnis und vor dem Laster bewahrt. Die Beichtväter sind in den reformierten Religionen abgeschafft, aber die von ihnen

---

\*) Die verschiedenen Kasuisten, selbst die, die in der Landessprache geschrieben haben, haben diesen Teil ihrer Vorschriften in lateinischer Sprache abgefaßt. Ein Schriftsteller, der Laie ist, müßte vor sich selbst die Achtung verlieren, wenn er sich gestattete, dem priesterlichen Beispiel in seinen Auseinandersetzungen zu folgen. Ich begnüge mich, den Leser auf die „Istruzione e pratica per li confessori di M. Alfonso de Liguori“, dem Bischof von S. Agata de' Goti, zu verweisen. Der Verfasser, der vor zwei oder drei Jahren heilig gesprochen ist, ist von dem Römischen Stuhl als der zuverlässigste der Kasuisten anerkannt. Übrigens wiederholt er nur die Anschauungen aller anderen. Vergleiche besonders Bd. II, Kap. 18, § 2 de usu licito matrimonii und § 3 de usu praecepto matrimonii.

begründete Moral wird so hartnäckig aufrecht erhalten, daß man sich selten erlaubt, an diese peinlichen Fragen zu rühren, aus Furcht, die Keuschheit zu beleidigen und sich selbst der Lächerlichkeit auszusetzen. Namentlich in der anglikanischen Kirche setzt sich der Einfluß der alten Lehre der Kasuisten über die ehelichen Pflichten in verhängnisvoller Weise mit den natürlichen Gefühlen von Liebe und Sorgfalt in Widerspruch, die alle Väter für ihre Kinder hegen sollen.

Wo nicht gefährliche Vorurteile Bürgerrecht haben, wo nicht eine Moral im Namen der höchsten Macht gelehrt wird, die im Widerspruch zu unsern wahren Pflichten gegenüber den Andern steht, und besonders den Geschöpfen gegenüber, die uns das Leben verdanken, verheiratet sich kein gescheiter Mensch, ohne in einer Lage zu sein, die ihm einen gesicherten Unterhalt bietet, hat kein Familienvater mehr Kinder, als er standesgemäß aufziehen kann. Der Familienvater nimmt mit gutem Recht an, daß seine Kinder mit den Verhältnissen zufrieden sein müssen, in denen er selbst lebt. Wenn er auch sein Einkommen nicht vermehren kann, muß er doch wünschen, daß das kommende Geschlecht genau in derselben Lage bleibt, wie das verschwindende, daß sein Sohn und seine Tochter, wenn sie ins mannbare Alter kommen, ihren Vater und ihre Mutter ersetzen, daß die Kinder ihrer Kinder ihn und seine Frau ersetzen, daß seine Tochter in einem anderen Hause genau die Stellung findet, die er der Tochter eines anderen Hauses in dem seinigen giebt und daß das Einkommen, das den Vätern genügte, auch für die Kinder ausreicht.

Wenn eine Familie einmal gebildet ist, so fordern Gerechtigkeit und Menschlichkeit, daß der Familienvater sich dieselbe Beschränkung auferlegt, der sich die Ehelosen unterwerfen. Wenn man sieht,

wie klein in allen Ländern die Zahl der natürlichen Kinder ist, so muß man anerkennen, daß diese Beschränkung genügend wirksam ist. In einem Lande, in dem sich die Bevölkerung nicht vergrößern kann, oder in dem ihr Fortschritt wenigstens so langsam sein muß, daß er kaum merklich ist, weil es dort keine neuen Stätten für neue Unternehmungen giebt, muß ein Vater, der acht Kinder hat, darauf rechnen, daß entweder sechs von ihnen in zartem Alter sterben, oder drei seiner männlichen und drei seiner weiblichen Zeitgenossen, und daß in der folgenden Generation drei seiner Söhne und drei seiner Töchter sich um seinetwillen nicht verheiraten können. Nicht weniger Ungerechtigkeit liegt der zweiten Rechnung zu Grunde, als Grausamkeit der ersten. Wenn die Ehe heilig ist, wenn sie eines der besten Mittel ist, um die Menschen an die Tugend zu fesseln, durch keimende Hoffnungen die Beschwerden des Alters auszugleichen, ein ehrenvolles Alter einer thätigen Jugend folgen zu lassen, so ist sie es nicht darum, weil sie die Sinnesreize gesetzmäßig macht, sondern weil sie dem Familienvater neue Pflichten auferlegt, und ihn dafür in den ehelichen und väterlichen Banden die süßeste Belohnung finden läßt. Die kirchliche Moral muß also den Menschen lehren, daß die Ehe für alle Bürger gleichmäßig da ist, daß sie das Ziel ist, das alle zu erreichen sich bestreben sollen, daß sie es aber nicht eher erreicht haben, als bis sie alle Pflichten gegen die Wesen, die sie ins Leben rufen werden, erfüllen können, und daß sie, wenn sie das Glück erreicht haben, Väter zu sein, wenn ihre Familie sich verjüngt hat, und die Hoffnung, daß die Kinder eine Stütze ihres Alters sein werden, ihnen winkt, daß sie, wenn ihr Vermögen zu vermehren ihnen nicht möglich ist, nicht weniger verpflichtet sind, so keusch mit ihren Frauen zu leben, wie die Ehelosen, die keine Frauen haben.

Das persönliche Interesse widerrät mit Macht den Menschen, ihre Familie unbegrenzt zu vermehren, was ein so verhängnisvoller Irrtum der Religion von ihnen begehrt, und man darf sich nicht beunruhigen, wenn die Lehren, die dieses Interesse giebt, nur einigermaßen befolgt werden. Im allgemeinen bedarf es wenigstens dreier Geburten, um zwei Menschen zu mannbarem Alter kommen zu sehen, und die Bestände der Bevölkerung sind so dehnbar, daß sie jeweilig eine etwas grössere oder geringere Zahl ertragen können. Die Regierung muß nur die Bürger aufklären, denen es an Voraussicht fehlt, und sie niemals durch die Hoffnung auf ein Geschick trösten, das ihnen erlauben wird, ihre Familie aufzuziehen, da diese trügerische Hoffnung sie lediglich dem Leiden, dem Elend und dem Tod aussetzen wird.

---

## Sechstes Kapitel.

### Der Anreiz zur Vermehrung der Bevölkerung, den die Politik giebt.

Die Regierungen haben fast immer das Anwachsen der Bevölkerung als ein Mittel angesehen, welches geeignet ist, ihre Macht zu erhöhen, und die nationale Verteidigung zu erleichtern; der Überschufs der Geburten über die Todesfälle war in ihren Augen ein Zeichen des Wohlbefindens. Ohne sich groß darüber zu beunruhigen, wovon diese neuen Bürger leben könnten, deren Entstehung sie so lebhaft wünschten, ohne darüber nachzusinnen, ob sich irgend ein Einkommen ihnen darbieten würde, das sie ernähren kann, eine Industrie, die sie nützlich beschäftigen könnte, haben sie alles gethan, was sie konnten, um zum Heiraten zu ermutigen und jeden Hausstand zu ver-

pflichten, soviel Kinder wie möglich in die Welt zu setzen. Zu diesem Zweck hat man ehrenvolle Auszeichnungen, Geldbelohnungen oder wenigstens Steuerbefreiungen den Vätern einer zahlreichen Familie in Aussicht gestellt. Indessen war es unmöglich, daß die Vergünstigungen, die die Regierung bewilligte, die Lasten aufwogen, die mit der Erziehung einer großen Kinderschar verknüpft sind: diese Art der Ermutigung würde wenig Einfluß gehabt haben, wenn nicht die Geistlichkeit sie kräftig befördert hätte.

Die Hindernisse, die die Regierung der Auswanderung in den Weg legt, sind ein viel wirklicheres Übel. Die Zuneigung der Menschen, namentlich der Armen zu ihren Gewohnheiten, zu dem Boden, auf dem sie geboren sind, ist sehr mächtig: nur mit einem tiefen Angstgefühl und mit einer fast immer sehr begründeten Furcht wagen sie sich in unbekannte Länder. Nur der Druck der Not, die Unmöglichkeit, in ihrem Vaterland genügend Arbeit, ein ausreichendes Brot zu finden, können sie hierzu bestimmen. Die Handwerker, die auswandern, sind Menschen, die leiden und andere mit ihnen leiden lassen: sie könnten ihrem Vaterlande keinen größeren Dienst leisten, als dadurch, daß sie es verlassen; die Häfen sollten ihnen offen stehen, alle Hilfe sollte diesen Unglücklichen gewährt werden, die Opfer der Irrtümer der Gesetzgebung, sich für ihre Brüder dadurch opfern, daß sie aus dem Lande ziehen.

Statt dessen haben wir gesehen, wie fast überall gegen diese Auswanderer eine strenge Polizei geübt wurde, wie die Regierungen wiederholt Anstrengungen gemacht haben, um sie zu verhindern, die Grenzen zu überschreiten. Während in der Hungersnot, die Europa im Jahre 1816 heimsuchte, kein Volk genügende Nahrungsmittel für seine Bürger aufbringen konnte, wurden die Vorkehrungen gegen die Werber, die die Aus-

wanderer nach Amerika und nach Rußland führen wollten, verdoppelt, und die privilegierten Zeitungen verzeichneten sorgfältig die trügerischen Kunstgriffe dieser Werber, die Leiden derer, die ihnen das Ohr geliehen hatten, während die Regierung sich hätte bemühen müssen, diese Söhne des Vaterlandes, die sie nicht ernähren konnte, zu schützen, ihre Auswanderung zu erleichtern und für ihr ferneres Fortkommen besorgt zu sein.

Diese Irrtümer erscheinen noch geringfügig gegenüber dem noch viel verbreiteteren und noch viel gefährlicheren, eine Arbeit zu ermutigen, nach der der Verbraucher keinen Begehrt hat; zu ihrer Leistung eine neue Klasse Bedürftiger zu bilden, deren Familien man absichtlich vermehrt und für die man einige Zeit die Industrie durch Prohibitivzölle und ein künstliches System aufrecht erhält, die man aber endlich in ihrem Kampf gegen die Not in Stich lassen muß.

In jedem Volk giebt es eine Menschenklasse, die außerhalb der andern Schichten der Gesellschaft steht, die ihr Erbteil oder ihr kleines Pachtgut verloren hat, wenn sie Landbebauer waren, ihr kleines Kapital, wenn sie dem Handel oder den Manufakturen angehörten, und der nun nichts mehr zum Leben bleibt, als die tägliche Arbeit, die sie für fremde Herren verrichtet: glücklich das Volk, in dem diese Klasse wenig zahlreich ist, leider giebt es keines, in dem sie überhaupt nicht vorhanden wäre. Diese Unglücklichen werden, so lange sie für ihren eigenen Unterhalt schwer sorgen müssen, kaum an das Heiraten denken und sich hüten, sich mit der Sorge für den Unterhalt eines andern zu belasten. Aber sobald eine neue Nachfrage nach Arbeit ihren Lohn erhöht und dadurch ihr Einkommen vermehrt, beeilen sie sich, einem der ersten Naturgesetze zu genügen und suchen eine neue Quelle des Glücks in der Ehe. Wenn die Erhöhung



der Löhne nur eine augenblickliche war, wenn z. B. die von der Regierung gewährten Vergünstigungen einer Fabrikation plötzlich eine große Entwicklung verschafft haben, die sich aber nach dem ersten Aufschwung nicht halten kann, so werden die Arbeiter, deren Löhne sich auf einige Zeit verdoppelt haben, sich sämtlich verheiraten, um ihr Wohlbefinden zu erhöhen, und ihre Familie wird bei dem Niedergang ihrer Industrie, die zu der Nachfrage nach Arbeit in einem groben Mißverhältnis steht, in das entsetzlichste Elend gestürzt werden.

Diese Schwankungen in der Nachfrage nach Arbeit, diese so häufigen Zerrüttungen der Daseinsbedingungen der armen Arbeiter liefern dem Staate eine überschüssige Bevölkerung. Bei ihrem Eintritt in die Welt findet sie keinen Platz mehr und ist stets bereit, sich mit einem Zustande, der ihr eben nur noch zu leben erlaubt, zu begnügen. Es giebt keine Bedingung, die so hart wäre, daß man nicht Menschen fände, die bereit sind, sich ihr freiwillig zu unterwerfen. In einigen Beschäftigungen müssen sie im Schlamm leben, der ein dauerndes Übelbefinden verursacht, in anderen ist ihre Arbeit mit schmerzhaften und unvermeidlichen Krankheiten verbunden, einige stumpfen die Sinne ab und vernichten das sittliche Gefühl, ebenso wie sie den Körper schwächen, andere verwenden nur Kinder und lassen das Wesen, das von Anbeginn seines Lebens einer schrecklichen Dürftigkeit ausgesetzt ist, kaum 15 Jahre alt werden: es ist endlich Zeit, daß die öffentliche Meinung derartiges als ehrlos brandmarkt. Trotzdem sind die Stellen stets besetzt und ein elender Lohn, der kaum für das dringend Notwendige ausreicht, veranlaßt Menschen, sich so vielen Übeln zu unterwerfen. Aber die Gesellschaft läßt ihnen keine Wahl, sie müssen sich mit diesem grausamen Lose begnügen oder aufhören zu leben.

Wenn die Regierung durch diese unzeitgemäßen Ermutigungen manchmal die unglücklichen Arbeiter über das Einkommen täuscht, das sie von ihrer Industrie zu erwarten haben, so veranlaßt sie sie noch öfter, sich selbst zu täuschen, wenn sie die Einrichtungen einer wirtschaftlichen Ordnung ermutigt, die die Zahl derer vermehrt, die nichts haben, die von der Hand in den Mund leben, die sich keine Kenntnis des Marktes, für den sie arbeiten, verschaffen können, und die infolgedessen auf die Gnade ihrer Herren angewiesen sind. Bei der Besprechung des Bodenreichtums haben wir gesehen, wie sich dieser Zustand der Abhängigkeit gleichmäßig mit der Abnahme des direkten Interesses des Arbeiters an dem Boden, den er bearbeitete, vergrößerte; wie die Lage des Bauern niemals schwieriger war, als wenn er sich in der eines einfachen Tagelöhners befand, und wie auch dann die Landbevölkerung ohne irgend eine Rücksicht auf die verlangte Arbeit wuchs. Bei der Behandlung des kaufmännischen Reichtums haben wir ebenso gesehen, daß die Lage des Handwerkers um so kläglicher wurde, je fremder er dem Vertrieb seiner eigenen Ware gegenüberstand und je unmöglicher es ihm wurde, die Aussichten zu beurteilen, die er seinen Kindern bieten konnte, und daß die Vergrößerung seiner Familie in keinem Verhältnis zu der Nachfrage nach Arbeit stand. Wir werden noch Gelegenheit nehmen, auf die Folgen der unsicheren Verhältnisse der letzten Klasse zurückzukommen, hier können wir sie nur beiläufig andeuten.

Endlich kann die öffentliche Wohlthätigkeit als eine Ermutigung betrachtet werden, die die Gesellschaft einer Bevölkerung zu teil werden läßt, der sie keinen Unterhalt bieten kann. Je mehr diese Wohlthätigkeit geregelt und vollständig organisiert ist, um so schädlicher wirkt diese Ermutigung, wie in Eng-

land, auf die Gesellschaft. Die unglückseligen Geschöpfe, die nur um zu leiden in das Leben zu treten scheinen, die von ihrer ersten Kindheit an nur die Not und das Elend gekannt haben, erwecken das tiefste Mitgefühl und rufen in mitleidigen Seelen am heifsesten den Wunsch nach Abhilfe wach. Unglücklicherweise lernen dies die Bettler sehr bald kennen: die Kinder werden ihnen ein Werkzeug ihres Berufs. Weit entfernt davon, durch ihre Erziehung belästigt zu werden, leben sie von ihnen, und je mehr Leiden sie sie aussetzen, um so mehr Almosen heimsen sie ein. Wo öffentliche Anstalten bestehen, unterstützen sie die Privatwohlthätigkeit. Die Beihilfe, die die Spitäler gewähren, richtet sich nach der Zahl der Kinder der armen Familien, und in England, wie auch in den Seestädten Amerikas, in denen die Armen auf wöchentliche Beihilfen seitens ihrer Kirchspiele ein Recht haben, wirkt die Armentaxe wie eine Art Prämie auf die Vermehrung der bedürftigen Bevölkerung.

Wo die wirtschaftliche Ordnung die arbeitende Bevölkerung nicht von der der kleinen Besitzer getrennt hat und die große Masse der Bevölkerung den Früchten ihrer Arbeit noch die irgend eines Boden- oder kaufmännischen Reichtums hinzufügen kann, genügt die öffentliche Meinung allein, um die Bettelplage in Schranken zu halten. Es bedeutet immer eine Schande für den Arbeiter, wenn er das Erbteil seiner Väter verkauft, für den Handwerker, wenn er sein kleines Kapital verschleudert hat. Wenn einer oder der andere zum Bettler herabsinkt, so leidet er wenigstens genügend durch seine Erniedrigung, um sich zu bemühen, wieder aus ihr herauszukommen; ist er das Opfer vorübergehenden Unglücks geworden, so kommt ihm die Wohlthätigkeit seiner Nachbarn, die nicht durch die beständige Wiederkehr ähnlicher Ereignisse abgestumpft ist, bald zu Hilfe. Aber in

dem Zustande, in dem sich heute Europa, namentlich England, befindet, mit einer so zahlreichen Tagelöhnerbevölkerung, welche fast ganz die Bauern und die Handwerker verdrängt hat, wo alle Arbeit auf den Feldern wie in den Städten fabrikmäßig von Leuten geleistet wird, die dazu verurteilt sind, niemals etwas zu besitzen, niemals Herren ihres Schicksals zu sein: wie kann man verlangen, daß diese noch Scham empfinden sollen, wenn sie der Armut und dem Bettel anheimfallen; wie kann man verlangen, daß sie darüber erröten, daß ihr Herr sie von einem zum andern Tage entläßt? Vielleicht hat er es gethan, weil er seine Werkstatt infolge seines Bankerotts hat schließen müssen, oder aber, weil er ihre Arbeit durch eine Maschine ersetzt hat. Die Öffentlichkeit ist gerecht, und sie knüpft nicht Schande an ein Unglück, das sie selbst verursacht hat.

Während die öffentliche Meinung den Bettel nicht mehr brandmarken kann und die Ursachen des Elends von Tag zu Tag größer werden, erschöpft sich die Wohlthätigkeit, wenn auch die Übel, die sie um Hilfe bitten, thatsächlich vorhanden, wenn auch ihre Opfer unschuldig sind, doch bald. Abgesehen davon macht diese schreckliche Prämie, die der Vermehrung der Bettler gewährt wird, die Hilfe immer unzureichender. In England hat das Übel schon fast seinen Gipfel erreicht. Mehr als 8 Millionen Pfund Sterling werden jährlich für die 900 000 Arme zur Beihilfe verwendet; jedes Jahr läuft die Summe und die Zahl der Armen Gefahr, sich zu vergrößern, bis dieses System in einer schrecklichen Katastrophe ihr Ende finden wird.

Es ist heutzutage viel die Rede davon, diese Kirchspielunterstützung zu unterdrücken und die Bettler auf die staatliche Wohlthätigkeit zu verweisen. So werktätig diese Wohlthätigkeit auch sein mag, so ist sie doch nicht imstande, die Last zu

tragen, die man auf sie wälzen will. Die Änderung würde schreckliche Leiden mit sich bringen, die Zahl derer, die Hungers sterben, wäre größer, als man denkt; wenn sie selbst damit einverstanden wären zu Grunde zu gehen, so wäre doch eine große Masse Menschen, die dem öffentlichen Schutze entrückt sind, wohl geeignet, einen Staat zu erschüttern, der ihr Elend zuzugeben sich nicht scheut. Man muß also dringend wünschen, ein Heilmittel zu finden. Nicht die Klasse der Armen und der Tagelöhner muß verschwinden, sondern man muß danach trachten, sie in die Klasse der Eigentümer eintreten zu lassen\*).

Keine Ruhe wird es für England geben, kein Glück für die arbeitenden Klassen, kein wirkliches und dauerndes Fortschreiten der Wohlfahrt, so lange man nicht ein Mittel gefunden hat, anstatt eines Gegensatzes eine Gemeinsamkeit der Interessen zwischen dem Unternehmer und allen seinen Arbeitern zu schaffen; so lange man nicht den Landarbeitern einen Anteil an den Ernten, den Fabrikarbeitern einen Anteil an den Produkten zugestanden hat, so lange sich nicht der Meister mit seinen Arbeitern solidarisch fühlt und erkennt, daß kein Nutzen für ihn in der Herabsetzung ihrer Löhne liegt, daß er im Gegenteil selbst suchen muß, um sich ihre Mitarbeit zu sichern, sie an dem Nutzen seines Unternehmens zu beteiligen.

---

\*) In der ersten Ausgabe habe ich die Gesetzgebung angerufen, sie solle den Heiraten der Bettler, [die nur darauf rechnen, aus ihren Kindern ein Werkzeug des Bettels zu machen, ein Hindernis in den Weg legen. ¶ Man solle von denen, die heiraten wollen, ohne Mittel zu haben, eine Familie zu ernähren, irgend eine Garantie verlangen. Diese äußersten Mittel, die dazu dienen sollten, ein Übel zu beschränken, das überaus groß und allgemein erschien, sind mißverstanden worden. Es erscheint mir unnötig, einen Gedanken zu entwickeln, dessen Ausführung heute vielleicht nicht wünschenswert ist.

Aber obgleich wir das Ziel, das wir erstreben, zu sehen glauben, wagen wir doch nicht, die Mittel zur Erreichung desselben aufzuzeigen.

Die Schutzbevölkerung bietet in einer anderen Klasse der Gesellschaft ähnliche Leidenserscheinungen dar. Der Krieg gewöhnt die Väter an den Glauben, zur Aufrechterhaltung der Familie ein oder zwei Kinder mehr haben zu müssen. Das Dienen in fremden Ländern, an das die Schweizer sich gewöhnt haben, hat in ihrem Lande eine überschüssige Bevölkerung entstehen lassen, die auf diesen Abfluß angewiesen ist. Die schottischen Hochländer wurden für den Krieg erzogen; die Geburten mußten sich in diesen wilden Bergen vermehren, damit die Zahl derer, die in den täglichen Kämpfen zu Grunde gingen, nicht den Landbau oder die Viehzucht in Frage stelle, aus denen die Nation ihre Unterhaltungsmittel zog. Nachdem friedlichere Tage der Herrschaft des Säbels gefolgt sind, ist die Nation noch einige Zeit mit einer überschüssigen Bevölkerung überladen, weil die Gewohnheiten einmal vorhanden und tief eingewurzelt sind, und erst ein jeder unter ihnen leiden muß, bevor man an ihre Änderung denkt.

Der Krieg vervielfältigt die Offizierstellen im Heere und in der Marine, die Schwierigkeit der Verwaltung vervielfältigt die Stellen der Beamten aller Art, der religiöse Eifer vervielfältigt die Zahl der Geistlichen. Alle leben von ihren Gehältern in einem gewissen Wohlstand, keiner von ihnen kennt oder kann den Fonds schätzen, der ihm seinen Unterhalt liefert. Sie rechnen darauf, daß ihre Kinder dieselbe Laufbahn wie sie einschlagen werden, sie erziehen und vermehren ihre Familie in Hinblick auf ihren augenblicklichen Wohlstand und verlassen sich blind auf die Zukunft. Ihr Gehalt indessen endet mit ihrem Tode, und sie lassen bei ihrem Ableben ihre Kinder

in einem Zustande der Bedürftigkeit zurück, der durch die gute Erziehung, die sie ihnen gegeben haben, noch verschärft wird. Die Gesetze und Verordnungen, die die Ehen der Offiziere, der Beamten, der Geistlichen und aller derer, die von einem Gehalt leben, beschränken, so hart sie auch zuerst erscheinen mögen, sind gerecht, weil sie vor dem Niedersinken in die Armut die Klasse schützen, für die dieses Niedersinken ganz besonders hart sein würde.

---

### Siebentes Kapitel.

#### **Von der Bevölkerung, die durch die Erfindung der Maschinen überflüssig wird.**

Nicht nur ein ungemessenes Anwachsen der Bevölkerung kann durch die Störung des Gleichgewichts zwischen Angebot und Nachfrage nach Arbeit ein nationales Leiden verursachen. Diese Nachfrage kann auch abnehmen, während die Bevölkerung stehend bleibt. Der Verbrauch kann schwächer, das Einkommen vernichtet, das Kapital zerstört werden, und dieselbe Zahl von Armen, die bis dahin beschäftigt war, kann eine ausreichende Verwendung nicht mehr finden. Die Bevölkerung folgt alsbald den Umwälzungen des Kapitals, von dem sie leben muß. Da die Tagelöhner mehr darauf angewiesen sind, einen Lohn zu erhalten, selbst wenn er auch noch so gering ist, als die Kaufleute, ihr Geld anzulegen, unterwerfen sie sich immer härteren Bedingungen, je mehr die Nachfrage oder das Kapital abnimmt, und begnügen sich schließlich mit einem Lohn, der so elend ist, daß er kaum ausreicht, sie am Leben zu erhalten. Kein Genuß irgend einer Art ist noch mit dem Da-

sein dieser unglücklichen Klasse verbunden. Der Hunger, das Leiden, ersticken in ihr alle sittlichen Regungen; wenn man zu jeder Stunde um sein Leben kämpfen muß, finden alle Leidenschaften ihren Brennpunkt im Egoismus, ein jeder vergiftet den Schmerz des anderen in seinem eigenen, alle Gefühle der Natur werden abgestumpft, eine stetig anhaltende, gleichmäßige Arbeit verroht alle Fähigkeiten; man schämt sich der Menschheit, wenn man sieht, zu welchem Grade der Erniedrigung sie herabsteigen kann, welchem Leben, das noch unter dem der Tiere steht, sie sich freiwillig zu unterwerfen vermag, und man ist trotz aller Wohlthaten der wirtschaftlichen Ordnung, trotz aller Vorteile, die der Mensch aus den Künsten gezogen hat, zuweilen versucht, die Teilung der Arbeit und die Erfindung der Manufakturen zu verwünschen, wenn man sieht, wie sie Wesen erniedrigt haben, die als unseres Gleichen geboren sind.

Das Elend des wilden Jägers, der so häufig aus Mangel an Nahrung zu Grunde geht, gleicht in keiner Weise dem Tausender von Familien, die bisweilen eine Manufaktur auf die Strafe wirft, denn dem ersteren bleibt wenigstens die ganze Thatkraft und Verstandesschärfe, die er während seines ganzen Lebens hat erproben müssen. Wenn er aus Mangel an jagdbarem Wild stirbt, so unterliegt er einer Notwendigkeit, die in der Natur der Dinge begründet ist und von der er von Anfang an gewußt hat, daß er ihr unterworfen ist, ebenso wie der Krankheit und dem Alter.

Aber der Handwerker, der mit Frau und Kindern aus seiner Werkstatt vertrieben wird, hat schon im voraus die Kraft seiner Seele und seines Körpers eingebüßt, er ist immer noch von Wohlstand umgeben, bei jedem Schritt sieht er vor Augen die Nahrung,



deren er bedarf, und wenn der Reiche ihm die Arbeit weigert, durch die der Arbeiter bis zum letzten Augenblick Brot zu kaufen begehrt, so klagt er die Menschen an und nicht die Natur.

Aber selbst wenn niemand thatsächlich Hungers stirbt, selbst wenn die Wohlthätigkeit eifrig allen bedürftigen Familien Hilfe leistet, so üben doch die Entmutigung und das Leiden ihre grausamen Wirkungen auf die Armen aus. Die Krankheiten der Seele gehen auf den Körper über, Seuchen breiten sich aus, neugeborene Kinder gehen in wenig Monaten zu Grunde, und die Unterdrückung der Arbeit hat härtere Verheerungen im Gefolge, als der grausamste Krieg. Andererseits legen unheilbringende Gewohnheiten, wie die Bettelei, der Müßiggang die Axt an die Wurzel der Bevölkerung. Der Handel wird in andere Bahnen gelenkt, die Mode nimmt eine andere Richtung: selbst nachdem die Sterblichkeit die Reihen der Arbeiter gelichtet hat, sind die übrigen nicht mehr imstande, den Wettbewerb der Fremden auszuhalten.

Die Ursachen der Verminderung der Nachfrage nach Arbeit, liegen viel häufiger in der eigentlichen Politik als in der politischen Ökonomie. Vielleicht ist keine Ursache von gleich starker Wirkung, als der Verlust oder die Minderung der Freiheit. Wenn eine Nation beginnt, sich dieses kostbare Gut entfremden zu lassen, so hält jeder Bürger sein Vermögen oder die Früchte seiner Arbeit für weniger gesichert, ein jeder verliert etwas von der Spannkraft seiner Seele und von seinem Unternehmungsgeist. Die Tugenden, die Begleiter der Arbeit sind, die Nüchternheit, die Beständigkeit, die Sparsamkeit, räumen ihren Platz den Lastern des Müßiggangs, der Unmäßigkeit, dem Mangel an Sorge für die Zukunft und der Vergeudung. Der Handel, der Gewerbefleiß, die Thatkraft, werden mit Mißtrauen in einem Staate betrachtet, in dem das

Volk nichts ist, während alle Auszeichnungen, alle Ehrenstellen, einer vornehmen Muse vorbehalten sind. Gunst, Schleichwege, Schmeichelei und alle höfischen Künste, die die Seele erniedrigen, führen dort viel schneller zum Wohlstande, als Charakterstärke, kühne und unternehmende Thatkraft und weit ausschauender Geist. Der Ränkeschmiede werden von Tag zu Tag mehr, und sie betrachten mißtrauisch diejenigen, die den einzigen ehrenhaften Weg zum Wohlstande verfolgen, auf dem man nur durch sein Verdienst oder durch seine Arbeit vorwärts kommt.

Indessen giebt es eine Ursache der Entvölkerung, welche ganz eigentlich dem Gebiet der politischen Ökonomie angehört. Der Fortschritt der Künste und der Industrie und infolgedessen auch der des Reichthums und des Wohlstandes führen zur Entdeckung von sparsamen Methoden zur Hervorbringung aller Früchte der Arbeit und Verwendung einer geringeren Anzahl von Arbeitern. Tiere ersetzen die Menschen in fast allen Einzelheiten der Landwirtschaft, und die Maschinen ersetzen die Menschen bei fast allen Thätigkeiten der Manufaktur. Wenn eine Nation in ihrer Nähe einen großen Markt hat, der allen ihren Erzeugnissen einen schnellen und vorteilhaften Abfluß sichert, wird jede dieser Erfindungen zu einer Wohlthat, weil sie, weit entfernt davon, die Zahl der Arbeiter zu vermindern, die Menge der Arbeit und ihrer Erzeugnisse vermehrt. Ein Volk, das zu diesen Erfindungen den ersten Anstoß gegeben hat, breitet seit langer Zeit seinen Markt erfolgreich im Verhältnis zu der Zahl der Hände aus, die jede neue Erfindung frei werden läßt. Es verwendet sie sofort für eine Vermehrung von Erzeugnissen, die seine Erfindung ihm billiger zu liefern gestattet. Aber endlich kommt der Tag, an dem die ganze gesittete Welt nur einen einzigen Markt bildet, und an dem man neue Kunden

nur bei einem neuen Volke finden kann. Die Nachfrage des gesamten Marktes ist dann eine ganz bestimmte Menge, die die verschiedenen Industrievölker sich gegenseitig streitig machen. Liefert eines mehr, so geschieht dies zum Schaden eines anderen. Der Gesamtabsatz kann nur durch die Fortschritte des allgemeinen Wohlstandes vergrößert werden oder dadurch, daß Annehmlichkeiten, die früher den Reichen vorbehalten waren, nunmehr auch den Armen zugänglich gemacht werden.

Die Erfindung des Strumpfwirkerstuhls, der einem Menschen ermöglicht, so viel zu leisten, wie früher hundert, war nur deshalb eine Wohlthat für die Menschheit, weil zu gleicher Zeit der Fortschritt der Gesittung, der Bevölkerung und des Reichtums die Zahl der Verbraucher vermehrten. Neue Länder nahmen europäische Gewohnheiten an, und diese Fußbekleidung, die ehemals nur den Reichen vorbehalten war, wurde Gemeingut auch der ärmsten Klassen. Sie wurde für den Armen, für den Handwerker leichter erschwingbar, als die Gamaschen, auf die man nun verzichten konnte. Der Arme verwandte auf den Ankauf von Strümpfen den Teil seines Einkommens, den er früher auf Gamaschen verwandt hatte. Aber wenn heute eine neue Erfindung mit einem einzigen Strumpfwirkerstuhl das anzufertigen gestattete, was man seit zehn Jahren mit hundert angefertigt hat, so wäre diese Erfindung ein nationales Unglück, denn die Zahl der Verbraucher kann nicht mehr oder nur gering anwachsen: somit müßte die Zahl der Produzenten abnehmen.

Als allgemeingiltige Regel kann man aufstellen, daß jedesmal, wenn die Nachfrage nach Verbrauchsgegenständen die Produktionsmittel der Bevölkerung übersteigt, eine neue Erfindung in dem Handwerk oder in den Künsten eine Wohlthat für die Gesellschaft

ist, weil sie das Mittel zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse bietet. Dagegen wird jedesmal, wenn die Produktion vollständig für den Verbrauch ausreicht, eine solche Erfindung in unserer gegenwärtigen Wirtschaft\*) zu einem Unglück, weil sie den Genüssen der Verbraucher nichts hinzufügt, sondern sie nur billiger bedient, während sie das Dasein der Produzenten bedroht. Es wäre schändlich, den Vorteil der Billigkeit gegen das Leben abzuwägen, außerdem ist der Vorteil hinsichtlich aller Ausgaben, die der Eitelkeit dienen, nur ein eingebildeter, da jedermann nur strebt sich hervorzuthun, und niemand einen Genuß davon hat, wenn er für denselben Preis feinere und schönere Kleider erhält: im Verhältnis zu den andern ist alles beim alten geblieben. Man muß stets im Auge behalten, daß man in der politischen Ökonomie unter Nachfrage nur eine solche versteht, die von dem Angebot einer genügenden Entschädigung für die verlangte Sache begleitet ist. Indessen besteht häufig in der Gesellschaft eine erhebliche Nachfrage neben einem entsprechenden Angebot nach einer Sache, für die ein Bedürfnis vorhanden ist, obgleich das gemachte An-

---

\*) Wir haben schon oben gesagt und halten es für nötig, es zu wiederholen: nicht die Vervollkommnung der Maschinen ist der Unglückbringer, sondern die ungerechte Teilung, der ihr Produkt unterliegt. Ein je größeres Produkt wir mit einer gegebenen Menge Arbeit erzielen können, eine um so größere Vermehrung müßten unsere Genüsse oder unsere Ruhezeit erfahren. Wenn der Arbeiter sein eigener Herr wäre und in zwei Stunden mit Hilfe einer Maschine das Werk leisten würde, zu dem er früher zwölf gebraucht hat, so würde er nach zwei Stunden aufhören, wenn er ein beträchtlicheres Produkt nicht nötig hätte oder keinen Gebrauch von ihm machen könnte. Unsere wirtschaftliche Ordnung, d. h. die Sklaverei des Arbeiters zwingt ihn aber, wenn eine Maschine seine Kräfte vervielfältigt hat, nicht weniger, sondern mehr Stunden täglich für denselben Lohn zu arbeiten.

gebot die Arbeit, die sie erfordert, nicht genügend bezahlt. Wenn diese Nachfrage und dieses Angebot eine Erfindung zeitigen, die imstande ist, beide zufrieden zu stellen, so ist die Erfindung noch ein großer Vorteil für die Gesellschaft, obgleich sie augenblicklich die, die zu einem höheren Preise arbeiteten, zu Gunsten einer kleineren Zahl von Käufern schädigt.

Zwischen dem achten und zehnten Jahrhundert brachte der Handel der Araber aus China die Kunst Papier zu machen nach dem Westen. Hätten diese selben Araber aus dem gleichen Lande die Buchdruckerkunst gebracht, was so natürlich erscheint, daß man fast erstaunt ist, daß es nicht geschehen ist, so hätte die Buchdruckerkunst, wenn sie zu einer Zeit nach Europa gebracht worden wäre, die keinen Eifer für das Studium, keine Nachfrage nach Büchern kannte, diesen Erdteil in eine noch viel größere Barbarei gestürzt, als die war, in der es verkam, denn sie hätte die Abschreiber sämtlich zum Hungertode verurteilt. Diese Menschen bewahrten noch schwache Überreste der Liebe zu den Wissenschaften. Sie zogen ihren Lebensunterhalt aus Abschriften von Missalen und anderen der Religion dienenden Büchern: zu diesem Zweck mußten sie sich mit Studien beschäftigen, die ihnen Geschmack auch an ferner liegenden wissenschaftlichen Arbeiten einflößten. Nachdem sie zahlreiche Andachtsbücher abgeschrieben hatten, kopierten sie auch einige Klassiker, um der Nachfrage der verschwindend kleinen Anzahl von Menschen zu genügen, die sie in ganz Deutschland lesen konnte. Ein Drucker mit zwei Setzern und zwei Leuten, die die Presse bedienten, die alle viel weniger gebildet waren als die Abschreiber, wären imstande gewesen, das Werk von tausend Abschreibern zu leisten. Eine Druckerei würde also alle Andachtsbücher und vielleicht auch noch einige kaufmännische

Drucksachen haben liefern können, sie würde aber alle Abschreiber zum Hungertode verurteilt und sie so dem Dienste der kleinen Zahl von Gelehrten entzogen haben, die anderes verlangten, aber allein durch ihre so beschränkte Nachfrage nicht imstande waren, den Lebensunterhalt der Abschreiber zu decken. Man kann in Italien und in Spanien mehr als eine Provinz finden, in der die Buchdruckerkunst ein solches Ergebnis gehabt hat. Im zehnten Jahrhundert würde sie das Lesenlernen nicht stärker befördert haben, als die Kunst, Papier zu machen, das Schreibenlernen.

Zum Glück für die Wissenschaften, zum Glück für uns, zum Glück auch für die Abschreiber des Mittelalters, wurde die Buchdruckerkunst erst in einem Jahrhundert erfunden, in dem der Eifer für die Wissenschaften allgemeinere Fortschritte gemacht hatte. Alle Welt trug Verlangen nach Büchern, obgleich wenige Menschen imstande waren, sie zu kaufen. Die Freunde der Wissenschaften verwendeten ein erhebliches Einkommen, um sich litterarische Genüsse zu verschaffen, obgleich dieses Einkommen nicht für die Bezahlung der ungeheuren Arbeit der Abschreiber genügte. Eine bewundernswürdige Erfindung setzte die, die die Abschreiber ablösten, in den Stand, in derselben Zeit zweihundertfünfzigmal mehr Arbeit als sie zu leisten, gerade im Augenblick, in dem diese Arbeit von einem neuen Publikum verlangt wurde, das über ein neues Einkommen verfügte. Die Zahl der Drucker ist heute viel größer in Europa, als die Zahl der Abschreiber im 10. Jahrhundert gewesen ist. Diese Zahl der Drucker hat man häufig als Beweis für die Einwirkung der Maschinen auf das Wachsen der Nachfrage und auf das der Produktion angeführt; man darf aber die Wirkung nicht mit der Ursache verwechseln.

Selbst wenn die Nachfrage nicht eine so ausgesprochene ist, als sie bei der Erfindung der Buch-

druckerkunst nach Büchern war, so macht jede Erfindung, durch die Ersparnis an Arbeit, einer ärmeren Klasse das zugänglich, was früher nur den Reichen vorbehalten war und erweitert dadurch den Markt: während sie den armen Verbrauchern und den Unternehmern Nutzen bringt, schadet sie den Arbeitern nicht. Aber wenn eine Erfindung die Zahl der Verbraucher nicht vermehren kann, sondern sie nur billiger bedient, weil entweder jedermann schon mit dem Erzeugnis versehen ist, oder weil das Produkt nie zu einem allgemeinen Gebrauchsgegenstand zu werden geeignet ist, wie niedrig auch sein Preis sein möge, so schafft die Erfindung, die nur dem Unternehmer und nicht seinem Arbeiter zum Vorteil gereicht, lediglich ein Monopol und wird für die Menschheit zum Unheil, denn sie ist nur vorteilhaft für einen bestimmten Fabrikanten auf Kosten seiner Genossen, oder sie nützt nur einer Nation auf Kosten der anderen Völker. Dieser nationale Nutzen, der nur durch das Elend und den Hunger fremder Arbeiter erzielt werden kann, wäre an sich schon recht wenig würdig, erstrebt zu werden, andererseits ist er aber ein sehr unsicherer: infolge der Fortschritte, die die Verbindungen zwischen den Völkern und die Kenntnisse der Fabrikleiter gemacht haben, wird eine Erfindung, die in einem Lande gemacht ist, in allen anderen schon nachgeahmt, ehe der erste von ihr einen großen Nutzen hat ziehen können.

Man hat geantwortet, daß derjenige, der an einem Verbrauchsartikel eine Ersparnis macht und dabei dasselbe Einkommen behält, auf eine neue Ausgabe das verwendet, was er durch die Erniedrigung des Preises an einem oder dem anderen Artikel erspart hat und durch diese neue Ausgabe eine neue Arbeit in Bewegung setzt. Aber diese neue Nachfrage wird zu der Arbeit, die bei dieser Gelegenheit ausgeschaltet wird, niemals im Verhältnis stehen.

Einerseits machen die Verbraucher von Waren Gebrauch, die ein wenig feiner, ein wenig hübscher sind, ohne aber teurer zu sein. Die Gewebe, mit denen der arme Arbeiter sich bekleidet, sind ein wenig besser und in der That ein wenig mehr wert, als die, mit denen sein Vater sich bekleidete, obgleich dieser für seine Bekleidung denselben Teil seines Einkommens aufwendete. Aber er selbst bemerkt nichts von dieser Verbesserung. Es ist gewissermaßen eine soziale Verpflichtung, sich wie seine Genossen zu kleiden: er folgt in dieser Hinsicht nur dem allgemeinen Gebrauch, ohne einen besonderen Genuß dabei zu empfinden, er erspart an diesem Artikel nichts, was er auf eine andere Ausgabe verwenden könnte\*).

Andererseits wird der Preis einer jeden Ware nicht lediglich nach der Arbeit, die sie erfordert, berechnet, vielmehr setzt er sich zusammen aus dieser jährlichen Arbeit, einer ursprünglichen Arbeit, die zum Bau des Fabrikgebäudes und zur Herstellung der kostspieligen Maschinen, die häufig aus dem Auslande bezogen werden müssen, erforderlich war und die sich nicht wieder erneut, endlich aus dem umlaufenden

---

\*) Man erzählt, daß der Kaiser Alexander, erstaunt, in England bei der ganzen Bevölkerung Strümpfe, Schuhe und eine Kleidung zu sehen, die der der besseren Bürger ähnlich war, mit Überraschung ausrief: wo sind denn die Armen, giebt es keine Armen in diesem Lande? Indessen hatte mehr als die Hälfte dieser Menschen, die der allgemeine Gebrauch eine erhebliche Aufwendung für ihre Kleidung zu machen zwang, kein anderes Eigentum, als den Wochenlohn, den sie am Sonnabend zu beanspruchen hatten, und mehr als ein Zehntel von ihnen erhielt Armenunterstützung. Es würde dem Armen mehr Unabhängigkeit und mehr Glück verschafft haben, wenn er mit bloßen Füßen oder in Holzschuhen hätte gehen können, dafür aber im Besitz einer Hütte, einiger Felder, eines Gartens und zweier Kühe gewesen wäre, wie die meisten Bauern des Festlandes.



Kapital. Wenn man also hundert Arbeiter entläßt, um dasselbe Werk mittels einer Maschine mit nur einem einzigen anzufertigen, wird die Ware doch nicht auf ein Hundertstel ihres Preises herabgehen können. Der Strumpfwirkerstuhl verbilligt das Werk ungefähr in diesem Verhältnis, trotzdem produziert er die Strümpfe kaum 10% billiger, als die mit der Nadel gestrickten. Trotz Erfindung der großen Maschinen zum Spinnen der Seide, der Baumwolle und der Wolle hat man nicht aufgehört, Handspinnerinnen zu verwenden und selbst das Spinnrad: ein sicherer Beweis, daß die Ersparnis durch den Gebrauch des Wassers und des Feuers an Stelle von Menschen nicht mehr als 10% beträgt. Dieselbe Beobachtung kann man bei allen vorgeschrittenen Manufakturen machen. Sie haben den Preis ihrer Produkte stets nur in einem arithmetischen Verhältnis vermindert, während sie die Handarbeit in einem geometrischen ausgeschaltet haben. Wir wollen einmal diese Ersparnis an Handarbeit mit der Ersparnis am Kaufpreise nach der einfachsten Rechnung und an der bekanntesten Manufaktur vergleichen und zu größerer Verständlichkeit annehmen, daß ein Arbeiter mit dem Strumpfwirkerstuhl genau das Werk leistet, was hundert ehemals angefertigt haben. Wenn er es auch nicht thut, so haben doch die Verteidiger der Maschinen gewollt, daß er es thue, und die Beweisführung wird dadurch nicht weniger schlüssig. Hunderttausend Frauen, von denen jede jährlich hundert Paar Strümpfe mit der Nadel strickte, produzierten zehn Millionen Paar, die zu je fünf Franken, somit für fünfzig Millionen verkauft wurden. Die Rohstoffe kosteten ein Fünftel, es blieben vierzig Millionen unter hunderttausend Arbeiter zu verteilen oder vierhundert Franken auf den Kopf.

Dasselbe Werk vollzieht sich heute mittels des

Strumpfwirkerstuhls durch tausend Arbeiter und stellt sich auf 10% billiger, auf vier Franken fünfzig Centimes, d. h. auf fünfundvierzig Millionen. Die Verbraucher ersparen somit fünf Millionen: wenn sie sich nur der Handarbeit bedienen, würden sie zwölftausend-fünfhundert Arbeitern zum Leben verhelfen, die ausgeschaltet worden sind und es würden davon nur sieben Achtel auf dem Pflaster bleiben; aber so stellt sich die Sache nicht. Der Verbraucher, der an die Zahlung von fünf Franken für das Paar Strümpfe gewöhnt ist, bezahlt auch ferner diesen Preis, trägt aber infolge der Fortschritte in der Manufaktur ein wenig feinere Strümpfe. Dieser Fortschritt in seinem Luxus gestattet einem Zehntel Strumpffabrikanten mehr das Dasein oder hundert; dazu kommen noch hundert Arbeiter zur jährlichen Ausbesserung der Maschinen oder zur Erbauung neuer, macht zusammen zwölfhundert Arbeiter, die von der Summe leben, von der hunderttausend leben könnten.

Der Preis von zehn Millionen Paar Strümpfen kommt nicht mehr wie früher zu vier Fünfteln der Arbeit zu statten. Nur annähernd kann man seine einzelnen Bestandteile schätzen, und wir legen auf diese Wahrscheinlichkeitsrechnung kein Gewicht. Zehn Millionen werden immer für den Rohstoff bleiben, dreißig Millionen für die Zinsen und den Nutzen des stehenden Kapitals, der auf die Maschinen und die Gebäude verwendet ist, zwei Millionen werden jährlich für die Ausbesserung und die Erneuerung der Maschinen dienen, zwei Millionen als Nutzen des umlaufenden Kapitals, das stets beträchtlicher sein muß, wenn das Unternehmen im großen betrieben wird, und die letzte Million wird die Arbeitslöhne bezahlen. So wird das aus der Arbeit entstehende Einkommen eher vermindert als vermehrt.

Dieselbe Rechnung läßt sich auf alle vervoll-

kommenen Manufakturen anwenden, denn der Fabrikant, der eine neue Maschine einstellt und Arbeiter entläßt, sorgt sich niemals darum, ob er einen Nutzen haben wird, der der Verminderung der Handarbeit gleich kommt, sondern nur ob er ein wenig billiger als seine Wettbewerber wird verkaufen können. Alle englischen Arbeiter würden auf das Pflaster geworfen werden, wenn die Fabrikanten an ihrer Stelle mit fünf Prozent Ersparnis Dampfmaschinen verwenden könnten.

Andererseits trägt die Vervollkommnung der Maschinen und die Ersparnis an menschlicher Arbeit unmittelbar zur Verminderung der Zahl der nationalen Verbraucher bei, denn alle die Arbeiter, die man hat zu Grunde gehen lassen, waren Verbraucher. Auf dem Lande hat die Einführung des Systems der großen Pachtungen aus Groß-Britannien die Klasse der bäuerlichen Pächter, die selbst arbeiteten, aber doch ein anständiges Auskommen hatten, verschwinden lassen; die Bevölkerung ist erheblich zurückgegangen, aber ihr Verbrauch noch viel erheblicher als ihre Zahl. Die Tagelöhner, die alle bäuerlichen Arbeiten verrichten und deren Zahl man aufs äußerste begrenzt, geben der Industrie der Städte bei weitem nicht dieselbe Ermutigung, die die reichen Bauern ihr ehemals gegeben haben.

Ein ähnlicher Wechsel hat sich in der Stadtbevölkerung vollzogen. Die Erfindungen der Mechanik haben stets das Endergebnis, die Industrie in den Händen einer kleineren Anzahl reicherer Kaufleute zusammenzufassen. Sie lehren mit einer kostspieligen Maschine, d. h. mit einem großen Kapital das anzufertigen, was früher mit einer großen Menge Arbeit gemacht wurde. Sie suchen die Ersparnis in der Verwaltung im großen, der Arbeitsteilung, dem gemeinsamen Gebrauch von Licht, Heizung und aller Natur-

kräfte für eine große Anzahl von Menschen auf einmal. So verschwinden auch die kleinen Kaufleute, die kleinen Fabrikanten, und ein großer Unternehmer ersetzt hunderte von ihnen, die alle zusammen nicht so reich waren als er. Alle zusammen indessen waren bessere Verbraucher als er. Sein kostspieliger Luxus giebt der Industrie einen viel weniger großen Antrieb, als die anständige Wohlhabenheit von hundert Haushaltungen, die er ersetzt hat.

So lange neue Bestellungen die Fabriken haben gedeihen lassen, hat sich auch die Zahl der Arbeiter trotz der Vermehrung der Arbeitskräfte vergrößert; diejenigen, die auf dem Lande entlassen wurden, fanden in den Fabrikstädten eine Anstellung, deren Bevölkerung fortfuhr, sich zu vermehren. Aber als endlich der Welthandel genügend versorgt war und neue Arbeiterentlassungen notwendig wurden, als die Tagelöhner auf dem Lande, die Baumwollspinner, die Leineweber in den Fabriken entlassen wurden, in denen täglich eine neue Maschine mehrere Familien ersetzt und keine neue Nachfrage ihnen eine Beschäftigung und einen Broterwerb bietet, wurde das Maß des Elends voll, und man fing an, die Fortschritte einer Civilisation zu beklagen, die eine große Anzahl Menschen auf demselben Platz vereinigt, lediglich um ihr Elend zu vermehren, während das Elend in den Einöden wenigstens nur eine kleine Anzahl Opfer bedrohen konnte.

Der Augenblick ist nunmehr gekommen, um sich zu fragen, wohin dies führen soll. Nach den letzten Zählungen beschäftigt die Landwirtschaft in England 770 199 Familien. Dies ist nicht nur im Verhältnis zur Ausdehnung des Bodens, sondern auch zum Reichtum der Produkte unendlich viel weniger, als in jedem anderen Teile Europas. Soll man nun demjenigen eine Belohnung bieten, der ein Mittel findet, dasselbe

Werk mit 70 000 Familien oder gar mit 7000 zu leisten?

In England beschäftigen der Handel und die Manufaktur 959 632 Familien, und diese Zahl genügt, um nicht nur England, sondern auch die Hälfte Europas und die Hälfte der Bewohner Amerikas mit allen Manufakturwaren zu versorgen. England ist eine große Manufaktur geworden, die, um sich zu erhalten, genötigt ist, fast an die ganze bekannte Welt zu verkaufen. Soll man nun eine Belohnung für den aussetzen, der ein Mittel fände, dasselbe Werk mit 90 000 Familien oder gar mit 9000 Familien zu leisten? Wenn es England gelänge, das ganze Werk seiner Felder und seiner Städte mittels Dampfmaschinen auszuführen und nicht mehr Einwohner zu zählen als die Genfer Republik, während es dasselbe produziert und dasselbe Einkommen erzielt wie heute, sollte man es dann als reicher und in glücklicheren Umständen befindlich betrachten\*)?

---

\*) Ricardo antwortet geradeaus mit Ja (Kap. XIV S. 492). Obwohl diese Antwort eine notwendige Konsequenz seines Systems ist, bin ich doch bestürzt, daß er vor einem ähnlichen Schluss nicht zurückgeschreckt ist, nachdem er die Kehrseite der Medaille gesehen hat. Man muß seine eigenen Worte anführen, um sicher zu sein, ihm nicht Anschauungen unterzulegen, die er in Abrede stellen würde. Bd. II, S. 220: „Das Gesamtprodukt des Bodens und der Industrie eines jeden Landes teilt sich in drei Teile, von denen der erste für die Löhne, der zweite für den Nutzen, und der dritte für die Pacht bestimmt ist. Nur auf die beiden letzten Teile kann man Auflagen legen oder Ersparnisse an ihnen machen, da der erste, wenn er mäsig ist, stets den Produktionskosten gleich ist. Es wäre ganz gleichgültig für eine Person, die bei einem Kapital von £ 20 000 einen jährlichen Nutzen von £ 2000 hat, ob ihr Kapital hundert Menschen beschäftigt oder tausend, ob ihre Produkte für £ 10 000 oder für 20 000 verkauft werden, vorausgesetzt daß in allen Fällen ihr Nutzen nicht unter £ 2000 sinkt. Ist das wirkliche Interesse einer Nation nicht dasselbe?

Nunwohl, diese Belohnung wird ohne Aufhören durch den Wettbewerb aller Fabrikanten und aller Pächter dem geboten, der sie lehrt, wie sie sich der Menschen entledigen können. Diese Belohnung wird ebenso auf dem Festlande von allen Staaten geboten, die sich für verpflichtet halten, England in seinem Laufe zu folgen. Den Regierungen leistet in dieser Hinsicht Hilfe mit aller ihrer Macht der Eifer der Fabrikanten, und die politischen Schriftsteller, weit entfernt davon, die Gefahren dieses Wettbewerbs aufzuzeigen, machen sich ein Geschäft daraus, die Völker aufzureizen.

Nachdem man zur Vermehrung der Produktivkraft der Menschen Erfindungen gemacht hat, wäre es ohne Zweifel wünschenswert, daß man verhindert, daß diese Erfindungen sich nicht gegen die wenden, denen man hat nützen wollen. Wenn eine neue Erfindung nicht durch irgend eine neue Nachfrage nach Arbeit veranlaßt ist, wenn sie die produzierte Ware nicht neuen Verbrauchern zugänglich macht, so wäre es wünschenswert, daß sie wenigstens nicht eine gewisse

---

Vorausgesetzt, daß sein Netto- und wirkliches Einkommen, daß seine Pachten und Nutzen dieselben sind, was verschlägt es, ob die Nation aus zehn oder zwölf Millionen Menschen besteht usw. usw.?" Was? der Reichtum ist alles, die Menschen nichts? Was! der Reichtum selbst ist nur in soweit etwas, als er in Beziehung zu den Auflagen steht? In Wahrheit bleibt dann nichts mehr zu wünschen, als daß der König ganz allein auf der Insel beständig eine Kurbel dreht und durch Automaten die ganze englische Arbeit entstehen läßt.

Es sei bemerkt, daß Quesnay, der die Unterscheidung zwischen dem Nettoprodukt und dem Bruttoprodukt einführte und dadurch der Meinung Glauben verschaffte, daß nur das erste von Wichtigkeit sei, der erste Urheber einer Lehre gewesen ist, die der Menschheit so verhängnisvoll geworden ist: wenigstens hat er aber niemals so trostlose Folgerungen aus ihr gezogen.

Zahl von Verbrauchern des eigenen oder eines fremden Volks ersetzt und unnütz macht. Aber es giebt kein Mittel, ein direktes Hindernis der Umwälzung entgegen zu stellen, welche sie bewirkt. Es wäre ebenso nutzlos wie gefährlich, die Erfindungen selbst unterdrücken zu wollen. Wenn wir in unsern Werkstätten die Einführung einer neuen Maschine verhinderten, so würden unsere Nachbarn nicht so gewissenhaft sein wie wir, vielmehr würden sie unsere Arbeiter mit ihren Dampfmaschinen, ihren Spinnmaschinen und allen ihren neuen Erfindungen bekämpfen: ein Krieg bis aufs Messer, gegen den man gezwungen ist, sich zu verteidigen, den zu beginnen aber unklug ist.

Kein Schauspiel kann mehr in Erstaunen oder vielmehr in Schrecken setzen als das, welches England inmitten seines Reichtums, der zuerst die Augen blendet, darbietet. Wenn man sich nicht begnügt, nur nach dem ungeheuren Vermögen der Pairs des Königreichs, für die eine halbe Million Renten (£ 20 000) nur ein mittelmäßiges Einkommen darstellt, zu urteilen, wenn man es nach seinem wahren Werte schätzt und nach den Genüssen, die der aufdringliche Luxus verschafft, den sie mit ihren kostbaren Wagen, ihren zahlreichen Bedienten entwickeln, wenn sie die Strafsen durch-eilen, das Spazierstöckchen erhoben, mit ihren Fuchsjagdausrüstungen, bei denen zwanzig Pferde, vierzig Hunde sie mehr als £ 100 000 jährlich kosten, so fühlt man gerechte Entrüstung, wenn man diese Verschwendung mit dem Leiden der Armen vergleicht. Die Chausseen sind belagert von zahlreichen Bettlern, die aus den Fabriken entlassen sind und von Trupps zerlumpter Irländer, die von Farm zu Farm wandern, um ihre Arbeit unter dem Preis den Landwirten anzubieten. Die einen wie die andern heischen Almosen nur, weil man ihnen Arbeit verweigert, aber alle Plätze sind besetzt. Der Landarbeiter, der Cottager, sieht

mit Bitterkeit diese Fremden ihm eine Arbeit streitig machen, die kaum zu seinem Unterhalt genügt. In den Städten, in der Hauptstadt, auf dem Platze von Hydepark, auf dem die kostbarsten Wagen sich mit Blitzesschnelligkeit folgen, erregen Haufen von zehn, zwanzig Fabrikarbeitern, die unbeweglich, Verzweiflung im Blick, vom Fieber geschüttelt dasitzen, kaum für einen Augenblick die Aufmerksamkeit. Ein Drittel der Werkstätten ist bereits geschlossen, ein zweites Drittel wird bald folgen müssen, alle Magazine sind überfüllt, von allen Seiten werden Waren zum Ankauf angeboten, zu einem Preise, der kaum die Hälfte der Selbstkosten deckt; alle Briefe aus Südamerika berichten, daß die ungeheuren Sendungen, die der Handel dahin gemacht hat, höchstens zu einem Preise zu verkaufen sind, der knapp die Frachtkosten deckt; in diesem allgemeinen Niedergang, in dem überall der Arbeiter zurückgewiesen wird und das englische Volk seinen Platz der Dampfmaschine abgetreten hat, die alles das macht, was ehemals die Menschen angefertigt haben, werden noch Belohnungen dem Erfinder neuer Maschinen geboten, die die Arbeiter entbehrlich machen würden, die heute noch ein Unterkommen finden. Inmitten so großen Leidens dürfte man sich doch enthalten, wenigstens in diesem Augenblick die zu ermutigen, die nur zu seiner Vermehrung beitragen können. Die Aufhebung der Privilegien, die dem Erfinder neuer Verfahren zugestanden sind, würde kaum erheblich die Fortschritte der Wissenschaft, wie man dies so hübsch genannt hat, aufhalten, aber sie würde den armen Arbeitern die Empfindung nehmen, daß auch die Regierung sich zu ihrem Untergange verschworen hat.

Wir haben schon früher dargelegt, daß das Ergebnis des Ausschließungsrechts, das man einem Erfinder zugestanden hat, ihm das Monopol des Marktes



gegenüber den andern Produzenten, seinen Landsleuten giebt. Hieraus folgt, daß die nationalen Verbraucher sehr wenig durch die Erfindung gewinnen, daß der Erfinder an ihr viel gewinnt, die andern Produzenten durch sie verlieren und daß ihre Arbeiter Hungers sterben. Nach der Handelspolitik, die sehr wenig christlich ist, nahm man an, daß dieses Übel durch die Erfolge der Erfindung auf dem fremden Markte wett gemacht wird. Der neue Produzent gewann dort an ihr viel, die fremden Verbraucher gewannen ein wenig, aber die fremden Produzenten verloren durch sie, ihre Arbeiter gingen zu Grunde und man schaffte sich so eine gefürchtete Konkurrenz vom Halse.

Ohne diese Frage von dem Standpunkte der Moral aus zu betrachten, genügt es, darauf hinzuweisen, daß die Berechnung des pekuniären Vorteils leicht einen Wechsel erleidet. Die Wissenschaften haben zu große Fortschritte gemacht, als daß eine Erfindung den Gelehrten eines andern Landes verborgen bleiben könnte, die, nachdem sie von dieser Erfindung Kenntnis erhalten haben, sich bemühen werden, sie nachzuerfinden. Die Fremden werden unsere Erfindungen nachahmen, bevor unsere eigenen Landsleute, die durch das Ausschließungsrecht des Erfinders gehindert sind, sie anwenden können: so wird das Übel, das wir den andern zufügen wollen, uns nicht für das entschädigen, das wir uns selbst zufügen: das hieße uneigennützig auf Übel Jagd machen.

Wenn im Gegenteil alle Erfindungen sofort bekannt gegeben werden, sofort der Nachahmung aller Mitbewerber des Erfinders zugänglich gemacht werden, so wird der Eifer für derartige Erfindungen abnehmen, und man wird sie nicht mehr als ein Mittel betrachten, durch die man seinen Mitbewerbern Kunden abjagen kann; man wird sie vielmehr nur verwenden, um seinen eigenen Kunden die ganze

Arbeit, die sie verlangen, zu leisten, sobald dieses Verlangen sich steigert.

Nichts kann indessen verhindern, daß jede neue Erfindung in der angewandten Mechanik nicht die Arbeiterbevölkerung vermindert. Dieser Gefahr ist sie stets ausgesetzt, und die bürgerliche Gesellschaft kennt kein Mittel dagegen. Wenigstens ist sie ein mächtiger Grund, uns wünschen zu lassen, daß diese Bevölkerung in einem Staat nicht zahlreich sei und daß man nicht mit Absicht ein Volk zu Fabrikanten und zu Händlern für das ganze Weltall erziehen solle.

---

### Achtes Kapitel.

#### **Wie die Regierung die Bevölkerung gegen die Wirkungen der Konkurrenz schützen soll.**

Man wird schon bemerkt haben, daß der Hauptunterschied zwischen den Ansichten, die wir entwickelt haben, und denen, die Adam Smith vorgetragen hat, darin besteht, daß der letztere die Vermittlung des Staats in allem, was auf das Anwachsen des Nationalreichtums Bezug hat, beständig zurückweist, während wir sie häufig angerufen haben. Er hat als Grundsatz aufgestellt, daß die freieste Konkurrenz jeden Produzenten dahin bringen werde, so billig als möglich zu verkaufen, und infolgedessen jedem Verbraucher gestatten werde, seine Ankäufe auf das Billigste einzurichten. Er hat den Reichtum abstrakt betrachtet, ohne Rücksicht auf die Menschen, die ihn genießen sollen: in diesem System war vielleicht der Schluß berechtigt, daß man bei Anfertigung eines möglichst großen Werkes und Verkauf desselben zu

möglichst niedrigem Preise durch die erste Thätigkeit die Einkommen vermehren und durch die zweite die Ausgaben der Gesellschaft vermindern würde.

Die unbeschränkteste Konkurrenz müßte unvermeidlich die eine und die andere Wirkung haben. Wenn man aber anfängt, die politische Ökonomie ebenso in ihrer Beziehung zu der Bevölkerung wie zu dem Reichtum zu betrachten, wenn man untersucht, nicht was am meisten Überflufs schafft, sondern wie durch den Überflufs den Menschen am meisten Glück gewährt wird, so muß man über die Sache selbst erschrecken, die man eben gewünscht hatte. Soviel als möglich arbeiten und so billig als möglich verkaufen, heißt auf alle Vorteile dieses Reichtums, den man zu erlangen sucht, verzichten. Es heißt, seiner Arbeit etwas zusetzen und von seinen Genüssen etwas fortnehmen, d. h. die Bürger zu Sklaven machen, um den Vorteil zu haben, daß derjenige, der die Bilanz der Nation zieht, imstande ist, größere Summen in Rechnung zu stellen.

Die Regierung ist eingesetzt, um mit den Kräften aller einen jeden gegen die Unbill eines jeden andern zu schützen, sie stellt das öffentliche Interesse allen Privatinteressen gegenüber. Sie thut es nicht etwa, weil die Personen, aus denen sie besteht, den Vorrechten ihres Ranges irgend eine Überlegenheit von Kenntnissen verdanken, sondern weil sie darauf angewiesen ist, sich der hervorragenden Fähigkeiten aller zu bedienen, ebenso wie der Kräfte aller. Die Gerechtigkeit ist der Ausdruck dieser Fähigkeiten. Der Wille aller derer, die genügend aufgeklärt sind, um zu verstehen, was das Wohl aller bedeutet, stimmt darin überein, die Rechte eines jeden heilig zu halten und sie durch die Einrichtung von Gesetzen und Gerichten zu schützen. Indessen ist die Gerechtigkeit zu gleicher Zeit das größte Gut aller und der Gegensatz zu dem

Privatinteresse jedes einzelnen, denn dieses Interesse würde stets dahin streben, das Gut seines Nächsten in Anspruch zu nehmen. Die politische Ökonomie ist ein anderer Ausdruck der sozialen Kenntnis. Sie lehrt gerade das Interesse aller aufzeigen, in dem Sinne, daß niemand mit Arbeit überlastet, niemand der ihm zukommenden Belohnung beraubt sein sollte, daß es im Interesse eines jeden liege, alle Belohnungen für seine Arbeit zu erhalten und dadurch, daß er den möglichen Preis stellt, diesen damit zu dem möglichst billigsten Preis zu machen.

So ist es die Pflicht der Regierung als Beschützerin der Bevölkerung überall dem Opfer Grenzen zu setzen, das jeder verpflichtet werden könnte, selbst zu bringen, um zu verhindern, daß ein Mensch, der zehn Stunden täglich gearbeitet hat, seine Zustimmung giebt, zwölf, vierzehn, sechzehn und achtzehn zu arbeiten, um ihn selbst zu hindern, daß er, wenn er bisher eine kräftige tierische wie pflanzliche Nahrung beansprucht hat, sich mit trockenem Brot begnügt und schließlich mit Kartoffeln oder Armensuppen; endlich zu verhindern, daß er, indem er stets seinen Nachbar unterbietet, selbst in das schrecklichste Elend herabsinke.

Diese Pflicht ist schwer, sie ist verwickelt, sie muß mit der größten Rücksicht auf die Freiheit des Einzelnen sich verknüpfen. Man darf aber nicht vergessen, daß unter den Rechten, aus denen diese Freiheit besteht, zahlreiche wirtschaftliche Zugeständnisse sind, die für den Wilden nicht vorhanden sind und die durch dieselbe öffentliche Gewalt, die sie gewährleistet, gemildert werden müssen. Wir haben, als wir vom Fortschritt jedes Reichthums sprachen, den Schutz, den die Regierung der Bevölkerung gegen die Konkurrenz schuldet, nachgewiesen. In diesem Kapitel werden wir nur kurz diese verschiedenen Thätigkeiten zusammenfassen.

Wenn die Bauern Besitzer sind und es keine unbebauten Ländereien mehr giebt, die durch den ersten Besitzergreifer ausgerodet werden können, kommt die Bevölkerung von selbst in dem Augenblick zum Stillstande, in dem sie eine Teilung der Ländereien erreicht hat, die für jede Familie genügende Arbeitsgelegenheit bietet und genügenden Wohlstand. Von dieser Zeit an verheiraten die jüngeren Söhne, wenn mehrere Söhne in einer Familie sind, sich nur, wenn sie eine Frau finden, die ihnen einiges Eigentum mitbringt. Wenn sie das elterliche Haus verlassen, so arbeiten sie im Tagelohn, aber unter den landbesitzenden Bauern hat ein Tagelöhner keine Stellung, und der Arbeiter, der nur seine Arme hat, wird kaum einen Vater finden, der so unklug ist, ihm seine Tochter zu geben.

Wenn der Boden, anstatt durch seine Eigentümer, durch Pächter, Halbbauern, Tagelöhner bearbeitet wird, ist die Lage dieser schwieriger, und ihre Vermehrung steht nicht mehr im notwendigen Verhältnis zu der Nachfrage nach ihrer Arbeit. Sie sind viel weniger gut gestellt, als der bäuerliche Eigentümer und sind deshalb genötigt, noch vorsichtiger zu rechnen. Da sie jeden Tag von dem Boden, den sie bearbeiten, fortgeschickt werden können, handelt es sich für sie viel weniger um das, was dieser ihnen bringen kann, als um die vorhandene Gelegenheit, anderswo beschäftigt zu werden. Sie rechnen mit Wahrscheinlichkeiten an Stelle einer Sicherheit, sie vertrauen sich dem Zufall an hinsichtlich dessen, was sie nicht beurteilen können, sie zählen auf ihr Glück, sie verheiraten sich viel jünger, sie ziehen viel mehr Kinder auf, gerade, weil sie weniger genau wissen, wie sie für sie sorgen werden.

So besteht hinsichtlich der bäuerlichen Bevölkerung die Hauptaufgabe der Regierung darin, den Ar-

beitern einen Anteil am Eigentum zu sichern, oder den Betrieb, den wir patriarchalisch genannt haben, vor allen anderen zu begünstigen. Sehr große Landkomplexe können niemals so bewirtschaftet werden. Die Gesetzgebung muß also dahin streben, sie zu teilen, sich aber andererseits darauf verlassen, daß das Interesse aller eine unbegrenzte Teilung verhindern wird, und die Anstrengungen einzelner geschickter Personen, neue große Vermögen zu schaffen, nicht beschränkt werden. Da aber der Gesetzgeber in Achtung vor der Freiheit nur allgemeine und indirekte Mittel anwenden soll, so beschränkt sich seine Aufgabe auf die Gewährung größtmöglicher Leichtigkeit des Verkaufs unbeweglicher Güter, auf die Aufrechterhaltung des Rechts auf die Teilung der Erbschaften in den Familien, auf die Untersagung aller Vorbehaltsgüter und dauernder Erbeinsetzungen, die das Eigentum fesseln, und schließlichsich darauf, daß er an den Besitz von Landgütern Vorteile knüpft, die jeden Bauern veranlassen, die Erwerbung eines kleinen Eigentums als Ziel seines Ehrgeizes zu betrachten.

Diese indirekten Mittel werden mit Hilfe der Lebenskraft der Gesellschaft an sich einen großen Einfluß auf die Abstellung der Mißstände haben, die bis jetzt mit aller ihrer Macht von den Regierungen begünstigt worden sind. Wenn aber dieser ungeordnete Zustand schon eingewurzelt ist, wenn die Ländereien zu ungeheuren Gütern vereinigt sind, wie im römischen Reich zur Zeit seines Niedergangs, in dem Kirchenstaat wie in England, wenn die Eigentümer den Tagelöhnern gegenüber ein Monopol ausüben und sie dahin bringen, der eine den anderen zu unterbieten und schließlichsich ihre Arbeit für den elendesten Lohn anzutragen, wenn sie sich zu gleicher Zeit die Vorteile eines großen Kapitals, im großen angelegter Arbeiten und einer sparsamen Verwaltung zu Nutze machen,

um die Lage der kleinen Eigentümer und der kleinen Pächter unhaltbar zu machen, so muß die Gesetzgebung auf direktere Weise diesen letzteren zu Hilfe kommen. Sie muß es ebensowohl im Interesse der arbeitenden Klasse wie in dem der ganzen Nation und in dem der großen Eigentümer selbst, die ihrerseits zu Grunde gehen würden, nachdem sie diese Bevölkerung, die sie in die Enge treiben, vernichtet haben.

Ein Statut der Königin Elisabeth, das leider nicht beobachtet worden ist, verbietet in England ein Bauernhaus (cottage) zu bauen, ohne daß ihm wenigstens vier Acres Land hinzugefügt werden\*). Wenn dieses Gesetz ausgeführt worden wäre, hätte eine Heirat unter Tagelöhnern nur dann stattfinden können, wenn sie ihr cottage hatten und kein cottager hätte in das äußerste Elend herabsinken können. Dies ist schon etwas, aber noch lange nicht genug. In dem englischen Klima kann die bäuerliche Bevölkerung mit vier Acres auf die Familie nur in äußerster Dürftigkeit ihr Dasein fristen\*\*).

---

\*) Malthus führt dies Statut in seinen Principles of population 5. Ausgabe Buch IV Kap. 13 an.

\*\*) Heute besitzen die englischen Cottagers meist nur ein und einen halben oder zwei Acres, für die sie eine sehr erhebliche Pacht zahlen. In Schottland, dessen Land weniger ergiebig und dessen Klima noch ungünstiger ist, ist ihr Anteil kaum größer; noch geringer ist er in Irland. Diese große Teilung des Bodens ist nicht die Folge von Erbteilungen, sondern einzig und allein das Werk des Herrn. In Irland ist sie wesentlich das Ergebnis des Wunsches der Herren, eine große Anzahl armer Freigutbesitzer (freeholders) zu haben, die nach ihren Befehlen bei den Grafschaftswahlen stimmen. Dies muß ein Beweggrund mehr für das Gesetz sein, sich dieser Schaffung einer elenden Bevölkerung entgegenzustellen, die die Aristokratie zu einem rein politischen Zwecke aufzieht, und dem Herrn die Verpflichtung aufzuerlegen, bei der Teilung eines seiner Felder unter mehrere Cottagers einem jeden so viel Grund und Boden zu gewähren, als er zu seinem Lebensunterhalte bedarf.

In einem letzten Kapitel werden wir untersuchen, ob sich nicht ein allgemeiner Grundsatz aufstellen läßt zum Schutz der arbeitenden Bevölkerung auf dem Lande wie in den Städten gegen die thörichte Unterbietung, der die gegenwärtige wirtschaftliche Ordnung sie aussetzt. Ehe wir aber dieses Heilmittel gefunden haben, meinen wir, daß die Hindernisse, die sich der Verbesserung des Schicksals der armen Landarbeiter entgegenstellen, schon jetzt nicht unübersteigbar sind, selbst in England, wo die Mißstände heute am heftigsten sind. Sehr viel schwerer ist es, das Dasein der armen Stadtarbeiter zu sichern. Ihre Zahl und ihr Elend läßt uns erschrecken und unter den Drangsalen, die sie bedrohen, sind einige, für die ein Heilmittel schwer zu finden scheint.

Der industriellen Bevölkerung der Städte ist es noch weniger als der Landbevölkerung möglich, das Schicksal der künftigen Generation zu schätzen. Der Arbeiter weiß nur, daß er von seiner Arbeit gelebt hat, er muß glauben, daß seine Kinder ebenfalls von ihr leben werden. Wie soll er die Ausdehnung des Marktes beurteilen oder die allgemeine Nachfrage nach Arbeit in seinem Lande, während der Meister, der ihn beschäftigt, sich unaufhörlich hierüber täuscht? Gerade diese Klasse, die mehr als jede andere hinsichtlich ihres Unterhalts von Zufällen aller Art abhängt, rechnet mit ihnen am wenigsten bei der Bildung ihrer Familie. Gerade sie verheiratet sich am frühesten, gerade sie bringt am meisten Kinder hervor und verliert infolgedessen mehr von ihnen, aber sie verliert sie erst, nachdem sie sich selbst eine Konkurrenz gemacht hat, die sie nach und nach aller Annehmlichkeiten des Lebens beraubt.

Wir haben bereits im Laufe unserer Untersuchung von dem Schutz gesprochen, den diese unglückliche Klasse ehemals in der Einrichtung der Zünfte gefunden



hat und von der Art von Sicherheit, die sie, wenn ein Arbeiter Meister geworden war, hatte, eine Familie zu unterhalten. Es kann sich nicht darum handeln, diese sonderbare und zur Unterdrückung neigende Wirtschaftsform wiederaufleben zu lassen. Die Lehren der Erfahrung würden einen geringen Nutzen haben, wenn wir, nachdem wir uns verirrt haben, nichts besseres zu thun wüßten, als blind in die Fußstapfen unserer Väter zu treten, anstatt einen besseren Weg zu suchen. Aber was der Gesetzgeber vor allem erstreben muß, ist die Erhöhung der Löhne der industriellen Arbeit, die Heraushebung der Tagelöhner aus ihrer unseligen Lage, endlich Schaffung einer gesicherten Lage der Arbeiter: die allgemeine Erfahrung hat uns gelehrt, daß in jeder Lage Arme wie Reiche sich im allgemeinen erst dann verheiraten, wenn ein jeder den Grad von Unabhängigkeit erreicht hat, auf den er natürlichen Anspruch hat. Der Sohn des Pächters oder des Halbbauern verheiratet sich erst, wenn er eine Pachtung oder ein Vorwerk erhalten hat. Der Sohn des Cottagers oder des ländlichen Tagelöhners verheiratet sich erst, wenn er eine Hütte und das nötige Land dazu hat, der kleine Händler, wenn er einen Laden aufgemacht hat, der Handwerker, wenn er eine Werkstatt eröffnet hat. Wenn wir dem Arbeiter in den Manufakturen eine etwas bessere Lage in Aussicht stellen, zu der er naturgemäß durch seine Arbeit kommen kann und muß, so können wir fast sicher sein, daß er sich erst verheiraten wird, wenn er zu dieser Beförderung gelangt ist.

Die verhängnisvollste, bedrohlichste Veränderung in der Lage des Tagelöhners, sei nun ihre Ursache in der Abschaffung der Zünfte oder in der Errichtung großer Manufakturen zu suchen, die ungeheure Kapitalien, alle Hilfsmittel der Wissenschaft und zahlreiche Arme verwenden, besteht darin, daß nun-

mehr die Arbeiter als solche geboren werden und als solche sterben, während früher der Stand des Arbeiters nur eine Vorbereitung war, ein Übergang, um zu einem höheren Stande zu gelangen. Gerade diese Möglichkeit, seine Lage günstiger zu gestalten, gilt es wiederherzustellen. Man muß den Meistern ein Interesse einflößen, ihren Arbeitern den Weg zu einer höheren Stellung zu ebnen. Der Mann, der in eine Manufaktur eintritt, mag als einfacher Arbeiter anfangen, um Lohn zu arbeiten, aber er soll stets der Hoffnung leben dürfen, durch seine gute Aufführung schließlich einen Anteil an dem Nutzen des Unternehmens beanspruchen zu dürfen.

Ohne Zweifel wäre die Klasse der Fabrikarbeiter glücklicher, wenn sie nach einer Probezeit dahin gelangte, ein Recht und ein Eigentum an dem Unternehmen zu erwerben, dem sie ihren Schweiß opfert, gerade wie die kaufmännischen Gehilfen endlich dahin kommen, ein pekuniäres Interesse an dem Hause ihres Herrn zu haben, wenn die eine Hälfte des Nutzens unter die vereinigten Arbeiter verteilt würde, während die andere als Rücklage verwendet wird, und wenn die Arbeiter, die auf dieses Emporkommen rechnen, sich niemals verheirateten, ehe sie als Teilhaber aufgenommen sind. Aber diese Utopie kann wohl ein Gegenstand der Wünsche des Gesetzgebers sein, schwerlich aber jemals ein Gegenstand seiner Gesetze.

Es bleibt uns noch für die städtischen wie für die Landarbeiter zu untersuchen, welches der Grundsatz des Rechts und der Gerechtigkeit ist, den die Gesetzgebung im Arbeiter gegen die Macht der Konkurrenz schützen muß, die unaufhörlich dahin drängt, ihn unter die Lebensnotdurft herunter zu drücken. Dieser Grundsatz muß allen Arten von Arbeiten gemeinsam sein, er muß die richtige Grenze zwischen den Ansprüchen des Arbeiters und denen des Arbeitgebers

ziehen. Wenn wir ihn entdecken und aufzeigen können, so werden wir glauben, uns um die Menschheit wohlverdient gemacht zu haben.

---

## Neuntes Kapitel.

### **Der Arbeiter hat ein Recht auf Sicherstellung seitens des Arbeitgebers.**

Es folgt nicht aus der Natur des Menschen oder aus der der Arbeit, daß das Zusammenarbeiten der beiden Klassen von Bürgern, die zur Herstellung jeder Art von Produkten nötig ist, entgegengesetzte Interessen zeitigen muß. Ich meine die Klasse der Eigentümer der angehäuften Arbeit, die ruhen, und die Klasse der Menschen, die nur ihre Arbeitskraft haben und die ihre Arbeit anbieten. Ihre Trennung, ihr Interessengegensatz ist die Folge der künstlichen Ordnung, die wir der menschlichen Gesellschaft gegeben haben. All unser Werk ist unserer Prüfung unterworfen, und der Einfluß des Gesetzgebers erstreckt sich wesentlich auf die Mißbräuche, die das Ergebnis seiner Gesetze sind.

Das Zusammenwirken des Kapitals und der Arbeit beruht nicht auf einem Vertrage, wie man es gern nennt, es liegt im Wesen der Dinge selbst und hängt nicht von uns ab. Aber die natürliche Ordnung des gesellschaftlichen Fortschritts zielte nicht darauf hin, die Menschen von den Sachen zu trennen oder den Reichtum von der Arbeit; auf dem Lande konnte der Eigentümer Bebauer bleiben, in den Städten der Kapitalist Arbeiter; die Scheidung in eine arbeitende und in eine nichtarbeitende Klasse war weder wesentlich

für das Bestehen der Gesellschaft noch für das der Gütererzeugung: wir haben sie zum größeren Nutzen aller eingeführt, es muß unsere Aufgabe sein, sie so zu regeln, daß in der That dieser Vorteil erzielt wird.

In unserer wirtschaftlichen Organisation wird jede Arbeit durch das beständige Zusammenwirken dieser beiden Klassen, derer, die den Reichtum haben, und derer, die ihn nutzbringend machen, ins Werk gesetzt. Kein Werk kann ohne Reichtum und ohne Arbeit erzeugt werden. Der Arbeiter ist ebenso notwendig dem, der die Arbeit zahlt, wie der Zahler dem Arbeiter. Der eine schafft Lebensunterhalt für den anderen: es besteht also zwischen ihnen eine gewisse Art von Gemeinschaftlichkeit, oder sollte doch wenigstens bestehen.

Der Boden kann durch seinen Eigentümer bebaut werden. Dieser würde dann in seiner Person das Eigentum am Boden, das Eigentum am Kapital, das ihn wertschaffend macht und das Eigentum an der Arbeit, die ihn befruchtet, vereinigen. Wir kennen genügend Beispiele, um jeden Zweifel zu beseitigen, daß auf diese Weise der Boden sehr gut bebaut, der Bebauer sehr glücklich und die Gesellschaft überreichlich mit Unterhaltungsmitteln versehen sein könne.

Aber der Eigentümer, der die Annehmlichkeiten des Reichtums genießen will, zieht es vor, den Boden nicht selbst zu bebauen: er verpachtet ihn; der Pächter seinerseits, der ein großer Herr geworden ist, mag nicht mehr als Bauer arbeiten und läßt alle Arbeiten durch Tagelöhner verrichten. Als es noch Zeit war, hat sich die Gesellschaft dem nicht widersetzt. Sie versagt sich, Privatabmachungen zu hindern, aber sie darf auch keinen Schaden davon haben. Sie hat den müßigen Eigentümern, den Großpächtern gestatten können, für ihren eigenen Gebrauch, lediglich zu ihrer Bequemlichkeit eine neue Klasse der Nation zu schaffen,

die der ländlichen Tagelöhner, sie darf niemals erlauben, daß diese Klasse der Nation zur Last fällt.

Wenn jeder Eigentümer selbst seinen Boden mit seinen Armen bearbeitete und seine Ländereien, wenn seine Kräfte nicht mehr ausreichten, unter seine Kinder teilte, wenn die Klasse der bäuerlichen Eigentümer bis zu ihren natürlichen Grenzen wüchse, d. h. bis die Kraft ihrer Arme zur Ausbeutung ihrer Ländereien genügt, so ist es klar, daß es keine Tagelöhner geben würde, folglich auch keine Armen auf dem Lande, keine Armensteuern, die die Landwirtschaft belasten.

Nachdem diese Ordnung geändert ist und die Eigentümer ihre Ländereien einer anderen Klasse von Menschen zur Bearbeitung übergeben haben, wenn diese Menschen als Pächter oder Halbbauern das ganze Werk mit ihren Armen unter einem immerwährenden Kontrakt leisten, der ihnen ein Recht an dem Eigentum giebt, das sie wertschaffend gemacht haben, so wird es keine oder fast keine Armen auf dem Lande geben, keine Armensteuern, die die Landwirtschaft belasten.

Die großen Pächter haben die Tagelöhner, ohne die sie nicht fertig werden können, ins Leben gerufen. Das Eigentum der ersteren wäre nichts wert ohne die zweiten, die zweiten sind nur den ersten nützlich und sonst keiner anderen Klasse der Gesellschaft. Es besteht also zwischen ihnen eine Gemeinsamkeit, und die Tagelöhner müssen ausschließlich von dem Reichtum leben, den sie auf den großen Pachtungen erschaffen. Man kann ihnen überlassen über den Preis ihres Tagelohnes mit den Eigentümern sich zu einigen: wenn aber dieser Preis unzureichend ist, wenn die Familie des Tagelöhners sich genötigt sieht, zu diesem Preis eine Ergänzung zu fordern, so ist allein der Großeigentümer oder der Großpächter\*), zu dessen Vorteil

---

\*) Ich trenne die Eigentümer nicht von ihren Pächtern,

diese Klasse vorhanden ist, verpflichtet, diese Ergänzung zu gewähren. In der gänzlich barbarischen, gänzlich unmenschlichen Organisation der Länder unter dem Feudalsystem, der Länder mit Sklaverei, hat man diesen wesentlichen Grundsatz der Gerechtigkeit keineswegs verkannt. Niemals hat ein Herr daran gedacht, seine Vasallen, seine Diener, seine Sklaven in Nöten, in Alter oder in Krankheit dem Staat zur Last fallen zu lassen, er hat sehr gut gewußt, daß es lediglich seine Sache sei, für die Bedürfnisse derer zu sorgen, die nur für seinen eigenen Vorteil auf der Welt waren. Oft hat er sich allerdings dieser Pflicht entzogen, mit der Härte und dem Geiz, die aus einer so häßlichen wirtschaftlichen Ordnung entstehen mußten, aber in dem System der Großpachtungen wälzt der wahre Schuldner diese geheiligte Schuld auf die Schultern seiner übrigen Mitbürger.

Kann man sich etwas ungerechteres vorstellen, als dem kleinen Eigentümer und dem kleinen Pächter unter dem Namen der Armensteuer die Zahlung einer Ergänzung des notwendigen Lohnes der Arbeiter aufzuerlegen, die die Ländereien der Reichen nutzbringend machen? Wodurch nützen diese Tagelöhner dem Eigentümer, dem Pächter, der selbst die Pflugschar führt, und der ohne fremde Hilfe mit seinen Kindern die ganze Arbeit seiner Felder versieht? Wie könnten im Gegensatz dazu die, die nicht selbst arbeiten wollen, die Tagelöhner entbehren? Und ist die Ergänzung des Lohnes, den das Kirchspiel ihren Tagelöhnern gewährt,

---

wenn ich von der Erhaltung der armen Tagelöhner spreche. Sie handeln gemeinsam, aber der Pächter bezahlt seine Rente nur im Verhältnis zum Nettoprodukt, nach Abzug aller Bestellungskosten, und die Armensteuer muß, da sie eine Ergänzung des Lohnes bildet, zu den Bestellungskosten gezahlt werden.

nicht ebenso ungerecht, als wenn dasselbe Kirchspiel verpflichtet wäre, den Hafer für ihre Pferde zu liefern?

Die Großgrundeigentümer, die Großpächter, erblicken vielleicht nicht einmal eine wirkliche Wohlthat darin, daß die Tagelöhner, die nur für sie da sind, die nur von ihnen bezahlt werden sollten, zum Teil von der Gemeinde erhalten werden, denn diese selbe Gemeinde, deren Mitglieder sie ja auch sind, unterhält andere Tagelöhner, deren Eigentümer keineswegs solidarisch zu sein brauchen, die der Künste und der Handwerke. In der That ist es sehr wesentlich, die Verwaltung der Unterstützung, die den armen Landarbeitern gewährt wird, von der zu trennen, die die armen Handwerker unterstützt: nicht dieselben Leute haben sie in das Elend gestürzt, nicht dieselben Leute brauchen ihnen Hilfe zu bringen.

Aber in der Verwirrung, die heute herrscht, in der alle Armen unterschiedlos der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last fallen, mag nun diese Wohlthätigkeit durch Gesetze, wie in England, geregelt, oder den Regungen der Menschlichkeit, wie in den andern Ländern, überlassen sein, überall verweist der Reiche die Armen auf die Gesellschaft und bemüht sich, ihr Los zu erschweren, ohne zu bedenken, daß er als Glied dieser Gesellschaft doch schließlicly genötigt ist, ihnen zu Hilfe zu kommen, sei es durch Kirchspielsteuern oder durch freiwillige Gaben, die er aus Menschenliebe gewährt. Wenn jeder an sich selbst die Folgen seiner eigenen Aufführung spüren würde, würden alle bald darauf verzichten, diesen Teil des Lohnes zu ersparen, den sie schließlicly doch zahlen müssen.

Eine natürliche Gemeinsamkeit besteht zwischen dem Großpächter und allen zur Bearbeitung seiner Pachtung notwendigen Arbeitern. Ist diese einmal anerkannt, weiß der Pächter, daß er allein verpflichtet ist, für ihren Unterhalt in Krankheit, Alter

und Not zu sorgen, so wird er selbst suchen, welcher Art von Unterhalt ihn oder die Gesellschaft am wenigsten belastet, und er wird bald finden, daß es die ist, die den Arbeitern das dauerndste Interesse einflößt, die sie am besten zur Sparsamkeit erzieht, die ihnen Fröhlichkeit, Gesundheit und körperliche Kräfte am ausgiebigsten bewahrt, und die sich demzufolge am meisten dem Eigentum nähert.

Heute sucht er ihren Lohn auf das niedrigst mögliche Maß herabzudrücken und für diesen Lohn die größtmögliche Arbeit zu erhalten. Wenn diese Arbeit sie erschöpft und erkranken läßt, muß das Kirchspiel für sie sorgen, wenn Arbeitsstockungen eintreten, muß das Kirchspiel für sie sorgen, wenn die Felder den Frauen, den Kindern, den Greisen keine Arbeit bieten, muß das Kirchspiel für ihre Erhaltung besorgt sein. Mittels der Konkurrenz erhält der Großpächter die schwerste Arbeit von den stärksten Männern zu der passenden Zeit und zum billigsten Preise, während er mit den kleinen Pächtern und den kleinen Eigentümern die Sorge teilt, für die Familien der Tagelöhner die Vergütung zu liefern für all die Arbeit, die er ins Werk setzt. Unter diesen Umständen ist es unmöglich, daß der kleine Pächter die Konkurrenz der großen aushält: das System der Großpachtungen muß sich erweitern.

Aber wenn der Großpächter oder der Großeigentümer weiß, daß er das ganze Jahr hindurch mit der Familie des ihm nötigen Tagelöhners belastet bleibt, so hat er kein Interesse mehr daran, seinen Lohn möglichst herabzudrücken oder aus ihm mehr Arbeit herauszuziehen, als seine Kräfte imstande sind herzugeben. Es braucht ihm nichts mehr daran gelegen zu sein, die vorteilhafteste Jahreszeit zu wählen, um das Werk auf einmal zu machen, im Gegenteil wird er es auf das ganze Jahr verteilen, um weniger Zeitverlust zu



haben. Er hat kein Interesse mehr daran, die Arbeit dem stärksten Arbeiter zu übertragen, er wird im Gegenteil die ganze Familie arbeiten lassen, je nach ihren Kräften. Er wird dann vielmehr Diener haben, anstatt Arbeiter, er wird Familien für das ganze Jahr verpflichten, anstatt die Männer auf eine Woche. Für den Eigentümer wird es vorteilhafter sein, Halbbauern oder arbeitende Pächter zu haben als Großpächter, vielleicht wird er noch lieber einen Teil seiner Ländereien denen überlassen, die sie selbst bebauen wollen. So würde der ganzen Landwirtschaft eine Richtung gegeben werden, die derjenigen, die heute England befolgt, diametral entgegengesetzt ist, und ein jeder würde, wenn er nur auf sein wohlverstandenes Interesse sieht, sich dem System zuwenden, das wir bereits als am meisten geeignet aufgezeigt haben, Glück über alle Klassen der Bevölkerung zu verbreiten.

Wir haben nicht die Anmaßung, für ein fremdes Land, das wir nur unvollkommen kennen und welches wahrscheinlich kaum sehr geneigt sein würde, derartige Ratschläge anzunehmen, einen Gesetzentwurf über die Versorgung der Armen vorzulegen. Wir beschränken uns darauf, die Befreiung von der Armensteuer als ein Mittel zu bezeichnen, das geeignet erscheint, die Kleinkultur zu ermutigen und die Abwälzung dieser Steuer auf die Großgrundeigentümer als Entschädigung für den Nutzen, der ihnen aus dem System der Großpachtungen erwächst, das für den Staat so unheilvolle Folgen gehabt hat.

Die Behandlung der Armen, die der Landwirtschaft angehören, sollte von der der armen Handwerker und Fabrikarbeiter vollständig getrennt sein. Nur wenn der Markt, auf dem die armen Tagelöhner ihre Arbeit anbieten, sich mit dem Kirchspiel deckt, mag die Zuweisung der ländlichen Armen an das Kirchspiel beibehalten werden. Der Unterhalt dieser Armen

wäre ausschließlich den sie beschäftigenden Großpächtern aufzuerlegen, alles was die ländlichen Armen nötig haben, hätten diese zu liefern, dagegen wären sie vollständig befreit von einem Beitrage für den Unterhalt der Armen, die die Handwerke und die Künste der Gesellschaft liefern. Jedermann, der selbst ein Gütchen von wenigstens 25 Acres, das sein volles Eigentum ist, bewirtschaftet, sollte von der Armensteuer befreit sein, ebenso wie jeder Pächter, der mit seinen eigenen Armen, mit Hilfe seiner Familie oder seiner Dienstboten eine Pachtung von wenigstens 50 Acres bebaut. Neue Gesetze sollten den großen Eigentümern in jeder Weise erleichtern, einen Teil ihres Eigentums durch Parzellierungen, zu emphyteutischer Pacht, durch Verkauf bei langen Zahlungsterminen an ihre Tagelöhner abzutreten. Schon heute sind diese für die Eigentümer eine Last, sie würden zu einer noch unmittelbareren werden, wenn jeder, der sein Land durch Tagelöhner bestellen läßt, allein verpflichtet wäre, die ihm in diesem verhängnisvollen System nötigen Arbeiter in Fällen der Not zu unterhalten. Andererseits dürfte niemand, der 10 Acres Land als Eigentum oder 20 Acres pachtweise besitzt, ein Recht auf Kirchspielunterstützung haben, ebenso wenig hätten die Kinder, unter die dieses kleine Erbteil geteilt wird — so klein auch ihr Anteil sein möge — ein Recht auf Unterstützung.

Wahrscheinlich würde ein solcher Vorschlag bei den englischen Großgrundbesitzern, die zur Zeit die gesetzgebende Gewalt allein ausüben, den heftigsten Widerstand finden, dennoch ist er nur gerecht. Die Pächter und die Eigentümer, die mit ihrer Hände Arbeit ihre kleinen Gütchen bewirtschaften, bedürfen keiner Tagelöhner, sondern einzig und allein die Großgrundbesitzer, sie haben sie gemacht, sie müssen sie auch erhalten. Sie würden bald finden, daß die spar-

samste Art ihrer Unterhaltung darin besteht, Eigentümer aus ihnen zu machen, da das System der Grofspachtungen nur durch die ungerechte Teilung vorteilhaft wird, die sich zwischen dem, der arbeitet, und dem, der arbeiten läßt, eingebürgert hat, ferner dadurch, daß die wirklichen Arbeitslöhne nicht nur von denen, die ihre Arbeitgeber sind und die den Tagelohn zahlen, sondern auch durch die übrige Gesellschaft aufgebracht werden, die, sobald nur irgend ein Unglücksfall eintritt, gezwungen ist, eine Ergänzung des ungenügenden Lohnes zu liefern. Fast unmittelbar würde die Verpachtung von Parzellen und die Zerschlagung der großen Güter in kleine, die in Frankreich so gang und gäbe ist, auch in England die jetzt mehr als häufige Einverleibung der kleinen Pachtungen in die großen ersetzen.

Vielleicht giebt es aber noch andere Schwierigkeiten zu überwinden, ehe es gelingt, die ganze Tagelöhnerbevölkerung wieder an das Eigentum zu knüpfen, besonders, seitdem die gewohnheitsmäßige Einführung von Irländern ihre Lebenshaltung noch verschlechtert hat. Glücklicherweise besitzt aber England ein Mittel, für seine ländlichen Armen großes zu leisten, wenn es sich entschließt, seine ungeheuren Gemeindeländereien unter sie zu teilen. Im allgemeinen weigern sich heute die Engländer dies zu thun, aus Furcht, hierdurch eine elende Bevölkerung noch zu vermehren. Sie kennen eben nur die Pachtungen von 400 Acres oder aber die Hütten, zu denen nur ein oder zwei Acres Land gehören: wenn ihre Gemeindeländereien zu freiem Eigentum von 20 oder 30 Acres ein jedes aufgeteilt würden, so würden sie bald die unabhängige und stolze Klasse von Bauern, diese Yeomanry wieder erstehen sehen, deren fast gänzlichen Untergang sie heute beklagen\*).

\*) Ricardos Beweisführung geht in seinem ganzen Werke  
18\*

Der gleiche Grundsatz der Gemeinsamkeit zwischen Arbeiter und Arbeitgeber kann auch in der städtischen Industrie zur Geltung gelangen. Bei der Begründung der Gesellschaften besitzt jeder Mensch das Kapital, mittels dessen er seine Arbeit ausübt, und fast alle Arbeiter leben von einem Einkommen, das sich ebenso aus Nutzen wie aus Lohn bildet. Der Schmied liefert selbst das Eisen und die Kohle, die er zu seiner Arbeit verwendet, der Schuhmacher liefert das Leder, der Wagner die Hölzer. Die Teilung der Handwerke würde noch nicht die Trennung in Arbeiter und Meister nötig machen: es giebt Manufakturen, in denen jeder für seine Rechnung die Rohstoffe behandelt, deren er zu seiner Arbeit bedarf. Aber wenn diese Teilung der Thätigkeiten nicht zu der Teilung der Bedingungen gezwungen hat, so hat sie sie doch herbeigeführt. Seitdem ist der Kapitalist bei der Herstellung jeder Ware, anstatt einfach die Kosten der Herstellung und des Verbrauchs zu vergleichen, um zu sehen, ob die Herstellung eines verlangten Gegenstandes lohnend ist oder nicht, geneigt zu berechnen, ob er den Nutzen

---

von der Annahme aus, dafs die nicht bebauten Ländereien den bebauten an Güte nachstehen, dafs es bei dem heutigen Stande der Gesellschaft eine schlechte Spekulation sein würde, sie urbar zu machen. Ich glaube nach Beobachtungen, die ich in ganz Europa wiederholt angestellt habe, als Thatsache hinstellen zu können, dafs die Gemeindeländereien von gleicher Güte sind, wie die anstofsenden kultivierten, und dafs lediglich der Zufall des Eigentums die Bearbeitung oder das Brachliegen veranlafst hat. Fast alle Gemeindeländereien Europas sind die Folge des Feudalsystems. Es sind die alten Herrenweiden, das *Vastum dominii*, aber die zur Weide bestimmten Ländereien sind im allgemeinen keineswegs die schlechtesten des Herrnsitzes. Ohne Zweifel erfordert ihre Bebauung Kosten, nachdem man sie so viele Jahrhunderte hat brach liegen lassen, aber es giebt kein Gemeindeland, das nicht irgend einem anderen Boden bestellten Landes in demselben Kirchspiel gleich wäre.

nicht bei den Arbeitern herausschlagen kann, den ihm die Verbraucher zu zahlen weigern.

Indem man so die Produzenten in einen Gegensatz zu einander setzt, hat man sie auf einen Weg gewiesen, der den Interessen der Gesellschaft diametral entgegengesetzt ist. Für diese lohnt es nicht der Mühe, eine Industrie zu betreiben, die nicht einmal imstande ist, ihre Arbeiter in einem leidlichen Wohlstande zu erhalten, für den Leiter der Fabrik genügt es, daß die Industrie einen Nutzen abwirft, mögen auch seine Arbeiter darben oder gar im Elend umkommen.

Die Baumwollenfabrikanten haben die Löhne ihrer Arbeiter nach und nach von 20 Sous täglich auf 15, 12, endlich auf 8 Sous herabgesetzt. Ihre Interessen sind vollständig andere als die ihrer Arbeiter: ihr Streben geht nur dahin, sich ihre Dienste zu dem billigsten Preise zu sichern, so lange sie ihrer bedürfen, und sie fortzuschicken, wenn sie krank oder alt werden oder wenn keine Arbeit vorhanden ist, und der öffentlichen Wohlthätigkeit, dem Krankenhaus, in England dem Kirchspiel zu überlassen, für ihr elendes Dasein zu sorgen. Alle kämpfen sie gemeinsam gegen ihre Arbeiter, und bemühen sich, diese Last auf die Gesellschaft abzuwälzen, jedes Gewerbe beteiligt sich bei diesem Kampf, alle arbeiten für ihr Interesse und gegen das Interesse der Gesellschaft; ein jeder vergißt, daß er an seinem Teile durch private Wohlthätigkeit, durch seine Steuern für die Krankenhäuser, oder durch die Armentaxe zur Erhaltung der Unglücklichen beitragen muß, die er zu schaffen sich bemüht.

Bei diesem beständigen Kampfe um Herabsetzung der Löhne gerät das öffentliche Interesse, an dem doch jeder teilhat, bei allen in Vergessenheit. Aber wenn jedes Gewerbe seine eigene Last trägt, wird jeder Fabrikant bald erkennen, ob es wirklich in seinem Interesse liegt, die Löhne zu erniedrigen, ob er, wenn der

Unterhalt eines Menschen 20 Sous täglich erfordert, nicht hundertmal besser thut, sie ihm als unmittelbare Vergütung für seine Arbeit zu geben, als ihm acht als Lohn zu geben und ihn auf zwölf als Almosen zu verweisen.

Es mag zugegeben werden, daß das Prinzip, obgleich es vollkommen das gleiche ist, praktisch viel schwerer für die städtische Industrie zu gestalten ist, als für die Landarbeit, aber es ist für diese noch viel wesentlicher und seine Einführung noch dringender. Bis jetzt ist England das einzige Land, in dem die Landarbeiter gezwungen sind, zu ihrem Unterhalt die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen, während es kein Land in Europa giebt — und dies ist, wie man sagen muß, zum Teil das Werk Englands — in dem die Arbeiter aller Manufakturen nicht jeden Augenblick Gefahr laufen, ihr Brot zu verlieren, oder zu einem für ihre Bedürfnisse ungenügenden Lohn arbeiten zu müssen.

Es ist klar, daß, wenn man die Gewerbe, lediglich für Zwecke der Wohlthätigkeit, zu einer Körperschaft vereinigt, und die Arbeitgeber verpflichtet, allen Armen in ihrem Gewerbe die nötige Hilfe zu gewähren, etwa ähnlich wie die Kirchspiele in England dies thun, man sofort den Leiden ein Ziel setzen würde, denen die arbeitende Klasse ausgesetzt ist, ebenso wie dem Übermaß der Produktion, das heute den Untergang des Handels herbeiführt, sowie dem Übermaß der Bevölkerung, das die armen Klassen der Verzweiflung in die Arme treibt.

Heute glaubt der Fabrikant zu verdienen, entweder wenn er seine Ware teurer dem Verbraucher verkauft, oder wenn er dem Arbeiter weniger Lohn bezahlt: er würde dann bald erkennen, daß er nur am Verkauf verdienen kann, daß er aber alles, was er dem Arbeiter am Lohn abzwackt, selbst, und nicht

die Gesellschaft, als Unterstützung gewähren muß. Heute führt der Fabrikant den Arbeiter durch einen elenden Lohn irre und läßt ihn seine Gesundheit in einer übelriechenden Luft, in dem Staube der Baumwolle, oder in Quecksilberdünsten aufs Spiel setzen, er würde dann erkennen, daß er ihm alle Leiden, die er ihm zufügt, in ebensoviel Tagen Krankenhaus vergüten muß. Heute läßt der Fabrikant zahlreiche Familien, die er an sich gezogen hat, plötzlich ohne Beschäftigung, wenn er entdeckt, daß eine Dampfmaschine imstande ist, ihre ganze Arbeit zu leisten, er würde dann erkennen, daß die Dampfmaschine keine Ersparnis bedeutet, wenn alle seine Arbeiter keine Arbeit mehr finden und er verpflichtet ist, ihnen im Kranken- oder Armenhaus einen Unterhalt zu gewähren, während er seine Öfen heizt. Diese Last, die auf ihn selbst zurückfällt, wäre eine prompte Justiz: heute sucht er seinen Nutzen im Leben der Menschen und läßt alle Schäden, die hieraus entstehen, auf die Schultern der Gesellschaft fallen. Wenn die von ihm gezahlten Löhne ausreichend sind, nicht nur für das Mannesalter seiner Arbeiter, sondern auch für ihre Kinder, für ihr Alter, für ihre Krankheiten, wenn die Arbeit, die er von ihnen verlangt, ihre Gesundheit nicht schädigt, wenn die Maschinen, die er erfindet, wie er versichert, nur Gelegenheit zur Leistung einer größeren Menge Arbeit geben, wird die Verantwortung, die nun auf ihn zurückfällt, keine Last für ihn sein; er wird keinen Grund haben, sich zu beklagen. Ist sie eine Last, so ist seine Industrie eine verderbliche, er thut besser, auf sie zu verzichten, als die Verluste, die sie bringt, der Gesellschaft aufzuhalsen.

Aber zur Beseitigung der erheblichen Schwierigkeiten, die die praktische Ausführung dieser Maßregel bietet, genügt es nicht, daß sie im höchsten Grade gerecht ist. Einerseits wäre die Ausdehnung des

Marktes der hergestellten Waren imstande, die Arbeiter einer Provinz ihrem Arbeitgeber zur Last fallen zu lassen, ebenso eine unerwartete Änderung der Produktion in einer Entfernung von nur hundert Meilen, andererseits richten die Umwälzungen des Handels häufig die Arbeitgeber selbst, von denen man die Hilfe erwartet, zu Grunde, endlich liefe man Gefahr, daß die neuen Körperschaften die Privilegien der alten wieder aufleben lassen und gleich diesen ihre Tyrannei ihren Untergebenen gegenüber ausüben.

Ich gestehe, daß ich, nachdem ich die Grundsätze aufgestellt und dargelegt habe, was gerecht ist, nicht die Kraft fühle, die Mittel zur Ausführung anzugeben. Die Verteilung der Früchte der Arbeit unter die, die zu ihrer Erzeugung beitragen, erscheint mir fehlerhaft, aber es scheint mir fast über menschliche Kräfte zu gehen, einen Stand des Eigentums aufzustellen, der von dem vollständig abweicht, den wir durch die Erfahrung kennen gelernt haben. Die Leiden der zahlreichsten und vielleicht wichtigsten Klasse der Gesellschaft haben in letzter Zeit derartig alles Maß überstiegen, daß der Geist zahlreicher Menschenfreunde in den gesittetsten Ländern die Notwendigkeit gespürt hat, ein Heilmittel zu finden. Männer, die vielleicht von einem größeren Eifer für das Wohl der Menschheit erfüllt gewesen sind, als ausgerüstet mit der Kenntnis des menschlichen Herzens oder mit Erfahrungen, haben unter dem Namen von Genossenschaften der Gesellschaft eine vollständig neue Gestaltung vorgeschlagen, die das persönliche Interesse durch Körperschaften ersetzen will, die alle Arbeiten, deren die Gesellschaft bedarf, ausführen sollen. Owen aus New-Lanark ist der bekannteste Schriftsteller dieser Sekte, die eine große Zahl von Anhängern in England, Frankreich und Amerika zählt. Es wäre indessen unsinnig, seine Grundsätze zu bekämpfen, sie haben bis



jetzt keine Darlegung gefunden, die geeignet wäre, grossen Eindruck zu machen, und man empfindet stets eine Art Gewissensbisse, wenn man alle Irrtümer, alle schiefen Folgerungen von Leuten ins Licht setzen will, deren Schriften so grosses Wohlwollen für ihre Mitmenschen atmen und deren Absichten so reine sind.

Da aber ein gewisser Zusammenhang zwischen dem System besteht, das in den Schriften von Owen, Thompson, Fourier, Muiron entwickelt ist, und der Reform, nach der wir auch meiner Ansicht nach trachten sollen, so fühle ich mich verpflichtet, mit Entschiedenheit zu betonen, dass wir nur in einem einzigen Punkt übereinstimmen, und dass es in allen anderen nichts gemeinsames zwischen uns giebt. Ich will, dass eine Vergesellschaftung zwischen denen bestehe, die gemeinsam an der Herstellung eines Produkts arbeiten, an Stelle des Gegensatzes, der heute zwischen ihnen vorhanden ist. Aber ich erachte die Mittel, die sie zu diesem Zweck vorschlagen, als ungeeignet, jemals zu diesem Ziele zu gelangen.

Ich wünsche, dass die Industrie der Städte, wie die des Landbaues unter eine grosse Zahl unabhängiger Werkstätten geteilt werde und nicht unter einem einzigen Herrn vereinigt sei, der hunderten oder tausenden von Arbeitern gebietet; ich wünsche, dass das Eigentum an den Manufakturen unter eine grosse Anzahl mittlerer Kapitalisten geteilt sei und nicht einem einzigen Menschen, dem Herrn über viele Millionen unterstehe; ich wünsche, dass der industrielle Arbeiter die Möglichkeit, ja die Gewissheit habe, der Teilhaber seines Meisters zu werden, endlich, dass er sich nicht eher verheirate, als bis er einen Anteil am Geschäft erhalten hat, anstatt dass er wie heute, ohne Hoffnung auf Vorwärtskommen alt wird. Zur Herbeiführung dieser Reformen fordere ich aber lediglich

langsame und indirekte Mittel seitens der Gesetzgebung, nur die Bethätigung einer vollständigen Gerechtigkeit zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, die dem ersteren alle Verantwortlichkeit für die Übel auferlegt, die er dem zweiten zufügt. Das Gesetz soll dauernd die Teilung der Erbschaften begünstigen und nicht ihre Anhäufung, der Meister soll einen pekuniären und einen politischen Vorteil in einer engen Anlehnung an seine Arbeiter finden, er soll sie für längere Zeit dängen und sie an seinem Nutzen beteiligen, und die gut geleiteten Privatinteressen sollen allein das Übel beseitigen, das die Privatinteressen der Gesellschaft zugefügt haben. Dann werden die Geschäftsleiter ihren Geist anstrengen, um Mittel zu finden, die Arbeiter zu sich heraufzuziehen, ihnen an dem Eigentum und an der Sparsamkeit Interesse einzuflößen, endlich aus ihnen Menschen und Bürger zu machen, während sie heute nicht aufhören, daran zu arbeiten, Maschinen aus ihnen zu machen.

Leider hängt es nicht lediglich von der Gesetzgebung ab, den Armen von jeder Sorge, jedem Leid und selbst von jeder ungerechten Abhängigkeit zu befreien; vielleicht hat man aber schon viel zu seinem Glück beigetragen, wenn man ihm die Hoffnung wiedergiebt und ihm an Stelle der gleichmäÙig unsicheren Lage, zu der er heute verdammt ist, als Gegenstand seiner Wünsche eine Zeit der Ruhe und des Wohlstandes zeigt, die ihm bei Wohlverhalten in Aussicht steht.

Ohne Zweifel würde das Ergebnis einer so großen Änderung der Gesetzgebung, die reißend die Klasse von Arbeitern vermindert, die sich gegenseitig das Leben durch Unterbietung streitig macht und jedes Gewerbe zwingt, selbst die Verluste zu tragen, die es sich durch eine übermäßige Produktion zugezogen hat, bald zu der Erkenntnis führen, daß zahlreiche Manufakturen, die

man als gewinnbringende betrachtet hat, mit Verlust arbeiten; denn die Hilfe, die die Gesellschaft jedes Jahr ihren Arbeitern gewährt, ist gröfser als der Nutzen, den sie erzielen. Ohne Zweifel wäre die Folge, dafs mehr als ein Land, das nur von der Industrie lebt, sich gezwungen sehen würde, nach und nach zahlreiche Werkstätten zu schliessen, und dafs die Bevölkerung der Städte, die sich über das Mafs hinaus vermehrt hat, bald abnehmen würde, während die Bevölkerung auf dem Lande wieder beginnen würde zuzunehmen.

Ein Staat mufs mit Genugthuung eine neue Industrie aufnehmen, die die Bedürfnisse der Verbraucher entwickelt, aber er mufs ebenso eine Industrie fallen lassen, die dahinsiecht, ohne Anstrengungen für ihre Erhaltung zu machen. Alle Begünstigungen, die die Regierung ihr gewährt, alle Opfer, die sie bringt, um sie in ihrem Niedergang aufzuhalten, dienen nur zur Verlängerung der Leiden der Leiter und der Arbeiter, und sie rettet eine niedergehende Industrie nur auf Kosten derjenigen, die sie am Leben erhalten will.

Eine einzige Nation befindet sich thatsächlich heute in dieser Notlage, eine einzige Nation sieht ohne Aufhören ihren augenscheinlichen Reichtum in schreiendem Gegensatz zu dem erbärmlichen Elende des zehnten Teils ihrer Bevölkerung, der der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimgefallen ist. Aber diese Nation, die in gewisser Hinsicht so nachahmungswürdig, selbst noch in ihren Fehlern so blendend ist, hat durch ihr Beispiel alle Staatsmänner des Festlandes mit sich fortgerissen. Wenn diese Betrachtungen ihr selbst auch nichts mehr nützen können, so meine ich wenigstens der Menschheit und meinen Landsleuten durch die Aufzeichnung der Gefahren ihrer Laufbahn einen Dienst geleistet und gezeigt zu haben, dafs der

Aufbau der ganzen politischen Ökonomie auf dem Grundsätze einer schrankenlosen Konkurrenz jedem einzelnen das Recht giebt, seine Anstrengungen gegen die Gesellschaft zu richten und das Interesse der Gesellschaft der gleichzeitigen Thätigkeit aller Begehrlichkeiten der einzelnen zu opfern.

---

## Aufklärungen über das Gleichgewicht zwischen Konsumtion und Produktion.

---

Von den neuen Grundsätzen der politischen Ökonomie, die ich in diesem Werk aufgestellt habe, hat einer mehr als alle anderen bei den herrschenden Meinungen Anstoß erregt, und doch scheint mir gerade dieser wichtiger als irgend ein anderer, insofern er die heftigen Krisen erklärt, denen die Industrie seit zehn Jahren nicht aufgehört hat ausgesetzt zu sein, und weil er uns in den Stand setzt, ihre Wiederkehr zu verhindern. Ich habe nachzuweisen versucht, daß die Vermehrung der Produktion aller Gegenstände des Bedarfs und unserer Wünsche nur dann ein Gut ist, wenn sie von einem entsprechenden Verbrauch begleitet ist, ebenso daß eine Ersparnis an Produktionsmitteln nur dann ein wirtschaftlicher Vorteil ist, wenn jeder der an der Gütererzeugung Beteiligten fortfährt, aus der Produktion ein Einkommen zu ziehen, das dem gleich ist, welches er vor der eingeführten Ersparnis erzielte: dies kann sich nur durch einen vermehrten Verkauf seiner Produkte vollziehen.

Ich habe hier den Schluß gezogen, daß die Vermehrung der Gütererzeugung in einem bestimmten Staate ein Gut oder ein Übel sein kann, je nach den Umständen, während alle übrigen Schriftsteller diese

Vermehrung schlechterdings als ein Gut angesehen haben. Say, den Europa mit Recht als den Schriftsteller ansieht, der die herrliche Lehre von Adam Smith vervollkommnet, erklärt, beleuchtet hat, bekennt: „Die Produkte kaufen sich gegenseitig, die einen die anderen, und ihre Vermehrung hat lediglich die Wirkung, die Genüsse des Menschen und die Bevölkerung des Staates zu vermehren.“\*) Ricardo, der nach der Ansicht der Engländer ein neues Zeitalter der politischen Ökonomie begründet hat, und dessen zahlreiche Schüler noch heute seine Weisheitssprüche mit unerschüttertem Glauben wiederholen, geht noch weiter, er sieht vollständig von dem Menschen ab und setzt der Wissenschaft ein unbegrenztes Anwachsen des Reichtums als Ziel. Die Mittel, die er angab, um hierzu zu gelangen, bestehen in einer stetig wachsenden Gütererzeugung und in einem beständig abnehmenden Verbrauch, um den materiellen Reichtum in doppelter Weise zu vermehren, einmal durch die Thätigkeit derer, die ihn erschaffen, das andere Mal durch Verminderung derer, die ihn genießen\*\*).

In Frankreich hat eine neue Sekte, die Saint-Simon zum Begründer hat, sich an der Vorstellung der Macht der Industrie begeistert, und die reißendere Schöpfung von Reichtümern und die Anwendung der Wissenschaften auf die Gewerbe als die Offenbarung einer im Menschen entdeckten übermenschlichen Gewalt betrachtet. Sie hat die Industriellen, die Produzenten, als die neuen Herren der Welt ausgerufen und vorge schlagen, alle politische Staatsgewalt auf sie zu übertragen und die Industrie an die Spitze einer neuen Oligarchie zu setzen.

---

\*) *Traité d'économie politique*. 4e éd. Kapitel über Absatzwege.

\*\*\*) *Principles of polit. economy and taxation*. Kap. VII.

Diese drei Richtungen der politischen Ökonomie, grundverschieden in ihren Ansichten und weit entfernt von einer Übereinstimmung, waren aber alle einig gegen mich, da ich gerade das angegriffen hatte, was in ihren Augen den Ruhm der Industrie ausmachte. Zu gleicher Zeit war die Frage, die ich aufgeworfen hatte, so dunkel, so abstrakt, daß ich mich den unrichtigsten Deutungen aussetzte: ich mußte ohne Aufhören zusehen, wie mich Menschen, die mich gar nicht verstanden hatten, widerlegten, ich mußte mir sagen lassen, daß ich mich jedem Fortschritt der Gewerbe, jeder Vervollkommnung der Industrie entgegenstelle, wenn ich auch zehnmal erklärt hatte, daß die Vervollkommnung nützlich sei, daß aber ihre Anwendung, je nach den Umständen, vorteilhaft oder schädlich sein könne; ich mußte mich darin schicken, meine Unterscheidungen als unverständlich verurteilt zu sehen, wenn ich Unterschiede sah, die niemand vor mir gesehen hatte, ich mußte mir endlich Reformpläne unterlegen lassen, die in abgeschmackten oder tyrannischen Beschränkungen bestanden, weil es mir unmöglich war, in wenigen Worten meine Ansichten auszudrücken oder das mir Erstrebenswerte auf eine einfache Formel zurückzuführen.

Ich habe indessen geglaubt, nicht auf die Verteidigung dessen, was mir als Wahrheit erschien, verzichten zu sollen, weil diese Wahrheit abstrakt, schwer zu fassen, schwer zu umschreiben sei, und weil sie falschen Deutungen unterliegen könne. Ich bin immer wieder auf die Sache zurückgekommen, in der Hoffnung, daß ich, bei der Behandlung der Frage unter einem neuen Gesichtspunkt, schliesslich ihr Verständnis erzwingen werde. Heute glaube ich einige dieser kleinen Schriften wieder abdrucken zu sollen, da sie mein Werk ergänzen. Die erste ist eine Erwiderung auf die Widerlegung, die

ein berühmter Schüler von Ricardo meinen Grundsätzen hat zu teil werden lassen, die zweite ist eine Auseinandersetzung dieser selben Grundsätze, etwa so, wie ich sie mündlich Ricardo selbst gegenüber vortragen habe. Die dritte endlich bringt nur einige Anmerkungen zu einer Widerlegung meiner Ansichten durch Say. Sie stellt genau fest, worin die Meinungsverschiedenheit zwischen uns besteht.

---

## Erster Artikel.

### **Versuch einer Widerlegung der Neuen Grundsätze der politischen Ökonomie durch einen Schüler Ricardos in der Edinburgh Review.\*)**

Mit Bedauern sehen wir, wie die Sprache der politischen Ökonomie in England von Tag zu Tag wortreicher wird, wie sie sich in Berechnungen hüllt, denen es nach und nach immer schwerer wird zu folgen, wie sie sich in Abstraktionen gefällt, um schliesslich, so zu sagen, eine dunkle Wissenschaft zu werden, in einer Zeit, in der es der leidenden Menschheit von allergrößtem Nutzen wäre, daß sie sich den Bedürfnissen aller anschmiege, daß sie eine allgemeinverständliche Sprache rede, daß sie sich menschlichem Verständnis nähere, daß sie endlich sich der Wirklichkeit anpasse. Die politische Ökonomie soll

---

\*) Diese kleine Schrift ist zum erstenmal in Rossis *Annales de Jurisprudence* unter nachstehendem Titel veröffentlicht worden: „Beantwortung der Frage: Wächst in der Gesellschaft zugleich mit der Thätigkeit zu produzieren auch die Fähigkeit zu verbrauchen?“



für uns die Lehre von dem Wohlbefinden aller sein; niemals war sie uns nötiger, als in dem Augenblick, in dem eine allgemeine Schwäche den Handel befallen hat, in dem alle Industrien Schmerzensschreie ausstoßen, in dem, wenigstens in einigen Ländern, sogar die Landwirtschaft bedroht erscheint. Gerade jetzt muß die Menschlichkeit uns vor jeder Verallgemeinerung unserer Ideen bewahren, die uns die Thatsachen aus den Augen verlieren läßt, und namentlich vor dem Irrtum, das öffentliche Wohl in dem Reichtum zu erblicken und von den Leiden der menschlichen Wesen abzusehen, die diesen Reichtum erschaffen.

Das Haupt der neuen Schule, Ricardo, soll selbst erklärt haben, daß es in England knapp fünfundzwanzig Personen gäbe, die sein Werk verstanden haben. Vielleicht ist es eine Folge der Dunkelheit, der er sich befließigt hat, daß diejenigen, die ihn verstanden haben, oder wenigstens glauben, es gethan zu haben, sich schon deshalb als Eingeweihte betrachten und sich mit wahren Fanatismus bestreben, fast ausschließlich mit den Worten des Meisters, das Ganze seines Systems aufrecht zu erhalten. Einer seiner Schüler hat in der No. 64, Art. 11 der Edinburgh Review einen Abriss seiner Lehre über die Frage, die uns heute besonders wichtig erscheint, gegeben. Man sagt, daß der Meister selbst ihn gebilligt habe, und daß die anderen Schüler in ihm ihr Glaubensbekenntnis in ausgezeichnete Weise ausgedrückt sehen.

Owen von New-Lanark, ein Mann, der den wärmsten Eifer für das Wohlergehen des Armen und das tiefste Mitgefühl für seine Leiden bewiesen hat, hat den Gedanken ausgedrückt, daß der Gebrauch der Maschinen und ihre gradweise Vervollkommnung, wenn man die Industrie sich selbst überliesse, die Erzeugung der verschiedenen Waren, aus denen der Reichtum sich zusammensetzt, über die Nachfrage

hinaus erhöhen könne, die die Verbraucher stellen, und daß dies einen Überfluß an allen Waren, eine Überführung aller Märkte verursachen müsse, die die Fabriken zwingen würde, ihre Arbeiter zu entlassen, und so die Klassen der Gesellschaft, die von ihrem Lohn leben müssen, der Arbeit zu berauben.

Ohne die Meinungen Owens, wie ein solches Unglück zu vermeiden sei, ganz zu teilen, habe ich in meinen „Neuen Grundsätzen der politischen Ökonomie“, genau wie er, die Thatsache dieser allgemeinen Überfüllung angenommen, und ich gestehe, daß ich einige Mühe habe, zu verstehen, wie man sie heute angesichts des Zeugnisses des Handels der ganzen Welt leugnen kann. Ich habe sie durch eine Theorie, die ich für eine neue halte, aus der Natur des Einkommens erklärt, das jeden in den Stand setzt, seinen Anteil an dem jährlichen Produkt zu kaufen. Ich habe gesucht zu zeigen, wie das Einkommen aller nicht dasselbe ist, wie das Produkt der Arbeit aller, so daß es möglich ist, daß das Produkt wächst, während das Einkommen sich vermindert, daß die Magazine sich füllen, die Börsen sich leeren, und endlich die Käufer für die Ware fehlen, weil man zu viel gearbeitet hat, während die anderen Volkswirte annehmen, daß die Käufer nur fehlen, weil man zu wenig gearbeitet hat. Der Aufsatz in der Edinburgh Review, auf den ich mich beziehe, ist wesentlich dazu bestimmt, meine Ansicht zu bekämpfen, die der Autor „eine gründlich falsche“ nennt, und zu zeigen, daß „die Fähigkeit des Verbrauchs notwendig mit jedem Anwachsen der Produktion wächst“.

Ich bitte um die Erlaubnis, auch meinerseits prüfen und diese Widerlegung widerlegen zu dürfen, aber zuvor verwahre ich mich dagegen, daß irgend eine Autorenempfindlichkeit, oder eine blinde Voreingenommenheit für meine Ansichten mir die Feder in

die Hand gedrückt hat. Ich fühle mich im Gegenteil durch die Aufmerksamkeit geehrt, die mir ein Gelehrter, dessen Namen ich nicht kenne\*), und die eine berühmte Zeitschrift meinen Ansichten hat zu teil werden lassen. Ich weiß sehr wohl, daß es dem Publikum sehr wenig verschlägt zu wissen, welcher Schriftsteller eine Wahrheit gefunden hat, es hat lediglich das Interesse, diese Wahrheit selbst kennen zu lernen, gleichgiltig, wer sie ausgesprochen hat. Diese Wahrheit, die wir beide suchen, ist in den gegenwärtigen Zeitläufen von der höchsten Wichtigkeit. Sie kann als grundlegend für die politische Ökonomie gelten. Ein allgemeiner Niedergang macht sich im Handel geltend, in den Manufakturen und sogar, wenigstens in einigen Ländern, in der Landwirtschaft. Das Leiden ist ein so langwieriges, ein so außerordentliches, das Unglück ist in so zahlreiche Familien eingekehrt, Unruhe und Entmutigung in alle, daß die Grundlagen der wirtschaftlichen Ordnung gefährdet erscheinen. Niemand kann im Zweifel sein, daß zum Beispiel in England die dürftige Lage der ganzen arbeitenden Klasse die Ursache der Erbitterung ist, die sich (im Jahre 1820) bei zwei Fragen gezeigt hat, die ihr fast gleichgiltig sein können, gelegentlich der radikalen Reform des Parlaments und des Prozesses der Königin. Man hat zwei Erklärungen, die einander entgegengesetzt sind, für diesen staatlichen Niedergang gegeben, der eine so große Gärung hervorgerufen hat. Ihr habt zu viel gearbeitet, sagen die einen; ihr habt zu wenig gearbeitet, sagen die anderen. Das Gleichgewicht, sagen die Ersteren, wird sich erst dann wiederherstellen, Friede und Wohlstand werden erst dann

---

\*) Später habe ich erfahren, daß der Artikel aus der Feder von Mc Culloch stammt, den man nunmehr als das Haupt der Ricardoschen Schule betrachten kann.

wiederkehren, wenn ihr den ganzen Überschufs der Waren verbraucht habt, der unverkauft den Markt bedrückt, und wenn ihr in Zukunft eure Produktion nach der Nachfrage der Käufer richtet; das Gleichgewicht wird sich nur einstellen, sagen die anderen, wenn ihr eure Anstrengungen, aufzuhäufen und zu produzieren, verdoppelt. Ihr täuscht euch, wenn ihr glaubt, daß unsere Märkte überfüllt sind, nur die Hälfte unserer Magazine ist gefüllt, füllen wir auch die andere Hälfte: diese neuen Reichtümer werden sich die einen gegen die anderen eintauschen und neues Leben dem Handel einflößen.

Niemals hat eine wichtigere Frage zur Verhandlung gestanden, niemals haben ernsthaftere Folgen sich an ihre Bejahung oder Verneinung geknüpft, als an die, die sich wenigstens bei der Einführung in die Praxis, mit dem Wohlsein, mit allen Genüssen, ja dem Dasein der großen Masse der Bevölkerung, die von ihrer Arbeit lebt, nicht nur in einem bestimmten Lande, sondern auf der ganzen Erde, beschäftigt. Wir wollen deshalb gewissenhaft die Wahrheit nicht für uns, sondern für diesen Teil der Bevölkerung zu erforschen suchen. Ich hätte gewünscht, daß der Verfasser des Artikels, ehe er mich widerlegt, sich in meine Ansichten versenkt, und sie Wort für Wort besprochen hätte. Wenigstens werde ich es so mit ihm machen. Ich werde ihn übersetzen, ohne etwas zu ändern oder auszulassen und werde ihm Satz für Satz antworten.

„Die Nachfrage und die Gütererzeugung (sagt der Verfasser in Bd. XXXII S. 470, Oktober 1819) sind Ausdrücke, die nur korrelativ und wandelbar sind. Die Erzeugung einer Art von Gut bestimmt die Nachfrage nach einem anderen. So entsteht eine Nachfrage nach einer gegebenen Menge landwirtschaftlicher Produkte, wenn eine Menge Industrieprodukte, welche

ebensoviel herzustellen gekostet haben, dagegen in Tausch angeboten wird, und es entsteht andererseits eine thatsächliche Nachfrage nach dieser Menge Industrieprodukte, wenn eine Menge landwirtschaftlicher Erzeugnisse, die dieselben Ausgaben verursacht haben, als Gegenwert dargeboten wird.“

Es sei im voraus bemerkt, daß der Verfasser hinsichtlich des Preises als wahr voraussetzt, was gerade fraglich ist, nämlich: daß der Preis sich einzig und allein nach den Kosten der Produktion berechnet. Alle Volkswirte, von Adam Smith angefangen, haben zwei Elemente des Preises anerkannt, die Produktion und die Konkurrenz. Derjenige, der sich eines Produkts entäußern will, macht wohl seine Rechnung nach den Produktionskosten, aber derjenige, der dieses Produkt kaufen will, derjenige, der die Nachfrage stellt, trifft seine Entscheidung aus zwei Beweggründen, die nicht die geringste Beziehung zu den Kosten der Produktion haben, nämlich in erster Linie nach seinem Bedürfnis, in zweiter nach seinen Mitteln zu zahlen. Die Verbindung dieser beiden Elemente und ihr Verhältnis zu dem Produkt bilden die Nachfrage, die höher oder niedriger als der Produktionspreis sein kann. Es entsteht keine Nachfrage, wenn derjenige, der Überfluß an etwas Tauschbarem hat, keine Neigung für die produzierte Sache hat, sei es nun, daß er sie nicht verwenden kann, sei es, daß er mit ihr bereits versorgt ist. Ebenso wenig entsteht eine Nachfrage, wenn derjenige, der die produzierte Sache zu haben wünscht, nichts Überflüssiges in Tausch zu geben hat, oder das Opfer nicht bringen will, das man dafür verlangt. Es entsteht eine Nachfrage, aber eine, die unter der Produktion bleibt, wenn das Bedürfnis oder die Fähigkeit zu zahlen, der produzierten Menge nicht gleich ist. Dagegen übersteigt die Nachfrage die Produktion, wenn das Bedürfnis und die Mittel

zu zahlen, nicht vollständig durch das vorhandene Produkt befriedigt worden.

Es mag ferner ausgesprochen werden, daß der Verfasser, indem er in dem ganzen Tausch zwei wechselseitige Nachfragen annimmt, zwei grundverschiedene Dinge, den Handel und den Verbrauch, mit einander vermengt. Der Handel, der die produzierte Sache zur Verteilung bringt, dient der Nachfrage, aber er schafft sie nicht. Er läßt die Ware von Hand zu Hand gehen, aber er läßt sie stets auf dem Markt, oder sie konkurriert stets mit einer Warenerzeugung derselben Art, bis der Handel der endgiltigen Nachfrage begegnet, der des Verbrauchers, der sie aus dem Markte zieht, sie verwendet und die produzierte Sache zum Verschwinden bringt.

Wenn zwei Produzenten mit gleichem Eifer, die produzierte Ware abzusetzen, auf dem Markte erscheinen, so können sie sehr wohl, ohne für die wechselseitigen Angebote Bedarf zu haben, mit einander einen Tausch machen, um ihre Aussichten zu verbessern, wie die Spieler in einem bekannten Hasardspiele, das in der That den Namen Kommerzspiel führt, ihre Karten tauschen, ohne sie anzusehen, bis einer von ihnen: „genug“ ruft. Aber dieser Warenaustausch, ohne endgiltige, wirkliche Nachfrage, ist fast immer ein Zeichen eines überführten Marktes.

Zu der Büchermesse in Leipzig kommen alle Buchhändler aus ganz Deutschland, jeder mit vier- oder fünfhundert Werken, die er hergestellt hat, von denen jedes Werk in einer Auflage von 500 oder 600 Exemplaren gedruckt ist. Jeder von ihnen tauscht sie gegen andere Bücher ein und bringt 2400 Bände nach Hause, wie er 2400 mit zur Messe gebracht hat. Er hatte aber vier verschiedene Werke hingebacht, und bringt 200 verschiedene heim. Das ist die korrelative und wandelbare Nachfrage und Produktion

des Schülers Ricardos: die eine kauft die andere, die eine bezahlt die andere, die eine ist die Folge der anderen, aber nach unserer Meinung, nach der Meinung des Buchhändlers und des Publikums, hat die Nachfrage und der Verbrauch noch nicht begonnen. Das schlechte Buch, wenn es auch in Leipzig getauscht worden ist, bleibt nichtsdestoweniger unverkauft, es wird nicht weniger die Regale des Buchhändlers füllen, sei es, daß niemand Bedarf nach ihm hat, sei es, daß der Bedarf bereits gedeckt ist. Die in Leipzig eingetauschten Bücher werden sich nur dann verkaufen, wenn die Buchhändler Privatleute finden, die sie nicht nur begehren, sondern die auch bereit sind, ein Opfer zu bringen, um sie aus dem Umlauf zu ziehen. Diese erst bilden eine wirkliche Nachfrage. Aber fahren wir fort.

„So lange die zu Markte gebrachten Waren in einem solchen Verhältnis zu einander stehen, daß die Dinge, die zum Tausch, das eine gegen das andere, angeboten werden, gleiche Produktionskosten haben und infolgedessen gleichen Wert, wird ein Anwachsen der Produktion einer Art von Waren den Gegenwert bieten für den Ankauf einer anderen Art, die in gleicher Weise angewachsen ist.“

Ja; aber wäre es denn nicht vernünftiger, wenn der Wunsch, wenn das Verlangen nach der einen oder der anderen Klasse von Waren in demselben Verhältnis wüchse? Das Beispiel der Buchhändler in Leipzig läßt sich Punkt für Punkt auf diese Beweisführung anwenden. Sie kommen wieder zur Messe mit einer zweiten Ausgabe aller Werke, die sie im vorigen Jahre getauscht haben, jeder wird ein Anwachsen in der Produktion einer Klasse von Waren vorweisen und wird sie als Gegenwert für den Kauf einer anderen Klasse, die in gleicher Weise angewachsen ist, anbieten; aber

was macht dieser Tausch und diese Gleichheit der Produktion für das Publikum aus, das bereits mit diesen Büchern gesättigt ist und sie nicht mehr mag?

„Nehmen wir zum Beispiel an, fährt der Verfasser fort, daß ein Landbebauer hundert Arbeitern Nahrung und Kleidung vorgeschossen hat, und daß diese ihm Nahrungsmittel haben entstehen lassen, die für zweihundert Menschen ausreichend sind, während ein Fabrikant seinerseits hundert Arbeitern Nahrung und Kleidung vorgeschossen hat, für die ihm diese Kleidungsstücke für zweihundert Menschen angefertigt haben. Es werden dann dem Pächter nach Abzug der Nahrung und Kleidung für seine eigenen Arbeiter noch Nahrung für hundert andere zur Verfügung stehen, während der Fabrikant nach Ersatz der Kleidung seiner eigenen Arbeiter noch hundert Kleider für den Markt übrig behält. In diesem Falle werden die beiden Artikel, der eine gegen den anderen getauscht werden, die überschüssigen Nahrungsmittel bestimmen die Nachfrage nach den Kleidern und die überschüssigen Kleider bestimmen die Nachfrage nach der Nahrung.“

Es giebt vielleicht keine Art zu schliessen, die mehr Irrtümern ausgesetzt ist, als die, die darin gipfelt, sich eine gedachte Welt, die vollständig von der wirklichen verschieden ist, vorzustellen, um an ihr Berechnungen anzustellen. Der Verstand, schon durch die Unmöglichkeiten verwirrt, die ein Teil der Hypothese sind, weiß nicht mehr die zu unterscheiden, die Widersprüche in sich schliessen und infolgedessen die Beweisführung fehlerhaft machen. In dem angezogenen Beispiel finden sich mehrere solcher Fehler.

Einmal nimmt der Verfasser eine Arbeit ohne einen Nutzen an, eine Wiedererzeugung, die ganz genau nur den Verbrauch der Arbeiter ersetzt. Denn im ganzen sind es zweihundert Arbeiter, von denen



hundert die Nahrung für zweihundert verschaffen und andere hundert, die die Kleidung derselben zweihundert anfertigen; wenn sie aber die Kleidung oder die Nahrung für mehr als zweihundert geliefert hätten, wo wären die Verbraucher für diese hergekommen? Zu gleicher Zeit setzt er eine Teilung der Arbeit voraus, die stets nur auf Grund eines Nutzens entsteht, er setzt Meister und Arbeiter voraus, aber er läßt dem Meister keinen Anteil. Wenn diese aber keinen Anteil, keinen Gewinn erhalten, so können sie auch kein Interesse an dem Fortgang der Arbeit haben: sie werden ihre Arbeiter entlassen, diese werden noch weniger die Arbeit für ihre eigene Rechnung fortführen können, so wird jede Thätigkeit aufhören. Diese falsche Annahme lastet auf der ganzen Beweisführung. In dem Augenblick, in dem wir erforschen, was aus dem Überschufs der Produktion über den Verbrauch der Arbeiter wird, darf man nicht von diesem Überschufs absehen, der den notwendigen Nutzen der Arbeit und den notwendigen Anteil des Arbeitgebers bildet.

Doch dies ist nicht alles! Die Beweisführung gründet sich auf die Notwendigkeit eines Tausches zwischen Gegenständen, die gleich notwendig zum Leben sind. Der Landarbeiter kann nicht der Kleidung, der Handwerker nicht des Brotes entraten. Aber der vollständige, gleiche Tausch ohne einen Rest vollzieht sich nur, solange die Nahrung und die Kleidung eines Menschen stets gleiche und unteilbare Mengen sind und außerdem durch eine stets gleiche Anstrengung oder ein stets gleiches Opfer erlangt werden, die man als eine Einheit betrachten kann.

Um soweit als möglich der Beweisführung und den abstrakten Annahmen des Schülers von Ricardo nahe zu kommen, setzen wir nur drei Grade in der Nahrung, der Bekleidung, der Arbeit der Arbeiter voraus und nehmen an, daß diese drei Grade sich

genau decken, während in der Wirklichkeit mehr als hundert Grade zwischen dem ärmsten Handwerker und dem, der im größten Wohlstande lebt, vorhanden sind und der Nahrungsbedarf des Arbeiters in keinem dieser Grade sich genau mit dem Verbrauch deckt, den er für seine Nahrungsmittel verwendet.

Der Arbeiter kann sich von Kartoffeln nähren und von Milch, wie in Irland, er kann sich von Brot und Suppe nähren und ein- oder zweimal Fleisch in der Woche, wie früher der französische Bauer. Er kann sich vom besten Fleisch nähren, wie früher der englische Bauer und wie noch heute der schweizer.

Der Arbeiter kann sich kleiden, indem er lediglich seine Blöße deckt, in welcher annähernden Lage sich heute die Fabrikarbeiter befinden; er kann sich sauber, gesund, warm und bequem kleiden, wie dies ehemals diese selben Arbeiter gethan haben. Endlich kann er sich, aufer seiner täglichen Kleidung, Feiertagskleider anschaffen, die eleganter sind: dies ist ein Zustand der Wohlhabenheit, in dem wir ebenfalls mehr als ein Gewerbe und mehr als ein Volk gesehen haben.

Um sich alles dies zu verschaffen, muß der Arbeiter mehr oder weniger große Opfer bringen. Er kann nur sechs Stunden täglich arbeiten und die sechs anderen dem Vergnügen, der Ruhe oder der Bildung seines Geistes widmen. Er kann zwölf Stunden täglich arbeiten und trotzdem gut für seinen Körper sorgen, aber dabei seinen Geist oder den sittlichen Teil seines Selbst vernachlässigen. Er kann endlich nicht nur seinen Geist, sondern auch seine Gesundheit der Arbeit opfern, wenn er ihr entweder mehr als zwölf Stunden täglich widmet, oder seine Kraft während der Dauer der Arbeit überanstrengt, oder endlich in ungesunden Arbeitsstätten oder mit schädlichen Stoffen zu thun hat. Die ganze Welt bietet uns nur zu viele Beispiele dieser zuletzt genannten Lage der

Arbeiter, und trotzdem sehen wir, daß sie, so verhängnisvoll sie auch für den einzelnen sein mag, keineswegs die Erneuerung der Art hindert: zahlreichere Geburten ersetzen eine stärkere Sterblichkeit, und alle Stellen sind stets besetzt.

Wer sieht jetzt nicht, daß die Notwendigkeit eines Tausches, wie ihn der Schüler Ricardos voraussetzt, sich nur begreifen läßt, wenn der Arbeiter zu der elendesten der drei genannten Lagen herabgewürdigt ist, wenn er die größtmögliche Arbeit leistet für die geringstmögliche Nahrung und Kleidung? So lange der Landbebauer noch nicht auf diesen Grad des Elends herabgedrückt ist, wird er erst, bevor er sich auf einen Tausch mit dem Handwerker einläßt, untersuchen, welchen Tausch er mit sich selbst vornehmen will: ob er eine bescheidene Nahrung vorzieht, wenn er hierdurch Zeit für die Bildung seines Geistes behält, wie ehemals die Griechen, oder Zeit zu ruhen oder sich dem Vergnügen hinzugeben, wie die Wilden; oder ob er eine dauernde Arbeit und eine kräftigere Nahrung vorzieht. Der Handwerker wieder wird die Wahl zu treffen haben zwischen der Ruhe und groben Kleidern oder der Arbeit und Feierkleidern. Der eine wie der andere wird prüfen, wie viel Arbeit er in Tausch geben will. Der Landarbeiter kann begehren gut ernährt zu werden, aber sich wenig um seine Kleidung kümmern oder umgekehrt; jeder ist bei dieser Bestimmung von seinen Nachbarn vollkommen unabhängig. Die hundert Handwerker könnten ihre Wahl treffen, den dritten Grad von Arbeit zu leisten, um den dritten Grad von Nahrung und Kleidung zu erhalten, während die Landbebauer nur den ersten Grad von Arbeit wählen und sich mit dem bescheidensten Leben, mit den größten Kleidern begnügen würden. Was wird dann aus dem notwendigen Tausch, den der Schüler Ricardos voraussetzt?

Ebenso, wie man nicht im voraus wissen kann, welche Wahl die hundert Landarbeiter, die hundert Handwerker treffen werden, wenn ihre Wahl vollkommen frei ist, wie der Verfasser es voraussetzt, ebenso viel Mühe würde es kosten, wenn man entscheiden wollte, welche Wahl für das Wohlbefinden der Gesellschaft am günstigsten ist. Jede Arbeit ist nicht ein Vorteil, jede Ruhe nicht ein Verlust. Eine viel schlechter bekleidete, viel schlechter genährte Nation kann viel höher stehen, als eine andere, wenn sie die Zeit, die sie der Arbeit auf den Feldern und in den Werkstätten entzogen hat, nützlich angewendet hat. Ja, wenn sie selbst die Zeit nur der Ruhe und dem Vergnügen gewidmet hat — sind doch die Reichtümer lediglich zur Gewährung von Ruhe und Vergnügen bestimmt — ist man nicht sicher, ob dieses Volk nicht viel glücklicher gewesen ist. Zweifellos soll man die mittlere Linie zwischen den Extremen wählen, aber lediglich die Sittlichkeit soll diese Linie ziehen, niemals aber soll man sie ziffernmäßig berechnen.

Malthus hat auf Seite 358 seines ausgezeichneten Werkes über die Grundsätze der politischen Ökonomie bemerkt: „ein Grundirrtum dieser Beweisführung besteht darin, daß sie einen ebenso allgemeinen und ebenso wichtigen Bestandteil der menschlichen Natur außer Berechnung gelassen hat: die Trägheit und das Bedürfnis nach Ruhe“. Mit noch größerer Genugthuung habe ich gesehen, wie dieser wohlwollende Philosoph Zweifel an dem gesellschaftlichen Vorteil eines unbegrenzten Anwachsens der Arbeit der arbeitenden Klasse erhebt\*).

---

\*) Ich ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit, mein Bedauern auszusprechen, daß ich in der ersten Ausgabe meines Werkes Malthus' Bevölkerungsgesetz nach seiner ersten Ausgabe beurteilt habe, während der Verfasser in den späteren Aus-

„Nehmen wir jetzt an, fährt der Schüler Ricardos fort, daß es tausend Pächter giebt, von denen jeder Nahrung und Bekleidung für hundert Landarbeiter vorschiefst und dafür Nahrung für zweihundert zurück-erhält, daß es ebenfalls tausend Fabrikanten giebt, von denen jeder Nahrung und Bekleidung für hundert Arbeiter vorschiefst und dagegen Kleider für zweihundert erhält. In diesem Falle würde jeder der tausend Pächter dasselbe Bedürfnis fühlen, das der einzelne Pächter fühlt, seine überschüssigen Nahrungsmittel zu tauschen, und jeder der tausend Fabrikanten ebenso wünschen, seine überschüssigen Kleidungsstücke zu tauschen. Die Nahrung und die Bekleidung von hunderttausend Menschen werden wechselseitig die eine die andere kaufen, wie die Nahrung und die Bekleidung der hundert in dem ersten Beispiel gekauft worden sind, die Nachfrage eines jeden wird tausendmal sich vermehrt haben, wie die Nahrungsmittelversorgung eines jeden sich vertausendfacht hat.“

Diese Annahme, die lediglich die Wiederholung der vorhergehenden ist, kann indessen kaum noch als zulässig erscheinen, weil sie anstatt einige wenige Personen auszusondern, eine Gesellschaft in ihrer Gesamtheit darstellt; aber eine Gesellschaft, in der allein die Arbeiter ihren Lebensunterhalt finden mittels einer ununterbrochenen Arbeit, eine Gesellschaft, in der diese Arbeit niemandem ein Vergnügen bietet und niemandem etwas überflüssiges, eine Gesellschaft, in der jeder gezwungen ist, mit seinem Nächsten alles das zu tauschen, was er produzieren kann, wenn er nicht

---

gaben, die mir unbekannt geblieben waren, seine Grundsätze entwickelt, erläutert und berichtet hat. Ich mache mir auch den Vorwurf, nicht genügend hervorgehoben zu haben, wie sehr ich seine Durchdringung des Stoffes bewundere und wie hoch ich seinen Charakter achte, den er in allen seinen Schriften offenbart.

hungern oder unbekleidet bleiben will. Dieser Zustand allgemeiner Dürftigkeit ist die notwendige Bedingung der Annahme, denn wenn irgend ein Überschufs vorhanden wäre, wenn nicht jeder gedrängt wäre, für seine Nahrung oder seine Bekleidung zu tauschen, so könnte der erste beste Pächter, der sein Getreide für später aufbewahren oder der Ruhe pflegen will, das ganze Gleichgewicht in Unordnung bringen. Der erste, der das Studium schönen Kleidern vorzieht, oder einen Spaziergang einer reich besetzten Tafel, würde die Produktion seines Nachbarn ohne Nachfrage lassen. Aber wie könnte der Zwangsstaat der Gesellschaft, wie er sich in dieser Annahme darstellt, Richtern, Soldaten, Ärzten eine Stellung gewähren, was könnten diese geben, was könnten sie in Tausch empfangen, und was würde aus dem Fabrikanten werden, der von dem Pächter Getreide eintauschen will, wenn dieser Pächter Soldat ist, oder wenn er vorzieht, lieber Gerechtigkeit oder Gesundheit zu kaufen als schöne Kleider?

„Nehmen wir nun ferner an, fährt unser Verfasser fort, das infolge einer geschickteren Verwendung der Arbeit und der Einführung von Maschinen jeder der tausend Pächter, der seinen hundert Arbeitern die Nahrung und die Bekleidung vorschiefst, gewöhnliche Nahrungsmittel für zweihundert Personen zurückerhält und außerdem Zucker, Tabak und Wein, die dieser Nahrung an Wert gleich sind, während jeder Fabrikant, der hundert Arbeitern Nahrung und Kleidung vorschiefst, ein Entgelt erhält, das in gewöhnlichen Bekleidungsgegenständen für zweihundert Menschen besteht und in Bändern, Spitzen und Battisten, die eine gleiche Summe zu produzieren kosten, und die folglich einen tauschbaren Wert haben werden, der diesen zweihundert Bekleidungen gleich ist.“

Man giebt sich häufig den Anschein einer großen Tiefe und einer großen Denkfähigkeit, wenn man die Zwischenglieder der Kette eines Beweises überspringt. Unser Verfasser scheint sogar daran Vergnügen zu finden, den Leser dadurch in Erstaunen zu setzen, daß er einen abstrakten Sinn unter einer Voraussetzung verbirgt, die man beim ersten Anblick für abgeschmackt halten muß. Aber wenn man diese Zwischenglieder, die er unterdrückt, wiederherstellt, findet man fast immer, daß sie einen Denkirrtum verheimlichen.

So wissen wir sehr wohl, daß eine vorteilhaftere Verwendung von Arbeit, eine Vervollkommnung der Maschinen keinen Zucker, keine Gewürze und keinen Wein in England erzeugen, für das der Verfasser ja schreibt. Das versteht sich von selbst, wird man mir antworten, es ist dies nur ein Gedankensprung. Ich bitte um Verzeihung, das versteht sich nicht von selbst. Wenn die Vervollkommnung der Arbeit und der Maschinen, von denen der Verfasser spricht, die Kräfte der tausend Pächter, von denen jeder hundert Arbeiter beschäftigt, verdoppelt haben, so wird der Ertrag ihrer Ländereien sich in Korn, Getreide, Fleisch und Viehfutter verdoppeln, alles Dinge, für die selbst in der Annahme des Verfassers weder sie noch die Fabrikanten irgend einen Bedarf haben. Wenn diese ihrerseits durch die Vervollkommnung der Maschinen die Kräfte des Strumpfwirkerstuhls, der Tuchfabrikation, der Leinenweberei verdoppelt haben, so werden sie keine Bänder, keine Spitzen, keine Stickereien aus diesen Maschinen hervorgehen sehen, sondern eine Menge derselben Strümpfe, derselben Tuche, derselben Leinen, die doppelt so groß ist, als das Land verbrauchen kann. Wie sollen alle diese Dinge sich in diese Luxusgegenstände verwandeln, deren Gebrauch unser Verfasser aufzählt? ohne Zweifel durch Tausch, durch den auswärtigen Handel. Aber heißt

dies nicht gerade das voraussetzen, was in Frage steht? Wie kann man annehmen, daß die Länder der heißen Zone, die mit geringster Arbeit die größte Menge von Nahrung erzeugen, nach englischem Getreide gegen ihren Zucker und ihre Spezereien Bedarf haben werden, daß Frankreich seine Weine gegen Hammel tauschen wird oder Virginien seinen Tabak gegen Kartoffeln, oder wie hat er es sich vorgestellt, daß die Hälfte der Arbeiter die Strumpfwirkerei, die Tuchfabrikation, die Leinenweberei aufgeben werde, um zur Fabrikation von Bändern, Spitzen und Bapisten überzugehen? Wir suchen ein Heilmittel gegen eine überschüssige Produktion; wie stellt er es sich vor, wenn der Verbrauch der notwendigen Gegenstände so begrenzt ist, wie er es selbst voraussetzt, daß diejenigen, die sie herstellen, gerade an der richtigen Stelle Halt machen und den ganzen Rest ihrer Zeit und ihrer Mittel der Herstellung von Luxusgegenständen widmen werden?

Es mutet eigentümlich an, daß unser Verfasser den lückenhaftesten Teil seiner Beweisführung durch eine offenbare Abgeschmacktheit verdeckt hat. Man möchte sagen, daß er angenommen hat, daß niemand wagen würde, den Widerspruch aufzudecken, wenn er vom englischen Pächter spricht, der durch Vervollkommnung seines Pfluges auf seinen Feldern Zucker produziert. Niemand hat geglaubt, daß dies sein Gedanke war, niemand hat gewagt zu gestehen, daß er ihn nicht verstanden hat, sollte man aber nicht an den Verfasser die Frage richten dürfen, ob er sich selbst verstanden hat?

Die erste Folge jeder Vermehrung der Arbeit, der Maschinen, des Kapitals, die man auf irgend einen Zweig der Landwirtschaft oder der Fabrikation verwendet, besteht in der Vermehrung des Produkts dieses Zweiges über das frühere Bedürfnis hinaus. Es



muß sich also dieses Bedürfnis vermehren oder diese Arbeit, diese Maschinen, diese Kapitalien müssen auf irgend eine andere Produktion übergeführt werden. Aber wie vollzieht sich diese Überführung? Ist es die Nachfrage, die sie bestimmt? Dies hat uns unser Verfasser nicht gesagt.

„In diesem Falle“, fährt unser Verfasser fort, „ist es augenscheinlich, daß die Gütererzeugung und die Nachfrage hinsichtlich der Nahrung und der Bekleidung genau dieselben bleiben, die sie bisher gewesen sind, während der Zucker, die Weintrauben, der Tabak, den die Pächter nicht selbst zu verbrauchen wünschen, in Tausch gegen die Bänder, die Spitzen, die Batiste angeboten werden, die die Fabrikanten nicht selbst zu verbrauchen gedenken. Diese verschiedenen Gegenstände werden also wechselseitig Gegenwert und Käufer, der eine für den andern, und die Nachfrage nach Waren wird genau im Verhältnis zur Produktion angewachsen sein.“

Wir müssen an dieser Stelle an unsern Verfasser die Bitte richten, in seiner Beweisführung die Zwischenglieder nicht unterdrücken zu wollen. Wer wird die Nachfrage stellen, wer wird genießen, die ländlichen und die städtischen Herren oder ihre Arbeiter? In seiner neuen Annahme haben wir einen Überschufs an Produkten, einen Gewinn an der Arbeit. Wem verbleibt er? Die Frage ist wichtig, erstens in sittlicher Beziehung, damit wir wissen, wer den Vorteil von der neuen Entwicklung der Arbeit haben wird und welches Glück der Nation aus ihr erblühen wird, dann aber auch in wirtschaftlicher Hinsicht, weil die Zahl der Verbraucher einen bestimmenden Einfluß auf die Ausdehnung des Verbrauchs haben muß.

Da der Verfasser sich hierüber nicht ausgesprochen hat, müssen wir die eine und die andere Annahme verfolgen. Nehmen wir zuerst an, daß die Löhne der

Arbeiter im Verhältnis zur Vermehrung ihrer Produkte steigen, so wird daraus folgen, daß sie bei sechsständiger Arbeit den Lohn erhalten, den sie vorher bei einer zwölfständigen gewannen. Sie werden sich zu entschließen haben, ob sie die Zeit, die sie früher genötigt waren, für die Beschaffung ihrer notwendigsten Lebensbedürfnisse zu verwenden, nunmehr der Ruhe, den Genüssen, der Pflege ihres Geistes weihen wollen, oder ob sie im Gegenteil so viel wie früher arbeiten wollen, um für diesen Preis Luxusgenüsse zu kaufen. Die Weine, sagt man uns, werden Spitzen kaufen und der Tabak Seidenwaren, aber welches Verhältnis kann man zwischen der Trunksucht eines Teils der Verbraucher und der Leichtfertigkeit des anderen aufstellen, welche Gewähr hat man, daß der Geschmack für die Genüsse des Lebens, die von der Arbeit ablenken, sich genau im Verhältnis zum Anwachsen der Arbeit vermehrt, daß man, obgleich jeder Luxusgegenstand, je mehr man nach und nach erwirbt, ein immer weniger lebhaftes Vergnügen verschafft, trotzdem bereit sein wird, ihn sich durch ein größeres Opfer zu verschaffen? Wer beweist, daß der Landbebauer für das Vergnügen, ein Batisthemd mit Spitzen zu tragen und beim Pflügen einen seidenen Mantel, sich dazu verstehen wird, sich dem schädlichen Morgentau, der glühenden Mittagshitze, dem winterlichen Eis auszusetzen, wenn er unter Verzicht auf diese Kleinlichkeiten sich morgens später erheben, weniger Anstrengungen erleiden, besser seine Gesundheit wahren, endlich seine Arbeit abkürzen kann, ohne sich um die entsprechende Produktion des Fabrikanten zu kümmern?

Wohl wissen wir — und die Geschichte des Handels lehrt es uns genugsam — daß nicht der Arbeiter es ist, der von der Vervielfältigung der Produkte der Arbeit Nutzen hat: sein Lohn wird nicht

vermehrt; Ricardo hat selbst einmal gesagt, daß es nicht sein dürfe, wenn man das Anwachsen des öffentlichen Reichtums nicht aufhören lassen wolle. Eine grauenhafte Erfahrung lehrt uns im Gegenteil, daß der Arbeitslohn vielmehr fast stets im Verhältnis zu dieser Vermehrung vermindert wird. Worin besteht dann aber die Wirkung des Anwachsens der Reichtümer für die öffentliche Wohlfahrt? Unser Verfasser hat tausend Pächter angenommen, die genießen, während hunderttausend Landarbeiter arbeiten, tausend Fabrikanten, die sich bereichern, während hunderttausend Handwerker unter ihrem Befehl stehen. Das etwaige Glück, das der Vermehrung der leichtfertigen Genüsse des Luxus entspriessen kann, wird also nur einem Hundertstel der Nation zuteil. Würde dieses Hundertstel, das dazu berufen ist, den ganzen Überfluß des Produkts der arbeitenden Klasse zu verbrauchen, auch dann hierzu imstande sein, wenn diese Produktion durch den Fortschritt der Maschinen und der Kapitalien ohne Aufhören anwächst? In der Annahme des Verfassers muß der Pächter oder der Fabrikant jedesmal, wenn das nationale Produkt sich verdoppelt, seinen Verbrauch verhundertfachen; wenn der nationale Reichtum, dank der Erfindung so vieler Maschinen, heute hundertmal so groß ist, als er zu der Zeit war, in der er nur die Produktionskosten deckte, muß heute jeder Herr Produkte verbrauchen, die zum Unterhalt von zehntausend Arbeitern ausreichen würden.

Nehmen wir einmal buchstäblich an, daß ein Reicher die Produkte verbrauchen kann, die zehntausend Arbeiter angefertigt haben, darunter die Bänder, die Spitzen, die Seidenwaren, deren Ursprung uns der Verfasser aufgezeigt hat. Aber ein einzelner Mensch könnte nicht in gleichem Verhältnis die Erzeugnisse der Landwirtschaft verbrauchen: die Weine,

der Zucker, die Gewürze, die Ricardo in Tausch entstehen läßt, wären zu viel für die Tafel eines einzigen Menschen. Sie werden nicht verkauft werden oder vielmehr das Verhältnis zwischen den landwirtschaftlichen und Fabrikserzeugnissen, das als Grundlage seines ganzen Systems erscheint, wird sich nicht mehr aufrecht erhalten lassen.

„Man kann einwenden, fährt der Schriftsteller fort, daß man bei Annahme des Grundsatzes, daß die Nachfrage sich stets im Verhältnis zu der Produktion vermehrt, die Einschnürungen und die Stockungen nicht erklären könne, die ein ungeordneter Handel erzeugt. Wir antworten sehr ruhig: eine Einschnürung ist die Folge eines Anwachsens einer besonderen Klasse von Waren, denen ein verhältnismäßiges Anwachsen von Waren, die ihnen als Gegenwert dienen können, nicht gegenübersteht. Während unsere tausend Pächter und ebensoviele Fabrikanten ihre Produkte austauschen und sich gegenseitig einen Markt darbieten, können tausend neue Kapitalisten, die sich der Gesellschaft angliedern, von denen jeder hundert Arbeiter im Landbau beschäftigt, ohne Zweifel eine unmittelbare Einschnürung des Marktes in landwirtschaftlichen Produkten herbeiführen, weil ein gleichzeitiges Anwachsen der Produktion von Manufakturwaren, die sie kaufen sollen, mangelt. Aber wenn die eine Hälfte dieser neuen Kapitalisten Fabrikanten werden, so werden sie Manufakturwaren schaffen, die zum Ankauf des Bruttoprodukts der anderen Hälfte genügend sind. Das Gleichgewicht ist wieder hergestellt, und fünfzehnhundert Pächter werden mit fünfzehnhundert Fabrikanten ihre entsprechenden Produkte mit genau derselben Leichtigkeit tauschen, mit der die tausend Pächter und die tausend Fabrikanten ehemals die ihrigen getauscht haben.“

In unseren kurzen Ausführungen haben wir schon bemerken können, und noch besser würde dies aus

dem Werke Ricardos hervorgehen, daß sowohl er wie sein Schüler sich darin gefallen, unmögliche Beispiele vorzuführen. Diese Art von Beweisführung führt den schweren Übelstand mit sich, daß man ständig auf die Unmöglichkeit der Auskunftsmittel stößt, die sie zur Vermeidung aller Schwierigkeiten empfehlen. Kapitalisten, die in einem zivilisierten Lande plötzlich die Ausdehnung des unter Kultur gesetzten Landes und die Zahl der Landbebauer verdoppeln und diese neue Nation aus der Erde stampfen, die die Masse der Bodenprodukte vervielfachen, sind Dinge, die sich wohl nur im Feenlande ereignen; läßt man sie als Annahme zu, so würde die Schwierigkeit immerhin bestehen bleiben, die die Wiederherstellung des Gleichgewichts bietet, und die darin besteht, die Hälfte dieser Kapitalisten, die Hälfte dieser mittels eines Zauberstabes geschaffenen Arbeiter von der Landwirtschaft zu einem Gewerbe überzuführen.

Indessen sind wir gerade in der Lage, in der diese Umwälzung in der Landwirtschaft, die uns ein Phantasiegebilde schien, verwirklicht worden ist, und wir können das Auskunftsmittel beurteilen, das als Heilmittel dienen soll. Man hat nicht den Umfang der Felder der zivilisierten Welt verdoppeln können, aber man hat wilde Länder unter Kultur gesetzt, und die politischen Umwälzungen, die Änderung in dem System der Finanzen, der Friede, haben in die Häfen der alten Landwirtschaft treibenden Länder auf einmal Schiffsloadungen eingehen lassen, die fast allen ihren Ernten gleichkommen. Die ungeheuren Provinzen, die Rußland neuerdings am Schwarzen Meere zivilisiert hat, Ägypten, das einen Regierungswechsel erlebt hat, die Berberei, der der Seeraub untersagt worden ist, haben plötzlich die Speicher Odessas, Alexandrias und Tunis' in die Häfen Italiens geleert und haben ein solches Übermaß von Getreide mit sich geführt, daß

die ganzen Küsten entlang die Thätigkeit des Pächters eine verlustbringende geworden ist. Das übrige Europa ist nicht vor einer ähnlichen Umwälzung sicher, die die ungeheure Ausdehnung des neuen Landes verursacht hat, das an den Ufern des Mississippi auf einmal unter Kultur gesetzt worden ist und das alle seine Erzeugnisse ausführt. Selbst der Einfluß Neuhollands kann eines Tages für die englische Industrie vernichtend sein, wenn nicht in Hinsicht auf die Lebensmittel, für die der Transport zu kostspielig ist, so doch hinsichtlich der Wolle und der anderen landwirtschaftlichen Erzeugnisse, deren Beförderung eine leichtere ist. Ohne Zweifel wird die Zeit kommen, die die Menschlichkeit herbeisehnt, in der die Industrie der Landwirtschaft zur Seite steht und in der diese neuen Länder sich selbst ein Markt sein werden. Aber dies kann nur das Werk einer Reihe von Generationen, ja vielleicht mehrerer Jahrhunderte sein.

Was ist nun in dem gegenwärtigen Augenblick der Rat des Schülers Ricardos, für den es keinen Überschufs der Produktion über die Nachfrage, keine Einschnürung des Marktes, kein Leiden giebt: eine Hälfte dieser neuen Kapitalisten soll Fabrikanten werden. Diesen Rat kann man ernsthaft nur den Tartaren in der Krim oder den ägyptischen Fellahs geben. Noch ist der Augenblick nicht gekommen, um neue Fabriken in überseeischen Gegenden oder in Neuholland einzurichten. Man muß also für die alten Landbebauer Platz schaffen und das Gleichgewicht wieder herstellen. Aber ist es eine einfache oder gar leichte Sache, einem italienischen oder provençalischen ländlichen Edelmann klar zu machen, daß das Gut, das er von seinen Vätern ererbt hat, nichts mehr, absolut nichts wert ist, daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als es brach liegen zu lassen, sein ganzes Kapital aus ihm herauszuziehen und eine

Fabrik zu errichten? Ehe er dies thut, wird er warten, bis dieses Kapital bis auf den letzten Groschen aufgezehrt ist, und er wird auf den Landbau erst dann verzichten, wenn er Hungers stirbt. Um aber die gegebene Formel anzuwenden, müßte die Zahl der europäischen Landbebauer, die den Landbau aufgeben, der Hälfte der Anzahl dieser neuen Bebauer am Schwarzen Meer, in Amerika oder in Afrika gleich sein, die ihr Getreide auf die Märkte Europas werfen. Zu gleicher Zeit müßten alle ihre Arbeiter ihren Stand wechseln.

Gewöhnlich aber geht nicht das Erzeugnis der Landwirtschaft dem der Manufakturen voraus und bewirkt die Einschnürung der Märkte, über die der Handel sich beklagt; heute wenigstens sind wir vielmehr von der Zahl der Fabriken bedroht, die, ohne die Bedürfnisse und die Nachfrage des Publikums abzuwarten, Produkte auf den Markt werfen, die weit aus die Kauffähigkeit dieses Publikums übersteigen, selbst wenn es wahr wäre, daß diese Fähigkeit ohne Rücksicht auf das Bedürfnis des Verbrauchs die Nachfrage bestimmt. Sollte es indessen in einem vollständig bebauten Lande wirklich so leicht sein, das Gleichgewicht wieder herzustellen, wenn man auf den Boden für neue Rodungen die Kapitalien verwendet, die in den Manufakturen zuviel angelegt sind? Werden diese Umwälzungen der ganzen Industrie eines Landes, die sich kaum in einem Jahrhundert vollziehen können, jemals zur Zeit kommen, um für die jährlichen Störungen als Heilmittel zu dienen? Wenn diese Einschnürungen in irgend einem Zweige der Industrie sich regelmäfsig folgen, wirkt ihr Ergebnis nicht genau wie ein beständiger Überschufs der Produktion über die Nachfrage?

Obgleich übrigens in dem Tausch ländlicher Produkte mit den städtischen der Haupthandel eines jeden Landes besteht, so ist er doch bei Weitem nicht

der einzige, und die Gleichheit, die man für diesen Handel voraussetzt, vereinfacht nicht etwa den Ausdruck der großen industriellen Bewegung eines Landes, sie wandelt ihn um. Jedes einzelne Produkt muß den Wünschen, den Bedürfnissen und der Zahlungsfähigkeit einer bestimmten Klasse von Käufern angepaßt sein. Aber diese Wünsche und diese Bedürfnisse ändern sich unaufhörlich; diese Käufer, weit entfernt davon, den Produzenten sichtbar zu sein, verbreiten sich über die ganze Oberfläche der Erde. Kein Philosoph, trotz aller seiner Untersuchungen, keine Regierung mit aller ihrer Macht, hat noch mit Sicherheit die Ausdehnung irgend eines Marktes erkannt: wie sollen die Produzenten zu seiner Kenntnis gelangen? Sie suchen sie nicht einmal. Ihre Anstrengungen gehen lediglich dahin, sich gegenseitig Kunden wegzunehmen. Dieser Kampf, der von einem Ende der bewohnten Erde bis zum andern sich erstreckt, beweist schon an sich den Überschufs der Produktion über die Nachfrage. Soweit er sich ausdehnt, ist der Handel, der sich bemüht, billiger zu liefern, nicht aber weniger anzufertigen, nicht geeignet, das Gleichgewicht wiederherzustellen.

„Wenn die Herstellung einer Klasse von Waren“, sagt endlich unser Verfasser, „sich unabhängig von andern vermehrt, so entsteht eine Einschnürung oder eine Schwierigkeit des Absatzes. Aber wenn die Produktion aller Waren zu gleicher Zeit anwächst, kaufen die verschiedenen Artikel sich gegenseitig und die Vermehrung der Produktion ist der Vermehrung der Nachfrage gleich.“

Ohne Zweifel ist eine allgemeine Einschnürung im Handel viel seltener, als eine teilweise; vielleicht ist es unsern Tagen vorbehalten, auch hierfür ein großes und verhängnisvolles Beispiel zu liefern. Wenn aber der Schüler Ricardos um sich geblickt hätte, so hätte



er gesehen, daß eine solche Einschnürung möglich ist. Ein Angstschrei ertönt aus allen Fabrikstädten der alten Welt und alle Ländereien der neuen antworten ihm. Überall ist der Handel von derselben Entkräftung befallen, überall begegnet er derselben Unmöglichkeit des Verkaufs. Mindestens seit fünf Jahren hat das Leiden begonnen; anstatt sich zu mildern, scheint es mit der Dauer zu wachsen. In allen uns bekannten Gewerben ist Überfluß an Armen, wie soll das Gleichgewicht, von dem man uns spricht, wiederhergestellt werden, da es doch keinen Beruf giebt, in dem mehr Handarbeit begehrt wird?

Die Leiden der Fabrikarbeiter sind die grausamsten, weil im Gegensatz zu den Landbebauern ihr ganzer Lebensunterhalt vom Tausch abhängt. Das Leiden ist größer in England, weil dieses Land eine verhältnismäßig größere Zahl von Manufakturen aufweist, als irgend ein anderes europäisches Land. Man kann nicht ohne Schauern die Adresse der Strumpfwirker von Nottingham lesen. „Bei einer vierzehn- bis sechszehnstündigen täglichen Arbeit verdienen wir nur vier bis sieben Shilling die Woche, von welchem Verdienst wir unsere Frauen und Kinder ernähren müssen. Wir haben Brot und Wasser oder Kartoffeln mit Salz an Stelle der gesünderen Nahrung setzen müssen, welche ehemals stets reichlich auf den englischen Tischen zu sehen war, und wir versichern, daß wir nach der ermüdenden Arbeit eines ganzen Tages häufig gezwungen gewesen sind, ohne Abendbrot zu bleiben und unsere Kinder hungrig zu Bett zu schicken, um ihr Schreien nach Brot nicht zu hören. Wir erklären auf das feierlichste, daß wir während der letzten achtzehn Monate kaum je das Gefühl der Sättigung gehabt haben, vielmehr stets dem Hunger ausgesetzt gewesen sind.“ (Edinburgh Review, Mai 1820, Seite 334.)

Man hat häufig angekündigt, daß das Gleichgewicht sich wieder herstellen und die Arbeit wieder beginnen würde, aber eine einzige Nachfrage entwickelte jedesmal eine Bewegung, die über die wirklichen Bedürfnisse des Handels weit hinausging, und dieser neuen Thätigkeit folgte bald eine noch peinvollere Einschnürung. Ein ebenso verhängnisvolles Zeichen dieses allgemeinen Leidens sind die patriotischen Vereinigungen, die sich in Belgien, Deutschland und anderswo behufs Zurückweisung fremder Waren gebildet haben. Das System, das heute in der öffentlichen Meinung vorwiegt, ist nicht das der Philosophen, nicht das der Regierungen: die überall herrschende Angst hat es zur Entstehung gebracht. Der Überfluß an ländlichen Erzeugnissen wird weniger bemerkt, einmal, weil der Bebauer, der nur den Überschufs seines Getreides verkauft, nicht in dem Mafse leidet, wie der Fabrikarbeiter, der erst anfangen kann, zu essen, wenn er seine gesamte Arbeit verkauft hat, dann aber, weil man der Landwirtschaft keine so große Entwicklung gegeben hat, wie den Manufakturen. Indessen ist auch die Landwirtschaft im allgemeinen vom Leiden befallen: die Lebensmittelpreise ersetzen kaum die Kosten der Bewirtschaftung; in England haben zahlreiche Bankerotte unter den Pächtern gezeigt, daß man die landwirtschaftlichen Unternehmungen eher einschränken als vermehren solle, und man hat gegen die Annahme Ricardos, ja gegen die Grundlage seines ganzen Systems eine allgemeine Einschnürung, ein Anwachsen der Produktion verspürt, das, weit davon entfernt, die Nachfrage zu vermehren, sie vielmehr vermindert hat.

Man kann diese große Bedrängnis in ganz Europa nicht betrachten, ohne sich mit seinem ganzen Herzen, mit seinem ganzen Geiste der Untersuchung von Heilmitteln zuzuwenden, die so großen Leiden ein Ziel zu

setzen imstande wären. Aber in unsern Augen sind die Heilmittel, die wir in unserm Werke aufzuzeigen gesucht haben, nur indirekte und können nur sehr langsam wirken. Trotzdem glauben wir schon etwas gethan zu haben, wenn wir gezeigt haben, was man nicht thun und welchen Ratschlägen man nicht folgen soll; wenn wir festgestellt haben, dafs die Fähigkeit zu verbrauchen nicht notwendig mit der Fähigkeit zu produzieren wächst; wenn wir endlich Zweifel in dem Geist derjenigen erweckt haben, die dem Vaterland und der Menschlichkeit zu dienen glauben, wenn sie alle Arbeiten zu einer gröfseren Thätigkeit anspornen, selbst in dem Augenblick, in dem sie vielleicht dazu beitragen, uns immer mehr unter einer Masse falscher Reichtümer zu ersticken, von der wir einen Gebrauch nicht zu machen wissen.

---

## Zweiter Artikel.

### Über das Gleichgewicht zwischen Konsumtion und Produktion\*).

Die Volkswirte sind heute über eine Grundfrage und ihre Entscheidung, von welcher gewissermalfen die ersten Grundsätze ihrer Wissenschaft abhängen, geteilter Meinung. Wir haben diese Grundfrage schon an anderer Stelle behandelt, wir bitten um die Erlaubnis, sie noch einmal behandeln zu dürfen: vielleicht wird es sogar nötig sein, noch mehrere Male auf sie zurückzukommen. Wenige Seiten genügen

---

\*) Diese kleine Schrift ist zuerst in der Revue encyclopédique Mai 1824 Bd. XXII veröffentlicht worden.

nicht, weder festgewurzelte Meinungen bei den einen zu erschüttern, noch eine neue Lehre bei den anderen zu festigen; alles was wir uns schmeicheln thun zu können, besteht darin, daß wir die Wichtigkeit des Punktes aufzeigen, der der Entscheidung unterliegt, und daß wir die zum erneuten Nachdenken veranlassen, die vielleicht zu leicht ihre Meinung festgelegt haben.

Hier ist die Frage. Ricardo in England, Say auf dem Festlande, haben behauptet, daß es für den Volkswirt genügend erscheint, sich mit der Erzeugung der Reichtümer zu beschäftigen, denn die größte Glückseligkeit der Nationen hänge von einer immer größer werdenden Produktion ab. Sie haben gesagt, daß die Produktion durch Herstellung von Tauschmitteln die Konsumtion schafft, daß man niemals zu befürchten brauche, daß die Reichtümer den Markt einschnüren, wie groß auch die Menge sein möge, die die menschliche Industrie produziert, weil die Bedürfnisse und die Wünsche des Menschen stets bereit sein werden, alle diese Reichtümer zu verbrauchen.

Andererseits hat Malthus in England behauptet, wie ich dies auf dem Festlande zu thun versucht habe, daß die Konsumtion nicht die notwendige Folge der Produktion sei, daß die Bedürfnisse und die Wünsche des Menschen allerdings ohne Grenzen seien, daß aber diese Bedürfnisse und diese Wünsche durch den Verbrauch nur in so weit befriedigt werden könnten, als sie mit Tauschmitteln vereint sind. Wir haben bestätigt, daß es nicht ausreicht, diese Tauschmittel zu schaffen, um sie in die Hände derer übergehen zu lassen, die diese Wünsche oder Bedürfnisse haben, daß es sogar oft der Fall ist, daß die Tauschmittel in der Gesellschaft anwachsen, während die Nachfrage nach Arbeit oder der Lohn sich vermindert; daß dann die Wünsche und die Bedürfnisse eines Teils der Bevölke-

rung nicht befriedigt werden können und daß der Verbrauch ebenfalls abnimmt. Endlich haben wir behauptet, daß das unzweideutige Zeichen der Wohlfahrt der Gesellschaft nicht die wachsende Produktion von Reichtümern sei, sondern die wachsende Nachfrage nach Arbeit oder ein wachsendes Angebot des Lohns, der für die Arbeit eine Vergütung bietet.

Ricardo und Say haben nicht gelehnet, daß die wachsende Nachfrage nach Arbeit ein Zeichen der Wohlfahrt sei, aber sie haben behauptet, daß diese Nachfrage mit Sicherheit aus dem Anwachsen der Produktion entstehen müsse.

Malthus und ich leugnen dies. Wir behaupten, daß diese beiden Vermehrungen die Folge von Ursachen sind, die vollständig von einander unabhängig, ja zuweilen sogar Gegensätze sind. Nach unserer Meinung wird der Markt überfüllt, wenn eine Nachfrage nach Arbeit der Produktion nicht vorausgegangen und ihr nicht gefolgt ist: eine neue Produktion wird dann eine Ursache des Verfalls, nicht des Genusses.

Der größte Teil der Volkswirte hat sich in dieser Frage der Meinung Says und Ricardos zugeneigt, aber fast alle Staatsmänner handeln nach den Grundsätzen, die Malthus und ich auseinandergesetzt haben. Sowohl in den Manufakturen wie in der Landwirtschaft scheint ihnen der Absatz oder der Mangel desselben die unmittelbare Ursache ihrer Wohlfahrt oder ihres Leidens zu sein. Sie suchen stets die Produktionsthätigkeit nach dem Absatz zu regeln, wenn ihnen dies auch nicht immer gelingt.

Ricardo, dessen jüngst erfolgter Tod nicht nur seine Familie und seine Freunde, sondern alle die, die er mit seinem Geiste erleuchtet hat, alle die, die er mit seinem Edelmut erwärmt hat, tief betrübt hat, hielt sich in dem letzten Jahre seines Lebens einige

Tage in Genf auf. Wir haben zwei- oder dreimal diese grundlegende Frage, über die wir so verschiedener Meinung sind, mit einander durchgesprochen. Er brachte hierzu die Bildung, den guten Glauben, die Liebe zur Wahrheit, die ihn auszeichnete und eine Klarheit mit, die selbst seine Schüler bei ihm kaum erwarten dürften, da sie an die Abstraktionen, die er von ihnen in seinem Arbeitszimmer verlangte, gewöhnt sind. Aber eine mündliche Besprechung konnte bei einer Frage nicht genügen, die eine so schwierige Vereinigung positiver Berechnungen und gewissermaßen metaphysischer Untersuchungen fordert; so habe ich mir denn vorgenommen, etwas mehr geordnet, nach reiflichem Nachdenken, die Beweise noch einmal vorzuführen, von denen ich in diesen Besprechungen, deren Erinnerung mir teuer ist, Gebrauch gemacht habe.

Wir mußten beide (und wer sollte dies nicht thun?) zugeben, daß alle Zweige der Industrie, der Landwirtschaft wie der Manufakturen sich in allen Ländern Europas über die Einschnürung der Märkte, die Unmöglichkeit zu verkaufen, oder anders, als mit Verlust zu verkaufen, beklagt haben. Ich sah hierin ein Übermaß der Produktion oder ein Mißverhältnis derselben zu dem Verbrauch; da aber dieses Übermaß oder dieses Mißverhältnis gleicherweise nach Ricardo unmöglich sind, so schrieb er diese Wirkung den Fehlern der wirtschaftlichen Ordnung oder den Belästigungen des Umlaufs der Produkte und den Zöllen zu.

Wir schieden beide aus der Frage den Fall aus, im dem eine Nation mehr den Fremden verkaufte, als sie von ihnen kaufte, und so für eine wachsende Produktion im Innern einen wachsenden Markt nach außen fand. Die meisten Staatsmänner haben sich, mit einem Rest von Zuneigung für das alte Merkantilsystem, ebenso wie Ricardo und Say es vorgeschlagen haben,

unaufhörlich bemüht, in ihrer Nation die Produktion zu vermehren, aber das zu erreichende Ziel bestand in der Ausfuhr, nicht in dem inneren Verbrauch, und diese beiden Systeme, wenn sie auch in einigen Beziehungen übereinstimmen, sind doch in ihren Grundsätzen einander entgegengesetzt. So hat das englische Ministerium England zu einer Fabrik für das Weltall machen wollen: alle Völker Europas, Amerikas, Indiens sollten die Kunden der englischen Händler werden, jeder neue Fortschritt der nationalen Industrie sich mit der Eröffnung eines neuen Außenmarktes verbinden. Aber anstatt für den Verbrauch auf einen Tausch zwischen den wachsenden Produkten zu rechnen, hat es sich geschmeichelt, nach und nach von den Märkten die fremden Produzenten auszuschließen, sobald die Engländer mit ihren Produkten kamen, die entweder von besserer Beschaffenheit oder billiger im Preise waren.

In diesem System ist ein Volk der Nebenbuhler des andern. Die Wohlfahrt der Industrie bei dem einen, bewirkt den Untergang der Industrie bei dem andern; wenn alle zu gleicher Zeit das System annehmen, wenn alle jedes Jahr eine immer größere Menge Produkte auf den fremden Markt werfen, wenn alle ihre Waren billiger anbieten, sich bemühen sich einander ihre Kunden wegzukapern und mehr zu verkaufen als zu kaufen, so wird ihr Mitbewerb den Markt des Weltalls überführen und allen schädlich sein oder eine einzige Nation wird auf Kosten der übrigen Erfolg haben und allein von der Freiheit des Handels Nutzen ziehen, die andern dagegen werden sich gegen eine Industrie zur Wehr setzen müssen, die die ihrige zum Tode verurteilt. So haben dieselben Minister, die die wachsende Produktion ermutigt haben, das Schutzzollsystem angenommen.

Ricardo hat im Gegenteil als Parteigänger einer

unbeschränkten Freiheit in dem Austausch zwischen den Nationen behaupten müssen, daß sein System, anstatt ein ausschließendes zu sein, von allen auf einmal angenommen werden könnte; daß die Produzenten, anstatt einander Konkurrenz zu machen, wechselseitig der eine der Kunde des andern werden würde. So beruht seine ganze Theorie auf dem Grundsatz, daß eine Nation nur so viel verkaufen könne, wie sie kauft, daß es eine notwendige Gleichheit zwischen der Produktion und dem Verbrauch gäbe, daß der letztere immer mit dem ersten anwachse, daß der fremde Handel in nichts den Tausch störe, der sich zwischen diesen beiden Mengen vollzieht, daß er nur durch die Einführung von gleichen Werten in verschiedenen Formen den verschiedenen Geschmacksrichtungen der Verbraucher gerecht wird. Wenn die Tuchfabrikation zum Beispiel in England um hunderttausend Stück jährlich wächst, so erlaubt der fremde Handel lediglich den Engländern, daß sie, anstatt diese hunderttausend Stück mehr in natura zu verbrauchen, ihren Wert in Weinen, in Spezereien oder unter irgend einer andern Form verbrauchen, die der Handel ihnen darbietet. In den Augen von Say und Ricardo schafft man dadurch, daß man Tauschgegenstände herstellt, einen Tausch und infolgedessen einen Verbrauch und die Gleichheit des Verbrauchs und der Produktion scheint ihnen somit bewiesen, sei es, daß man den Markt des ganzen Weltalls betrachtet, sei es, daß man jede Nation von allen andern getrennt sich vorstellt.

Es ist sehr wesentlich, sich diesen Grundsatz stets vor Augen zu halten, um nicht falsche Schlüsse aus Umwälzungen zu ziehen, die sich in unseren Tagen in den Industrien bei den verschiedenen Völkern vollzogen haben. Die Manufakturen aller der gewerblustigsten Länder Europas sind seit einigen Jahren in einem erschreckend drangvollen Zustande, weil sie



für ihre Produkte keinen Absatz mehr fanden, heute haben sie sich wiederum aufgerichtet, nunmehr (1824) ist es aber die Landwirtschaft, welche überall leidet, weil sie ihre Ernten nicht verkaufen kann: aber die Erleichterung, die die Manufakturen geniefsen, ist kein Beweis für das System Ricardos; auch wenn die Landwirtschaft einer ähnlichen Erleichterung theilhaftig geworden sein wird, wird die Wahrheit seiner Theorie hierdurch nicht besser bewiesen. Wir wissen, daß ein neuer, ungeheurer Markt sich den Europäern im spanischen Amerika eröffnet hat. Wir haben nicht die Frage zu entscheiden, ob Wechselfälle eines Krieges oder der Politik einer Nation nicht neue Verbraucher verschaffen können: man muß beweisen, daß sie sie sich selbst schafft, wenn sie ihre Produktion vermehrt. Man darf wenigstens mit Recht die Vermutung aussprechen, daß die Verbesserung des Standes der europäischen Märkte mehr der Politik verdankt wird, als den natürlichen Fortschritten des Reichthums. Alle großen Bestellungen kommen aus dem spanischen Amerika, in dem der Einführung europäischer Waren kein Hindernis in den Weg gelegt wird, wo der Krieg, der sich in allen Provinzen entzündet hat, viel verbraucht und wenig produziert, wo gleichzeitig starke Volksleidenschaften die Kapitalien, statt der Einkommen, für den Ankauf von Waffen und Waren, die England liefert, verwenden\*).

Nicht den Krieg mit den Kolonien, die Befreiung Amerikas, die Anleihen Columbiens und Chilis, hat

---

\*) Wir haben im vierten Kapitel des vierten Buches gesehen, welcher Art die Ergebnisse dieser künstlichen Thätigkeit gewesen sind, wie die Engländer selbst das Geld geliefert haben, mit denen die Fremden ihre Waren gekauft und verbraucht haben, und wie, sobald die Engländer aufgehört haben ihren Kunden zu leihen, diese Kunden aufgehört haben zu kaufen.

Ricardo in Betracht gezogen, die den englischen Fabrikanten Kunden zugeführt haben: nach seiner Meinung schaffen sich diese Fabrikanten ihre Käufer selbst. Er sagt: „Nehmen wir hundert Landbebauer an, die tausend Sack Getreide produzieren und hundert Wollenfabrikanten, die tausend Ellen Stoff herstellen; sehen wir von allen andern Produkten ab, die den Menschen nützlich sind, von allen Zwischengliedern zwischen ihnen, und nehmen wir an, daß sie nur allein auf der Welt sind: so tauschen sie ihre tausend Ellen gegen ihre tausend Sack; nehmen wir die Produktivkräfte der Arbeit infolge der Fortschritte der Industrie als um ein Zehntel vermehrt an, so tauschen dieselben Menschen elfhundert Ellen gegen elfhundert Sack und jeder von ihnen wird besser bekleidet und besser ernährt werden; ein neuer Fortschritt erhöht den Tausch auf zwölfhundert Ellen gegen zwölfhundert Sack, und so fort: das Anwachsen der Produktion vermehrt stets die Genüsse der Produzenten.“

In meinen Augen erscheint die Abstraktion, die diese Auseinandersetzung uns zu machen zwingt, erheblich zu stark; wir sollen die Einzelheiten unberücksichtigt lassen; es heißt aber nicht vereinfachen, sondern verwirren, wenn wir aus unserer Betrachtung alle die Thätigkeiten, die sich nach und nach vollziehen, ausschalten sollen, durch die wir gerade die Wahrheit vom Irrtum zu unterscheiden in den Stand gesetzt werden.

Betrachten wir diesen selben Tausch, den Ricardo in so wenig Worten schildert, so werden wir mit Erstaunen wahrnehmen, wie kompliziert er ist. Folgen wir den verschiedenen Wegen, die ein einzelner Produzent einschlägt oder einschlagen läßt, wenn wir wie Ricardo annehmen wollen, daß von Kleinem zu Großem dieselben Thätigkeiten von allen wiederholt werden, sondern wir die Ursachen von den Wirkungen,

lassen auch wir eine große Zahl Zwischenglieder bei Seite und sehen wir zu, wieviel dazu gehört, daß die Produzenten der einen Hälfte der Reichtümer die Verbraucher der andern Hälfte werden.

Um diesen wirtschaftlichen Mechanismus zu untersuchen, wollen wir die Landwirtschaft als Beispiel wählen und in ihr nur den wirklichen Landbau sehen und von allen ihren andern Produkten Abstand nehmen. Wir betrachten die Landwirtschaft in ihrer Kindheit, als die Industrie noch sehr wenig Fortschritte gemacht hatte und die Produktivkräfte der Arbeit nach Schaffung des Unterhalts für den Arbeiter nur einen kleinen Überschufs gewährten: hier bietet die Hypothese oder die Berechnung die geringsten Schwierigkeiten, man hat mit den wenigsten Einzelheiten zu thun. Zugleich aber nehmen wir die Gesellschaft in ihrer wirklichen Organisation mit Arbeitern ohne Eigentum, deren Lohn durch den Wettbewerb festgesetzt wird und die ihr Herr, wenn er ihrer nicht mehr bedarf, entlassen kann, denn gerade auf diese wirtschaftliche Organisation stützen sich unsere Einwürfe. Endlich sehen wir, wie Ricardo, vom Geld ab. Stellen wir uns einen Landbebauer vor, der auf einer gegebenen Bodenfläche zehn Mitglieder seiner Familie, Dienstleute und Arbeiter beschäftigt und der auf seinem Gut jährlich hundertzwanzig Sack Getreide erntet. Um unsere Rechnung nicht so schwierig zu gestalten, sehen wir von jedem andern landwirtschaftlichen Erzeugnis ab und nehmen als alleinigen Vertreter aller das Getreide. Nehmen wir ferner an, daß der Lohn, den der Landbauer jedem seiner Arbeiter gewährt, zehn Sack Getreide gleich ist: von diesen zehn Sack wird der Arbeiter jährlich drei in natura verzehren, sieben wird er dazu verwenden, um sich durch Tausch die andern Produkte der Landwirtschaft und die der Manufakturen zu verschaffen, deren er neben dem Brot

zu seinem Lebensunterhalt bedarf. Zwanzig Sack werden dem Landwirt-Eigentümer verbleiben. Um unsere Rechnung noch mehr zu vereinfachen, mögen wir annehmen, daß der Eigentümer zu gleicher Zeit der Bewirtschafter sei. Er nun braucht zehn Sack, und zwar drei in natura, und sieben weitere für seine Lebensnotdurft, wenn er so lebt wie jeder seiner Arbeiter, zehn andere liefern ihm durch Tausch die Genüsse, die wir Luxus nennen, und die er mit den übrigen arbeitenden Menschen nicht teilt.

Fassen wir das Gesagte zusammen: das Gut produziert hundertundzwanzig Sack Getreide, von denen dreiunddreißig an Ort und Stelle durch die Arbeiter verzehrt, siebenundsiebzig gegen die Lebensnotdurft getauscht werden. Sie werden also durch die verzehrt, die die Waren herstellen, die der Arme kauft, zehn werden gegen Luxusgegenstände getauscht, sie werden also von denen verzehrt, die die Waren herstellen, die der Reiche kauft, denn wir nennen denjenigen reich, der nach Befriedigung seiner notwendigen Bedürfnisse einen Teil seines Einkommens auf Genüsse verwenden kann.

Zu dieser Zeit vermehrt eine Erfindung, eine neue Maschine zur Bearbeitung des Bodens oder die Kunst, Haustiere zu zähmen und sie eine menschliche Arbeit leisten zu lassen, die Arbeitsprodukte des Menschen um fünfzig Prozent. Wenn wir als Beispiel eine Familie von Arbeiter-Eigentümern angenommen hatten, deren sämtliche Mitglieder fast gleiche Rechte haben, so nützte die Erfindung allen gleichmäßig. Acht Stunden Arbeit würden für die elf Glieder der Familie genügen, um die Früchte zu erzeugen, die sie vordem in zwölf erzielt haben: wenn sich für sie keine weitere Nachfrage nach Arbeit ergibt, die für alle gleichmäßig vorteilhaft ist, so würden sie sich täglich vier Stunden mehr ruhen können.

Wir haben aber die Gesellschaft in ihrer tatsächlichen Organisation vorausgesetzt. Einerseits einen Eigentümer, der allein die Arbeiten leitet, der allein ihre Früchte pflückt und der allein von Erfindungen Vorteil zieht, andererseits Arbeiter, die kein anderes Eigentum haben, als ihre Arbeitsgeschicklichkeit, und kein anderes Einkommen, als ihren Lohn. Jeder Arbeiter unseres Landbebauers hatte ihm zwölf Sack Getreide produziert, nach der Erfindung wird er achtzehn erzielen. Die Menge des Getreides, die der Bebauer produzieren kann, ist aber begrenzt, erstens durch die Ausdehnung seiner Felder, zweitens durch den Wert seines landwirtschaftlichen Kapitals, drittens durch die Nachfrage des Marktes, für den er den Überschufs seiner Ernten bestimmt hat. Er macht seine Rechnung: sieben Arbeiter, zu achtzehn Sack der Mann, werden ihm hundertsechszwanzig Sack produzieren, d. h. sechs mehr wie früher: um sie zu verkaufen, wird er nötigenfalls den Preis etwas ermäßigen. Er entläßt also drei seiner Arbeiter und fährt fort, sein Gut in derselben Ausdehnung, mit demselben Kapital aber mit nur sieben Arbeitern zu bestellen, anstatt mit zehn, denen er aber dieselben Löhne gewährt. Stellen wir nun unsere Rechnung auf.

Das Gut produziert hundertsechszwanzig Sack; wir haben sieben Arbeiter und einen Arbeitgeber, denen wir die Lebensnotdurft mit zehn Sack auf den Mann, im ganzen achtzig Sack liefern. Wir haben sechsundvierzig Sack mehr, die dem Herrn für seine Luxusgenüsse verbleiben. Beim ersten Los werden vierundzwanzig Sack in natura auf dem Gut gegessen, anstatt dreiunddreißig, welche früher verzehrt wurden, sechszig Sack an Stelle von siebenzig werden gegen die Lebensnotdurft getauscht, und von denen gegessen, die die Waren produzieren, die der Arme kauft. Bei dem zweiten Lose müssen sechsundvierzig Sack an

Stelle von zehn gegen das getauscht werden, was wir Luxusgegenstände genannt haben. Sie werden also von denen gegessen, die in den Fabriken arbeiten, die Luxusgegenstände herstellen, aber nur, falls diese neuen Fabriken, die man schaffen muß, vorhanden sind. Wir haben also bei einer sehr geringen Vermehrung des Produkts eine sehr merkliche Verminderung in dem Verbrauch der beiden vorhandenen Industrien, der Landwirtschaft und der für den Armen arbeitenden Manufaktur, andererseits werden wir die frühere Nachfrage in einer kaum geborenen Industrie, der Manufaktur, die für den Reichen arbeitet, verfünffacht haben.

Um diesen Wechsel im Verbrauch, der aus einem Fortschritt der Industrie hervorgeht, der nicht durch eine grössere Nachfrage nach Arbeit veranlaßt ist, noch merklicher zu machen, wollen wir diesen selben Fortschritt unter einem anderen Gesichtspunkte betrachten. Wir haben vorausgesetzt, daß zehn Sack Getreide einen angemessenen Lohn für einen Menschen darstellt, daß er von diesen drei aufißt und sieben tauscht und daß so ein beträchtlicher Teil seines Lohnes als Lohn der für ihn schaffenden Arbeiter wiedererscheint. Das Landgut produzierte in seinem ursprünglichen Zustande hundertzwanzig Sack Getreide und bezahlte Lohn an zehn Arbeiter, dem Herrn, einem Luxusarbeiter, ferner vierundachtzig Sack, die diese zwölf Personen mit denen tauschen, die ihnen alle zum Leben notwendigen Dinge lieferten, das Getreide ausgenommen. Dies setzt noch acht zwei Fünftel Arbeiter voraus, die für sie arbeiten. Man begreift, daß diese ihrerseits sieben Zehntel des Getreides tauschen, das sie nicht aufessen, daß die, die für sie arbeiten, dasselbe thun, bis das ganze Getreide unter vierzig Personen, drei Sack auf jeden ausgeteilt ist. Von diesen vierzig Personen gebraucht nur

eine Luxusgegenstände, aber auch nur eine Person ist da, die diese produziert.

Die Industrie macht dann nach unserer Annahme den ersten Schritt durch eine Erfindung auf dem Gebiete der Landwirtschaft, wodurch die vom Landbebauer produzierte Arbeit um fünfzig Prozent vermehrt wird. Der Pächter hat drei von seinen Arbeitern entlassen und seine Produktion auf hundertsechszwanzig Sack gebracht. Sein Gut zahlt nun einen Lohn von achtzig Sack, ihm und sieben Arbeitern. Durch diese acht entsteht eine Nachfrage nach der Arbeit für den Armen, die sechzig Sack gleich ist oder fünf drei Fünfteln Arbeitern, diese Arbeiter rufen andere herbei, bis die ganzen achtzig Sack, die die Arbeit darstellt, die zur Erzielung der ganzen Ernte notwendig war, sechszwanzig zwei Dritteln Arbeitern Brot gegeben hat, die mit der Schaffung von Lebensnotdurft sich beschäftigen. Wenn man diesen Zustand mit dem vorigen vergleicht, wird man dreizehn ein Drittel darbenende Arbeiter finden, die ihr Brot noch nicht erhalten haben. Allerdings hofft man, daß sie es von der Luxusarbeit erhalten werden. In der That bietet der Eigentümer sechsvierzig Sack in Tausch gegen Luxusprodukte oder gegen solche, die er für seine persönlichen Genüsse verwenden will: da diese Arbeit noch nicht vorhanden ist, muß er sie durch einen stärkeren Lohn ermutigen, er bietet zwölf, vierzehn, fünfzehn Sack Getreide an Stelle von zehn dem, der ihm die Genüsse, die sein neuer Reichtum ihn begehren läßt, verschafft; alles, was der Luxusarbeiter über seinen notwendigen Lohn hinaus erhält, verwendet er wiederum auf Luxusgenüsse, der Rest kommt der Manufaktur für den Armen zu gute, aber erst, nachdem die Luxusmanufaktur geschaffen ist, erst nachdem die sechsvierzig Sack, die dem Herrn als Anteil zugefallen sind, durch die Hände dieser

Luxusarbeiter gegangen sind und der Überschufs durch sie getauscht ist: erst dann, sage ich, wird das Brot denen gegeben, die Arbeit anbieten. Wenn diese Verteilung sich vollzogen hat, werden von zweiundvierzig Personen, die von nun an an dieser Ernte teilhaben, siebenunddreißig drei Fünftel an Stelle von neununddreißig die zum Leben notwendigen Gegenstände produzieren, vier zwei Fünftel die Luxusgegenstände, und die Bevölkerung wird sich um zwei Personen vermehrt haben\*).

Wir finden also wie Ricardo, daß am Ende des durch kein Hindernis aufgehaltenen Umlaufs die Produktion einen Verbrauch geschaffen hat; aber man muß dabei von Zeit und von Raum absehen, wie die deutschen Metaphysiker, man muß von allen Hindernissen absehen, die den Umlauf aufhalten könnten: je näher wir aber die Sache betrachten, um so mehr sehen wir, wie zahlreich diese Hindernisse sind.

Durch die vorausgesetzte Änderung sind drei Arbeiter der Landwirtschaft entlassen worden und der Lebensunterhalt von zehn in den Manufakturen, der ehemals gesichert war, ist mehr oder weniger in Frage gestellt, er hängt lediglich von einem zukünftigen Ereignis, der Errichtung einer neuen Manufaktur, ab.

Also lediglich von der rechtzeitigen Bildung dieser Luxusarbeiter hängt die Wiederherstellung des Gleichgewichts ab, aber bis jetzt sind diese noch nicht vor-

---

\*) Wir haben vorausgesetzt, daß 10 Sack alle die für die Arbeiter notwendigen Gegenstände darstellen, bei einem Wohlstande, wie er in ihrer Klasse zu derselben Zeit gebräuchlich ist. Die 46 Sack werden dann nur  $4\frac{2}{5}$  Luxusarbeiter ernähren. Wenn ihr Lohn auf 15 Sack steigt, wird der Herr nur drei Luxusarbeiter gebrauchen, aber diese drei werden noch einen vierten für sich verwenden und dieser vierte eine gewisse Zeit einen fünften.



handen, sie müssen erst geboren werden. Der Eigentümer, der nur zehn Sack auf seinem Gut erntete, war weit davon entfernt, nach der Art von Arbeiten Verlangen zu tragen, die er sich nunmehr einbildet nötig zu haben, seitdem er sechsundvierzig erzielt. Die Wagenfabrikanten, die Zuckerbäcker, die Uhrmacher, deren Erzeugnisse er begehrt, sind noch nicht geboren. Wenn er auf sie warten will, von dem Augenblick ihrer Empfängnis an bis zu ihrer Geburt, wird das Verfahren den Menschen, die hungern, recht lang erscheinen, wenn sie warten sollen, bis die Neugeborenen arbeiten gelernt haben. Die Geduld der Ersteren wird dabei auf eine weitere grausame Probe gestellt, so kurz wir auch die Lehrzeit der Menschen annehmen wollen, die ein neues Gewerbe zu lernen bereit sind.

Hier zeigt sich noch ein weiteres Hindernis. Um eine neue Manufaktur, eine Luxusmanufaktur zu begründen, bedarf es auch eines neuen Kapitals; Maschinen müssen gebaut, Rohstoffe bestellt werden, ein ferner Handel muß in Thätigkeit treten, denn die Reichen begnügen sich nicht gern mit den Genüssen, die in ihrer Nähe erzeugt werden. Wo finden wir nun dieses neue Kapital, das vielleicht viel erheblicher ist, als dasjenige, was die Landwirtschaft verlangt? Der ganzen sozialen Maschine ist durch die Erfindung des Pfluges der Antrieb gegeben worden, oder durch die Kunst, Tiere an ihn zu spannen: ein neues Kapital hat diese Erfindung nicht entstehen lassen. Unsere Luxusarbeiter sind noch lange nicht so weit, das Getreide unserer Landbebauer zu essen, die Kleider unserer Manufakturen zu tragen, sie sind noch nicht da, sie sind vielleicht noch nicht geboren, ihre Gewerbe sind noch nicht vorhanden, die Rohstoffe, die sie bearbeiten sollen, sind von Indien nicht angelangt: alle die, an die sie ihr Brot austheilen sollen, warten vergebens darauf.

Aber versuchen wir es mit einer anderen Annahme. Unser Landbebauer-Eigentümer behält im Augenblick, in dem er die Erfindung macht, die die Produktivkräfte der Arbeit vermehrt, alle seine zehn Arbeiter, anstatt drei von ihnen zu entlassen. In der That können diese Arbeiter, die darauf angewiesen sind, von ihrer Hände Arbeit zu leben, es nicht darauf ankommen lassen, die Arme zu kreuzen und Hungers zu sterben. Sie haben nichts anderes gelernt als den Landbau und werden, solange noch ein Funken Leben in ihnen ist, fortfahren, die Arbeit ihrer Hände billiger anzubieten, um mit den vermehrten Kräften, die ihnen die neuen Erfindungen gegeben haben, Getreide zu erzeugen. Dieser Wettbewerb wird den Lohn aller Bodenbesteller sinken lassen, nehmen wir an um  $\frac{1}{10}$ , was sicher nicht zu hoch gegriffen ist, wenn wir einerseits die Zahl der Tagelöhner, die ohne Arbeit bleiben, in Betracht ziehen, andererseits die Schwierigkeit, die der Herr erfährt, seine Ausbeute um  $\frac{1}{3}$  zu vermehren\*).

In dieser neuen Hypothese wird das Gut hundertachtzig Sack hervorbringen, aber die zehn Arbeiter werden als ihren Anteil nur neunzig erhalten, denen

---

\*) Man wird vielleicht sagen, dafs es sinnlos sei, anzunehmen, dafs die Arbeiter sich mit weniger als der Notdurft begnügen, wo wir doch festgestellt haben, dafs zehn Sack den notwendigen Lohn darstellen. Aber wir wissen keineswegs, wie grofs die Menge ist, die zur Erhaltung des Lebens des Arbeiters ausreicht, und nicht von dieser haben wir gesprochen. In jedem mehr oder weniger günstigen Zustande der Gesellschaft reicht der gemeine Lohn nicht nur für die Bedürfnisse, sondern auch für die Genüsse, die mit der Handarbeit verträglich sind, aus. Dies ist der Lohn, den ich kurz den notwendigen genannt habe: man kann nicht sagen, bis zu welchem Punkte derselbe herabgedrückt werden kann, noch bis zu welchem Punkte das Leben des Arbeiters jeder Art Genusses beraubt werden kann.

wir zehn hinzufügen, die den Anteil des Herrn in den zum Leben notwendigen Gegenständen darstellen. Von diesen hundert Sack werden dreiunddreißig in natura auf dem Gute verzehrt, siebenundsechzig werden mit der Manufaktur des Armen getauscht. Vor der Erfindung verbrauchte diese siebenundsiebzig. Die Herabsetzung der Löhne hat also hier in einem noch größeren Verhältnis stattgefunden als in der Landwirtschaft. Indessen, jedermann lebt, jedermann arbeitet, und jeder kann die Wirkung erwarten, die die achtzig Sack, die der Eigentümer als Anteil erhalten hat, und die zur Ermutigung neuer Luxusarbeiten bestimmt sind, ausüben werden.

Wenn es in der That gelingt, acht neue Luxusarbeiter zu schaffen und diese bei der Verfügung über achtzig Sack, die ihnen als Anteil zufallen, ihrerseits die Manufaktur des Armen ermutigen, so wird sich die Bevölkerung nach Vollendung des Umlaufs um ein Drittel vermehrt haben, und sechzig Personen anstatt 40 werden das Getreide des Guts essen; aber auch in dieser zweiten Hypothese sehen wir von Zeit und Raum ab.

Man muß vom Raum absehen: infolge der neuen Erfindung genügen sieben Menschen zur Bebauung der Bodenfläche, die früher zehn beschäftigt hat. Um diese drei Menschen nicht zu entlassen, um sie nicht dem Hungertode zu überantworten, muß man annehmen, daß eine neue Fläche für den Anbau vorhanden ist, daß neue Ländereien zur Rodung vorhanden sind, was in allen Ländern und zu allen Zeiten, absolut gesprochen, nicht wahr sein wird. Übrigens genügt es nicht, daß das anbaufähige Land vorhanden ist, man muß auch seinen Eigentümern einen Nutzen bieten, wenn sie sich entschließen sollen, es unter Kultur zu setzen. Man untersuche nun einmal, wie die un bebauten Ländereien Europas den Nachfragen

derer entzogen sind, die sie durch ihre Arbeit wertschaffend machen wollen. Hier sind es unveräußerliche Gemeindeländereien, dort durch Erbeinsetzung an Leute gefesselte, die weder Kapitalien haben, noch imstande sind, denen Garantien zu geben, die sie ihnen leihen könnten. Endlich ist die Eitelkeit daran interessiert, alles in dem alten Zustande zu lassen. Die Rechte der Krone, der Kirche, des Adels, des Volkes, sind wechselseitig Gegner dieser Thätigkeit des Marktes, auf die die Volkswirte gerechnet haben und deren Macht ihnen unwiderstehlich erschienen ist. In der That wird es den Engländern leichter werden, die Wüsteneien Kanadas oder die des Kaffernlandes zu roden, als die Gemeindeländereien in der Nachbarschaft Londons.

Man muß von der Zeit absehen, wenn man unterstellt, daß der Landbebauer, der durch eine Erfindung der Mechanik oder einer ländlichen Industrie die Produktivkraft seiner Arbeiter um ein Drittel vermehren kann, auch ein Kapital finden wird, das zur Vermehrung seiner Ausbeute um ein Drittel genügt, zur Vermehrung seiner Werkzeuge, seiner Ackergeräte, seines Viehstandes, seiner Speicher, und das Umlaufskapital, dessen er bedarf, um seine Eingänge abzuwarten.

Man muß von der Zeit absehen, wenn man Luxusarbeiter annimmt, und ein Kapital, das bereit ist, Luxusmanufakturen zu errichten, die für den Verbrauch der achtzig Sack ausreichen, die für sie in diesem Jahre bestimmt sind, anstatt der zehn, die für sie im vorhergehenden bestimmt waren. Man muß von der Zeit absehen, wenn man sechzig Personen annimmt zur Verzehrerung des Getreides, das diese neue Ernte hervorbringen wird, während von der vorhergehenden Ernte nur vierzig zur Verzehrerung vorhanden waren.

Wenn eine Erfindung hinsichtlich der Produktiv-

kraft der Arbeit auf den Landbau angewandt wird, ohne daß sie durch eine vorhergehende Nachfrage nach Arbeit veranlaßt worden ist, wenn außerdem die Ordnung der Gesellschaft derartig ist, daß ein Einziger Eigentümer ist und alle anderen, um leben zu können, ihre Arbeit den Meistbietenden anbieten müssen, so hat ein einziger den Nutzen von der Erfindung, die der Fortschritt der Wissenschaft herbeigeführt hat; die Kapitalien, die Arbeitsstoffe, die Menschen, die Industrie fehlen, um den ganzen Rest der Gesellschaft mit dem zu schnellen Lauf des Ackerbaus ins Gleichgewicht zu setzen.

Unsere Auseinandersetzungen können ebenso auf jede andere Art Industrie, wie auf die, die Getreide hervorbringt, angewendet werden. Wenn wir aber Grund zur Sorge haben, daß schon unsere Berechnungen in Bezug auf die Landwirtschaft zu ermüdend und zu gleicher Zeit zu hypothetisch geworden sind, so mußten wir fürchten, unsere Leser noch mehr abzuschrecken, wenn wir unser Beispiel einer Manufaktur entnommen hätten, weil die Verwendung, die der Fabrikant für seine eigenen Produkte hat, erheblich geringer ist, als bei dem Landbebauer. Stelle man sich indessen einmal vor, daß eine Erfindung, die ein Drittel der Handarbeit erspart, nach und nach bei allen Fabriken eingeführt wird, die alle Arten Kleider, Gebrauchsgegenstände, Möbel für den Armen erzeugen, so wird überall der Eigentümer der Fabrik davon Nutzen ziehen, überall wird er, wenn er drei Arbeiter von zehn entläßt, einen Bruchteil mehr, mit etwas weniger Arbeitskräften produzieren, überall wird er um drei Zehntel den Verbrauch vermindern, den seine eigenen Arbeiter von seinen eigenen Artikeln gemacht haben, und er wird in demselben Verhältnis den Gebrauch vermindern, den diejenigen davon gemacht haben, die für seine Arbeiter arbeiteten.

Deshalb wird unter solchen Umständen jede Erfindung die Nachfrage in den schon bestehenden Werkstätten vermindern und zum Ausgleich dafür eine schaffen, die sich an Werkstätten wendet, die überhaupt noch nicht vorhanden sind. Jede Erfindung macht den Unterhalt eines Teils der Manufaktur des Armen von der Schaffung einer Luxusmanufaktur abhängig: man kann indessen keine Luxusmanufaktur ohne Kapitalien, ohne Arbeiter, ohne einen Zeitverlust schaffen, den diejenigen, denen man das tägliche Brot nimmt, nicht ertragen können\*).

Ich höre schon den Einwand erheben, daß ich mich der Vervollkommnung des Landbaus, der Künste, und aller Fortschritte des Menschen entgegenstelle, daß ich ohne Zweifel die Barbarei der Gesittung vorziehe, da der Pflug eine Maschine ist und das Grabescheit eine noch ältere, und daß, nach meinem System, der Mensch die Erde lediglich mit seinen Händen hätte bearbeiten sollen.

---

\*) Der Hutmacher fabriziert mit seinen zehn Arbeitern mindestens zwölfhundert Hüte jährlich; er selbst verbraucht aber mit seinen Arbeitern nur elf, und sein Umlauf ist erst dann beendet, wenn er zwölfhundert Köpfe bedeckt hat. Wenn wir aber annehmen, daß seine Umstände ganz dieselben sind wie die des Landbauers, so sehen wir, daß er sich zuerst elfhundert Hüten und der Bedeckung von elfhundert Köpfen widmet, um sich und seinen zehn Arbeitern den nötigen Lohn zu verschaffen und hundert Hüte gegen Luxusgegenstände zu seinem Gebrauch tauscht. Während nach der Erfindung, die seine Produktivkraft um ein Drittel vermehrt, seine Fabrik nicht mehr als acht seiner Hüte verbraucht, wird der direkte Tausch seiner Hüte mit der Manufaktur des Armen und der Landwirtschaft nicht mehr als siebenhundertzweiundneunzig verbrauchen, aber er wird vierhundertsechzig der Luxusmanufaktur anbieten, er bedarf sechzig neuer Köpfe zum Tragen seiner Hüte, es werden aber dreihundert Arme der Hüte entbehren müssen, bis die Luxusmanufaktur, die der reich gewordene Hutmacher ermutigt, in voller Thätigkeit ist.

Ich habe nichts Ähnliches gesagt, und ich muß mich ein für allemal gegen jede Folgerung verwahren, die man meinem System unterlegt, und die ich nicht selbst gezogen habe. Ich bin weder von denen, die mich angreifen, noch von denen, die mich verteidigen, verstanden worden, und mir ist ebenso oft über meine Verbündeten, wie über meine Gegner die Schamröthe ins Gesicht gestiegen. Man hat mich nationalökonomisch als einen Feind der Fortschritte der Gesellschaft, als einen Parteigänger barbarischer und zwangsweiser Einrichtungen hingestellt. Nein! ich will nichts von dem, was gewesen ist, aber ich will etwas besseres als das, was ist. Ich kann das, was ist, nur beurteilen, wenn ich es mit dem vergangenen vergleiche, und ich bin weit davon entfernt, alte Ruinen wieder aufzubauen, wenn ich an ihnen die ewigen Bedürfnisse der Gesellschaft darlege.

Man beachte wohl: nicht gegen die Maschinen, nicht gegen die fortschreitende Gesittung oder gegen die Erfindungen richten sich meine Einwendungen, sondern gegen die heutige Organisation der Gesellschaft, eine Organisation, die, während sie den Arbeitenden jedes anderen Eigentums beraubt als seiner Arme, ihm nicht die geringste Gewähr giebt gegen einen Wettbewerb, gegen den toll der Handel, der stets zu seinem Nachteil ausschlägt und dessen Opfer er naturgemäß werden muß. Wenn wir annehmen, daß alle Menschen untereinander gleichmäßig das Arbeitsprodukt teilen, zu dessen Herstellung sie beigetragen haben, so wird jede Erfindung in den Gewerben in allen Fällen eine Wohlthat für alle sein. Nach jedem Fortschritt in der Industrie werden sie selbst stets wählen können zwischen einer geringeren Arbeit und einer größeren Ruhe, oder derselben Arbeit und mehr Genüssen. Heutzutage ist nicht die Erfindung ein Übel, sondern die ungerechte

Teilung, die der Mensch mit ihren Früchten vornimmt.

Man berücksichtigt immer noch nicht genügend, daß wir uns in einer ganz neuen Lage der Gesellschaft befinden, für die wir noch nicht Erfahrungen gesammelt haben. Unser Streben geht dahin, jede Art von Eigentum von jeder Art Arbeit vollständig zu trennen, jedes nähere Verhältnis zwischen dem Tagelöhner und dem Herrn zu zerstören, dem ersteren jede Beteiligung an dem Nutzen des zweiten zu nehmen. Diese wirtschaftliche Organisation ist so neu, daß sie noch nicht einmal vollständig durchgeführt ist, daß nur die industriellsten, die reichsten, die in einem System, das wir eben erst versuchen, fortgeschrittensten Länder sie besitzen, in denen die landwirtschaftliche Arbeit ebenso wie die der Fabriken von Arbeitern geleistet wird, die man am Ende jeder Woche entlassen kann: dahin treiben auch wir, hierin liegt die Gefahr, vor der ich warne, und nicht in den neuen Erfindungen.

Unsere Augen haben sich dermaßen an diese neue Organisation der Gesellschaft, an diesen allgemeinen Wettbewerb gewöhnt, der zur Feindschaft zwischen der reichen und der arbeitenden Klasse ausartet, daß wir uns keine andere Art des Daseins mehr denken können, trotzdem die Trümmer dieser Existenzen uns von allen Seiten umgeben. Man glaubt mich ad absurdum führen zu können, wenn man mir die Fehler der früheren Systeme entgegen hält. In der That sind zwei oder drei in der Organisation der unteren Klassen einander gefolgt, aber darf man, weil sie, nachdem sie zuerst einiges gutes geleistet, bald darauf aber schreckliche Qualen dem Menschengeschlecht verursacht haben, schliesen, daß wir heute das richtige System haben, daß wir nicht den Grundfehler des Systems der Tagelöhner entdecken werden, wie wir



den des Systems der Sklaverei, der Vasallität, der Zünfte entdeckt haben. Als diese drei Systeme in Kraft waren, konnte man sich auch nicht denken, was man an ihre Stelle setzen könnte: die Verbesserung der bestehenden Ordnung erschien ebenso unmöglich, wie lächerlich. Ohne Zweifel wird eine Zeit kommen, in der unsere Enkel uns als nicht minder barbarisch ansehen werden, weil wir die arbeitenden Klassen ohne Garantie gelassen haben, wie sie und wir selbst die Nationen als barbarisch ansehen, die diese selben Klassen als Sklaven behandelt haben.

Jedes dieser Systeme erschien seinerseits als eine glückliche Neuerung, als ein Fortschritt in der Gesittung. Selbst die Sklaverei, so häßlich die Erinnerung an sie sein mag, folgte einem wilden Zustande allgemeinen Krieges, in dem der Mensch, beständig unter Waffen, keine Zeit für die Arbeit übrig hatte, keine Gewähr für die Früchte, die die Arbeit ihm verschaffte; die Sklaverei folgte der Niedermetzlung der Gefangenen und wurde so zu einem Fortschritt in der Gesellschaft; sie erlaubte die Anhäufung von Reichtümern und wurde bei Griechen und Römern die Grundlage einer Gesittung, die der unsrigen fast gleich war. Solange die Herren arm blieben, solange sie mit ihren Sklaven arbeiteten und dieselbe Nahrung wie sie genossen, war die Lage der Sklaven erträglich, und die Bevölkerung wuchs. Gerade die Fortschritte des Systems, der Reichtum der Herren, ihr Luxus, ihre Unkenntnis in allen Arbeiten, ihre Verachtung des Teils der Bevölkerung, von dessen Schweiß sie lebten, ihre Härte, ihr Geiz, der ohne Aufhören von dem Unterhalt dieses menschlichen Haustiers etwas abzwackte, streute den Samen der Sterblichkeit in die arbeitende Klasse. Diese Umstände trugen gerade zur Zeit des größten Glanzes des römischen Reiches zu ihrem Verschwinden bei, während vielleicht die Volks-

wirte, soweit es solche gab, den beständigen Fortschritten des Wohlstandes zujubelten.

Der fressende Krebschaden des Altertums war die Sklaverei. Der Zustand der Unterdrückung und des Elends, zu dem die Sklaven herabgedrückt waren, vernichtete die Bevölkerung des römischen Reichs und lieferte sie den Barbaren aus: nach Verlauf einiger Jahrhunderte erfanden diese ein viel hochherzigeres System: sie ersetzten durch ein Schutzverhältnis zwischen dem Herrn und seinem Dienstmann die Peitsche, die lange das Zuchtmittel der Sklaven gewesen war.

Die Feudalität hatte ihre glänzende und blühende Zeit, als der bewaffnete Vasall an der Seite seines Herrn kämpfte. Als der Herr reich geworden war und nur daran dachte, immer mehr Reichtümer zu erwerben und immer mehr Luxus zu entfalten, wurde das Joch, das er dem Armen auferlegte, wieder schwerer und das Feudalsystem unerträglich.

Die Völker gewannen dann das System der Freiheit, dem wir heute noch anhängen, aber im Augenblick, in dem die arbeitenden Menschen das Joch zerbrachen, das sie so lange getragen hatten, waren sie nicht jedes Eigentums beraubt. Auf dem Lande waren sie als Halbbauern, als Zinsmänner, als Pächter am Eigentum am Boden beteiligt. In den Städten als Mitglieder der Zünfte, der Gewerke, die sie zu ihrem gegenseitigen Schutz gebildet hatten, waren sie am Eigentum ihrer Industrie beteiligt. Erst in unsern Tagen, erst in diesem Augenblick, vernichten der Fortschritt des Reichtums und die Konkurrenz alle diese Genossenschaften. Die Umwälzung ist bis jetzt noch kaum zur Hälfte vollendet. Der reichgewordene Pächter hört auf, mit seinen Händen zu arbeiten, er trennt sich vom Tagelöhner und verhandelt mit ihm, um den billigsten Lohn zu erzielen. Der reich-

gewordene Fabrikant, anstatt in derselben Arbeitsstube mit einem Genossen und einem Lehrling zu arbeiten, verzichtet auf die persönliche Thätigkeit, vereinigt tausende von Arbeitern in seiner Fabrik und verhandelt mit ihnen zur Erzielung eines möglichst niedrigen Lohns. Allerdings ist unsere Erfahrung in dieser wirtschaftlichen Ordnung, die alle die, die besitzen, mit allen denen, die arbeiten, in einen Interessengegensatz bringt, noch sehr kurz, denn diese wirtschaftliche Ordnung hat erst begonnen.

Die Art der Anhäufung von Industrieprodukten, die ich zu erklären gesucht habe, konnte sich in den früheren Perioden der Gesellschaft kaum bilden. In dem Zustande der Barbarei, als jeder Mensch nur für sich arbeitete, somit jeder Mensch seine Bedürfnisse kannte, war nicht zu befürchten, daß er sich eine unnütze Mühe auferlegen würde, um Güter zu schaffen, nach denen er kein Verlangen trug. In dem System der Sklaverei, das nun folgte, und das die Entwicklung einer ziemlich großen Gesittung zuließ, forderte der Herr von seinem Sklaven nur die Industrieprodukte, für deren Benutzung von ihm im voraus Bestimmung getroffen war. Seine Nachfrage ging der Arbeit vorher und unterhielt sie, sein Verbrauch folgte ihr unmittelbar; eine Anhäufung wurde erst möglich, als der Sklavenhalter Fabrikant und Händler wurde, wie heute der Pflanzer auf Jamaika. In dem Feudalsystem forderte der Herr von seinem Vasallen mehr persönliche und Kriegsdienste, als einträgliche Arbeiten, die Industrie wurde eher entmutigt als angeregt, und eine Überfüllung drohte nicht. In dem genossenschaftlichen System paßte jeder, da er selbst an allen Fortschritten, die gemacht wurden, Anteil hatte, seine Anstrengungen dem Markte an, für den er arbeitete. Der Landbebauer ruhte lieber, als daß er Getreide produzierte, das er nicht verkaufen

konnte, und man hat oft den städtischen Zünften den Vorwurf gemacht, daß ihre Politik lediglich darin bestand, die Produktion zu beschränken, um Herren des Marktes zu bleiben, und immer weniger Arbeit zu liefern, als man von ihnen verlangte, um sie besser zu verkaufen. Der Zustand, in den wir jetzt eingetreten sind, ist ein vollständig neuer: die arbeitende Bevölkerung ist frei, aber für ihren Unterhalt wird ihr keinerlei Gewähr geleistet; sie muß von ihrer Arbeit leben, aber sie sieht nicht, sie kennt nicht den, der die Erzeugnisse ihrer Arbeit verbraucht, sie hat kein Mittel, ihre Anstrengungen an der Belohnung, die sie davon erwartet, zu messen. Wenn das Schicksal so vieler tausender Menschen auf einer Theorie beruht, die bis jetzt noch keine Erfahrung als richtig bestätigt hat, so thut man gut, sie mit einigem Mißtrauen zu betrachten.

Übrigens glaube man nicht, daß das Altertum niemals über die Schwierigkeit, die uns beschäftigt, nachgedacht habe, daß es ihre Lösung niemals gesucht, niemals gefunden habe. Wenn die Grundfrage der politischen Ökonomie, wie ich glaube, darin besteht, den Verbrauch mit der Produktion im Gleichgewicht zu erhalten, wenn eine notwendige Folge des Fortschrittes in den Gewerben, der Industrie und der Gesittung darin besteht, daß jeder Arbeiter einen größern Wert produziert als er verbraucht, wenn infolgedessen die Produzenten allein nicht alles verbrauchen können, so muß jedem Anwachsen der Produktivkräfte der Arbeit ein entsprechendes Anwachsen des Verbrauchs einer Klasse von Menschen gegenüberstehen, die nichts produzieren oder deren Produkte nicht verkäuflich sind. Zu diesem Ergebnis ist Malthus in seinem letzten nationalökonomischen Werke gelangt und hat hieraus den Schluß gezogen, daß selbst die Vergeudungen einer Regierung zuweilen dem öffent-

lichen Reichtum gedient haben, da sie eine Klasse von Müßiggängern und von Verbrauchern geschaffen haben, ohne die der Produktion durch die Überführung der Märkte bald ein Halt zugerufen worden wäre.

Es scheint mir, daß die Alten in ihren Betrachtungen über den allgemeinen Gang der Gesellschaft viel weiter gekommen sind als wir. Wir werden ihrer Politik die Verschwendungen der Regierung Athens nicht mehr zurechnen, als die der englischen Regierung den letztgedachten Grundsätzen von Malthus; aber sie hatten erkannt, daß drei Mittel zur Aufrechterhaltung dieses für die Gesellschaften notwendigen Gleichgewichts zwischen der Produktion und dem Verbrauch sich darboten: das erste bestand in der Verwendung des Überschusses der verkäuflichen Produktion zur Ernährung von Arbeitern, deren Arbeit nicht verkäuflich war, und zur Errichtung von öffentlichen bürgerlichen oder gottesdienstlichen Bauwerken, das zweite in der Ermutigung des Luxus der Reichen zum Verbrauch der Arbeit der Armen, das dritte in der geistigen Beschäftigung der ganzen Masse der Bürger, in ihrer Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten, um die Zeit auszufüllen, die die Fortschritte der Industrie ihnen gewährte.

Das erste Mittel, das mehr oder weniger in allen Staaten des Altertums in Übung war, war am meisten in Ägypten ausgebildet. Diese Gegend war von einer Landwirtschaft treibenden Bevölkerung bedeckt, deren Zahl erstaunlich ist: da sie die Vorzüge einer segenspendenden Sonne, eines fruchtbaren Bodens und eines Überflusses an Wasser vereinigte, entsproß ihrem Boden eine Nahrungsmenge, die weit den Verbrauch überstieg. Die Ägypter hatten eine politischen oder religiösen Vorurteilen entspringende Abneigung gegen die Schifffahrt. Sie mußten also versuchen, sich selbst zu genügen. Ihr Handel mit den Fremden war sehr

gering, sie führten weder ihr Getreide, noch die Erzeugnisse ihrer Manufakturen aus, die ohnedies niemals sehr erheblich gewesen sind. Die Form ihrer Regierung zeitigte wenig große Herren, die in Luxusgegenständen das, was ihre Nebenmenschen mit ihrem Schweiß produzierten, verbrauchten. In der That findet man neben den Trümmern so vieler Tempel, die Ägypten bedecken, keine Paläste. Allerdings gab es eine zahlreiche Klasse allmächtiger Priester, aber ihre Religion legte ihnen eine Entsagung auf, die den Luxus ausschloß: ihr persönlicher Verbrauch übertraf den der Arbeiter nur um ein geringes. Diese Priester suchten die Masse der Ägypter in der Gewohnheit einer beständigen Arbeit und einer gleichmäßigen Übung ihrer Industrie zu erhalten. Sie wollten, daß sie stets unwissend blieben, sich stets als Unterworfenen betrachteten, sie wollten, daß Müßiggang ihnen nicht erlaube, die Thätigkeiten ihres Geistes anstatt der ihres Körpers zu entwickeln, und sie gaben ihnen die ungeheure Aufgabe, in ihren Tempeln allen Göttheiten des Olymps Wohnungen zu schaffen. Monumente, wie die Welt ähnliche nicht sehen wird, bedeckten Oberägypten, ihre Abmessungen sind so ungeheure, daß man kaum glauben kann, daß menschliche Kräfte zu ihrer Aufrichtung genügt haben, und ihre Feinheit ist so vollkommen, daß es scheint, als ob die Ewigkeit denen gehört habe, die so ihre Zeit verschwendeten, um diese Baulichkeiten durch die Arbeit zahlreicher Generationen zu vollenden. Die Katakomben, die unterirdischen Gewölbe in den Felsen, die das Nilthal begrenzen, schlossen in sich nicht weniger Wunderwerke ein, das Ungeheuerliche dieser Arbeiten verwirrt unsere Sinne und unsere Vernunft. Es hat der beständigen Arbeit vieler Millionen Arbeiter mehrere Jahrhunderte hindurch bedurft, um diese zauberhafte Welt zu schaffen. Ohne Zweifel aber be-

durfte man dieser Millionen von Menschen, um das in den Speichern Ägyptens aufgehäufte Getreide zu verzehren. Man bedurfte eines ganzen Volkes von Maurern und Steinmetzen, um das zu verbrauchen, was die betriebsamen Bewohner des Nilthales nicht aufhörten zu produzieren.

Das alte Hindostan weist ebenfalls Denkmäler auf, die denen Ägyptens in Ausdehnung und Ausführung gleich sind. Auch dort war die Religion die Veranlasserin einer unnützen, aber ungeheuren Arbeit, weil die wirtschaftliche Organisation die Produzenten vervielfacht hatte, dagegen fast ganz die zum Verschwinden gebracht hatte, die verbrauchen, ohne etwas zu thun. Die Etrusker und alle Völker, bei denen Körperschaften von Priestern eine große Macht besaßen, übten mehr oder weniger die gleiche Politik. So findet man in Rom Bauwerke, die weit älter als die ersten historischen Zeiten sind, deren Erbauung, die weit vor den Anfang des römischen Reichthums zu setzen ist, sich nur durch die Macht erklären läßt, die die Priesterkollegien auf die alten Einwohner des Landes ausgeübt haben. Dank dieser Politik konnte die gesamte Bevölkerung arbeiten, ohne den Markt zu überführen. Die Sitten blieben rein, die Körper stark, die Gleichheit unangetastet, jeder nahm gleichmäÙig an dem GenuÙ öffentlicher Denkmäler teil, die durch die vereinigte Arbeit der Nation errichtet wurden. Andererseits aber verhinderte die beständige Arbeit aller jede geistige Entwicklung und die Nation befand sich so ohne Schutz der ehrgeizigen Kaste der Priester ausgeliefert, die es unternommen hatte, sie zu beherrschen.

Das zweite System des Altertums war beinahe das unsrige. In Sybaris, in Korinth, in Syrakus, in Tyros, in Karthago und später in Rom, als diese Hauptstadt der Welt sich schon ihrem Niedergang zuneigte, überließ man den Handel und die Manufakturen ihrem

natürlichen Lauf. Ein ungeheurer Überschufs der Produktion über den Verbrauch der Produzenten entstand, der zu Anfang einen großen Ausfuhrhandel schuf, bald aber eine Klasse luxuriöser Reicher entstehen ließ, deren einzige Thätigkeit darin bestand, ohne Aufhören sich den verschiedensten Genüssen hinzugeben. Diese Reichen lebten, um sich zu ruhen, um zu verbrauchen, um zu genießen, während ihre übrigen Mitbürger lebten, um zu arbeiten. Da die Arbeit fast gänzlich durch Sklavenhände geleistet wurde, konnte ein Kampf, wie er heute entbrannt ist, um möglichst billige Vergütung der Arbeit nicht entstehen. Wenn wir annehmen, daß in einigen Gewerben der Markt überfüllt war, so fesselten die Leiden, die hieraus für die Sklaven entstehen konnten, sehr wenig die Blicke der Zeitgenossen und ließen in der Geschichte keine Spuren zurück.

Aber die Gesetzgeber des Altertums, denen eine viel größere Zahl freier Staaten als uns zur Vergleichung zu Gebote stand, und die schon lange der Ansicht waren, daß eine Regierung lediglich für das Glück der ihr unterworfenen Völker begründet sei, für das Glück aller, nicht nur für das einer einzigen Klasse, verdamnten ganz und gar das System der Sybariten. Es schien ihnen vollkommen der republikanischen Gleichheit zu widersprechen, daß die einen arbeiten sollen, während die anderen genießen. Sie fanden, daß ein Übermaß von Niedrigkeit und knechtischer Unterwürfigkeit stets mit einem Übermaß von Wohlstand verbunden sei, der die Seelen verweichlicht und entnervt, daß der Strudel der Vergnügungen ebenso der Entwicklung des Geistes abträglich sei, wie die beständige Ermüdung infolge der Handarbeit. Sie hielten dafür, daß alle Bürger, wenn sie an der Ruhe Anteil hätten, die man dem Fortschritt der Industrie verdankt, ihren Charakter veredeln würden, während eine kleine Anzahl, wenn sie einem vollständigen Müßiggang



sich überlassen könne, diesen nur dem Kultus des Vergnügens opfern werde. Sie waren deshalb mit allen Philosophen und Moralisten, mit allen religiös gesinnten Menschen und namentlich mit allen Vätern der christlichen Kirche dahin einig, den Luxus zu ächten, der notwendig ebenso den Untergang der Sitten wie den der Staaten herbeiführe. Es berührt eigentlich seltsam, daß die einstimmige Meinung der Männer, deren Entscheidung wir in allen übrigen Beziehungen am höchsten achten, heute nicht einmal mehr den leisesten Einfluß auf unsere Ansichten in dieser Frage hat.

Auf diesem Grundsatz war das dritte System begründet, das Athen ebenso wie Sparta, besonders aber Rom und alle die berühmtesten Republiken des Altertums angenommen haben. Damit diejenigen, die kein anderes Einkommen als die Arbeit hatten, eine genügende Nachfrage nach Arbeit fänden, beschäftigte der Staat selbst fast ständig seine Bürger und verhinderte sie so, selbst ihre Arbeit zum Verkauf anzubieten. Die Gesetzgeber des Altertums, weit entfernt davon, wie die unsrigen, die Anhäufung der Vermögen und des Luxus zu ermutigen, wachten beständig über eine gleichmäßige Teilung der Erbschaften unter den Kindern, über die Erhaltung einer Art Gleichheit unter den Erbschaften, besonders aber über die Unterdrückung aller weichlichen oder die Pracht befördernden Gewohnheiten, um den Bürgern den Wunsch und die Gelegenheit zu nehmen, sich einem zu großen Verbrauch hinzugeben, sie dagegen zu veranlassen, Nüchternheit, Einfachheit und Enthaltbarkeit zu Ehren zu bringen. Sie wünschten, daß jeder, wie er teil an der körperlichen Thätigkeit habe, auch teil habe an der geistigen Thätigkeit und an den Genüssen. Um diese gleiche Teilung aufrecht zu erhalten, lenkten sie die Bürger von der Handarbeit ab und gestatteten ihnen nur, einen kleinen Teil ihrer Zeit der Landwirt-

schaft oder der Leitung von Künsten und Handwerken zu widmen; sie beriefen sie auf den Markt, um zu beraten, in die Gerichte, um Recht zu sprechen, in die Akademie, in die Säulenhallen, um ihren Geist zu schärfen und ihre Seele durch Lehre zu erheben, in das Theater, um ihren Geschmack zu bilden und ihnen die attische Feinheit einzuflößen, in die Tempel, um ihrer Einbildungskraft zu schmeicheln und sie die Hoffnungen auf die Zukunft mit den Genüssen des Lebens vereinigen zu lassen.

Die Anwendung der Mechanik auf die Künste und die Industrie verminderte fortschreitend die Menge von Arbeit, die zur Erhaltung des menschlichen Lebens notwendig ist. Hieraus könnte man aber keinen Grund für eine wirtschaftliche Ordnung herleiten, die einem Menschen gestattet, sich zu ruhen, für zwei, vier, zehn, hundert, tausend zu verbrauchen und zu genießen, oder ihm erlaubt, für sich den Gesamtnutzen zu behalten und noch dahin zu streben, den Anteil des Arbeiters im Verhältnis zur Vermehrung des Produkts herabzudrücken: die Ersparnis, die man an der Arbeit aller machte, kam allen zu gute, der atheniensische Bürger begnügte sich, trotz der Fortschritte der Industrie, mit dem gröbsten Stoffe für seinen Mantel, mit Brot und getrockneten Feigen als Nahrung. Aber sicherlich hatte das Fehlen jedes Luxus nicht die Geschmeidigkeit seines Geistes oder die Feinheit seines Geschmacks zerstört. Wenn er als Gesetzgeber die Genüsse ächtete, hatte er als Privatmann nicht die Thätigkeit und die Spannkraft seines Charakters verloren, und als der Athener Reichtümer brauchte, nicht für sich, sondern für das Vaterland, genügte der unfruchtbare Boden Attikas für die Kriegsrüstung dieser Republik, die Kleinasien und Sizilien erzittern liefs, sie genügte für die Ausrüstung dieser Kolonien, die bis an die entferntesten Gestade die Grundsätze der wahren Ge-

sittung trugen. Der einzige Luxus Athens waren die Männer, die die Republik hervorbrachte. Glückliche das Land, welches ähnliche hervorbringen wird! Glückliche die ganze Welt, wenn das befreite Griechenland so edle Vorbilder bald wieder zum Leben erweckt!

Man wird vielleicht meinen, daß wir uns recht weit von der Frage entfernt haben, die zwischen uns und Ricardo zur Besprechung steht, und daß es einen größern Wert haben würde, aufzuzeigen, was wir thun sollen, als zu erzählen, was das Altertum gethan hat. Aber was wir thun sollen, ist eine Frage von unbegrenzter Schwierigkeit, die wir keineswegs die Absicht haben, heute zu behandeln. Wir wünschen die Volkswirte zu überzeugen, so vollständig, wie wir selbst davon überzeugt sind, daß ihre Wissenschaft bis jetzt eine falsche Bahn verfolgt hat. Wir haben aber nicht das nötige Zutrauen zu uns, um ihnen den wahren Weg zu zeigen: es hiesse unserm Geiste eine zu große Anstrengung zumuten, die Gestaltung der Gesellschaft, wie sie sein soll, darzulegen. Wo wäre indessen ein Mensch stark genug, um sich eine Organisation zu denken, die noch nicht vorhanden ist, in die Zukunft zu sehen, da es doch schon Mühe genug kostet, nur das Vorhandene zu sehen? Wenn indessen alle erleuchteten Geister sich vereinigen, nach der Gewähr zu suchen, die die Gesellschaft den Klassen schuldet, die mit ihrer Ernährung betraut sind, so könnte vielleicht die Vereinigung der geistigen Fähigkeiten aller das erreichen, was einem Einzigen zu erreichen unmöglich ist.

Beenden wir also die Zergliederung des bestehenden Systems, ehe wir an das denken, das es ersetzen soll, verfolgen wir seinen Lauf, beurteilen wir es, ohne uns durch die Vergleichung mit einer vollständig idealen Theorie abziehen zu lassen. Wenn ich hier ein Heilmittel gegen die thatsächlichen Übel der Ge-

sellschaft vorschläge, so würde die Kritik die Beurteilung ablehnen, oder die Schätzung dieser Übel oder mein Heilmittel für schlimmer halten, als diese Übel, und es wahrscheinlich einfach verdammen, und die Frage des Gleichgewichts zwischen Konsumtion und Produktion wäre in keiner Weise entschieden.

Ich erlaube mir also zu bemerken, daß die Annahme, ich hätte in den Geistern die vollständige Überzeugung gefestigt, man könne von der Gesetzgebung alle die Änderungen verlangen, die ich wünschte, keineswegs gestattet, mir den Gedanken unterzulegen, daß ich die Fortschritte der Produktion hindern oder die Anwendung der Wissenschaften auf die Gewerbe und die Erfindung von Maschinen beschränken möchte. Ich wünsche nur nach Mitteln zu suchen, die Früchte der Arbeit denen zu sichern, die die Arbeit leisten, den Nutzen der Maschine dem zuzuwenden, der die Maschine in Thätigkeit setzt. Wäre mir dieses gelungen, so würde ich mich auf das Interesse der Produzenten verlassen, daß sie kein Werk anfertigen, nach dem keine Nachfrage ist. Sowie der Produzent als eine einzelne Person betrachtet werden kann, der durch ein Einzelinteresse bewegt wird, so wird er doch stets durch die sprichwörtliche Regel geleitet, daß es besser ist zu ruhen, als um Nichts zu arbeiten. So werden alle Erleichterungen, die man ihm für seine Arbeit giebt, ihn niemals bestimmen, mehr zu produzieren, als man von ihm verlangt, er wird der Ruhe pflegen, er wird genießen, wenn er seine Arbeit gemacht hat, gleichviel ob diese in zwölf oder in zwei Stunden vollendet wird. Die Interessengegensätze zwischen den Produzenten, die bei derselben Arbeit in Wettbewerb stehen, zwischen den Herren und den Arbeitern, bewirken dagegen lediglich die Einschnürung der Märkte. Das Gleichgewicht zwischen ihnen lenkt von dem anderen wichtigeren Gleichgewicht zwischen den Produzenten und

den Verbrauchern ab. Die Arbeitgeber unternehmen ein Werk, nicht weil die Verbraucher es von ihnen begehren, sondern weil die Arbeiter ihnen ihre Arbeit billig anbieten.

Den Versuch, von neuem die Interessen derer, die in derselben Produktion in Wettbewerb treten, zu einen, anstatt sie in einen Gegensatz zu setzen, müssen die Gesetzgeber machen. Ohne Zweifel ist er schwierig, aber ich glaube nicht, daß er so schwierig ist, als man annimmt. Es wäre schon viel gethan, wenn man die Gesetzgebung verhinderte, in einer Richtung, die diesem sozialen Interesse diametral entgegengesetzt ist, thätig zu sein. Wenn man alle Gesetze aufhobe, die der Teilung der Erbschaften entgegenstehen und die durch die Begünstigung der Bildung oder der Erhaltung großer Vermögen die Austeilung des Kapitals oder des Eigentums am Boden in kleinen Anteilen an die verhindern, welche die Arbeit leisten; wenn man alle Gesetze aufhobe, die die Koalitionen der Meister gegen die Arbeiter schützen, alle die, die die Arbeiter ihrer natürlichen Mittel, Widerstand zu leisten, berauben\*); die Prüfung der einen und der andern, die Prüfung derer, die den Meister verpflichten, dem Arbeiter, den er beschäftigt, den Unterhalt zu gewährleisten, wäre langwierig, wäre schwierig, und wir wollen heute darauf nicht eingehen. Es genügt uns,

---

\*) Im Augenblick, in dem diese Zeilen in Druck gehen, im Jahre 1824, las man in den Zeitungen, daß die Seidenarbeiter in Macclesfield nur elf Stunden täglich arbeiten, und daß ihnen die Überstunde bezahlt werde, wenn sie zwölf Stunden arbeiteten. Am Sonnabend, den 3. April, beschlossen die Fabrikanten, vom nächsten Montag ab zwölf Stunden täglich arbeiten zu lassen, ohne den gewöhnlichen Tagelohn zu erhöhen. Die Arbeiter haben Widerstand geleistet, man hat gegen sie das Kriegerrecht verkündet. Was war nun der Beweggrund der Herren? Das Fallen der Preise. Weil sie zuviel Waren haben, begehren sie deren mehr zu einem billigeren Preise.

aufgezeigt zu haben, wo das Heilmittel zu suchen ist gegen die Übel, an denen die Gesellschaft krank und von denen sie bedroht ist.

Während wir die Zeit, die noch sehr weit entfernt sein kann, erwarten, in der die vereinigten Wünsche der Volkswirte der Regierung einen Wechsel in dem System der Gesetze empfehlen können, scheint uns die Besprechung, in die wir eingetreten sind, auch heute einige praktische Erfolge zeitigen zu können. Wir glauben, daß die wachsende Nachfrage nach Arbeit in der Gesellschaft das beständige regelmässige jährliche Ergebnis der Fortschritte des Menschen ist. Diese Nachfrage ist ihrerseits die wohlthätige Ursache der Industrie, jeder Vervollkommnung in den Künsten. Wenn eine Nachfrage nach einer neuen Arbeit erfolgt, will sagen eine neue Fähigkeit sie zu bezahlen und ein neues Bedürfnis sie zu verbrauchen, so werden alle Fortschritte, die die Gesellschaft zur Befriedigung dieser Nachfrage macht, allen zum Vorteil gereichen. Einerseits wird es ein Ansporn sein, die Bevölkerung zu vermehren, mehr Ehen werden geschlossen, mehr Kinder aufgezogen werden, diese werden bessere Anleitung erhalten; wenn sie groß werden, wird mehr Arbeit für sie vorhanden sein. Alle diese Ergebnisse können indessen nur nach und nach in ziemlich langer Zeit erreicht werden, sollen sie nicht das Gleichgewicht stören und eine Überfüllung verursachen. Dann wird die neue Bevölkerung, die im Laufe von zehn, fünfzehn und zwanzig Jahren in Thätigkeit tritt, dahin kommen, nicht etwa die heute begehrten Arbeiten zu machen, sondern denen zu dienen, die die heutigen Arbeiten nach und nach bereichern werden.

Andererseits wird ein Anstofs zur Vergrößerung der mechanischen Kraft des Menschen gegeben werden. Die Arbeit, die heute verlangt wird, kann nur durch die heute lebenden Menschen geleistet werden, sie

müssen also mehr Stunden täglich ihrer Arbeit widmen, oder alle Mittel, die die Wissenschaft ihnen bietet, anwenden, um mehr als bisher anzufertigen: jedes Anwachsen ihrer Produktivkräfte, vorausgesetzt, daß sie nicht das Maß der Zahlungsfähigkeit und Verbrauchsfähigkeit derer überschreiten, die die Arbeit begehren, jedes Anwachsen, sage ich, wird einen neuen Reichtum schaffen, der seinerseits eine neue Nachfrage erregt. Der Lohn dieser geschickteren oder produktiveren Arbeiter wird erhöht werden, ihre Genuße werden mit ihrem Einkommen wachsen, sie werden eine grössere Menge Arbeiter für sich arbeiten lassen, oder von denselben mehr Arbeit verlangen, denn sie haben die Mittel, diese Vermehrung zu bezahlen. Dieselbe Summe, die eine neue Arbeit verlangt und zu ihrer Bezahlung gedient hat, wird in einer Reihe von Märkten wiedererscheinen, um alle alten Arbeiten zu beleben. Trotz des Fortschrittes der Maschinen werden die vorhandenen Menschen nicht ausreichen, alles zu machen, was man von ihnen begehrt, die neuen Wesen, die in dieser Zeit geboren werden, werden die Gewerbe, die sie erwarten, vergrößert vorfinden, die Bevölkerung wird wachsen und ebenso die Landwirtschaft, die diese grössere Bevölkerung ernähren muß.

Alle Bewegungen der Gesellschaft verknüpfen sich miteinander, eine folgt aus der andern, wie die verschiedenen Bewegungen der Räder einer Uhr. Aber wie in einer Uhr muß die bewegende Kraft, damit diese Bewegungen ineinander greifen können, an richtiger Stelle thätig sein. Wenn man aber glaubt, anstatt den Antrieb, der von der Nachfrage nach Arbeit ausgehen muß, zu erwarten, ihn durch eine verfrühte Produktion ersetzen zu können, so würde man handeln, als wenn man das Rad einer Uhr, anstatt sie wieder aufzuziehen, gewaltsam in Bewegung setzen

wollte: man würde sie zerbrechen, und die ganze Maschine würde zum Stillstand kommen.

Indessen hat die Gesellschaft Anteil an der Lebenskraft, die den Menschen innewohnt, die sie über einzelne Unbequemlichkeiten triumphieren läßt, und die selbst das Übel abstellt, das sie hervorruft. Wenn in irgend einem Zweige der Industrie die Produktion die Nachfrage überstiegen hat und der Markt überfüllt ist, so bemühen sich die Arbeiter, ihre Thätigkeit zu wechseln, das Land zu verlassen und sich schliesslich ihrer neuen Lage anzubequemen, und es wird ihnen dies fast immer in einer kürzeren oder längeren Zeit gelingen, vorausgesetzt, daß man die Umwälzung, die sich im Handel vollzieht, nicht überstürzt. In einer solchen Krisis sind die Vorurteile, die sich der Anwendung einer neuen Erfindung entgegenstellen, die Schwierigkeiten ihrer Bekanntgebung oder Nachahmung, die Hindernisse aller Art, die den Fortschritt der auf die Gewerbe angewandten Wissenschaft verlangsamten, der Menschheit von Vorteil: sie gewähren Zeit, sie gestatten der Lebenskraft thätig zu werden, sie lassen den Betroffenen Muße, sich von ihrem Sturz zu erholen und ihre Wunden zu heilen. Diese Vorurteile, die in zahlreichen Fällen der Gesellschaft vielleicht gerade den größten Schutz bieten, setzen im allgemeinen dem Einzelinteresse einen Widerstand entgegen, der zur Wiederherstellung des Gleichgewichts ausreicht. Ohne Zweifel erfindet zuweilen ein Unternehmer eine nützliche Anwendung der Wissenschaft oder entdeckt eine vorteilhafte Praxis der Fremden, begründet hierauf eine neue Industrie und schafft Produkte, für die eine Nachfrage nicht vorhanden ist. Er wiegt sich in der Hoffnung, den alten Manufakturen ihre Kunden fortzunehmen, ihnen das Geschäft zu verderben, wie der technische Ausdruck heisst, und er wird es thun zu seinem eigenen Vorteil. Im allge-



meinen giebt es eine Art Ausgleich zwischen den Einzelinteressen, der verhindert, daß ein Einzelner alle Andern gänzlich über den Haufen rennt. Dieser Erfinder wird sein möglichstes thun, um sein Geheimnis zu wahren, um allein davon Nutzen zu ziehen. Dadurch wird er um so mehr den Widerstand aller seiner Mitbewerber entflammen, denen er zu schaden sucht, den aller Arbeiter, die wohl sehen, daß seine Thätigkeit dahin treibt, ihren Lohn zu vermindern, den aller populären und lokalen Vorurteile, die immer bereit sind, Neuerungen zurückzuweisen, den der Kapitalisten, die nicht gern Unternehmungen leihen, die sie nicht kennen und nicht zu beurteilen verstehen. Er wird aber, wenn auch langsam, über alle diese Widerstände triumphieren, wenn er heftige Erschütterungen vermeidet, wenn er den Familien, die er von ihrem Platze vertreibt, die Zeit läßt, sich ein anderes Brot zu suchen, und den Verbrauchern, eine neue Nachfrage nach Arbeit entstehen zu lassen.

Im allgemeinen ist es auch nicht der natürliche Fortschritt der Industrie, wie er durch die persönlichen Interessen herbeigeführt wird, der die Überfüllung der Märkte verschuldet, und der tausende von Arbeitern zur Arbeitslosigkeit und zum Hunger verurteilt, sondern ein Einfluß, der den persönlichen Interessen entgegengesetzt ist, und der systematisch das Geschäft und die Gewerbe vernichtet. Bald waren es die Regierungen, die alle Industrien künstlich, gleichsam wie in einem Treibhaus aufzuziehen versucht und sich bestrebt haben, ihre Nation alles das machen und all das produzieren zu lassen, wonach eine Nachfrage nicht stattfand, bald waren es eifrige und geschäftsthätige Bürger, die ihrem Vaterlande keinen größern Dienst leisten zu können glaubten, als wenn sie alle Erfindungen, die den Reichtum anderer Länder ausmachten, auf einmal einführten, wenn sie

alle Vorurteile bekämpften, alle Gewohnheiten umkehrten, alle Erfindungen schnell und soweit als möglich verbreiteten und von den Kapitalisten mit Berufung auf ihren Patriotismus die Einrichtungen von Manufakturen forderten, die sie mit Berufung auf ihr Interesse nicht erhalten hätten.

Lassen wir heute die Regierungen in Frieden, deren anfeuernde Politik schon genugsam zu Erörterungen Anlaß gegeben hat. Wir wenden uns heute nur an die, die ihre Menschenliebe in die Irre führt, wenn sie sie mit aller ihrer Kraft Leistungen begünstigen läßt, die niemand von ihnen verlangt und die ihnen selbst nicht einmal einen Nutzen versprechen. Wenn es uns gelungen ist, sie zu überzeugen, daß das Produzieren keineswegs den Verbrauch gewährleistet, so werden wir sie vielleicht dahin führen, dem Grundsatz mehr Aufmerksamkeit zu schenken, auf dem ihr eigenes ökonomisches System beruht. Sie verlangen unbeschränkte Freiheit für die Industrie, weil sie annehmen, daß die Einzelinteressen sich ausgleichen und sich im Gesamtinteresse vereinigen. Mögen sie sehen, daß sie diesen Ausgleich der Einzelinteressen nur stören, wenn sie eine Manufaktur aus Liebe zur Industrie oder zur Wissenschaft schaffen, ohne die Anzeichen des Marktes zu berücksichtigen, und so die Menschen und die wirklichen Interessen einer abstrakten Theorie opfern. Die Gelehrten sollen sich stets bereit halten durch die Fortschritte in der Mechanik, der Chemie, des Naturstudiums, allen Anforderungen des Marktes zu entsprechen, sie sollen stets mächtig die Arbeit des Menschen fördern, sobald eine Mehrarbeit begehrt wird. So lange aber die gegenwärtige Organisation besteht, so lange das Dasein des Armen den Wirkungen einer freien Konkurrenz überlassen ist, dürfen sie nicht zu Gunsten der Fabrikanten gegen die Ar-

beiter ein Zusatzgewicht in die Wagschale werfen: sie müssen sich ins Gedächtnis rufen, daß der Grundsatz der Ökonomen, *laissez faire et laissez passer*, das Gehen- und Gewährenlassen, auch dahin zu verstehen ist, daß den überflüssig gewordenen Generationen die Zeit gelassen werden muß, zu einem andern Beruf überzugehen. Andererseits schlagen sie durch den unverständigen Eifer, mit dem sie die Annahme einer jeden Erfindung beschleunigen, ohne Aufhören bald eine Klasse, bald eine andere, und sie lassen die ganze Gesellschaft die dauernden Leiden kosten, die jeder jähe Wechsel hervorruft, während Verbesserungen zu Wohlthaten werden.

---

### Dritter Artikel.

#### **Bemerkungen über den Aufsatz Says: Über das Gleichgewicht zwischen Konsumtion und Produktion.**

Say hat nicht geglaubt, eine Lehre ohne Widerlegung lassen zu dürfen, die der von ihm ausgesprochenen entgegentritt. Er hatte den Satz aufgestellt: „daß die Produkte sich gegenseitig die einen die andern kaufen und daß ihre Vermehrung keine andere Wirkung hat, als die Vervielfältigung der Genüsse des Menschen und der Bevölkerung der Staaten.“ Er antwortet mir also im Juli 1824 in der *Revue encyclopédique*, er thut dies mit all der feinen Bildung, die ich von seinem Charakter erwarten konnte, mit all dem Wohlwollen, das ich von seiner Freundschaft voraussetzen durfte. Aber es begegnet ihm, was fast immer Menschen begegnet, die zu sehr mit ihren

Ansichten verwachsen sind, als dafs sie ruhig einen Gegner anhören könnten. Er glaubt mich zu erraten, versteht mich aber keineswegs. Wenigstens tritt er einer Lehre entgegen, die ich nicht als die meinige anerkenne. Nachdem er zugegeben hat, dafs man von einer bestimmten Sache eine die Bedürfnisse übersteigende Menge produzieren könne, fügt er hinzu: „dafs, wenn man einwirft, dafs jede menschliche Gesellschaft, dank der menschlichen Intelligenz und dem Vorteil, den sie aus den Kräften, die ihr die Natur und die Künste darbieten, von allen Dingen, die sich zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und zur Vermehrung ihrer Genüsse eignen, eine Menge produzieren kann, die gröfser ist, als diese Gesellschaft zu verbrauchen im Stande ist, so möchte ich fragen, wie es kommt, dafs wir keine Nation kennen, die vollständig versorgt ist, da selbst bei denen, die als blühend gelten, sieben Achtel der Bevölkerung einer Menge Produkte entbehren, die als notwendig betrachtet werden, ich will nicht sagen bei reichen Familien, aber doch in einem bescheidenen Haushalt, usw. (S. 20 u. ff.)“

Ich habe sicher Unglück, wenn es mir nicht gelungen ist, zum Verständnis zu bringen, was ich im zweiten Buch im sechsten Kapitel so ausdrücklich ausgesprochen habe: „Selbst dann, wenn die Gesellschaft eine sehr grofse Anzahl schlecht genährter, schlecht gekleideter, schlecht behauster Personen zählt, begehrt sie nur das, was sie kaufen kann, aber sie kann nur mit ihrem Einkommen kaufen.“ Ich wiederhole dies in dem Schriftchen, auf das Say antwortet: „Wenn eine Nachfrage nach einer neuen Arbeit entsteht, d. h. ein neues Mittel, sie zu bezahlen, und ein neues Bedürfnis, sie zu verbrauchen, werden alle Fortschritte, die die Gesellschaft zur Befriedigung dieser Nachfrage macht, allen zum Vorteil gereichen.“ Ich kann also nicht die Bedürfnisse, die Wünsche dieser Unglücklichen, deren

Zahl in den reichsten Ländern sich unaufhörlich vermehrt, die den ganzen Druck des Elends neben angehäuften Produkten fühlen, die zu kaufen sie keine Mittel haben, als einen Beweis dafür ansehen, daß der Verbrauch eine gröfsere Produktion fordert. Im Gegenteil, wenn die Dinge, deren sie bedürfen, nur billig sind, weil man die, die sie gemacht haben, schlechter bezahlt hat, so sehe ich darin eine Ursache mehr, daß sie nicht imstande sind, dieses Bedürfnis zu befriedigen.

Allerdings sagt Say dann: „Nicht die Verbraucher sind es, die in einer Nation fehlen, sondern die Mittel zu kaufen. Sismondi glaubt, daß diese Mittel erheblicher sein werden, wenn die Produkte seltener und demzufolge teurer sind und ihre Herstellung den Arbeitern einen gröfsern Lohn eintragen wird.“ Ich bitte um Vergebung, so lautet meine Behauptung nicht. Nach meiner Meinung muß man stets die größte Zahl der Verbraucher unter den Produzenten suchen. Ich glaube ferner, daß die Produzenten um so bessere Verbraucher sein werden, je mehr Mittel zu kaufen sie haben, wenn sie ferner an der Produktion, bei der sie thätig sind, verdienen, anstatt zu verlieren. Ich verlange keineswegs, daß die Produkte an sich selten sind, sondern nur im Verhältnis zur Nachfrage, damit derjenige, der sie zu Markte bringt, an ihrem Verkauf seinen berechtigten Nutzen findet.

Say schränkt seine Ansicht in diesem Punkte ein: „Wenn die Produktion lebhafter, die arbeitenden Kräfte vervielfältigt, mit einem Worte, die Produkte in gröfserer Menge vorhanden sind, so werden die Nationen besser und allgemeiner versorgt sein.“ Als Beweis nennt er mir die Länder, in denen die arbeitenden Kräfte besser erkannt und die Arbeitsverfahren besser ausgebildet sind, wie die gewerbfleißigsten Provinzen Englands, der Vereinigten Staaten,

Belgiens, Deutschlands und Frankreichs, die zugleich die reichsten oder wenn man will, die wenigst elendesten Länder sind. Sicherlich habe ich niemals gelehnet, daß Frankreich seit den Tagen Ludwigs XIV. seine Bevölkerung verdoppelt und seinen Verbrauch vervielfältigt hat, wie er es mir entgegenhält, ich habe nur behauptet, daß die Vervielfältigung der Produkte ein Gut ist, wenn sie begehrt, bezahlt, gebraucht werden, daß sie dagegen ein Übel ist, wenn kein Begehren nach ihnen stattfindet, und die ganze Hoffnung des Produzenten darauf beruht, den Produkten einer mit der seinigen in Wettbewerb stehenden Industrie die Verbraucher zu entziehen. Ich habe zu zeigen versucht, daß der natürliche Lauf der Nationen in der fortschreitenden Vermehrung ihrer Glückseligkeit und infolgedessen der Vermehrung ihrer Nachfrage nach neuen Produkten und der Mittel, sie zu bezahlen, besteht. Aber die Folgen unserer Einrichtungen, unserer Gesetzgebung, die die arbeitende Klasse jedes Eigentums und jeder Garantie beraubt haben, haben zu gleicher Zeit zu einer ungeordneten Arbeit angespornt, die weder zu der Nachfrage, noch zu der Kaufkraft in Verhältnis steht, die infolgedessen das Elend noch verschärft. Seit sieben Jahren habe ich diese Krankheit des sozialen Körpers dargelegt, sieben Jahre hat sie nicht aufgehört, zuzunehmen. Ich kann in einem so fortgesetzten Leiden nicht nur Unbequemlichkeiten sehen, die stets die Übergänge begleiten, und ich glaube dadurch, daß ich auf den Ursprung des Einkommens zurückgegangen bin, gezeigt zu haben, daß die Übel, unter denen wir leiden, die notwendige Folge der Fehler unserer Organisation sind, die keineswegs nahe daran sind, aufzuhören.

Say wirft mir endlich vor, daß ich die Dazwischenkunft des Staats angerufen habe, während dieser, und darin stimme ich mit ihm überein, sich

selten in die Verwaltung des privaten Reichtums gemischt hat, ohne Schaden anzurichten. Seine Dazwischenkunft soll ja nur dazu dienen, wenigstens das Übel zu zerstören, das er verursacht hat. Übrigens ist der Gesetzgeber, der das Eigentum eingerichtet hat, der die Verteilung der Erbschaften geregelt, der mehr als ein Monopol geschützt hat, der der Gewalt entgetreten, aber die List zulässt, nicht unparteiisch geblieben. Damit er das, was er geschaffen hat, ändert, verlange ich nochmals seine Thätigkeit.

Ich schliesse mit den eigenen Worten Says: „Diese Fragen sind ungeheuer, sie greifen in alle Teile der Volkswirtschaft ein, die bis jetzt zu wenig erkannt worden ist, aber alles lässt annehmen, dass diese Art von Erkenntnis in Zukunft große Fortschritte machen wird.“ Sie wird sie machen, wenn ein so gerecht denkender und so starker Geist wie der seinige sich dem Studium der neuen Erscheinung hingiebt, die die reichen Völker darbieten, bei denen das öffentliche Elend zugleich mit dem materiellen Reichtum unaufhörlich zunimmt und bei denen die Klasse, die alles produziert, täglich mehr in den Zustand versetzt wird, nichts genießen zu dürfen.

---

## Sachregister.

(Die römischen Ziffern bezeichnen die Bandzahl, die arabischen die Seitenzahl des Bandes.)

- Absatzvermehrung** durch Verminderung des Nutzens I, 273.
- Adel** für eine Monarchie notwendig I, 216.
- Alexander, Zar** I, 167.
- Amerikaner** produzieren ohne Berechnung des Marktes I, 350.
- Anleihen**, Die öffentl., e. verhängnisvolle Erfindung II, 173. — Die ersten, mit e. bestimmten Rückzahlungsfrist II, 184.
- Araber** gestatten das Eigentum an der Erde nicht dem Besitzergreifer I, 124.
- Arbeit**. Nach ihr ist der Preis einer Ware nicht zu berechnen II, 248. — die einzige Schöpferin des Reichtums I, 36, 38. — Der, der Natur entspringt der Nettoertrag der Ländereien I, 240. — Schwankungen in der Nachfrage nach ihr II, 233. — Ihre Teilung vermehrt ihre Produktivkraft I, 262; legt stets einen Teil des nationalen Kapitals fest I, 305. — Verminderung der Nachfrage nach II, 241.
- Arbeiter**, Produktive und unproduktive I, 114. — hat keinen Nutzen v. d. Vervielfältigung d. Produkte d. Arbeit II, 306.
- Arcadius und Honorius**, Gesetz des I, 156.
- Aristoteles** I, 13.
- Armentaxe** in England, eine Zusage zu den Löhnen I, 293. II, 270. — Befreiung von ihr, ein Mittel der Ermutigung der Kleinkultur II, 273, 274.
- Arretin, L.**, I, 14.
- Ausfuhr** von Rohstoffen. Ihre Verhinderung durch e. Zoll I, 335.
- Ausfuhrbeschränkungen** vermindern den Preis der Rohstoffe I, 338.
- Ausfuhrhandels**, Begünstigung des, durch die Merkantilisten I, 26.
- Ausschließungsrecht** d. Erfinders II, 256.
- Auswanderung** II, 231.
- Bank** von England II, 70. — Zahlungseinstellung II, 97. —



- Bank von Frankreich II, 73. — Die Hamburger II, 59. — von Kopenhagen II, 85. — Die russische II, 85. — von Stockholm II, 85. — Eine nationale als Ersatz der Bankiers II, 57. — nicht die Spenderin neuer Reichtümer II, 74. — häufig mehr eine Stütze der Regierung als des Handels II, 87.
- Banken. Ricardo II, 79. — bewirken eine Ersparnis II, 105. — Die ältesten Europas, als Hinterlegungsstätten für Gelder II, 58. — von ihnen ging der Gedanke des Papiergeldes aus II, 55. — die ihren Kredit an die Stelle eines wirklichen Kapitals setzen wollen, gehen unter II, 83. — Ihre Vermehrung i. den Vereinigten Staaten hat auch die Bankrotte vermehrt II, 83.
- Banken (Privat-), Regelung durch ein Gesetz II, 82.
- Banken (Provinzial-), ihre Vermehrung in England während der Zahlungseinstellung der Bank von England II, 102.
- Bankier nur der Kassierer der Kaufleute II, 56.
- Bankiers schienen nur durch ihren Kredit über unerschöpfliche Kapitalien verfügen zu können II, 67.
- Bankleiters Kunst besteht in der richtigen Beurteilung von Handelskrisen II, 101.
- Banknoten, ihr Umlaufkanal II, 65. — haben in Schottland jedes andere Geld aus dem Verkehr verdrängt II, 71, 72.
- Bankrotte in d. V. St. vermehrt durch die Vermehrung der Banken II, 83.
- Bauern als Eigentümer sind die stärkste Gewähr für d. öffentl. Ordnung I, 133.
- Bäuerliche Bevölkerung: Erleichterung d. Verkaufs unbeweglicher Güter II, 262. — ist ein Anteil am Eigentum zu sichern II, 261.
- Bern, Kanton II, 32.
- Bettel, den die öffentliche Meinung nicht brandmarkt II, 236.
- Bevölkerung findet ihr Maß an der Nachfrage nach Arbeit II, 220. — Verhinderung e. überschüssigen durch die Zünfte I, 332.
- Bodengesetzgebung sollte dahin streben, das bewegliche dem feststehenden Kapital zu nähern I, 211.
- Bodenreichtum bedarf am wenigsten des Geldes II, 6. — altangestammter für d. Adel notwendig I, 216.
- Campagna I, 179.
- Caesar I, 139, 158.
- Chinese, Der, kennt kein größeres Unglück, als keinen Sohn zu hinterlassen II, 225.
- Colbert I, 23. — suchte den Aufschwung des Handwerks und des Handels zu fördern I, 21. — Sein Name muß von dem Merkantilsystem vollständig getrennt werden I, 22.
- Coloni I, 136.
- Columella I, 136, 137, 138, 139.

- Commerçe d'économie I, 30.  
 Copyhold ist erblich geworden I, 161.  
 Copy-holders I, 189.  
 Cottagers I, 190.
- Davenant I, 21.  
 Drawback I, 325.  
 Dreifelderwirtschaft I, 122.  
 Dupont de Nemours I, 28.
- Economistes I, 28.  
 Edelmetalle I, 100. — Abnehmer ist die ganze Gesellschaft II, 31, 40. — der allgemeine Maßstab für alle Werte II, 34. — Verhältnis der beiden zu einander II, 37, 39.  
 Ehelichen Pflicht, Regelung der, durch die Kasuisten II, 227.  
 Eigentum I, 9. — Der bäuerl. Bevölkerung ist ein Anteil an ihm zu sichern II, 262.  
 Einfuhrbeschränkungen sind vererblich I, 338.  
 Einkommen, drei Arten des: Rente, Gewinn, Lohn I, 65. — des Einen wird zum Kapital für den Andern I, 64. — Vermehrung d. E. der Gesellschaft hängt nicht von dem Produzenten ab I, 264. — Ein geringeres, soll zu e. maßlosen Bevölkerung anreizen II, 203. — aus Grund und Boden am leichtesten zu besteuern II, 137. — nur ein kleiner Teil des Bodenreichtums II, 7. — Das erste ist das der Grundeigentümer II, 132. — aus dem Handel entspringt der Arbeit des Menschen I, 250. — aus d. Handel u. der Industrie II, 155. — das nur d. Inhaber wechselt, ist kein neues I, 275. — eine materielle und verbrauchbare Sache II, 15. — Quellen des I, 77 u. ff. — der Reichen wurde als Geld angesehen I, 103. — Steuer auf das II, 131. — aus Umlaufkapitalien II, 132. — sein Verbrauch läßt keine Lücke II, 198.
- Elphinstone I, 158.  
 Emphyteuse I, 187. — ihre Ähnlichkeit mit dem Grundzins I, 188.  
 Emphyteutische Besitzer in England als Freibesitzer betrachtet I, 189.  
 Erde, Die, kann alles zum Leben nötige liefern I, 237.  
 Englands Gesetze zur Hochhaltung des Getreidepreises I, 193.  
 Enregistrement, nicht sehr beschwerlich II, 156.  
 Entvölkerung, Ursacheder, durch Entdeckung sparsamer Methoden II, 242.  
 Erbeinsetzungen, Dauernde I, 216. — ihr Ziel ist nicht erreicht I, 229.  
 Erbverträge zu Gunsten nachgeborener Söhne I, 216.
- Familien, Edle und reiche, stets geneigt auszusterben. I, 231.  
 Fearon I, 349.  
 Fiduciärerbe I, 218, 223.  
 Fines and recoveries I, 226.

- Fonds, Die öffentlichen, als Mittel zum Abschluss e. Anleihe II, 180. — sind nur e. eingebildetes Kapital, ein Teil d. jährlichen Einkommens II, 176.
- Fortschritt der Industrie verschuldet nicht d. Überfüllung d. Märkte II, 353.
- Fourier II, 281.
- Franz I. I, 19.
- Free-holders I, 189.
- Freibesitzer I, 189.
- Friedrich der Große II, 32.
- Frohne an Stelle d. Sklaverei eine Verbesserung I, 160.
- Frohndienst I, 147, 198.
- Ganilh, Anhänger Smiths, hat sich von ihm gänzlich abgewendet I, 40.
- Geburten. Ihre Zahl wird nicht nur durch die der Heiraten bestimmt I, 332. — Überschufs über die Todesfälle II, 230.
- Geld I, 102, 103. — Irrtum, dafs beträchtliche Einfuhr den Zinsfuß sinken oder dafs Ausfuhr ihn steigen läßt II, 30. — Lehre von der Gleichung desselben im Verhältnis zur Ware II, 92. — seine Herstellung ist stets ein Monopol der Regierung II, 35. — mangelt nicht, sondern das Kapital II, 20. — oder der Lohn II, 13. — hat alle Thätigkeiten d. Tausches vereinfacht I, 102. — ist an sich unfruchtbar II, 26. — seine Vervielfältigung durch Zauberei würde den Zinssatz nicht verändern II, 26.
- Geld (Metall-) die nützlichste Ausgabe II, 105.
- Geldzins II, 12.
- Genovesi I, 22.
- Gesetzgeber des Altertums halten es der republikanischen Gleichheit widersprechend, dafs die Einen arbeiten u. die Andern genießen II, 344.
- Getreidepreise, Hohe, erhöhen den Preis aller Dinge I, 193.
- Gewinn I, 65.
- Gold u. Silber. Behauptung seiner Unfruchtbarkeit durch die Kasuisten II, 26. — Gegenstand e. doppelten Nachfrage und e. doppelten Verbrauchs II, 39. — bis aufs äußerste teilbar II, 37. — Schwankungen zwischen ihnen II, 43. — eines von ihnen als der Wertmesser II, 44, 45.
- Goldstaub noch heute Vermittler des Handels in Afrika I, 101. — allg. Tauschmittel im Handel Guineas II, 3.
- Gonzaga, Fernando I, 23.
- Grofskultur pafst nur für grofse Farmer I, 177. — kann mit d. gleichen Anzahl Menschen eine viel gröfsere Arbeitsmenge leisten I, 178. — Ihr verdankt die Landwirtschaft in England ihre Fortschritte I, 185. — Wettbewerb mit ihr können d. kleinen Pächter nicht aushalten I, 174, 177.
- Grund u. Boden verkauft man nur gegen Umlaufskapital II, 10.
- Grundeigentümer, die Wirte der Nation bei den Ökonomen I, 32.
- Grundsteuer II, 137.

- Haïti**, Auf, alles zu halber Frucht bestellt I, 150.
- Hamilton** empfiehlt den Amerikanern d. Errichtung neuer Manufakturen auf Grund ihrer Schulden II, 178.
- Handarbeit** wirklich oder nominell billig I, 288. — ihr niedriger Preis eine Ursache der Billigkeit I, 288; ein nationaler Vorteil I, 290.
- Handel** mit Sparsamkeit I, 30.
- Handelsgesellschaften**, Monopol der I, 320.
- Handelskrise** in England I, 195.
- Handelsverträge** I, 321.
- Händler** leistet dem Produzenten u. dem Konsumenten Dienste I, 105.
- Heinrich IV.** I, 20.
- Heinrich VIII.** I, 19.
- d'Herbelot** I, 126.
- Industrie**, Fortschritt der, eine Ursache d. Ungleichheit I, 61.
- Kapital und Arbeit.** Ihr Zusammenwirken beruht nicht auf einem Vertrage II, 267.
- Kapital**, Das bewegliche, sollte dem feststehenden durch die Bodengesetzgebung genähert werden I, 211. — feststehendes I, 72. — früher als Geld angesehen I, 102. — mangelt nicht II, 20. — umlaufendes I, 72. — seine Vermehrung erniedrigt den Zinsfuß I, 299.
- Kapitalien**, Ihre Anhäufung führt zur Teilung der Arbeit und zur Einführung der Maschinen I, 303. — die, die Bedürfnisse der Konsumtion übersteigen, lassen den Zinsfuß fallen I, 247. — Nutzen aus den II, 133. — ihr Übermaß bestimmt häufig d. Produktion I, 283. — unzureichende gewähren ein verhältnismäßig größeres Einkommen I, 246. — Vermehrung der nationalen II, 12.
- Karl V.** I, 17, 18.
- Kasuisten** II, 227. — behaupten die Unfruchtbarkeit von Gold und Silber II, 26. — verbinden mit dem Worte Zins einen gehässigen Sinn II, 25.
- Kataster**, Ergebnis einer Berichtigung desselben II, 148.
- Katharina v. Rußland** I, 166.
- Kaufleute** boten im Notfall ihr ganzes Vermögen dem Staate an I, 22.
- Kaufpreis** wird durch die Konkurrenz bestimmt I, 260.
- Kinderarbeit** in den Fabriken I, 294, 333.
- Kirchenstaat** I, 183.
- Kleinkultur**, ein Mittel zu ihrer Ermutigung ist die Befreiung von der Armensteuer II, 273, 274.
- Kolonien** I, 323.
- Konkurrenz.** Ihre erste Wirkung ein Sinken der Löhne und eine Vermehrung der Arbeiter I, 310. — ein Vorteil für die Industrie I, 313.
- Konstantin**, Kaiser I, 155.
- Konsumtion**, Vorrat für die I, 73.
- Kopfsteuern** II, 171.
- Kornspeicher**, Öffentliche, versorgen teuer und schlecht I, 192.

- Kredit** schafft niemals einen neuen Reichtum II, 68. — der Bankiers erschien als unerschöpfliches Kapital II, 67. — dem Grundbesitzer durch Substitution entzogen I, 228.
- Krondomänen**, Die russischen, werden häufig Beamten in Pacht gegeben I, 168.
- Kupfer** als Münze zur Aushilfe bei Zahlung kleiner Summen II, 46.
- Landwirtschaft** in England. Fortschritte dank d. Grofskultur I, 185.
- Landwirtschaftlichen** Lande, Einem, sehr schwer e. auferordentliche Steuer aufzuerlegen II, 9.
- Landwirtschaftliche** Produkte, Steuern auf: Ricardo II, 167.
- Laudemium** I, 189.
- Law**, John II, 84.
- Lease-holders** I, 190.
- Leibeigene** des russischen Adels 1782: 6 678 000 I, 167.
- Leihen** auf Leibrente ein Fortschritt II, 184 u. ff.
- Leyva**, Antonio de I, 23.
- Liguori** II, 227.
- Lohn** I, 65. II, 134. — wurde als Geld angesehen I, 103. — Sinken durch die Konkurrenz I, 310.
- Ludwig XIV.** I, 20.
- Luxus**, Ächtung desselben II, 345.
- Lyoner** Brauch, alle Zahlungen nur an vier festen Zeitpunkten zu leisten II, 55.
- Macute** II, 4.
- Majorate** I, 216.
- Malthus** II, 300. — die Bevölkerung e. Landes ist durch die Menge seiner Nahrungsmittel begrenzt II, 207. — Konsumtion ist nicht d. notwendige Folge d. Produktion II, 216.
- Mandingoneger** in Afrika II, 4.
- Manufakturen**, Ermutigung der, durch die Merkantilisten I, 26.
- Markt** des spanischen Amerika hat die Wiedererstarkung der englischen Manufakturen bewirkt I, 284.
- Marktes**, Kenntnis des I, 253.
- Märkte**, Überfüllung der I, 283; nicht durch den Fortschritt d. Industrie verschuldet II, 353.
- Maschinen** sind der Bildung neuer Arbeiter gleichwertig I, 306. — ein Kind der Teilung der Arbeit I, 54. — Ihre Vervollkommnung trägt zur Verminderung der Verbraucher bei II, 251.
- Melon** I, 21.
- Mercier de la Rivière** I, 28.
- Merkantilsystem** hat noch tiefe Spuren zurückgelassen I, 27.
- Mirabeau** I, 28.
- Monarchien**, Die konstitutionellen, sind die wenigst sparsamen II, 172.
- Muiron** II, 281.
- Münzkosten** hat die Regierung zuweilen dem Lande zum Geschenk gemacht II, 36.
- Nachfrage**, Stärkere, setzt ein neues Einkommen voraus I, 262. — und Gütererzeugung, korrelativ und wandelbar II, 292.

- Nationaleinkommen besteht aus zwei Mengen I, 80, 82; soll d. nationalen Ausgaben regeln I, 88.
- Nationalreichtums, jede jährliche Vermehrung des, ist steuerfähig II, 125.
- Nationalschulden II, 177.
- Nationalvermögens, Verteilung des I, 9.
- Negerhandel I, 140.
- Nettoeinkommen I, 80, 117, 119.
- Nettoertrag, den die Natur gewährt, ruht zuweilen I, 241. — der Landwirtschaft I, 239.
- Nettoprodukt, sein Anwachsen auf Kosten des Bruttoprodukts I, 119.
- Notenbanken II, 60.
- Nutzen I, 80.
- Obrok** I, 164, 167.
- Overtrading I, 204.
- Owen II, 281, 289.
- Pacht.** In ihr sind enthalten Entgelt für die Arbeit der Erde, der Monopolpreis, der Mehrwert, das Einkommen aus den Kapitalien I, 236.
- Papiergeld, die Schuld der Regierung II, 112. — jedes Papier, das einen Zwangsumlauf hat II, 107. — ein Gedanke, der von d. Banken ausging II, 55. — fügt weder einen Kauf noch einen Verkauf dem bisherigen zu II, 91. — macht bei jeder Ausgabe eine gleiche Menge Metallgeld überflüssig II, 107. — sein Umlauf ein allgem. Bankrott II, 109. — hat zweimal das französische Umlaufkapital vernichtet II, 110. — Unterschied von d. Banknote II, 106.
- Patente II, 155.
- Physiokratismus I, 28.
- Pitt II, 87.
- Platina II, 38.
- Plato I, 15.
- Prämie für den Fabrikanten I, 324. — nur für die Fabrikation einer absolut nötigen Ware berechtigt I, 325. — von Ricardo gebilligt I, 325. — u. Rückgewähr von Zöllen nicht dasselbe I, 325.
- Preis stellt der Produzent nach dem Kostenpreis I, 256. — nicht nur nach d. Arbeit zu berechnen II, 248.
- Privatvermögen I, 9.
- Produzenten, Kampf der, um die Kunden I, 310.
- Produzieren gewährleistet nicht den Verbrauch II, 354.
- Produktion wird häufig bestimmt durch das Übermaß an Kapitalien I, 283. — Ihre Vermehrung ist ein Vorteil, wenn eine Nachfrage sie veranlaßt hat I, 306. — nimmt ab und zu im Verh. zum Bedarf I, 256. — soll ihr Maß am Volkseinkommen finden I, 63.
- Produktivkräfte der Arbeit, ihr Ziel nur Vermehrung d. Luxus I, 60.
- Quesnay** I, 28, 251. II, 254.
- Reiche,** Der, sorgt für das Wohl der Armen durch Ersparnisse an s. Einkommen I, 84.

- Reichtum I, 283. — nennen die Merkantilisten das Geld I, 24. — nur, was seinen Wert von einer mittelbaren oder unmittelbaren Arbeit erhält I, 47. — was mittelbar oder unmittelbar dem Gebrauch dient und sich aufspeichern läßt I, 47.
- Reichtümer, Die Summe der einzelnen, ist der Volksreichtum I, 38.
- Rente I, 65, 81.
- Rentner II, 153. — Freiwillige Steuer derselben II, 153.
- Reprises I, 117.
- Revolution hat die besitzenden Bauern vermehrt I, 134.
- Ricardo I, 42, 97, 282, 288. II, 253, 275, 286, 289.
- Ricardo: Arbeiter darf keinen Nutzen v. d. Vervielfältigung d. Produkte d. Arbeit haben II, 307. — behauptet ein Gleichgewicht zwischen den Gewinnen aus jeder Art von Industrie I, 232. — Die Pacht fällt stets auf den Verzehr zurück u. niemals auf den Pächter I, 241. — Die Produzenten werden wechselseitig der eine der Kunde des andern II, 320.
- Rohstoffe II, 13. — und Fabrikate I, 335. — Verhinderung des Ausgangs durch die Merkantilisten I, 27.
- Ruhetag, Beobachtung des I, 295.
- Saint-Simon II, 286.
- Salzsteuer II, 163.
- Say I, 37, 282. II, 286, 288.
- Sismondi I, 37.
- Sklavenaufstand 73—71 v. Chr. I, 138.
- Sklavenmärkte I, 139.
- Sklavenwirtschaft ist kostspielig I, 143.
- Sklaverei, ihr Anfang geht in die entlegensten Zeiten zurück I, 135.
- Smith, Adam I, 8, 354. II, 286.
- Smith, Adam, verwirft das Merkantilsystem und den Physiokratismus I, 35. — Regeln f. d. Besteuerung II, 136.
- Sonntagsruhe I, 296.
- Sparsame Regierungen verhindern nicht den nationalen Verbrauch II, 32; noch vermindern sie das Umlaufkapital II, 33.
- Sparsamkeit ist nicht immer ein Gut I, 248.
- Staat, Der, ist der reichste aller Verbraucher I, 356.
- Statut der Elisabeth II, 263.
- Statut. de donis condit. I, 226.
- Stehende Kapitalien II, 8.
- Steuart, James I, 22.
- Steuer, eine wirklich verhältnismäßige unmöglich II, 171. — Eine außerordentliche schwer e. landwirtsch. Lande aufzuerlegen II, 9. — Bei Auflegung darf man das jährl. Bruttoproduct nicht mit dem Einkommen verwechseln II, 129. — Direkte nennen die Ökonomen die auf dem Einkommen auf dem Grund und Boden ruhende II, 117. — darf nur das Einkommen treffen II, 119. — ist dem Einkommen und nicht dem Kapital aufzuerlegen II, 129.

- auf das Einkommen darf nicht die Notdurft treffen II, 125. — Eine einzige halten die Ökonomen für vorteilhaft II, 117; eine solche ist dem, der sie doch tragen müsse, direkt aufzuerlegen I, 33. — auf das Brot II, 162, 165. — eine Entschädigung für den Schutz II, 117. — Der Preis für Genüsse darf nicht von dem verlangt werden, der nichts genießt II, 129. — auf hypothek. Beleihung nicht zu empfehlen II, 157. — auf die landw. Produkte: Ricardo II, 167. — darf den Reichtum nicht in die Flucht schlagen II, 129. — auf Verbrauchsgegenstände II, 158, 160, 162, 165, 170. — Jeder soll im Verhältnis zu s. Einkommen dazu beitragen II, 119.
- Steuerfähig ist jede jährliche Vermehrung des Nationalreichtums II, 125.
- Stöpel I, 37.
- Storch I, 37. II, 86.
- Strumpfwirkerstuhl. Seine Erfindung machte sämtliche festländische Produzenten notleidend I, 267.
- Substitution entzieht d. Grundbesitzern den Kredit I, 228.
- Sully I, 20. — schärfte ein, daß Viehzucht u. Ackerbau d. beiden Brüste des Staates seien I, 20.
- System der Wirtschaft in Sybaris II, 343.
- Tavoliere di Puglia I, 126.
- Thompson II, 281.
- Thornton II, 92.
- Thür- und Fenstersteuer, eine direkte Abgabe II, 156.
- Toskana I, 183.
- Turgot I, 28.
- Umlaufskapital II, 7, 8, 9. — Das französ. zweimal durch Papiergeld vernichtet II, 110.
- Umlaufskapitalien. Ihre Vermehrung und die Verminderung des Zinsfußes vorteilhaft I, 302.
- Undertrading I, 204.
- Unterwertiges Metall nicht mehr als eine Banknote II, 47.
- Verbraucher: wenn eine Erfindung ihre Zahl nicht vermehrt, wirkt sie unheilvoll II, 247.
- Verbrauchsgegenstände, Steuern auf II, 158, 160, 162, 165, 170.
- Vereinigte Staaten v. Amerika: Papiergeld II, 80.
- Verfahren, jedes neue die Arbeit verbilligende, vermindert den Preis d. Produkts I, 271.
- Verkäufe, Summe der, hängt keineswegs von der Geldmenge ab II, 90.
- Viehzucht und Ackerbau bei Sully die beiden Brüste des Staates I, 20.
- Villici I, 136.
- Wechsel, ein Recht auf das Eigentum eines Andern II, 53. — Leichter als alle andern Guthaben zu übertragen II, 53. — Machen eine Menge Geldes für die Tauschgeschäfte überflüssig II, 54.



- Wechselwirtschaft I, 123.  
 Wert I, 283. — Der eigentl.  
 vom Tausch unabhängig I,  
 237.  
 Werte. Ihr Maßstab sind die  
 edlen Metalle II, 34.  
 Wettbewerb der Grofskultur  
 können die kleinen Pächter  
 nicht aushalten I, 174, 177.  
 Wettbewerb. Grenzen, die die  
 Gesetzgebung ihm setzen soll  
 I, 335.  
 Wiedereingang der ausgelegten  
 Gelder I, 117.  
 Wirtschaft, Die patriarchalische,  
 verbessert die Sitten I, 127.  
 Wissenschaft, Macht der I, 55.  
 Wohlthätigkeit II, 234.  
 Wucher. Versuch, jeden Zins  
 mit diesem Namen zu ächten  
 I, 300.  
 Xenophon I, 12.  
 Young, Arthur I, 297.  
 Zehnte II, 137. — auf Ernten,  
 die nach und nach gewonnen  
 werden II, 139. — Ungleich-  
 heit dieser Steuer II, 139,  
 143. — Ricardo II, 140.  
 Zinseszins, Untersagen jedes: Ein-  
 flufs hiervon auf das Fort-  
 schreiten d. Reichthums II, 26.  
 Zinsfuß. Seine Herabsetzung  
 führt zur Theilung der Arbeit  
 und zur Einführung der Ma-  
 schinen I, 303. — Versuch  
 seiner Herabsetzung ist un-  
 politisch I, 301. — niedrig  
 durch Vermehrung des Kapi-  
 tals oder Verminderung des  
 Bedürfnisses I, 299. — eine  
 Verminderung vorteilhaft I,  
 302.  
 Zoll zur Verhinderung der Aus-  
 fuhr von Rohstoffen I, 335.  
 Zollschranken werden infolge d.  
 Unmöglichkeit ihrer Aufrecht-  
 erhaltung von selbst fallen  
 I, 347.  
 Zünfte in Frankreich durch d.  
 Revolution abgeschafft I, 329.  
 — haben die Geburt einer  
 überschüssigen Bevölkerung  
 verhindert I, 332.  
 Zunftgerichtsbarkeit I, 326.



VERLAG von R. L. PRAGER in BERLIN, NW. 7.

---

**Histoire des Idées sociales avant la révolution française**  
ou les socialistes mod. devancés et dépassés  
par les anciens penseurs et philosophes.

Avec textes à l'appui.

Par

**F. Villegardelle.**

12. 220 pp. 1843. Prix 80 Pfennig.

---

**Leopold von Ranke**  
**Lichtstrahlen aus seinen Werken.**

Gesammelt und mit einem Lebensabriss herausgegeben  
von **Arthur Winckler.**

XXXII, 176 Seiten, kl. 8. 1885. Eleg. brosch. M. 3,—; geb. M. 4,—.  
Dreissig Exemplare auf Büttenpapier, auf der Presse numerirt und in  
Pergamentumschlag à M. 10,—.

---

**Diodato Liroy,**

Professor der National-Oeconomie an der Universität zu Neapel.

**Die Philosophie des Rechts.**

Nach der 2. Aufl. des Orig. mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von  
**Dr. M. di Martino.**

gr. 8. VIII, 522 Seiten. 1885. br. M. 10, eleg. Halbfranzband M. 12.

---

**Dr. H. A. Mascher, Bürgermeister.**

**Die Preussisch-Deutsche Polizei**

Polizeigesetzbuch für den prakt. Gebrauch syst. zusammengestellt.

4./5. Aufl. 72 Bogen = 1147 Seiten. Lex.-8°. 1885. br. M. 13,50, geb. M. 15.

A. u. d. Titel: „Die Polizei-Verwaltung des Preuss. Staates in Verbindung mit  
der des Deutschen Reiches“. Prospect mit ausführlicher Inhaltsangabe sowie den  
Bedingungen für Umtausch dieser neuen Aufl. gegen die veraltete erste und zweite  
steht auf Verlangen gratis und franco zu Diensten.

---

**Die Statistik und die Sozialwissenschaften.**

Von **E. Morpurgo.**

Aus dem Italienischen.

gr. 8°. VIII, 550 Seiten. Mit 3 Tafeln u. 1 Karte. 1877. Ladenpreis M. 11.

== Herabgesetzter Preis M. 5. ==

---

**H. Storch**

**Handbuch der Nationalwirthschaftslehre.**

Nach dem Französischen mit Zusätzen

von

**K. H. Rau.**

3 Bde. 8°. XX, 492 S., VIII, 518 S., VI, 498 Seiten u. Tfn. 1819—20.

Ladenpreis M. 22,50. Herabgesetzter Preis M. 5.

---

VERLAG von R. L. PRAGER in BERLIN, NW. 7.

**Wirthschaftliche Weltlage.** Börse und Geldmarkt für die Jahre 1891, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 1900,

Von **Julius Basch**,  
Redakteur der „National-Zeitung“.

Kl. 8°. 10 Hefte. 1892–1901. Eleg. brosch. Preis à M. 1.—.

**John Law und sein System.** Ein Beitrag zur Finanz- u. Münzgeschichte.

Von **S. Alexi**.

8°. 1885. VII, 67 S. mit 2 Tfn. Abbildungen u. 3 Tabellen. Brosch. M. 5.—.

**Die Volkswirtschaftslehre des Corpus juris civilis**

Von Prof. **Paul Oertmann**, Dr. iur. et phil.

8. 1891. VI, 154 Seiten. Eleg. brosch. Preis M. 4.—.

**Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln.**

Von **Hermann Heinrich Gossen**.

Neue Ausgabe. 8. 1889. VIII, 278 Seiten. Brosch. M. 5.—.

**Die deutsche Hansa in Russland.**

Von **Arthur Winckler**.

Herausgegeben mit Unterstützung des Vereins für Hansische Geschichte.

VI, 153 S. 8°. 1886. Eleg. brosch. Preis M. 4.—.

**Das Japanische Geldwesen.**

Geschichtlich und kritisch dargestellt von

**J. T. Kussaka**.

VI, 100 Seiten. 8°. 1890. Brosch. M. 2.80.

**Socialpolitische Studien.** Beiträge zur Politik, Geschichte und Ethik der socialen Frage.

Zwei Bücher.

Von **Dr. Heinrich Hirsch**.

VIII, 144 S. Gr. 8°. 1897. Eleg. brosch. Preis M. 3.—.

**G. J. Göschen**

**Theorie der auswärtigen Wechselcourse.**

Nach Leon Say's 2. franz. Ausgabe übersetzt

von **F. Stöpel**.

XII, 132 S. Gr. 8. 1875. (Ladenpreis M.2.40.) Herabgesetzter Preis M.1.50.

 **Die social-ökonomische Türkei.**

Von **Dr. V. Totomianz** und **E. Toptschjan**.

VIII, 128 S. Kl. 8°. 1901. M. 2.—.

DRUCK VON LEONHARD SIMION, BERLIN L...







Princeton University Library



32101 055984270



